This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

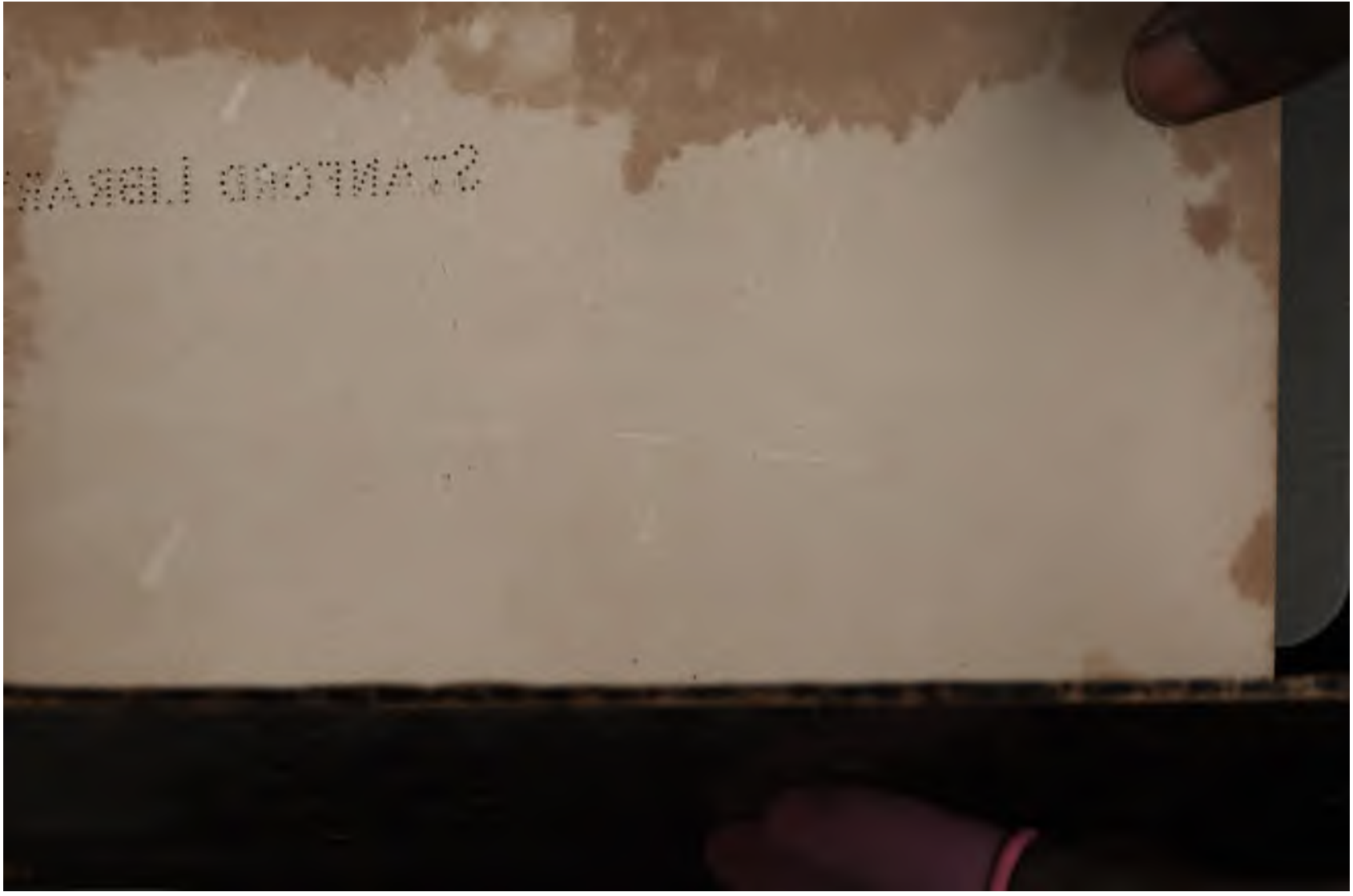
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

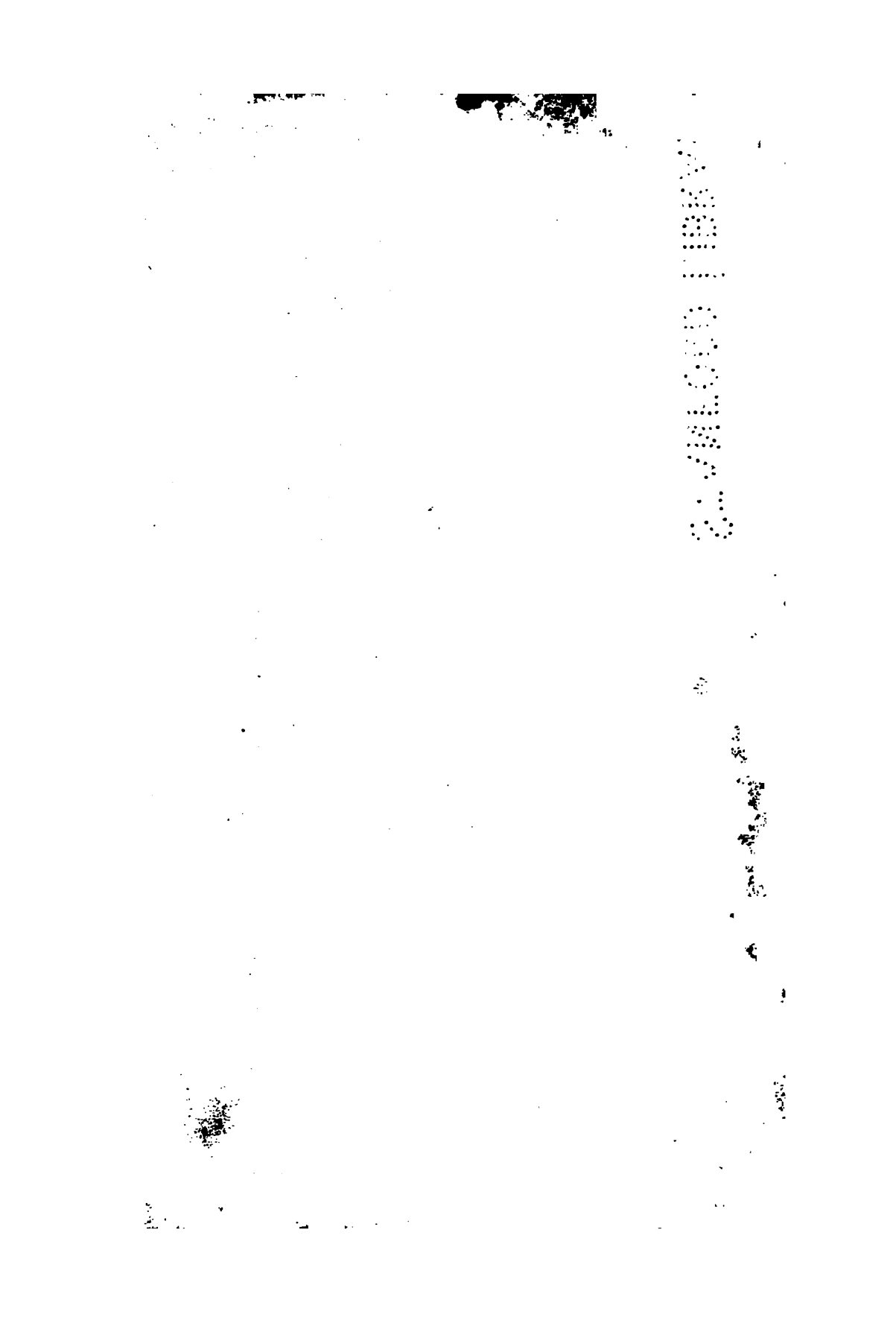
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

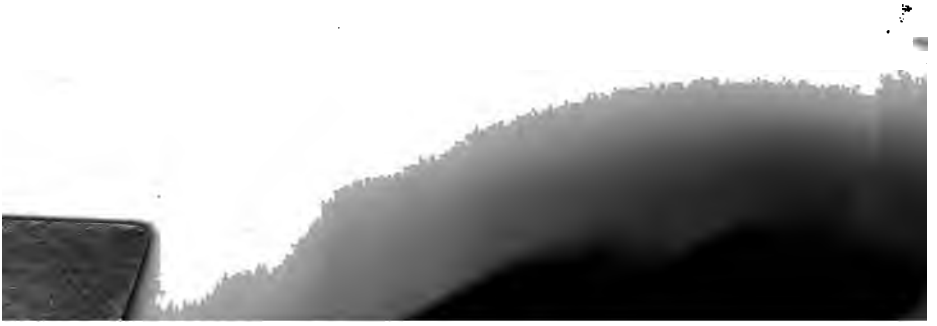
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.







Erinnerungen

aus

meinem Leben

von

Fr. Kohlrausch,
Königlich Hannoverschem General-Schuldirector.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

ARCHIVE LIBRARY

Hannover.
Hahn'sche Hofbuchhandlung.

1863.

STANFORD LIBRARY

Heinrich Friedrich Theodor Kohlrausch
geboren den 15. November 1780.

Photogr. v. J. Alve in Berlin 1853. Lith. v. C. Fischer.
Druck v. W. Korn, Berlin.

Erinnerungen

aus

meinem Leben

von

Fr. Kohlrausch,
Königlich Hannoverschem General-Schuldirector.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Hannover.
Hahn'sche Hofbuchhandlung.

1863.

166255

STAMFORD LIBRARY

Meinen

beiden älteſten Freunden,

dem

Grafen Wolf Baudiſſin

und dem

Schulrath Abeken,

im innigen Andenken

an

eine mehr als ſechzigjährige treue Freundſchaft

gewidmet.

Vorwort.

Als ich im Winter von 1860 auf 1861 in manchen Abendstunden einem Kreise meiner Enkel Erinnerungen aus meiner Jugend zu erzählen anfing und immer weiter auch in spätere Zeiten vorrückte, brachte mich ihre lebendige Theilnahme und ihr ausgesprochener Wunsch zu dem Vorsatze, das Erzählte niederzuschreiben, und so entstanden die ersten Bogen dieser Schrift. Die Freude an dieser Arbeit und die lebendige Vergegenwärtigung der wichtigen Weltbegebenheiten, die ich mit erlebt, und der bedeutenden Menschen, die ich gekannt und mit denen ich zum Theil in engeren Verhältnissen gestanden hatte, gaben mir das Gefühl, daß vielleicht ein größerer Kreis diese Lebenserinnerungen mit Theilnahme lesen werde; denn es sind wohl nicht viele unter den Lebenden, denen die Eindrücke der ersten französischen Revolution, der blühendsten Periode unserer Literatur, der Napoleonischen Zeit, der Freiheitskriege, der Schwankungen in den folgenden Jahrzehenden, der Revolutionen von 1830 und 1848, so nahe getreten sind, als mir. Und eben so darf ich glauben, daß meine Erfahrungen im Unterrichts- und

Erziehungsweſen durch das eigene Lehramt und durch die Schulorganiſations- und Verwaltungsarbeiten am Rheine, in Weſtphalen und im Königreiche Hannover einen Umfang und eine Vielſeitigkeit gewonnen haben, welche für den Schulmann und vielleicht auch für manchen andern, der die Wichtigkeit dieſes Zweiges der menſchlichen Thätigkeit erkannt hat, von Intereſſe ſein können. Einige meiner Freunde, denen ich mein Heft mittheilte, beſtärkten mich in dieſer Meinung und ſo entſchloß ich mich zur öffentlichen Bekanntmachung um ſo lieber, als ſich die Hahn'ſche Hofbuchhandlung, deren Anfänge hier in Hannover ich in meiner Schulzeit in nächſter Nähe geſehen hatte, — denn ich wohnte mehrere Jahre in demſelben Hauſe, — die mich durch den Anblick ihrer Betriebſamkeit für die Wiſſenſchaft in dem Vorſatze, mich ſelbſt dem Studium derſelben zu widmen, beſtärkte, und deren ausgezeichnete Begründer, der Vater und Oheim der jetzigen Beſitzer, mir ſo viel Wohlwollen bezeugt haben, ſich zu dem Verlage meines Buches mit freundlicher Bereitwilligkeit geneigt erklärte. Es war mir, als begönne ich die Laufbahn meiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung, welche mich in ſo enge Verbindung mit dem wichtigen Gebiete des öffentlichen Schulweſens geführt hat, von Neuem unter dem günſtigen Omen eines Inſtituts, deſſen Thätigkeit in der Beſchaffung tüchtiger Hülfsmittel für den Unterricht nun ſeit 70 Jahren derſelben einen der ehrenvollſten Plätze in der Geſchichte des deutſchen Buchhandels erworben hat.

Mag denn die Geschichte meines Lebens manchen ihrer Leser zur Bestärkung in dem Glauben an eine höhere Leitung der Schicksale jedes Einzelnen gereichen und ihn zugleich zu der Erkenntniß führen, daß ein jeder, auch ohne ausgezeichnete Begabung, durch treuen Willen und hingebenden Fleiß, wenn er nur die Sache und nicht seine Person im Auge hat, mit Nutzen für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft zu wirken vermag. Vor allem würde ich mich glücklich schätzen, wenn in vielen Jüngeren die Liebe für den wichtigen Lehrerberuf, die seltener zu werden angefangen hat, geweckt, oder wenn sie noch schwankt, gestärkt würde.

Ich schreibe fast einzig aus dem Gedächtnisse nieder, was sich diesem lebendig eingeprägt hat; ich habe kein Tagebuch gehalten und es leider, mit sehr geringer Ausnahme, versäumt, Briefe und selbst Documente über manche Lebensereignisse aufzubewahren, weil ich früher nie daran dachte, mein Leben zu beschreiben. Es ist daher leicht möglich, daß im Einzelnen ein Irrthum, namentlich in Zeitbestimmungen, untergelaufen ist. Für die Wahrheit der Thatsachen selbst aber kann ich bürgen.

Schließlich habe ich nur noch meine geneigten Leser zu bitten, daß sie den doppelten Zweck und Charakter meiner Darstellungen wohlwollend im Auge behalten und als Maßstab an das Einzelne legen wollen, nemlich einmal meine Absicht, meiner Familie und meinen näheren Freunden ein Denkmal meiner persönlichen Schicksale, von der ersten Jugend

an, ſo wie das Andenken an diejenigen Menſchen, die für mich als Wohlthäter, als Freunde, als merkwürdige oder ſelbſt große Charaktere, wichtig geworden ſind, zu hinterlaſſen, und zweitens, meine thatſächlichen Erfahrungen aus meiner amtlichen Thätigkeit in dem Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert und die dadurch gewonnenen Anſichten über Unterricht und Erziehung für einen größeren Kreis niederzulegen. Ich habe durch möglichſte Sonderung dieſer beiden Elemente meines Buches dafür zu ſorgen geſucht, daß die Leſer, je nachdem ſie ſich mehr für den einen oder anderen Theil intereſſieren, überſchlagen können, was ihnen weniger zuſagt.

Hannover, am zehnten März 1863.

Fr. Kohlrauſch.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	**Landolfshauſen**	1
	Mein Vater	3
	Die Brautfahrt	7
	Die Knabenzeit	11
	Konrad Günther	14
II.	**Mein Aufenthalt in Hannover**	17
	Das Beaulieu'ſche Haus	21
	Meine Confirmation	26
	Der Conrector Kohlrauſch	29
	Mein Onkel Detmering	32
	Der Leutnant Iffland	39
III.	**Die Univerſität**	44
	Das Examen in Hannover	50
IV.	**Rantzau**	52
V.	**Berlin**	64
VI.	**Das Jahr in Kiel**	86
VII.	**Göttingen zum zweiten Male**	95
VIII.	**Heidelberg**	103
IX.	**Göttingen zum dritten Male**	107
X.	**Unſer Leben in Barmen**	124
XI.	**Die Reden über Deutſchlands Zukunft**	138
XII.	**Das Leben in Düſſeldorf**	161
	Graf Wolf Baudiſſin	180
XIII.	**Mein Leben in Münſter**	184
	Die Gymnaſien der Provinz Weſtphalen	186
	Directoren-Conferenzen	199
	Meine amtlichen Verhältniſſe	201
	Geſellige Verhältniſſe	206
	Der General-Vicar Clemens Droſte zu Biſchering	214
	Die Kinder und Laushäuschen	220
	Die deutſche Geſchichte	228
	Meine Reiſe nach Berlin	
	Die letzten Jahre in Münſter	
	Meine Berufung nach Hannover	

Seite

XIV. Hannover vom Juni 1830 an ... 266
1. Die hannoverſchen höheren Schulen ... 270
2. Perſönliche und Familien-Verhältniſſe ... 309
Die Söhne ... 318
Mutter und Schweſter ... 321
Die Töchter ... 323
Die Heirathen ... 327
3. Das hundertjährige Jubiläum der Georgia Auguſta ... 336
Die Philologen-Verſammlung in Gotha, 1840 ... 340
Der Realunterricht ... 344
Die Conferenz in Emden, 1847 ... 347
Das Jahr 1848 ... 350
Das 25jährige Jubiläum des Ober-Schulcollegiums, 1855 .. 363
Familien-Ereigniſſe. Verluſte ... 370
Die goldene Hochzeit, 1857 ... 376
Der 8. September 1857 und 8. März 1858 ... 377
Das Georgianum in Lingen ... 386
Die Maturitäts-Prüfung ... 392
Das Syſtem des gelehrten Unterrichts ... 400
Das Gewerbeſchulweſen ... 414
Der hiſtoriſche Verein für Niederſachſen ... 416
Die Bildniſſe der deutſchen Könige und Kaiſer ... 417
Perſönliches ... 418
Noch einmal Dienſtliches ... 422
Das hohe Alter ... 425
Allgemeine Betrachtungen ... 429

Anlage I. Rede zur Einweihung des Georgianums in Lingen ... 433
Anlage II. Erinnerungen von einer Schweizerreiſe ... 438

STANFORD LIBRARY

I. Landolfshauſen.

Mein Geburtsort iſt das Dorf Landolfshauſen, drei Stunden von Göttingen, jenſeits des Heinberges, nahe an der Eichsfeldſchen Gränze bei Seeburg. Mein Vater war dort Prediger. Er ſowohl, wie meine Mutter und mein Schwager, der Paſtor Eberwein, liegen dort begraben, und meine einzige Schweſter, deſſen Witwe, bewohnt das dortige Witwenhaus, welches jetzt, im Jahre 1862, ſchon 79 Jahre im Beſitze von Mutter und Tochter geweſen iſt, — gewiß ein ſeltener Fall. Aber alle Prediger, die zwiſchen dem Jahre 1783, als mein ſeliger Vater ſtarb, und dem Jahre 1825, als mein Schwager Eberwein die Pfarre erhielt, in Landolfshauſen fungiert haben, haben entweder keine Witwen hinterlaſſen oder dieſe haben den Tod meiner ſeligen Mutter nicht erlebt; einige haben ſich wieder verheirathet. Daher erbte meine Schweſter, nachdem ſie vom Jahre 1826 an mit der Mutter im Witwenhauſe gelebt hatte, bei deren Tode im Jahre 1834 dasſelbe als rechtmäßige Beſitzerin. Eine ſo lange, durch Lebende und Todte gleichſam beſiegelte und geweihte, Verbindung mit einem Orte, ſei er Stadt oder Dorf, weiht dieſen Ort auch zu dem Familien-Mittelpuncte, und drei Generationen haben ihn als ſolchen feſtgehalten. Ich bin als Student von Göttingen in den Jahren 1799 bis 1802 dorthin zu meiner Mutter gegangen, um den Sonnabend Abend und den Sonntag bei ihr zuzubringen; meine drei Söhne ſind in den Jahren 1830 bis 1836 denſelben Weg zur Großmutter und Tante gewandert, und gleich ihnen mein älteſter Enkel in den Jahren 1858 bis 1862 zu ſeiner Großtante. Und mir ſelbſt iſt, nachdem ich im Jahre 1830 in mein Vaterland Hannover zurückgekehrt bin, kaum ein einzelnes Jahr vergangen, daß ich nicht die Wiege meines Lebens beſucht und meine Kinder und Großkinder eben

dahin geführt hätte, damit sie das friedliche Thal mit seinen freundlichen Umgebungen lieb gewinnen lernten.

Dorf und Gegend sind in der That sehr freundlich. Jenes bildet zwei lange Häuserreihen zu den Seiten eines sehr breiten Fahrweges; die eine Reihe liegt auf einer langgestreckten Höhe, die andere gegenüber ziemlich viel tiefer. Vor den Häusern stehen zum Theil hohe Linden und Eschen, zum Theil ist der Raum mit kleinen Blumengärten ausgefüllt, die einen freundlichen Anblick gewähren. Ein Mühlbach fließt hinter der niedern Häuserreihe her, bewässert grasreiche Wiesen und treibt zwei malerisch gelegene Mühlen; aber gleich dahinter erheben sich Höhen mit Fruchtfeldern aller Art und hinter diesen wiederum mehrere waldbedeckte Berge, die nach der Göttinger Seite hin als Göttinger Wald eine nicht unbeträchtliche Höhe erreichen. Hinter der oberen Häuserreihe heben sich die Fruchtfelder unmittelbar mannigfach empor, und auf ihren Höhen kann man an mehreren Stellen das ganze blaue Harzgebirge von den Clausthaler Bergen bis zum Brocken, mit seinem deutlich zu erkennenden Gasthause, und von diesem weithin allmählich sich absenkend die weitere Bergreihe verfolgen. Ja, ich habe vom Brocken aus bei klarem Wetter deutlich die Gestalt der Berge bei Landolfshausen und namentlich eine Schlucht, welche der Hengstberg mit dem Göttinger Walde bildet, erkennen können.

Selbst an einigen Felsen fehlt es bei Landolfshausen nicht, und von ihnen hat man einen reizenden Blick in das langgestreckte Dorf mit seinen Gärten und zahlreichen Bäumen und einem, zwar neugebauten und nicht hohen, aber freundlich einladenden Kirchthurme.

Diese langgestreckte Gestalt des Dorfes hat demselben ohne Zweifel den Namen gegeben, denn im Munde der Einwohner heißt es noch immer Langeshusen, hochdeutsch also etwas pathetischer Langdorfshausen, welches sich im Laufe der Zeit in das mundgerechtere Landolfshausen verwandelt hat. Der sagenbegierige Sinn des Volkes hat sich aber mit dieser prosaischen Etymologie nicht befreunden können, sondern einen Ritter Landolf erfunden, der hier gehauset und dem Dorfe den Namen gegeben habe. Zur Kirche gehören zwei

Filialdörfer: Falkenhagen und Potswenden. Den Falken ließ man sich schon gefallen, der konnte das Wappenthier des Ritters Landolf gewesen sein, aber Potswenden mußte ebenfalls einen ritterlichen Ursprung haben. Also: der Ritter Landolf war ein edler Sachse und vertheidigte seine Heimat gegen Karl den Großen, als dieser das Sachsenland mit Heeresmacht überzog. Er mußte weichen und zog sich in ein undurchdringliches Dickicht am Fuße des Hengstberges zurück, wo jetzt das Dorf Potswenden liegt. Als Karl dahin kam und dieses Dickicht sah, stutzte er und rief: „Pots, wende um!“ und sein Heer mußte umwenden. Man sieht an diesen Beispielen, wie so viele Sagen in späterer Zeit aus der Deutung von Namen entstanden sind; die vorliegende wahrscheinlich von einem halbgelehrten Schulmeister erfunden, der seine Geschichtskenntnisse unter das Volk bringen wollte. Wie solche und ähnliche Märchen aber den Knaben ergötzten, läßt sich denken.

Man wundere sich nicht über die Wichtigkeit, die ich diesem Dorfe Landolfshausen für meine Lebensgeschichte beilege. Das ist einer der Grundzüge des deutschen Wesens, welchen schon Tacitus hervorhebt, daß wir an der Erdscholle mit Liebe hängen, die unser Fuß betreten hat, als wir zum erstenmale mit demselben die mütterliche Erde berührten. Und meine Jugend ist noch in die Zeit gefallen, da die Schnellposten und Eisenbahnen die Menschen noch nicht im Fluge von einem Ende Deutschlands, ja Europas, zum andern führten und damit ihre Wurzeln im heimatlichen Boden lockerten. Die Stetigkeit der Eindrücke, namentlich in den Jahren der Jugend, giebt auch dem Geiste und dem Charakter die Stetigkeit, welche leider aus dem jüngern Geschlechte immer mehr zu verschwinden droht.

Doch ich wollte ja nicht als ein laudator temporis acti gleich im Beginne meiner Lebensbeschreibung auftreten; nur demjenigen, was meinem Leben seine Eigenthümlichkeit verliehen hat, sollte sein Recht widerfahren, und so sei denn auch meinem Vater und meiner Mutter gleich hier ihr Platz angewiesen.

Mein Vater. — Mein Vater war der Sohn eines Bäckers in Osterode. Diese Stadt steht für unsere Familie, so weit

Familien- und öffentliche Documente reichen, als Stammsitz da. Unser Name wird in den Stadtbüchern von Osterode und in den Lehnbriefen eines Familien-Lehns zuerst geschrieben: Culruz. Wir haben es gern als Kohlenruß ausgelegt und den Ursprung desselben aus den Gebirgen des Unterharzes hergeleitet, wo unsere Vorfahren als Kohlenbrenner gelebt und dem Cheruskerstamme angehört haben mögen. Nach und nach verändert sich der Name in Kolrutz, Kolruß, Kolrusch, Kolraus, Kohlrauz, bis im 17. Jahrhundert, welches möglichst viele Dehnungen und Buchstaben in jede Silbe zu bringen liebte, die jetzige Schreibart Kohlrausch erscheint und dem Namen eine ganz andere, nicht sehr angenehme, Deutung unterschiebt.

Der erste Lehnbrief, den ich in der Lehnslade habe auffinden können, ist vom Jahre 1403. Die Lehnsländereien lagen bei den Eichsfeldschen Dorfschaften Berenshausen, Germershausen, Helgershausen, bei Wulften und bei der Stadt Osterode. Mehrere Lehnbriefe über die Eichsfelder Lehne, der letzte vom Jahre 1781, sind von den Kurfürsten von Mainz ausgestellt, und die Familiensage setzt den Ursprung der Schenkung in die Zeit, wo unter den Hofchargen der Fürsten auch der Hofnarr vorkommt. Einer unserer Vorfahren soll dieses ehrenwerthe Amt bei einem Kurfürsten von Mainz bekleidet haben und einst mit ihm im Frühjahr durch die von den angeschwollenen Harzwässern durchströmten Ebenen des Eichsfeldes geritten sein. Beim Durchreiten eines solchen Wassers sei das Pferd des Kurfürsten von der Fluth fortgerissen, der Kurfürst in Lebensgefahr gerathen und vom Hofnarren Culruz gerettet; zur Belohnung habe er einige gerade erledigte Lehnsländereien auf dem Eichsfelde erhalten.

Wenn die Erzählung wahr ist, so hat sich doch meines Wissens keiner der Nachkommen zu so hohen Hofdiensten emporgeschwungen, sondern sie haben als ehrsame Bürger in Osterode gelebt, auch wohl städtische Aemter bekleidet, und erst im 18. Jahrhundert hat sich die Familie auch in andere Gegenden ausgebreitet; die Lehen aber, welche in viele Theile zergangen und gemeinschaftlich von dem Senior der

Familie, oft einem Handwerker, verwaltet, d. h. verpachtet und bei Lehnsfällen, Processen u. s. w. wahrgenommen werden mußten, sind, weil bei solcher Verwaltung zu viel verloren ging, nach und nach allodificiert und in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts verkauft worden. Meinem Vater aber hat sein Antheil, der jährlich in guten Jahren 70 bis 80 Thlr. betragen mochte, es möglich gemacht, seinem eifrigen Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung folgen zu können. Er war auch zum Bäckerhandwerke bestimmt, und da er der einzige Sohn war, so setzte sein Vater großen Werth darauf, daß er sein Geschäft demnächst fortführen möchte. Aber seine Neigung zu den Büchern war so groß, daß er in der Schule in den Freiviertelstunden, wenn die übrigen Schüler zum Spielen in den Hof eilten, sich mit einem Buche hinter die angelehnte Thür stellte, um ungesehen fortlesen und lernen zu können. Auf Zureden der Lehrer gab endlich der Vater nach, daß der Sohn sich zum Volksschullehrer vorbereiten und das Seminar in Hannover besuchen durfte; an akademische Studien war wegen Mangels an Mitteln nicht zu denken. — Auf dem Seminar gewann er bald die Aufmerksamkeit der Lehrer und besonders des Curators der Anstalt, des damaligen Abtes von Loccum, Chapuzeau. Dieser nahm sich seiner an, erkannte in ihm die Fähigkeit zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung, munterte ihn zu fortgesetzten sprachlichen Studien auf, die er schon in Osterode auf der Schule angefangen hatte, — die Schule zu Osterode war Gymnasium und hat Lehrer wie F. A. Wolf und Meinecke gehabt, — und als er zu den academischen Studien durch unermüdlichen Privatfleiß hinlänglich vorbereitet war, schaffte ihm der wohlwollende Mann auch noch einige Hülfe durch Stipendien, so daß er, etwa im Jahre 1770, die Universität Göttingen beziehen konnte. Wie eifrig er auch dort gearbeitet, und wie eingeschränkt er leben mußte, hat mir später sein Verwandter und Studiengenosse, der nachmalige Conrector Kohlrausch am Lyceum in Hannover, an einem Beispiele deutlich gemacht. Mein Vater liebte die Musik sehr und soll ein guter Clavierspieler gewesen sein. Noten zu kaufen, dazu reichten aber seine Mittel nicht aus; er lieh sie sich also von Bekannten, um sie abzuschreiben, und so findet ihn der

Vetter eines Morgens früh an seinem Schreibtische sitzend, den Kopf vor Müdigkeit auf den Tisch gesunken, nachdem er die ganze Nacht hindurch die Oper: „Die Jagd von Hiller" abgeschrieben hatte.

Leider habe ich diese einzelnen Züge nur zufällig aus den Erzählungen meiner Mutter und des genannten Conrectors Kohlrausch erfahren und im Gedächtnisse behalten, denn selbst habe ich meinen Vater kaum gekannt, da er schon in meinem dritten Jahre (1783) starb. Er muß viel Eigenthümliches, einen sehr lebendigen Geist und ein vielseitiges Streben gehabt haben. Von letzterem zeugt auch ein Zug, den ich von seinen Kandidatenjahren erfahren habe. Er wurde nemlich nach Vollendung seiner theologischen Studien Hauslehrer bei den Kindern des Ober-Postdirektors von Pape in Hannover und hat in der Familie ein ehrenvolles Andenken hinterlassen. Aber neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen hat er auch mit seinen Zöglingen, was damals nicht gewöhnlich war, sehr eifrig die Mathematik getrieben und selbst in praktische Anwendung fortgeführt. So liebte er z. B. das Studium der Befestigungskunst, machte auch seine Zöglinge mit deren Regeln bekannt, so gut es ging, und beschäftigte sie in den Freistunden eine längere Zeit damit, eine kleine Verschanzung nach allen Regeln der Kunst in dem sogenannten Postgarten vor dem Steinthore anzulegen, mit einer Genauigkeit und Ausdauer, die den Knaben das Schanzen freilich mehr wie Arbeit, als wie Vergnügen erscheinen ließ.

Ich habe mich wohl später gefragt, woher meine eigene Vorliebe für militärische Schriften und Kriegsgeschichte, sowie für den Umgang mit erfahrenen Offizieren, wo ich sie in meinem Leben getroffen habe, rühren möge, da übrigens meine Umgebung und ganze Lebensrichtung gar nicht nach der Seite hin anregend gewesen ist. Ich möchte dabei an etwas Angeborenes von meinem Vater her glauben. Ein eigener, an das Komische gränzender Zug aus seinem Leben, den ich hier einschalten will, zeugt auch von seiner militärischen Wißbegierde, oder, wenn man lieber will, Neugierde. Es war ihm nemlich vom hannoschen Consistorium schon im Jahre 1776 die Pfarre in Landolfshausen, eine der besseren, die sonst nicht leicht einem Kandidaten zu

theil wurde, zuerkannt worden, und wie denn ein auskömmlich versorgter Pastor nicht gern sein Pfarrhaus einsam bezieht, so hatte sich auch mein Vater sofort nach einer Lebensgefährtin umgesehen und eine solche in der ehrsamen Jungfrau Justine Rinne, die mit ihrer verwitweten Mutter in Hannover in stiller Zurückgezogenheit lebte, zu gewinnen das Glück gehabt. Der neue Pastor trat sein Amt an, richtete die Pfarre zum Empfang der Hausfrau ein und es sollte nun in den Herbsttagen 1776 die Hochzeit in Landolfshausen gefeiert werden.

Die Brautfahrt. — Ich kann es mir nicht versagen, zur Ergötzung meiner Enkel, welche diese Zeilen lesen werden, und zugleich zur anschaulichen Charakteristik jener Zeiten, die Hochzeitsreise ihrer seligen Urgroßmutter näher zu beschreiben. Im Jahre 1776 war von keiner Flechten- oder Lockenfrisur ohne Puder, selbst im gewöhnlichen Werktagsleben, die Rede, viel weniger bei einer Braut an ihrem Hochzeitstage, sondern das Haar mußte gebrannt, hochauftoupiert, mit Pomade befestigt und mit Puder reichlich versehen werden. Aber wie sollte ein solches Kunstwerk in Landolfshausen zustande gebracht werden? Es blieb daher nichts anders übrig, als die Hochzeitsfrisur schon in der Hauptstadt von kundiger Hand anfertigen und mit Haarnadeln möglichst befestigen zu lassen nnd darauf den ganzen Kopf für die zweitägige Reise mit einer Serviette sorgfältig zu umwinden. Und damit an Ort und Stelle die unausbleiblichen Verrückungen und Zerdrückungen mit Kennerblick wieder zurechttoupiert würden, sollte die ältere verheirathete Schwester der Braut (meine Tante Detmering,) selbst mit nach Landolfshausen reisen. (Doch darf ich nicht behaupten, daß dieses der Hauptzweck der Begleitung gewesen wäre.) Die Beschaffenheit der damaligen Wege ließ es schon als ein großes Werk erscheinen, wenn die Reise in zwei Tagen zurückgelegt werden konnte. Das erste Nachtlager wurde auf dem sogenannten Stumpfenturm, zwei Meilen diesseits Einbeck, genommen. Von da bis Northeim war keine Schwierigkeit, aber von da bis Landolfshausen, — über Göttingen wäre ein Umweg gewesen, — hinter den Bergen herum über Katlenburg und eine Reihe Dörfer wußte der hannoversche

Kutſcher den Weg nicht zu finden. Es war daher verabredet, daß der Bräutigam, der des Filials Falkenhagen wegen, wo er ſonntäglich zu predigen hatte, ein Reitpferd halten mußte, an dem zweiten Reiſetage bis Mittag in Northeim ſein ſollte, um von dort als kundiger Wegweiſer den Brautzug heimzuführen. Er machte ſich auch zeitig auf den Weg, allein ſein Unſtern wollte, daß unterwegs, vielleicht bei Lindau, eine Compagnie damaliger Landſoldaten ihre Exercierübungen trieben. Er hält an, verfolgt ihre Evolutionen mit aufmerkſamen Blicken, verſetzt ſich mit ſeinen Gedanken auf ein Schlachtfeld und ſinnt nach, wie der Feind abzuwehren oder anzugreifen ſei, — und vergißt darüber Braut und Rendezvous in Northeim. Als er aus ſeinen kriegeriſchen Betrachtungen erwachend dahin eilt, iſt die Braut nach ſchmerzlichem Harren ſchon wieder abgefahren und hat, o weh, einen falſchen Weg eingeſchlagen, ſo daß ſein Nacheilen auf dem richtigen Wege ſie ſo wenig entdecken kann, als er ihr auf ſeinem Hinritt begegnet war. Mißmuthig reitet er allein nach Landolfshauſen zurück und wartet dort vergeblich bis zum ſpäten Abend auf ihre Ankunft. Die armen Schweſtern waren von dem unkundigen Kutſcher über Stock und Stein bis zur Dunkelheit in grundloſen Wegen bis nach dem Dorfe Wake gefahren, wo die ermüdeten Pferde nicht weiter konnten. In dem kleinen, nur für die Branntweingäſte eingerichteten, Wirtshauſe, ohne irgend eine Vorrichtung zur Beherbergung für Reiſende, mußten ſie auf den hölzernen Stühlen der Wirtsſtube, die Braut mit ihrem verbundenen Kopfe, die unendlich lange Nacht zubringen. So wie der Tag graut, machen ſie ſich mit einem Boten, der den Wagen nach Landolfshauſen führt, auf den Weg und kommen ſo früh auf dem Pfarrhofe an, daß noch alles im Schlafe liegt. Der Kutſcher ſteigt ab und pocht an die Hausthür, immer härter, bis ein ſchlaftrunkener Kopf, ohne Perrücke, mit der weißen Zipfelmütze, aus dem oberen Fenſter ſieht und eben verdrießlich fragen will, wer ihn aus dem endlich über ihn gekommenen Morgenſchlafe ſtöre, als er den mit der Serviette verbundenen Kopf ſeiner Braut im Wagen erblickt, ſchnell zurückfährt, Perrücke und Schlafrock überwirft, die Hausthür aufſchließt, und den reiſenden Märty-

rerinnen aus dem Wagen hilft. Ob die gegenseitige Begrüßung mit Lachen oder mit verstimmten Mienen geschehen, erzählt die Geschichte nicht, aber daß die etwaigen Falten der Stirn an demselben Tage durch die schon vorbereitete Trauung ausgeglättet sein werden, wollen wir zur Ehre jenes Tages gern annehmen.

Mein Vater wirkte in seiner Gemeinde mit solchem Eifer, daß sein Andenken, obgleich seine Wirksamkeit nur etwa 7 Jahre dauerte, noch lange nachher im Munde der Einwohner war. Seine Ehe mit meiner Mutter war eine glückliche, doch nur zu kurze. Nachdem ein paar Knaben bald nach der Geburt gestorben waren, wurde ich am 15. November 1780 geboren und von den Eltern mit Freude begrüßt. Aber es ist nahe daran gewesen, daß diese Freude wieder getrübt und ich den Frühergeborenen früh gefolgt wäre; meine Mutter konnte den Gedanken nicht ertragen, mich nicht selbst zu nähren, und doch hatte sie nicht hinreichende Nahrung für mich, so daß ich von Tage zu Tage mehr zusammengesunken sein soll. Da rief mein Vater den alten trefflichen Hofrath Stromeyer aus Göttingen zu Hülfe, der denn auch bald die Ursache meines Hinschwindens entdeckte und ohne weitere Umstände eine gesunde Amme aus Göttingen schickte, mit der bestimmtesten Erklärung, daß, wenn das Knäblein am Leben erhalten werden sollte, die Amme sich seiner annehmen müsse. Mit Thränen gab meine Mutter nach, konnte aber lange Zeit die Amme nicht ohne Neid ansehen.

Am 20. Mai 1782 wurde dann eine Tochter geboren, meine noch lebende einzige Schwester. Aber schon hatte die Gesundheit meines Vaters zu schwanken angefangen; übermäßige Anstrengungen in seinem Amte, neben eifrigen Studien und musicalischen Uebungen, sicher auch wohl die sonntäglichen Wege zu Pferde nach dem eine kleine Stunde entlegenen Filial Falkenhagen bei Wind und Regen und Schnee, hatten seine an sich nicht starke Gesundheit untergraben und wahrscheinlich einen Fehler in der Brust erzeugt. Im Juni 1783 kommt er nach einer Copulation am Montage, nachdem er auch noch Tags vorher gepredigt hatte, aus der Kirche, legt sich ermüdet aufs Sopha in seiner oberen Arbeitsstube, genießt wenig Speise, schlum-

mert dann ein, und nach einigen Stunden hört meine Mutter einen schweren Fall oben in der Stube, eilt hinauf und findet ihn ohne Besinnung auf der Erde liegen. Im Dorfe war weder ein Arzt noch Chirurgus; der letztere wird eine Stunde weit aus Ebergötzen herbeigeholt und läßt meinem Vater zur Ader; aber die Besinnung kehrt nicht zurück und in der Nacht erfolgt der Tod.

Von dieser Katastrophe habe ich eine Erinnerung bewahrt, die mir nicht durch spätere Erzählung beigebracht sein kann, die Erinnerung nämlich, daß ich meinen Vater auf dem Sopha liegen sah, indem man ein Licht dicht an seinen Fuß hielt; ich fing an zu schreien, weil ich glaubte, man wolle ihm den Fuß verbrennen. Meine Mutter, der ich später diese Erinnerung erzählte, wußte dieselbe nicht anders zu deuten, als daß es der Augenblick gewesen sein müsse, da der Chirurgus am Fuße zur Ader lassen wollte, wobei, da es schon gegen Abend war, mit einem Lichte geleuchtet wurde. — Ich war damals eben drittehalb Jahre alt geworden.

Eine zweite ähnliche Erinnerung von ängstlicher Sorge, aber diesesmal für meine Mutter, stammt wahrscheinlich aus demselben Sommer. Ich sah nemlich meinen Vater die Treppe zu seiner Stube hinaufgehen, mit einer Reitpeitsche in der Hand und heftig redend und gesticulierend, und meine Mutter hinter ihm, wie es mir schien, sehr bestürzt und in Thränen. Ich schrie laut auf, weil ich glaubte, mein Vater wolle sie schlagen. Diese Scene hat mir meine Mutter später folgendermaßen erklärt: Mein Vater wollte ausreiten und wie gewöhnlich den Weg nicht durch den Thorweg, sondern durch die daneben liegende Thür für Fußgänger nehmen; der Knecht aber hatte versäumt, den oberen Querbalken abzunehmen, wie es sonst immer geschah, und mein Vater stößt mit solcher Gewalt mit der Stirn gegen den Balken, daß er rücklings vom Pferde fällt, sich aber aufrafft und nun voll Zorn gegen den Knecht ins Haus zurückkehrt, um sich auf seiner Stube zu erholen. Meine Mutter folgt ihm sehr erschrocken über den Unfall die Treppe hinauf. Wie lange derselbe vor seinem Tode sich ereignet und ob er zu demselben mitgewirkt habe, weiß ich nicht. Diese beiden Erinnerungen, die einzigen, die ich

von meinem Vater behalten, mögen ein Beweis dafür sein, daß das Gedächtniß des Kindes sich an die lebhaftesten Eindrücke heftet, die sein Gemüth in Furcht oder Freude bewegen, besonders wenn sie ein bestimmtes sinnliches Bild vor die Augen gebracht haben.

Die Knabenzeit. — Meine Mutter bezog nun das am Ende des unteren Dorfes gelegene Witwenhaus und widmete sich ganz der Pflege und Erziehung ihrer beiden Kinder. Aus den folgenden Jahren habe ich wenig oder gar keine Erinnerungen behalten; erst als ich in meinem sechsten Jahre in die Dorfschule geschickt wurde und dort sowohl mit den Dorfjungen, als auch mit ein paar Söhnen von Honoratioren, um sie so zu nennen, in tägliche, lebhafte Berührung kam, fangen meine Erinnerungen von Personen und Begebenheiten an bestimmter zu werden. Die beiden Honoratiorensöhne waren ein Neffe des Pastors Jenisch aus Osterode und der Sohn einer Offizierswitwe von Westernhagen, vom Eichsfelde, die wegen schmaler Einkünfte ihre Wohnung in Landolfshausen genommen hatte. Aber obgleich der Schulmeister mich mit diesen beiden, der Ehre halber, auf eine besondere Bank setzte, so verkehrten wir doch ohne besondere gegenseitige Anziehungskraft mit einander; sie sind mir auch später aus der Kunde gekommen. Dagegen waren mir einige Bauernsöhne näher getreten, wie denn die Jugend mit instinctartigem Tacte sich angezogen oder abgestoßen fühlt; und ein paar derselben haben noch im höheren Alter die Jugendfreundschaft im Andenken behalten, die auch ich nicht vergessen hatte. Ich hieß bei den Schulkameraden und deren Eltern nicht anders als „Muschö Fritz", und mit dieser Anrede wurde ich auch später noch, wenn ich als Student meine Mutter besuchte, von den früheren näheren Bekannten begrüßt.

Das ist der Vortheil der ersten Jugendjahre auf dem Lande, daß der Knabe an einfache Bedürfnisse gewöhnt wird und in kleinen Genüssen seine Befriedigung zu finden lernt. Mit den Bauerjungen im Sommer in das Holz gehen und Brombeeren, im Herbste Nüsse suchen, im Winter von den in den steinichten Furchen der Felder stehenden Hagebutten- und Schlehenbüschen die weichgefrorenen Beeren pflücken, das ist dem Sohne des Predigers und der Predigerwitwe

ein wohlfeiler Genuß, während das Stadtkind an den Fenstern des Conditors und jetzt auch des Bäckers Zuckerwaaren, Backwerk und süße Liköre erblickt, die ihm das Wasser in den Mund und die Groschen aus der Tasche locken. Zum Belege dieser Wahrheit ist mir immer meine erste Reise in die Stadt, nemlich zu meiner Großmutter von Vaters Seite, der Bäckerwitwe in Osterode, ins Gedächtniß gekommen. Es mag in meinem achten Jahre gewesen sein, als meine Mutter mich einem zuverlässigen Bauern anvertraute, der im Anfange des Winters sein Fuder Roggen nach Osterode fuhr und mich auf seinem Wagen mitnahm; das war damals, wo noch keine Chaussee in der Nähe des Dorfes nach Göttingen oder Duderstadt führte, der hergebrachte Absatzort des Korns für Landolfshausen; die Früchte gingen in die Harzmagazine.

Ich blieb einige Monate bei meiner Großmutter und fand in den Häusern der zahlreichen Verwandten meines Vaters, den Damerahls, Greven und Uhlen, eine freundliche Aufnahme; der lebhafte und natürliche Sohn des Dorfes gefiel den Vettern und Tanten. Im Hinterhause meiner Großmutter wohnte und arbeitete ein Tischler. Ich ging oft zu ihm in die Werkstatt und sah seinen Arbeiten zu. Wenn er dann von den schönen weißen Harztannen lange feine Hobelspähne abhobelte, so wickelte ich sie auf runde Klötzchen, die er mir gab, und bot sie meiner Großmutter und meiner Tante — jene hatte eine unverheirathete Tochter bei sich, — und den Tanten in den verwandten Häusern als Seidenbänder zum Verkauf an. Man gab mir einige Pfennige für die Rolle. Als ich 7 Pfennige auf diese Weise erworben hatte, sann ich ernstlich nach, welchen Genuß ich mir dafür verschaffen könnte, und fand bald als das Ziel meiner Wünsche, — nicht Kuchen oder Zuckerwerk — sondern einen Salzhäring aus. Den kaufte ich mir für 5 Pfennige, dazu ein Weißbrod für 2 Pfennige, setzte mich nun sehr vergnügt auf die steinerne Treppe vor meiner Großmutter Thür und verzehrte den salzigen Leckerbissen mit der Freude an einem selbsterworbenen Genusse.

Gegen Weihnachten führte mich eine zweite Fuhrgelegenheit nach Landolfshausen zurück. Dieser städtische Aufenthalt hatte doch schon

eine kleine Kluft zwischen mir und meinen Schulkameraden aus der Dorfschule gegraben. Meine Großmutter hatte mir den ersten Ueberrock aus Osteroder langhaarigem Flaus geschenkt, bis dahin hatte ich nur, gleich den Bauerjungen, kurze Jacken getragen. Der Rock war von rosinrother Farbe und auf den Zuwachs gemacht, er reichte mir bis auf die Enkel. Solch ein Rock war in dem Dorfe noch nicht gesehen, und als ich nun die lange Dorfgasse hinunterschritt, — der Bauer hatte mich oben im Dorfe abgesetzt, — trug ich den Kopf sehr hoch und grüßte die mir entgegenkommenden Schulkameraden, die mich mit einem „Guten Abend Muschö Fritz" empfingen, nur mit einem gnädigen Kopfnicken. Die neue Würde hielt aber nur bis in die Gegend von meiner Mutter Witwenhaus stand; denn als ich da in einer Vertiefung an dem höheren Ufer des Weges den frischgefallenen Schnee so einladend zusammengeweht sah, vergaß ich meinen rosinfarbenen Flausrock, sprang in den tiefen Schnee und wälzte mich in demselben, zur Freude der mich begleitenden Dorfjugend, jubelnd herum. Damit war die Scheidewand zwischen mir und dieser Jugend wieder niedergerissen.

Meine erste Bildung in den Elementen des Wissens hatte Fortschritte gemacht; ich besuchte, wie schon bemerkt, die Dorfschule, in welcher ein verdorbener Kandidat der Theologie, Herr Nöthe, im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Katechismus unterrichtete. Große Lehrgabe und strenge Disciplin waren nicht seine Vorzüge, aber da er aus seiner Studienzeit noch etwas Latein mitgebracht hatte, und ich, nach dem Wunsche meiner Mutter, auch studieren sollte, so machte er sich eine Ehre daraus, mich in besonderen Stunden auch in den Anfangsgründen des Lateinischen zu unterrichten. Und der Nachfolger meines Vaters, der Pastor Thilo, der gern mit mir scherzte, brachte mir auch einige deutsch-lateinische Verse bei, von welchen mir einer besonders gefiel: „Ich saß vor der Thür und aß mein panis, da kam der Hund canis und nahm mir mein Brod panis, da nahm ich einen lapidem und schmiß ihn an den capitem." Ob mir Herr Nöthe den grammaticalischen Fehler darin deutlich gemacht hat, weiß ich mich nicht zu erinnern, so viel war aber meiner Mutter klar, daß

ich doch bald aus seinem Unterrichte weiter müßte, und sie richtete dabei ihre Gedanken auf ihre Schwester, die Frau des Kriegskassirers Detmering in Hannover, deren älteste Tochter im Begriff stand, sich mit dem Marstalls-Commissair Peterßen zu vermählen, und geneigt war, mich in ihre neue Haushaltung aufzunehmen.

Konrad Günther. — Doch bevor ich zu dieser wichtigen Veränderung übergehe, muß ich einer der merkwürdigsten Personen aus meiner ländlichen Jugenderinnerung erwähnen. Der Pfarre und Kirche gegenüber, an der anderen Seite des Fahrweges, lag der Krug, und eine Tochter aus diesem Hause war meine Wärterin in den ersten Jahren gewesen; der einzige Sohn aber, Konrad Günther, hatte manche Arbeit auf dem Pfarrhofe und im Garten verrichtet, vorzüglich die Obstbäume gepfropft und gepflegt, worin er besonders geschickt war. Dasselbe Geschäft verrichtete er dann auch in dem Garten des Witwenhauses, als meine Mutter dasselbe bezogen hatte. Aber nicht diese Kunst war es, die mich zu ihm hinzog, sondern seine besondere Gabe, Fabeln, Märchen und Geschichten zu erzählen. Ich hing an seinem Munde, wenn er sich des Abends nach der Arbeit mit mir vor die Hausthür setzte und zu erzählen anfing. Eine solche Gabe des Erzählens ist mir in meinem Leben nicht zum zweiten Male vorgekommen; ich darf sie eine homerische nennen. Auch später, wenn ich als Schüler und dann als Student meine Mutter auf ihrem Witwensitze besuchte, habe ich mir von ihm erzählen lassen, nicht mehr Fabeln und Märchen, sondern aus seinem eigenen Leben; denn er machte mit den hannoverschen Truppen in den Jahren 1792 bis 1795 die Feldzüge in den Niederlanden und am Rheine als Soldat mit und wußte aus dieser Zeit, sowie aus seinem Garnisonleben im hannoverschen Lande, viel zu erzählen. Es waren keine großen Ereignisse aus der Kriegszeit, die er natürlich gar nicht übersehen konnte, sondern tägliche Erlebnisse des Soldatenlebens, wobei allerdings auch Gefechtsscenen vorkamen; und wenn ich bezeichnen soll, worin der Reiz seiner Darstellung bestand, so ist es die anschauliche Schilderung der Einzelheiten, die er dem Auge lebendig vorzuführen verstand, und zwar mit einem Zuge dichterischen Humors, oft feiner

Ironie, die frei über der Sache schwebte. Die einzelnen Züge mochten nicht immer der Wahrheit ganz getreu sein, aber dem Wesen nach hatten sie einen thatsächlichen Grund, denn es kam ihm dabei ein Gedächtniß zu Hülfe, wie ich es auch selten wiedergefunden habe. Dieses Gedächtniß erstreckte sich auch auf Erzählungen und Gedichte, die er in seinem Garnisonleben gelesen hatte. Er wußte nicht nur alle Gellert'schen und äsopischen Fabeln wörtlich auswendig, sondern sogar lange Partien aus Wieland's Oberon und aus Tausend und einer Nacht, die Volksmärchen von Musäus und andern ungerechnet.

Fabeln und Märchen, aber allerdings auch Räuber- und Gespenstergeschichten, waren der Stoff seiner Erzählungen in meiner Knabenzeit, ehe er Soldat wurde, und mein größter Genuß war es, wenn meine Mutter mitunter auf einige Tage die befreundete Familie des Amtmanns Heinsius in Radolfshausen besuchte und dem Konrad Günther indes den Schutz des Witwenhauses anvertraute. Dann wanderte ich mit ihm in Wald und Feld, sah seinen Arbeiten am Holz und Heu und im Garten zu und saß mit ihm am Abend vor der Thür oder in der Stube und horchte seinen Erzählungen; und wenn ich vielleicht durch eine Räubergeschichte so aufgeregt war, daß ich nicht zu Bette gehen und im Dunkeln einschlafen wollte, so holte er seine alte Pistole herbei, lud sie schwach mit Pulver und schoß dann zum offenen Fenster hinaus mit der Versicherung, daß nun kein Räuber es wagen würde, einen Einbruch zu versuchen. Dann legte er sich auch auf sein Lager, denn das hatte ich mir ausbedungen, daß er mit mir in einer Kammer schlafen sollte; und so schlief ich getrost ein, denn Konrad Günther war mein Schutz, dem ich unbedingt vertraute. Das Witwenhaus war damals das letzte unten am Dorfe und daher die Umgebung für den Knaben des Abends schauerlich genug.

Die eigenthümliche humoristische Weise dieses Mannes charakterisiert sich unter anderm in der Scene meines Wiedersehens mit ihm in Hannover im Jahre 1795, nachdem ich im Jahre 1789 nach Hannover auf die Schule gebracht, er aber bald nachher Soldat geworden und ins Feld gezogen und nach dem Neutralitäts-Vertrage

1795 nach Hannover in Garniſon gekommen war. Wir hatten uns in 6 Jahren nicht geſehen, und ich war indes bald 15 Jahre alt geworden. So viel hatte er erfahren, daß ich in Hannover und in dem Hauſe meines Onkels ſei, aber den Namen desſelben hatte er vergeſſen und mich deshalb nicht gleich aufſuchen können. Da ſteht er eines Tages am Cleverthore als Schildwache und ſieht von der Stadt her einen großen ſtattlichen Mann herankommen, der aus dem Thore ſpazieren gehen will. Wie durch eine Eingebung kommt es ihm in den Sinn, das könnte vielleicht mein Onkel ſein, er tritt alſo ganz höflich ihm in den Weg und fragt ihn, ob er ihm nicht ſagen könne, wo er ſeinen guten Freund „den Muſchö Fritz Kohlrauſch aus Landolfshauſen“ aufſuchen könne. Mein Onkel ſtutzt, fragt weiter nach, und da er erfährt, daß der Soldat aus Landolfshauſen ſei, beſcheidet er ihn auf den andern Mittag, wenn der Wachtdienſt vorbei ſei, nach dem Hauſe, der damaligen Schloßwache gerade gegenüber, (es war das Haus der Hahn'ſchen Buchhandlung, die damals eben errichtet war). Indem ich des anderen Tages nach der Schule Mittags am Fenſter ſitze und der Ablöſung der Wachparade zuſehe, bemerke ich, daß ein Soldat, das Gewehr auf der Schulter, gerade auf unſere Hausthüre zukommt, ohne zu ahnen, daß es der Konrad Günther aus Landolfshauſen ſei. Es kommt mit derben Schritten die Treppe herauf, klopft an die Thür, ein Soldat tritt herein, nimmt das Gewehr bei Fuß, ſieht mir ſcharf ins Geſicht, und ohne weitere Einleitung fragt er: „Wie geht die Fabel von dem Fuchs und dem Wolfe“. Da erkenne ich ihn am Geſicht und an der Stimme und lachend ſage ich die Fabel her. „Nu erkenn eck em wedder, Muſchö Fritz, un ſeih ock, dat hei de rechte is.“ Und damit ſetzt er ſein Gewehr in die Ecke und drückt mir treuherzig beide Hände mit den ſeinigen. Ich war ihm auch in den 6 Jahren etwas aus der Kunde gewachſen, aber er hatte mich doch unter den vorhandenen Umſtänden gewiß gleich wieder erkannt; es war aber ſeine originelle Weiſe, die alte Bekanntſchaft mit einer Erinnerung wieder anzuknüpfen, die nur uns beiden verſtändlich war.

Er kam bald in eine andere Garniſon, wurde dann entlaſſen und

kehrte nach Landolfshausen zurück. Sein väterlicher Krug war unterdes durch eine Heirath seiner Schwester in andere Hände gekommen; er ließ sich durch einige hundert Thaler abfinden und baute sich mit deren Hülfe dicht unter meiner Mutter ein Häuschen, in welchem er sich, nachdem er eine Frau genommen, mit seinem Schneiderhandwerk, — das hatte er erlernt — fleißig ernährte. Für meine Mutter war dieser treue Nachbar ein wahrer Trost, und für mich, wenn ich sie von Hannover und Göttingen aus besuchte, war der erste Gang, nachdem ich meine Mutter begrüßt, zu dem alten Konrad Günther, der sich aufrichtig freute mich zu sehen und mir seine Schicksale zu erzählen. Auch als Lehrer am Gymnasium in Düsseldorf, als Schulrath in Münster und als Ober-Schulrath in Hannover habe ich ihn wieder gesehen, und er nannte mich bis zu seinem Tode (ich glaube im Jahre 1834) stets seinen besten Freund, und ich konnte ihn mit Recht meinen ältesten Freund nennen. Auch meine Söhne, die in den dreißiger Jahren in Göttingen studierten, haben ihn noch gekannt und besucht.

II. Mein Aufenthalt in Hannover von 1789 bis 1799.

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung wieder zu meiner Knabenzeit zurück und zwar zu dem Herbste 1789, da meine Mutter mich nach Hannover in das Haus des kurz zuvor verheiratheten Commissairs Peterßen brachte. Der Uebergang traf in eine merkwürdige Zeit des beginnenden Umschwunges in den größten wie kleinsten Verhältnissen, und dies zeigte sich gleich auch an dem vom Dorfe in die Stadt versetzten neunjährigen Knaben. In dem Hause meines Onkels Detmering waren 4 Söhne; im Alter stand ich zwischen dem 3ten und 4ten. Sie trugen, nach der Sitte der Zeit, sämmtlich noch Zöpfe und gepudertes Haar, und mein Verlangen ging danach, auch mein Haar, welches ich ziemlich lang trug, in einen Zopf zusammengebunden zu sehen. Aber die französische Revolution hatte

auch schon den Zöpfen den Krieg erklärt, und so fand man, daß es nicht mehr der Mühe werth sei, daß ich bezopft würde, denn schon hatten die ersten Freunde der Freiheit ihre Zöpfe abzuschneiden angefangen. Mein Haar wurde noch kürzer geschnitten, als es war, zu meinem nicht geringen Kummer, und vom Puder war keine Rede. Doch bekam ich eine blaue Jacke mit rothem Kragen zur Entschädigung.

Ich wurde auf die hohe Schule in die unterste Klasse Quinta gebracht, wo mir die paar Brocken Latein des Herrn Röthe zu statten kamen. Das Schulhaus, ein altes wüstes steinernes Haus am Marktkirchhofe, welches später abgerissen ist, kam mir sehr riesenhaft vor und ich trat mit ehrerbietigem Staunen ein. Bald aber schwand die Ehrfurcht, denn unser Lehrer, ein Kandidat der Theologie, Müller, war nicht der Mann, eine Schaar von 40 bis 50 lebhaften Knaben in Ordnung zu halten; der lebensfrohe Knabe vom Lande fand das muntere Leben der Stadtjugend ganz zusagend und stimmte lustig mit ein. Die Verwandten merkten aber bald, daß die Wissenschaften nicht mit diesen Fortschritten in der Lebenslust gleichen Schritt hielten, sie nahmen mich daher von der hohen Schule weg und schickten mich in die, wenn ich nicht irre, kurz vorher errichtete sogenannte Hofschule an der Burgstraße, welche mehr den Zuschnitt einer Realschule hatte. Sie stand unter der Leitung des würdigen Abts Salfeld von Loccum und wurde von fähigen Kandidaten der Theologie bedient, welche sich dadurch Anspruch auf eine gute Pfarranstellung erwarben. Meine Erinnerung aus den 3 oder 4 Jahren, welche ich in dieser Schule zubrachte, sind sehr angenehmer Art, besonders habe ich einen Inspector Fromme den Aeltern, der uns sehr anregend in Geschichte, Geographie und deutscher Sprache unterrichtete, den Kandidaten Balhorn, später unter dem Namen Balhorn-Rose als Gerichtsdirector in Detmold wohl bekannt, und einen Kandidaten Holscher, bei welchem ich mit Lust Lateinisch lernte, im dankbaren Andenken. Diese Männer kannten keine Pedanterie, gingen mit uns freundlich und zutraulich um und hatten doch den gehörigen Respect. Eine Erinnerung, die mir immer lebendig geblieben ist,

mag dieſes belegen. Bei dem Kandidaten Holſcher laſen wir, als ich in der erſten Klaſſe war, aus einer lateiniſchen Chreſtomathie auch Bruchſtücke aus dem Livius. Es kam eine etwas ſchwierigere Stelle, auf die wir uns zur nächſten Stunde präpariren ſollten. „Wer dieſe Stelle ohne fremde Hülfe richtig herausbringt, mit dem will ich eine Bouteille Champagner trinken", ſagte der joviale Kandidat. Ich gab mich zu Hauſe eifrig daran und war in der nächſten Stunde der einzige, der die Stelle ohne Fehler überſetzen konnte. Der Lehrer belobte mich und ſagte: „Mit dem Champagner war es natürlich nur Scherz, aber Du kannſt Dir etwas anderes ausdenken, was Dir Freude macht, das Geld dazu will ich Dir geben." — Der Wunſch, der mir am nächſten lag, war bald gefunden. Der Tag war ein Sonnabend. Am Sonntage wollten meine Verwandten einen Beſuch bei der befreundeten Predigerfamilie Hantelmann in Langenhagen machen und ein paar von meinen Vettern, die ſchon als Reitſcholaren im Königlichen Marſtalle fungierten, wollten dahin reiten. „Wenn du doch auch ein Pferd mieten könnteſt, um mitzureiten", ſprach es in meinem Kopfe den ganzen Reſt der lateiniſchen Stunde hindurch. Dem Hauſe gegenüber, in welchem ich damals lebte, wohnte ein Schlachter, der hatte einen Pony zu vermieten, und das kleine behende Pferd hatte mir lange in die Augen geſtochen. Mit etwas verlegener Miene ging ich nach der Lection zu dem Kandidaten Holſcher und trug ihm leiſe meinen größten Wunſch vor. Lachend griff er in die Taſche und gab mir einen halben Thaler, wofür ich das Pferd auf den Sonntag Nachmittag mieten konnte. Der Ritt lief auch zu meiner großen Zufriedenheit ab, denn der ſchon etwas bejahrte Pony war ein ſehr geduldiges Thier, und ich hatte ſchon in Landolfshauſen mitunter auf dem Handpferde eines Bauern geſeſſen, der ins Feld fuhr. Daß ich aber den Kandidaten Holſcher nachher noch einmal ſo lieb hatte, verſteht ſich von ſelbſt.

In der Hofſchule wurden Sachen gelehrt, an die in der hohen Schule nicht gedacht wurde, wo die Realien überhaupt ganz zurückſtanden; da war z. B. nicht von Naturgeſchichte, ja nicht einmal von Mathematik die Rede, Rechnen und Schreiben waren Nebenſachen,

und neuere Sprachen lagen ganz ferne. Dieſes alles wurde in der Hofſchule mit Vorliebe getrieben, und ſo bin ich mir unter anderem bewußt, daß meine Liebe für Naturgeſchichte, beſonders durch die Stunden geweckt wurde, welche ein Kanzlei-Sekretär Lüntzel aus Liebhaberei und gutmüthigem Eifer in der erſten Klaſſe in der Naturgeſchichte gab und durch Naturalien aus ſeiner ſehr werthvollen Sammlung anſchaulich machte. Ich ſehe noch den kleinen, ſehr elegant gekleideten, aber ſtark verwachſenen Mann in ſeinem hellſeidenen Rock mit ſeinen Spiritusgläſern voll Schlangen und Eidechſen auf dem Katheder vor mir ſtehen.

Die wichtigſte und für meine ganze Lebensentwickelung entſcheidende Bekanntſchaft, ich darf ſie Verbindung nennen, welche mir mein Beſuch der Hofſchule brachte, war die mit dem würdigen und menſchenfreundlichen Abte Salfeld von Loccum. Dieſer Curator der Hofſchule beſuchte dieſelbe oft während des Unterrichts, um Lehrer und Schüler kennen zu lernen. Meine Eitelkeit trieb mich dann zu lebhaften Aeußerungen meiner Lernbegierde und Darlegung meines Wiſſens, um ſo mehr, als der Abt einſt in einer deutſchen Stunde den Lehrer nach dem beſten Vorleſer deutſcher Proſa gefragt und dieſer mich aufgerufen hatte; das darauf erfolgte Lob des großen ehrwürdigen Mannes that mir ausnehmend wohl. Er wurde durch dieſe und andere Veranlaſſungen aufmerkſam auf mich, forderte mich auf, ihn zu beſuchen, lieh mir Bücher und behielt mich im Auge während meines ganzen Hannoverſchen Aufenthalts, auch nachdem ich die Hofſchule verlaſſen hatte und wieder in die hohe Schule zur Vorbereitung auf das Studium der Theologie getreten war. Bei meinem Abgange zur Univerſität war er mir zur Erlangung von Stipendien behülflich, nahm mich, wenn ich in den Ferien in Hannover war, ſehr freundlich auf und verſchaffte mir, als ich ausſtudiert hatte, die Hofmeiſterſtelle in dem gräflich Baudiſſin'ſchen Hauſe, die wiederum einen entſcheidenden Wendepunct in meinem Leben bezeichnet. Ja, während meines Aufenthalts in dieſer Familie verlor er mich nicht aus dem Gedächtniſſe, ſondern führte noch einmal eine wichtige Entſcheidung herbei, welche ich ſpäter zu erzählen haben werde.

Merkwürdig ist es, um hier gleich noch weiter vor- und rückwärts zu blicken, daß die Aebte von Loccum überhaupt eine wichtige Rolle in meinem und meiner Familie Leben gespielt haben. Der Abt Chapuzeau hatte meinen Vater bestimmt, Theologie zu studieren und war ihm zur Ausführung dieses Vorhabens behülflich gewesen; welchen Einfluß der Abt Salfeld auf mein Leben gehabt, habe ich bereits entwickelt, meine Verbindung mit ihm erstreckt sich über den Raum von etwa 15 Jahren; und seit beinahe dreißig Jahren gehört der jetzige Abt von Loccum, Rupstein, nachdem ich in mein Vaterland zurückgekehrt bin, zu meinen genauesten Freunden hier in Hannover, mit welchem mich nicht nur die Uebereinstimmung der Lebensansichten und der Grundsätze und wohlbegründete Achtung, sondern auch eine herzliche Zuneigung, wie sie sich in späteren Lebensjahren selten erzeugt, innig verbindet.

Das Beaulieu'sche Haus. — Zu meinem Aufenthalte in der Hofschule zurückkehrend, habe ich einer zweiten für mein Leben wichtigen Anknüpfung zu gedenken. In der Schule machte ich nemlich die Bekanntschaft mit zwei Söhnen der Oberjägermeisters v. Beaulieu Marconnay, August und George, von denen der ältere nur 14 Tage, der zweite etwa anderthalb Jahre jünger war als ich. Es entwickelte sich bald eine entschiedene Jugendfreundschaft zwischen uns, welche die Veranlassung ward, daß ich nach einiger Zeit ganz in das Haus ihres Vaters aufgenommen wurde. In dem Hause des Commissairs Peterßen war ich zwar sehr gut aufgehoben; dieser brave Mann widmete mir eine väterliche Sorgfalt, nahm sich auch meiner Fortbildung in manchen Stücken an, wie ich denn z. B. eine deutliche und leserliche Handschrift vorzüglich den Nachübungen zu danken habe, welche er im Hause mit mir vornahm; und auch im Zeichnen gab er mir die erste Anleitung. Auch seine Frau, meine Cousine, war mir freundlich zugethan. Allein ich fühlte mich doch einsam in dem Hause. Die während meines Aufenthalts in demselben geborenen Kinder waren noch unmündig und konnten mir keine Gesellschaft gewähren. Mein sehr geselliges Temperament verlangte Umgang mit Altersgenossen, und da meine Pflegeeltern nicht die Neigung hatten, viel

jugendlichen Verkehr in ihrem Hause zu gestatten, ich also auch meine Spielgenossen nicht zu mir einladen konnte, so fand ich auch nicht viel Aufnahme in andere Familien. Doch würde diese meine Lage, die ich meinen Freunden Beaulieu wohl einmal geklagt haben mag, kein Grund gewesen sein, daß ich in ihr Haus aufgenommen wurde; vielmehr ging der Wunsch danach von ihnen selbst und ihrer Mutter aus. Diese vortreffliche Frau, deren Andenken auch zu den wohlthuendsten meines ganzen Lebens gehört, hatte bei meinem Verkehr mit ihren Söhnen eine Neigung zu mir gefaßt; die Lebhaftigkeit meines Wesens, meine Lernbegierde und leichte Fassungskraft hatten ihr den Gedanken eingegeben, das tägliche und enge brüderliche Zusammenleben mit ihren Söhnen könne anregend auf diese wirken; zugleich war auch wohl die Absicht, einer unvermögenden Predigerwittwe die Erhaltung ihres Sohnes in der Hauptstadt zu erleichtern, ein Beweggrund des Entschlusses der edlen Frau. (Meine Mutter zahlte übrigens dem Commissair Peterßen ein sehr mäßiges, ja unzureichendes Kostgeld von jährlich 30 Thlrn. für meine Unterhaltung, Bekleidung, Bücher und Schulgeld ausgenommen.) Der Antrag der Beaulieu'schen Familie, mich in ihr Haus aufzunehmen, wurde von meiner Mutter dankbar angenommen, ich zog zu meinen jungen Freunden mit den freudigsten Gefühlen und habe beinahe zwei Jahre mit ihnen glücklich zusammen gelebt. Sie gingen zwar mit mir auch ferner auf die Hofschule, hatten aber daneben in dem Kandidaten Manne s einen Leiter ihrer häuslichen Arbeiten, der sich auch meiner thätig annahm und uns in einigen Stunden noch besonderen Unterricht ertheilte. Diese ganze Veränderung war eine der vielen wohlthätigen Fügungen der Vorsehung, die mir in meinem Leben zu theil geworden sind, da wohlwollende, mir bis dahin unbekannte Menschen sich aus freiem Antriebe, ohne mein Zuthun und ohne irgend eine Verpflichtung, sich meiner angenommen haben; und wenn auch der Knabe, in seiner leichten Auffassung des Lebens, den Werth und die Bedeutung solcher Handlungen und selbst Opfer nicht tief genug erkennt und empfindet, ja kaum hinreichend dankbar dafür ist, so ist es doch die natürliche Pflicht des Mannes, das Andenken an solche

Menſchen dankbar und warm in ſeinem Innern fortleben zu laſſen. Er hat daran einen unberechenbaren Schatz für ſeinen eigenen Glauben an eine reine und uneigennützige Güte in der menſchlichen Natur, welcher ſonſt durch die ſpäteren Lebenserfahrungen ſehr erſchüttert zu werden in Gefahr iſt.

Der Oberjägermeiſter von Beaulieu, in dem Alter von einigen und ſechszig Jahren, aber von älterem Ausſehen, mit ſpärlichen weißen Haaren das Haupt bedeckt, mit markierten bedeutenden Zügen, die etwas an den franzöſiſchen Urſprung erinnerten, und einem wohlwollenden Ausdruck des Geſichts, flößte Zutrauen ein, obwohl er meiſt ernſt war und oft in hypochondriſcher Stimmung ſich von der Geſellſchaft zurückzog. Eine ehrerbietige und doch kindlich zutrauliche Stimmung erfüllte mich ihm gegenüber.

Die Mutter meiner Freunde gehörte zu den feinſten, wahrhaft adligen Geſtalten, ohne dadurch von dem natürlichen und rein menſchlichen Ausdruck etwas zu verlieren; dieſer war vielmehr das Vorherrſchende in ihrem ganzen Weſen. Trotz des Alters von etwa 50 Jahren war ihr Geſicht noch ſchön zu nennen, wenngleich tief eingewurzelte Kränklichkeit demſelben einen leidenden Zug gegeben und ihre Farbe ſehr blaß gemacht hatte. Aber die lebhaften und doch wohlwollenden Augen und die urſprünglich ſchönen, ja edlen Züge hatte weder Alter noch Krankheit entſtellen können. Wenngleich der Knabe von 13 und 14 Jahren für ein Weſen dieſer Art noch kein eigentliches Verſtändniß hat, ſo bin ich mir doch des wohlthuenden, reinigenden Einfluſſes, den dieſe Frau auf mich geübt hat, ſehr wohl bewußt, indem ſie auf die feinſte und eben dadurch eindringlichſte Weiſe manche Roheiten in Rede und Benehmen, die dem lebhaften Knaben ſo leicht ankleben, zu rügen verſtand. Und ſchon der Anblick und die ganze Atmoſphäre eines ſolchen Weſens muß, auch ohne directe und abſichtliche Einwirkung, von veredelndem Einfluſſe auf das jugendliche Gemüth ſein. Leider nahm die Kränklichkeit der trefflichen Frau ſehr raſch zu, und ſie ſtarb ſchon, da ich etwa anderthalb Jahre in ihrem Hauſe geweſen war.

Von meinen beiden Altersgenoſſen war der ältere, Auguſt, ein Ebenbild der Mutter, fein organiſiert an Leib und Seele, mit edlen Geſichtszügen, ſchönen großen Augen, vollem, lockigem braunem Haare, wohlgeformten Gliedern und von mittlerer Größe. Mit ihm war ich am engſten befreundet, ſein edles ſinniges und wohlwollendes Weſen zog mich am meiſten an und wir ſtimmten in unſeren Abſichten und Neigungen meiſt überein. Der jüngere Bruder, George, artete mehr auf den Vater, hatte deſſen großartige Züge, beſonders eine große Naſe, war kräftig in ſeinem Wollen, aber oft auch heftig und auffahrend, bei aller Herzensgüte und unerſchütterlicher Rechtlichkeit. Es war nicht die ſchöne Harmonie des ganzen Weſens in ihm, wie in dem Bruder.

Den beiden älteren und dem jüngſten Sohne des Hauſes bin ich damals weniger nahe gekommen. Der nachherige Oberforſtmeiſter und General, deſſen Wirkſamkeit in der Bildung eines Jägercorps im Anfange des Freiheitskrieges bekannt iſt, war damals nicht mehr zu Hauſe, ſondern ſchon im Forſtfach thätig. Der zweite Sohn, der ſich dem Militärſtande gewidmet hatte und als Oberſtlieutenant geſtorben iſt, war in einer Militärſchule; und den jüngſten, Wilhelm, hatte der Vater, ich entſinne mich nicht mehr auf welche Veranlaſſung, in das Salzmann'ſche Inſtitut zu Schnepfenthal gegeben. Mit dieſen drei Brüdern bin ich erſt ſpäter, nachdem meine beiden Freunde längſt geſtorben waren, näher bekannt geworden. Jene beiden hat der Tod früh weggerafft. Mein Freund Auguſt, der immer ſchon eine ſchwache Bruſt hatte, bekam nach der Univerſitätszeit, als er ſich zum Examen vorbereitete, die Schwindſucht und ſtarb in der Mitte der zwanziger Jahre, und George, der ein tüchtiger Juriſt geworden, hat es früh bis zum Amtmann oder vielmehr Droſten gebracht, iſt aber auch in ſeinen dreißiger Jahren geſtorben.

Der einzigen Tochter des Hauſes, Erneſtine, gedenke ich nur mit Trauer. Sie war körperlich mißgebildet und hatte ein leidenſchaftliches Gemüth, bei übrigens trefflichen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens. Einer der Freunde ihrer Brüder, der nachherige Profeſſor Ernſt Biſchoff, fand ſich durch ihr eigenthümlich intereſſantes

Wesen angezogen, versprach sich mit ihr noch als Schüler und heirathete sie dann nach dem Tode des Vaters, als er beginnender practischer Arzt in Berlin war. Die Ehe war aber unglücklich und endete mit einer Geistesverwirrung der Frau und einer Scheidung. Sie hat noch viele Jahre in der Pflege einer Jugendfreundin, der Frau v. Grüter, in Rinteln gelebt, wo ich sie in den dreißiger Jahren mehrmals wiedergesehen habe; und merkwürdiger Weise erkannte sie mich noch und nannte mich mit dem abgekürzten Scherznamen, den mir ihre Brüder als Knaben gegeben hatten, „Kooſch".

Eine lebhafte Erinnerung aus meinem Leben in der Beaulieu'schen Familie bildet eine Harzreise, die ich mit meinen beiden Freunden im Jahre 1794 während der Schulferien machte. Der Vater gab uns seinen alten bewährten Leibjäger Krüger und ein kleines Reitpferd mit, um abwechselnd unsere Beine ausruhen lassen zu können, denn die Reise sollte natürlich zu Fuße gemacht werden. Unser Weg ging über Hildesheim nach Westerhof, zu dem Oberförster Kühnhans, wo wir uns einen Tag ausruhten und auf dem naheliegenden Teiche einer Entenjagd beiwohnten, dann über Clausthal nach dem Brocken und der Baumannshöhle und über Andreasberg und Osterode zurück. Es waren herrliche Tage und auch das Wetter begünstigte uns, nur daß wir in Clausthal ein Gewitter erlebten, wie ich es, meines Wissens, nicht wieder erlebt habe. Es hielt sich die ganze Nacht hindurch zwischen den umliegenden Bergen auf, kehrte bald zurück, bald suchte es sich einen anderen Ausweg und die sich kreuzenden Blitze und der unaufhörliche Wiederhall des Donners nahmen kein Ende. Nächst dem Eindruck dieser Scene und der Gruben, die wir befuhren, ist mir die Nacht auf dem Brocken am lebhaftesten im Gedächtnisse geblieben. Es war zu jener Zeit noch kein Wirtshaus auf der Spitze des Brockens, sondern nur eine kleine Herberge auf der etwas niedriger liegenden Heinrichshöhe, und wenn die wenigen Stuben und Betten derselben besetzt waren, so mußten die später Ankommenden einen kleinen steinernen Schoppen beziehen und mit einem Strohlager vorlieb nehmen. Dieses Loos traf auch uns und wir brachten die Nacht mit einer lustigen Gesellschaft von

Studenten auf der Streu in dem steinernen Schoppen zu; doch konnten nicht einmal alle bequem zum Liegen kommen, sondern eine Spielgesellschaft von vieren saß in der Mitte des Raumes an einem kleinen Tische und spielte Karten. Daß man nicht früh zum Einschlafen kam, dafür sorgten die lustigen Brüder schon durch Reden, Lachen, Singen und Scherze aller Art; doch stellte sich der Schlaf endlich ein, wurde aber früh durch die Sorge unterbrochen, den Sonnenaufgang nicht zu versäumen. Diese Sorge rief auch mich auf, es mochte 3 Uhr Morgens sein, und ich richtete mich auf, um aus einer mit einer Lade versehenen Oeffnung in der Mauer, die über meinem Lager war, hinauszusehen, ob es Zeit zum Aufstehen sei. Indem ich die Lade aufmachte, stand ein schwarzer bärtiger Ziegenbock davor, der mir zornig ins Gesicht blickte. Eine solche Ueberraschung auf dem Blocksberge war frappant genug und erregte unter den bereits Wachenden ein großes Gelächter, wodurch denn auch die ganze Gesellschaft munter gemacht wurde und sich für den Sonnenaufgang rüstete.

Von den übrigen Begebenheiten dieser Reise, der ersten größeren in meinem Leben, habe ich keine specielle Erinnerung, aber der ganze Eindruck derselben erweckte eine lebhafte Lust zum Reisen, besonders zu Fußreisen in mir, der ich denn auch bis zum Alter hin häufig gefolgt bin.

Meine Confirmation. — Nach unserer Rückkehr nach Hannover begann bald für mich und meinen Freund August die Zeit der Vorbereitung für die Confirmation, da wir dem Eintritt in das 15. Lebensjahr nahe waren. Unser Lehrer war der bejahrte Consistorialrath und frühere Göttinger Professor Leß, erster Prediger an der Schloßkirche. Unser Religionsunterricht in der Schule war nach der Weise der Zeit regelrecht gewesen und hatte uns gute Gedächtnißkenntnisse gegeben, aber von einer ins Innere eingreifenden Anregung habe ich keine Erinnerung. Jetzt nun saßen wir einem Manne gegenüber, der schon durch sein Alter und seinen würdigen Ernst uns Achtung einflößte; aber bald gewann er einen tieferen Einfluß auf unser Gemüth. Die Wärme des Glaubens, neben der gründlichen

Kenntniß der Lehre und der heiligen Schrift, die Hingebung des Gemüthes, welche auch dadurch wohl noch erhöht wurde, daß sein eigener Sohn zu den Confirmanden gehörte, die ganze Erscheinung des Mannes erfüllten uns mit Ehrfurcht, ja mit Liebe, und gaben jedem seiner Worte den Stempel der Wahrheit. Man war im Publicum von seinen Predigten großentheils nicht sehr erbaut, fand sie trocken und kathedermäßig; sein Unterricht war beides nicht. Er war nicht nur belehrend und überzeugend, sondern auch erwärmend. Es gab, besonders gegen das Ende der Vorbereitung, eine Zeit, wo ich, meinem sonstigen gar nicht sentimental-phantastischen, vielmehr auf die Realität der Gegenwart gerichteten, Naturell entgegen, keinen größeren Wunsch hatte, als zur Zeit des Erlösers gelebt und zu seinen Jüngern gehört zu haben. Diese Erinnerung ist mir die beste Bürgschaft für die erhebende Kraft des Unterrichts dieses trefflichen Mannes. Er erkannte diesen Eindruck auch und richtete sich oft an mich und meinen Freund Beaulieu, mit dem ich meine Gedanken und Gefühle austauschte und der mir an Empfänglichkeit nicht nachstand; und als der Lehrer am Ende seines Unterrichts alle Confirmanden aufforderte, ihm eine Darlegung der gewonnenen christlichen Erkenntniß, nach aufgestellten Fragen, in den Hauptzügen einzureichen, erklärte er unsere beiden Arbeiten nebst der eines Sohnes des Ober-Postmeisters v. Pape, der auch oft mit uns repetiert hatte, für die gelungensten.

Wer die Geistes- und Glaubenskämpfe am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, die letzten Anstrengungen des geistlosen Rationalismus, die geistvolleren und tieferen Lockungen des Pantheismus, der sich auf die kräftigeren Anregungen der idealistischen Philosophie auf der einen Seite und die begeisternden Schöpfungen der schönen Literatur unserer goldenen Periode auf der andern, stützte, wer diese Kämpfe kennt, und vielleicht, gleich mir, mit durchgemacht hat, der wird es begreifen, welchen unberechenbaren Segen die Jugendeindrücke eines solchen Religionsunterrichts für die endliche Beruhigung der Seele in der Ueberzeugung haben mußten, daß im Christenthum die höchsten und reinsten Wahrheiten über die göttlichen Dinge den Menschen gegeben seien, und zwar erkennbar für den am

ſchärfſten ausgebildeten Geiſt, wenn er nur mit offnem und kindlichem Sinne ſich hinzugeben verſtehe, wie für den einfachen Sinn der Fiſcher und Zöllner, welche die erſten Jünger des Herrn waren. Ich habe immer die gnädige Leitung Gottes dankbar geprieſen, die mich in den entſcheidenden Jahren zu einem Manne führte, wie Leß, der nicht durch ſchroffe Forderung des Glaubens an das Wort des Syſtems, welches doch immer als menſchlich beſchränkter Ausdruck die Fülle des unendlichen Gedankens nicht zu erſchöpfen vermag, uns zu binden verſuchte, ſondern durch die eigene Begeiſterung für die echte bibliſche Wahrheit und für die göttlich-menſchliche Erſcheinung Chriſti unſer ganzes Gemüth erfüllte und feſſelte.

Nach der Confirmation gingen zwei wichtigere Veränderungen in meiner Lage vor ſich. Zuerſt mußte ich das Beaulieu'ſche Haus verlaſſen und zu meinem Onkel Detmering ziehen. Nachdem die Mutter meiner Freunde geſtorben war, wurde das Hausweſen vereinfacht; auch war der Zweck meines Zuſammenlebens mit denſelben zum großen Theile erfüllt, und dazu gingen unſere Wege des nächſten Schulunterrichts aus einander; ich ſollte in die Secunda der hohen Schule übergehen, wo mein Onkel väterlicher Seits, der Conrector Kohlrauſch (wenigſtens nannte ich ihn Onkel, obgleich die Verwandtſchaft etwas weiter zurücklag), Hauptlehrer war. Er war mir wohlgewogen, war Freund und Studiengenoſſe von meinem Vater geweſen. Die beiden Beaulieu'ſchen Söhne ſollten aber durch Privatunterricht bis zum Eintritt in Prima vorbereitet werden. Ich verließ ungern das Haus, wo ich mich ſo glücklich gefühlt hatte, aber meine Verbindung mit demſelben blieb immer noch innig und freundſchaftlich, wenn auch mein nächſter täglicher Umgang ein weiterer wurde. Im Hauſe meines Onkels waren noch drei Söhne, die nicht zu entfernt im Alter von mir waren, und zwei unverheirathete Töchter, und in der Schule kam ich mit einer ganz neuen Generation der ſtädtiſchen Jugend in Berührung. Die Schulkameradſchaft, die in dieſer Geſtalt und dieſem Umfange mir noch unbekannt war, übte einen neuen Reiz auf mich und ich gab mich ihr nach meinem offnen Weſen anfangs gern hin; doch ſchützte mich dabei eine natürliche Scheu vor der Ge-

meinheit oder gar Schlechtigkeit, die das Leben in dem edlen Beaulieu'schen Hause noch geschärft hatte. Der Kreis meiner näheren Bekannten, die zum Theil meine Freunde für längere Zeit wurden, blieb nur klein. Ich nenne von diesen vorläufig nur Friedrich Kern aus Walsrode, den späteren Führer des jungen Barons von Steinberg auf Brüggen, und Christian Flügge, später Amtmann in Ilten. Der hervorragendste meiner Mitschüler in Secunda war aber der jüngste Bruder der berühmten Gelehrten Thibaut, Friedrich, ein heller Kopf, für sein Alter, denn er war vielleicht der Jüngste in der Klasse, fast genial zu nennen. Leider war er nicht so beständig als begabt, hat sich später durch regelloses geistiges und körperliches Leben zerrüttet und ist im Irrenhause gestorben. In der Schule übersah er uns alle an Scharfsinn, Raschheit der Auffassung und der Gedanken und durch Gabe der Rede. Ich habe lange mit ihm um den ersten Platz gestritten, doch dauerte ein Sieg, den ich mitunter errungen, nicht lange. Das Certieren war namentlich in der Klasse eines der Mittel zur Anspornung des Fleißes.

Der Conrector Kohlrausch. — Der Conrector Kohlrausch, bei meinem Eintritte in seine Klasse etwa 60 Jahre alt, war ein tüchtiger Lehrer in dem Sinne der damaligen Weise. Streng grammatisch, was in dem Standpuncte seiner Klasse lag, in welcher das Griechische von den Elementen an gelehrt wurde und das Lateinische sich auch noch in dem Kreise einer guten Tertia bewegte, übte er seine Schüler nach der Lange'schen lateinischen und der Halle'schen griechischen Grammatik tüchtig ein, ließ viele lateinische Exertitien machen und hielt bei der Uebersetzung der Schriftsteller, namentlich des Cäsar und Ovid und einiger der leichteren Reden Cicero's, auf einen genauen Ausdruck des Sinnes. Im Griechischen wurde aus einer Chrestomathie, ich glaube der von Stroth, übersetzt, aber die Declinationen und Conjugationen fest ins Gedächtniß geprägt. Von der Accentlehre wurde nur so viel nebenher berührt, als nothwendig war, das völlig regellose Lesen zu verhüten; aber auch Verse, wenn sie etwa vorkamen, selbst Hexameter, wurden nach dem Accente gelesen. Von der Prosodie war nur für die lateinische Sprache die

Rede, damit wir die Hexameter des Ovid leſen lernten. In beſondern Privatſtunden las der Conrector noch im Griechiſchen den Herodot und zog mich auch bald in dieſe Stunden hinein, und ich muß mich noch darüber wundern, daß ich ſobald dahin kam, Freude an dieſer Lectüre zu finden. Der Lehrer muß doch eine gute Methode gehabt haben, die Schüler in einen Schriftſteller einzuführen.

Uebrigens war die Perſönlichkeit meines Onkels eine eigenthümlich ausgeprägte, man konnte ihn zu den Originalen der älteren Zeit rechnen. Von Natur lebhaft und humoriſtiſch, ließ er ſich gern mit uns in einen Scherz ein, fragte nach den Beinamen einzelner Schüler, die er gelegentlich mochte gehört haben, und ergötzte ſich an denſelben, wenn ſie witziger Art waren. So hatten ſie mich, ich weiß nicht mehr durch welche Veranlaſſung, bei Gelegenheit der Lectüre des Nepos, nach der atheniſchen Halle ποικίλη, Poecile getauft, was ihn ſehr amüſierte. Uebrigens mußten wir uns ſehr hüten, nicht den unrechten Augenblick zu Scherzen zu wählen, denn ein ſchmerzhaftes körperliches Leiden machte ihn leicht, beſonders des Nachmittags nach dem Eſſen, verſtimmt und oft heftig, und wer dann zum Ueberſetzen neben das Katheder gerufen wurde, — ſo hatte er es eingeführt, — ging nicht ohne Zittern dahin, denn ſein Ohrzipfel gerieth ſicher in Gefahr, wenn er Fehler machte, und kam ſtark geröthet von jenem Platze zurück; ja, bei ernſteren Gelegenheiten wurde auch der Meiſter Henne — ſo nannte er nach dem Sattlermeiſter, der ſie verfertigt, die am Katheder hängende aus rothen und weißen Riemen geflochtene Peitſche, — nicht geſpart. Es war eben noch die alte Zucht in der Klaſſe, über welche ein jetziger Secundaner ſehr die Naſe rümpfen würde. Die Schüler wurden nicht anders, als mit „Er“ angeredet. Mich nannte er als ſeinen Neffen „Du“, aber wenn ich einmal ſeinen Unwillen erregt hatte, hieß ich ebenfalls „Er“, woran ich dann ſogleich erkennen konnte, was für Wetter es bei ihm war. Uebrigens behandelte er mich ſehr freundlich, ja väterlich, und ich bin ihm für die Grundlegung mancher ſoliden Kenntniß lebenslänglich dankbar geweſen.

Sein Aeußeres ſtimmte mit ſeiner Originalität überein. Von mittlerer Größe, aber kräftig gebaut und ſtark, ſtets in einen weiten und langen Oberrock von dunkler Farbe gekleidet, imponierte er vorzüglich durch ſeinen ebenfalls ſtarken Kopf mit noch wenig vom Alter gebleichtem ſchwarzem Haare, ſtarken dunkeln Augenbrauen, großen durchdringend blickenden dunkeln Augen und großartigem Zuſchnitte des übrigen Geſichtes, welches etwas altteſtamentlich patriarchaliſches hatte. Seine Freundlichkeit war treuherzig und anziehend, aber ſein Zorn uns Schülern furchtbar.

Ein Zug aus dem Jahre 1796 charakteriſiert die damaligen Zuſtände in Hannover in Bezug auf die franzöſiſche Revolution. Die Freiheitsideen hatten in manchen jungen Männern, namentlich aus dem Advocatenſtande, gezündet und die Obrigkeit war aufmerkſam darauf geworden. Wie mein Mitſchüler, der Secundaner Thibaut, deſſen ich ſchon erwähnt habe, auch in dieſen Ideenkreis hineingezogen war, weiß ich nicht, aber er erſchien auf einmal mit einem Aufſatze über Freiheit, Gleichheit und Menſchenrechte, den er als deutſche Arbeit dem Conrector Kohlrauſch einlieferte. Dieſer, den die lebhafte und gewandte Darſtellung von wahrſcheinlich wenig verdauten Gedanken intereſſiert hatte, las den Aufſatz in der Klaſſe vor, wie er auch mit anderen Aufſätzen, zum Lobe oder zum Tadel, zu thun pflegte. Manche Stellen begleitete er nach ſeiner Weiſe mit ironiſchen Bemerkungen, aus denen der Kundige den Tadel der unreifen Gedanken entnehmen konnte; uns Schülern aber kam das nicht ſo zum Bewußtſein, wir ergötzten uns mehr an der frappanten Darſtellung und der eine oder andere mochte zu ſeinen Eltern davon lobend geredet haben. Genug, die Kunde, der Conrector habe einen revolutionairen Aufſatz den Schülern vorgeleſen, kam an den Magiſtrat und wurde ſehr übel vermerkt. Zunächſt wurde der Conrector aufgefordert, das corpus delicti einzuliefern, und nachdem der anſtößige Aufſatz geleſen war, wurde er ſelbſt vor die verſammelten Väter der Stadt geladen und erhielt dort einen ſtrengen Verweis und eine Verwarnung für die Zukunft. Seine Entſchuldigung, daß er das kindliche Machwerk für ungefährlich gehalten und ſcherzend vorgeleſen habe, um das Lächerliche

ſolcher Ideen zu zeigen, wurde nicht angenommen. Für uns Schüler war dieſer officielle Verweis des ehrenfeſten Mannes nicht ohne unangenehme Folgen, denn es dauerte lange, ehe er wieder in eine gemüthliche Laune kam, und wir mußten oft ſeine Auslaſſungen über naſeweiſes und vorlautes Raiſonnieren über Dinge, die wir nicht verſtänden, und ſeine Stichelreden über „Aus der Schule plaudern und Anklagen des eignen Lehrers“ hören. — Wie ſeine eignen Gedanken über das damalige Franzoſenthum waren, kann ich nicht ſagen, denn er äußerte ſich darüber weder in der Schule, noch im Hauſe, ſo viel ich im Gedächtniß habe; aber der Glaube, daß er doch zu den Freiſinnigen gehöre, ſchien nach dem erwähnten Vorfalle ſich bei vielen feſtgeſetzt zu haben.

Mein Onkel Detmering. — Eine ganz entgegengeſetzte Richtung offenbarte ſich dagegen in meinem Onkel, dem Kriegs-Caſſierer Detmering, in deſſen Hauſe ich in jener Zeit lebte, und ich kann es nicht unterlaſſen, auch dieſen Mann, der zu den Originalen in meiner Lebenserfahrung gehört, näher zu ſchildern. Er hatte, nach der herkömmlichen Sitte, im Schreib- und Rechnungsweſen von der Pike auf gedient, ohne vorher eine wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen zu haben, und ſein Geſichtskreis war daher ein enger geblieben. Bildung auf Reiſen zu ſuchen, war damals bei den ſchlechten Verkehrsmitteln nur in den höheren Ständen möglich und hergebracht; ein Geſchäftsmann, der täglich ſeine Arbeitsſtunden und keine Ferien hatte, konnte noch weniger daran denken. Mein Onkel war kaum einige Meilen von Hannover geweſen; er war, um es ſo auszudrücken, ein vollſtändiger Stockhannoveraner und dabei, als unerſchütterlicher Freund des Königshauſes, auch ein Freund Englands und abgeſagter Feind der Franzoſen. Die Empfindung gegen die letzteren war auch noch dadurch zu wirklichem Haß geworden, daß er zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, als franzöſiſche Truppen in Hannover ſtanden, als junger Menſch eines Abends hinter ein paar Franzoſen, die ganz freundſchaftlich mit einander zu reden ſchienen, herging und es ſehen mußte, wie einer von ihnen in einer der engeren Straßen, — es war die Schuhſtraße, die von der Schmiede- auf die Knochenhauer-

straße führt, — plötzlich einen Dolch zieht, den andern niederstößt und den Sterbenden sofort in einen der Nothbrunnen, dessen Deckel er aufhebt, hinabdrückt. Voll Schrecken war er davon gelaufen; der Eindruck war so tief bei ihm, daß er alle Franzosen für nichtswürdig hielt und zu sagen pflegte, wenn sie alle einen Kopf hätten, so würde er diesen, wenn er könnte, abhauen. Diesen Franzosenhaß, den er mit seinen nächsten Freunden theilte, brachte ihn wiederum mit andern, besonders jüngeren, Leuten in Opposition und er hatte während der Kriege in den neunziger Jahren manchen harten Kampf zu bestehen. Seine tägliche Gewohnheit, Sommer und Winter, war, nach dem Mittagsessen nach Monbrillant zu gehen und dort seinen Kaffee zu trinken. Er fand dort eine stehende Gesellschaft und die Rede kam meistens sehr bald auf Politik, besonders wenn Schlachten vorgefallen waren und die Franzosen zu Lande, die Engländer aber zur See, gesiegt hatten. Die Gesellschaft theilte sich regelmäßig in zwei Parteien, obgleich die Zahl der Franzosenfreunde die schwächere war; aber die jüngeren Leute, aus welchen die letztere bestand, waren die lauteren und machten sich auch wohl, weil sie den Spruch meines Onkels über die Franzosen kannten, einen Scherz daraus, ihn, wenn diese im Vortheil waren, recht schadenfroh zu necken. In solchen Zeiten war mit ihm auch im Hause nicht wohl auszukommen und wir Knaben, seine Söhne und ich, hielten uns dann gern etwas fern von ihm. Uebrigens war er ein wohlwollender, zugänglicher Charakter, dabei mit gutem natürlichem Verstande begabt und von einer Pflichttreue und Pünktlichkeit im Dienste, wie sie nicht häufig gefunden werden. Sein Rechnungswesen war stets in der größten Ordnung; wenn er Sonnabends seinen Rechnungsabschluß machte und dieser auch nur um Pfennige nicht stimmen wollte, so war er so mißmuthig, als wenn die Alliirten eine Schlacht verloren hatten. War dagegen die Casse in vollständiger Ordnung, so sahen wir es schon seinem heitern Gesichte und raschen Schritte an, wenn er Sonnabend Mittags um 1 Uhr aus dem Schloßhofe bei der Wache vorbei über die Straße geschritten kam; — ich habe schon früher bemerkt, daß wir im Hause der Hahn'schen Hofbuchhandlung wohnten; — und

wenn er in die Stube trat, ſo griff er regelmäßig in ſeine Taſche und gab jedem von uns ein blankes Dreigroſchenſtück. Aber nicht blos am Sonnabend, ſondern auch an jedem andern Wochentage, mußte einer von uns Mittags gegen 1 Uhr am Fenſter auf Wache ſtehen; wir konnten von da die Thür des Kriegskaſſengebäudes ſehen, welches damals an der rechten Seite des Schloßhofes an der Schloßſtraße lag, nachher aber abgeriſſen iſt; und wenn der Onkel aus dieſer Thür trat, mußte der auf Wache Stehende nach der Küche hinausrufen, daß die Suppe auf den Tiſch geſetzt würde; ſie mußte daſtehen und etwas abgedampft haben, wenn er in die Stube trat.

Dieſe Pünktlichkeit in allen, auch den kleinſten, Dingen gehörte zu ſeiner ganzen Lebensordnung; es herrſchte darin ein vollendeter Pedantismus. Weil niemand es ihm darin recht machen konnte, ſo war ſein Grundſatz, alles, was ſeine perſönlichen Bedürfniſſe betraf, ſelbſt zu beſorgen. An ſeine Kleider und Schuhe iſt nie die Hand einer Magd oder eines Aufwärters gekommen; er klopfte und bürſtete ſelbſt ſeine Röcke, reinigte und wichſte ſeine Schuhe, die immer ſpiegelblank waren, und ich ſehe noch die Bürſten und die Glanzwichſe in nie veränderter Ordnung oben auf dem Geſimſe ſeines Gardinenbettes liegen. Sein Ehrgeiz beſtand darin, daß die weißen baumwollenen Strümpfe, die er Sommer und Winter trug, am Sonnabend möglichſt eben ſo rein ausſahen, als wie er ſie am Sonntage zuvor angezogen hatte, und er brachte dieſes, wenn der Staub im Sommer nicht gar zu arg war, meiſtentheils fertig. Einen Flecken vom Straßenſchmutz habe ich nie an ſeinen Strümpfen geſehen; der große ſchwere Mann ging bei ſchmutzigem Wetter in ſeinem gemeſſenen Schritte, wo es nöthig war auf den Zehen, nach Monbrillant und zurück. Es iſt in dieſen Zügen nichts übertrieben, ſie haben ſich aus jahrelanger Beobachtung zu feſt meinem Gedächtniſſe eingeprägt, wie ich denn überhaupt die ganze, ich kann wohl ſagen ſchöne, Geſtalt dieſes merkwürdigen Mannes noch lebendig vor mir ſehe. Man denke ſich einen Mann in den Funfzigen, bedeutend über 6 Fuß hoch, von einem kräftigen, ausgezeichnet gleichmäßigen Gliederbau, ſtark, aber nicht fett, mit breiter Bruſt, ſchöngeformten Schultern, ohne Bauch,

ſtarken Schenkeln und Waden, die in den weißen Strümpfen jede Muskel zeigten, dabei in gerader, feſter Haltung, und mit einem Kopfe, den man in allen ſeinen Theilen ſchön nennen konnte, von einer ſtets weißgepuderten Perrücke mit einem Haarbeutel umſchloſſen. Dieſe Perrücken, deren er mehrere, für Alltag und Sonntag, beſaß, waren ebenfalls ein Gegenſtand ſeiner beſonderen Sorgfalt; ſie hatten ihren unveränderlichen Platz an einem Geſtelle in einer Ecke ſeiner Schlafkammer. Des Abends, wenn Tagewerk und Spaziergang vollbracht waren, wurde die den Dienſt habende Perrücke an ihren Platz gehängt und eine weiße Zipfelmütze aufgeſetzt. Eine Hauptoperation aber mußte der Kopf am Sonnabend Abend beſtehen. Dann wurde auch die Nachtmütze abgenommen, der ganze Kopf eingeſeift, und nun fuhr die rechte Hand mit dem Raſiermeſſer von der Stirn bis in den Nacken in wiederholten ſchlanken Zügen raſſelnd über den Kopf, wie wenn eine Senſe über ein Stoppelfeld führe. Dieſer raſſelnde Ton und der Anblick des ſchön geformten glänzend weißen Schädels, wenn er nach dem Raſieren mit warmem Waſſer abgewaſchen war, hatten für mich etwas ſo anziehendes, daß ich dieſe Scene, wenn es möglich war, nie verſäumte.

Mit mir ging der Onkel in eigenthümlicher Weiſe um. Er hatte mich gern, aber der Ton, in welchem er mit mir ſprach, war häufig neckend. Da keiner ſeiner Söhne zum Studieren beſtimmt war, ich alſo allein in der Familie ſo zu ſagen den gelehrten Stand repräſentierte, ſo ſollte ich über alles Auskunft geben, was an Fremdwörtern, an techniſchen Ausdrücken oder juriſtiſchen, lateiniſchen Formeln in den Zeitungen oder den Hannoverſchen Anzeigen vorkam, denn eine andere Lectüre, außer in der Bibel und dem Geſangbuche, kannte er nicht. Wenn er nun des Abends im Schlafrocke und der Nachtmütze in ſeiner Ecke am Tiſche ſaß und die Anzeigen hinter das Licht hielt und las, ſo rief er häufig: „Kumm mal her, Herr Vetter, — ſo nannte er mich regelmäßig und ſprach auch in der Familie immer platt, — un ſeg mal, wat heit dat eigentlich: Edictal-Ladung, oder salvo jure tertii, oder Subhaſtation“ und dergl., und wenn ich dann nicht raſch eine treffende oder gar keine Antwort geben

konnte, ſo ſagte er: „nu, gah man weg, du biſt mek ook en rechten Gelehrten!“ Das kränkte mich dann bitter, aber ich biß die Zähne zuſammen und durfte nicht weiter antworten. Die nächſten blanken Dreigroſchenſtücke verſöhnten mich aber gründlich.

Meine Tante war die Güte ſelbſt, und doch hätte ſie mich bald, ohne es zu wollen, vom Studieren abgebracht. Ihre Kinder waren herangewachſen, der jüngſte Sohn war nur wenig jünger als ich, die Töchter halfen in der wohlgeordneten Haushaltung und ſie hatte daher manche Stunde zum Leſen übrig, was ſie ſehr liebte. Da mußte ich ihr denn Romane aus der Leihbibliothek holen und ſuchte ſolche aus, die nach den Titeln auch für mich eine anziehende Lectüre verſprachen. Es war die Periode der Spießeſchen und anderer Ritter- und Räuberromane und ich habe in den Freiſtunden, wenn die Tante die Bücher zur Seite gelegt hatte, die Löwenritter, den Rauhgrafen Adolf von Taſſel, Hasper a Spada, auch manchen Roman von Lafontaine, z. B. Quintus Heimeran von Flemming, nicht geleſen, ſondern verſchlungen, und zwar oft in nächtlichen Stunden, wenn ich mir ein Licht oder eine Lampe für meine Kammer verſchaffen konnte. Durch dieſes leidenſchaftliche, planloſe Leſen erſchlaffte aber meine Luſt zu den Schularbeiten eine Zeitlang ſo ſehr, daß ich auf den Gedanken kam, das Studieren aufzugeben und Apotheker zu werden. Da brauchte ich kein Latein und Griechiſch zu lernen und konnte, wie ich mir einbildete, auch nebenbei Magenmorſelle und Chokolade naſchen. Es dauerte aber nur kurze Zeit; denn da ich dieſen Gedanken gegen meine Tante ausſprach, erſchrak ſie in der Seele meiner Mutter, die mich ſo gern auf der Kanzel ſehen wollte, ſprach mit ihrem Schwiegerſohn Peterßen, der mein Vormund war, und dieſer mit meinem Onkel, dem Conrector, und beide brachten durch weiteres Nachfragen bald die Urſache meiner Luſt zum Umſatteln heraus, entzogen mir die Roman-Lectüre und redeten mir ernſthaft zu, indem ſie mein Ehrgefühl wieder rege machten. Ich habe indes an meinem eignen Beiſpiele die Gefahr einer regelloſen Leſewuth, die manche Kinder befällt, namentlich in den Jahren der Entwicklung, recht lebhaft kennen gelernt. — Uebrigens konnte ſchon der

tägliche Anblick der ernsteren Thätigkeit für eine reellere Literatur, welche ich in der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu beobachten Gelegenheit hatte, auf meine Achtung vor wissenschaftlicher Bildung belebend einwirken, und ich gedenke mit Dankbarkeit der wohlwollenden Aufmerksamkeit, mit welcher mich die beiden Chefs derselben behandelt haben. Eine sehr wohlthuende Erinnerung ist mir auch von der Mutter der jetzigen Gebrüder Hahn geblieben, einer Frau, deren Charakter nicht besser bezeichnet werden kann, als daß sie, mit einem regen Sinne für geistige Interessen begabt, von Herzen die Güte selbst war.

Ich kam nun bald wieder in das alte Geleise meiner Studien zurück, ja, ich verdoppelte meinen Fleiß und begann auch Fächer zu betreiben, die nicht in der Schule gelehrt wurden, namentlich Mathematik und französische Sprache. Aber woher das Geld zu Privatstunden in diesen Fächern nehmen? Meiner Mutter konnte ich diese Ausgabe nicht zumuthen. Da fing ich schon als Secundaner an, jüngeren Knaben Privatstunden in den Anfangsgründen des Lateinischen zu geben. (Mein erster Schüler war der nachherige Legationsrath Haase, der nach meiner Rückkehr nach Hannover im Jahre 1830 bald zu meinen näheren Freunden und durch die Heirath meines zweiten Sohnes mit seiner Nichte und meiner ältesten Tochter mit seinem Neffen zu meinen Verwandten gehörte.) Aber wie wurden damals die Talente eines Secundaners oder Primaners honoriert? Zuerst bekam ich für 16 Stunden einen Gulden, doch bald einen Thaler, zuletzt 2 Gulden. Ein jetziger Primaner bedenkt sich schon, für 16 Stunden mit 4 Thalern vorlieb zu nehmen. (Ein Seminarist verlangt häufig 5 Thlr. Gold.) Ich mußte also schon mehrere Stunden geben, um das Honorar für eine mathematische oder französische Stunde erschwingen zu können, doch gelang es mir bald, mehrere Mitschüler zur Theilnahme an den Privatstunden zu bewegen, wodurch das Honorar ermäßigt wurde. (Unser Lehrer in der Mathematik war ein Hauptmann Bergmann von der Artillerie, Vater des nachherigen Professors der Jurisprudenz, Hofraths Bergmann in Göttingen. Als Primaner habe ich Unterricht im Hebräischen

und ſogar in den Anfangsgründen des Arabiſchen bei einem Kandidaten Köler, wie ich glaube nachherigem Probſt in Uelzen, gehabt.)

Es war nun auch die Zeit meines Aufſteigens in Prima gekommen, nachdem ich zwei Jahre in Secunda geſeſſen hatte. Die Klaſſe beſtand aus zwei Abtheilungen und war ſehr ſtark beſetzt, nach meiner Erinnerung mit 50 bis 60 Schülern. Hier traf ich nun auch mit meinen beiden Freunden Beaulieu wieder zuſammen, die mit mir zugleich in Prima eintraten. Unſere Lehrer waren der Director Rühlmann und der Rector Krauſe, Vater unſeres Ober-Medizinalraths; erſterer ein Mann von mancherlei Kenntniſſen, beſonders auch ein guter Botaniker, aber nicht eben gründlicher Philologe, der es auch mit der Erklärung der Schriftſteller, weder in grammatiſcher Hinſicht, noch in Entwicklung des Sinnes, ſehr genau nahm. Aber wir laſen viel, ſchlank weg, und da er ſelbſt einen ganz geläufigen lateiniſchen Stil ſchrieb und liebte, ſo bekamen wir eine gewiſſe Gewandtheit im Lateinſchreiben, ſowie im Verſtändniß der Schriftſteller mittlerer Schwierigkeit, wie Livius und Virgil, auch leichterer Horaziſcher Oden. Der gründlichere Lehrer war der Rector Krauſe, wenn ihm gleich der geläufige Vortrag weniger zu Gebote ſtand. Er nahm vorzüglich die griechiſchen Schriftſteller vor, die aber nicht über Homer und Xenophon hinausgingen, und einige lateiniſche, namentlich die Reden und die kleineren philoſophiſchen Schriften von Cicero. Daß er dieſe gut zu behandeln verſtand, davon iſt mir der Beweis im Gedächtniß geblieben, daß mir keine Schrift ſo viel Intereſſe abgewonnen hat, als Cicero's Brutus seu de claris oratoribus. — Uebrigens kann ich nicht ſagen, daß ich viele lebhafte Erinnerungen von wiſſenſchaftlichen Eindrücken in Prima behalten habe; es war kein lebendiges Regen und Treiben in der Klaſſe. Viel lebendiger wurde bald mein geſelliger Verkehr mit einer Anzahl von Schülern, vorzüglich aus der Ober-Prima, die mich beſonders anzogen. Ich nenne den älteſten Sohn des Paſtors Evers, der eine Zeitlang Director der Cantonsſchule in Aarau und Tſchockes Schwager war und als Profeſſor und Inſpector der Ritteracademie in Lüneburg geſtorben iſt; den älteſten Sohn des Kaufmanns Langerfeldt,

späteren Canzleidirector in Bückeburg, den nachherigen Conrector Böbeker in Hannover, und meine Freunde von Secunda her, Kern und Flügge. Wir und einige andere bildeten einen geselligen Kreis, der die jeder Jahrszeit eigenthümlichen Vergnügungen zusammen genoß: im Frühjahr das Ballspiel, welches wir leidenschaftlich liebten, im Sommer das Baden und das Kegelspiel an den freien Nachmittagen auf den Gasthäusern der Eilenriede, besonders auf dem Steuerndiebe; im Winter das Schlittschuhlaufen. Auch verschmähten wir nicht, einigemale im Winter einen Privatball in einer befreundeten Familie zu arrangieren, wo der Bruder einige tanzlustige Schwestern hatte, die wiederum ihre Freundinnen und deren Mütter heranzogen. Das waren fröhliche Abende, die aber in aller Ehrbarkeit und Sitte genossen wurden. Ueberhaupt darf ich versichern, daß in unsern gemeinschaftlichen Vergnügungen die eingeborne Fröhlichkeit der Jugend die eigentliche Würze war und daß wir keiner Reizmittel bedurften, um lustig zu sein, wie jetzt leider so häufig die Fröhlichkeit erst durch Wein und Bier, oder gar stärkere Getränke, geweckt werden muß. Bei unsern Kegelpartieen war ein Glas Milch, oder Kalteschale, höchstens eine Tasse Kaffee oder eine Schale dicke Milch, nebst Butterbrod das, was wir verlangten und mit unserm Taschengelde erschwingen konnten. Ich entsinne mich nicht, daß es nur einem eingefallen wäre, Wein oder Schnaps zu trinken. Bei den Bällen auf gemeinschaftliche Kosten war eine Tasse Thee und höchstens ein schwacher Punsch zum Butterbrod der stärkste Luxus, zu welchem wir uns verstiegen. Wir bildeten eine Welt für uns, der es nicht in den Sinn kam, ihre Ansprüche auf Genuß nach denen der Erwachsenen abzumessen.

Der Leutnant Iffland. — Zu unserer engern Gesellschaft gehörten auch einige Nichtschüler aus befreundeten Familien und die Verbindung mit einem derselben hat auf die letzten Jahre meines Schülerlebens in Hannover einen bedeutenden Einfluß gehabt, nemlich mit dem jüngsten Sohne des Obercommissairs Eisendecher. Es ist der nachherige Zahlcommissair der Berghandlung. Er war ein trefflicher Mensch von Gemüth und Grundsätzen, dabei jugendlich

lich, und der beste Tänzer und Schlittschuhläufer unter uns, so daß uns erste Eigenschaft ihn auch für unsere Bälle unentbehrlich machte. Wir kamen uns bald sehr nahe, er führte mich in seine Familie ein und ich nahm an manchen Festen und Partieen derselben theil. Er wohnte nicht bei seinen Eltern im Hause, sondern bei seinem Onkel, dem pensionierten Ingenieur Leutnant Iffland, einem Bruder seiner Mutter, sowie des großen Schauspielers Iffland. Dieser Onkel war unverheirathet, schwächlich und zur Hypochondrie geneigt, besonders weil er seiner schwachen Augen wegen wenig lesen konnte, übrigens aber von einer Herzensgüte, wie ich wenige Menschen kennen gelernt habe. Zur Gesellschaft und zum Vorlesen hatte er seinen Neffen, meinen Freund, zu sich genommen, der ihm manche seiner freien Stunden widmen konnte, da er als Hülfsarbeiter bei der Berghandlung nur einen Theil des Vormittages außer Hause beschäftigt war. Mit diesem Onkel nun, den ich durch meinen Freund kennen gelernt hatte, machte ich, nebst diesem, an einem Herbsttage eine Tour zu einem ihrer Verwandten, einem Gutsbesitzer, nach Hallerburg, nicht weit von Celle, um das Erntefest mit feiern zu helfen, wir beiden jungen Leute als eifrige Tänzer. Aus der Gegend umher waren die Tanzgenossen gekommen und so auch ein paar Förstertöchter, denen der strenge Vater aber eingeschärft hatte, bis 10 Uhr unfehlbar zu Hause zu sein, das Wetter möge sein, wie es wolle. Nun trat aber unglücklicher Weise am Abend Regen ein. Kein Bitten half, die beiden mußten den Weg durch's Holz zurückmachen, einen Knecht mit der Laterne voran. Sie mit diesem allein gehen zu lassen, wäre unhöflich gewesen, mein Freund Eisendecher und ich ließen es uns also nicht nehmen, sie zu begleiten. Der Weg war beinahe eine Stunde weit, um 11 Uhr kamen wir ganz durchnäßt zurück, weil aber des Wetters wegen mehrere Fremde dageblieben waren, so waren keine Betten für uns übrig und wir mußten bei andern unterzukriechen suchen. Mich nahm der Leutnant Iffland mitleidig in sein Bette auf, welches ich mit Zähneklappen bestieg. Nach der Aufregung des Tages und Abends konnten wir beide nicht gleich einschlafen, sondern geriethen in ein lebhaftes Gespräch über meine Schul-

angelegenheiten, meine häuslichen Arbeiten, und ob meine Lage im Detmering'schen Hause dafür günstig sei oder nicht. Das theilnehmende Gemüth des Mannes ermunterte mich zur offensten Mittheilung. Meine Lage im Hause meines Onkels, so angenehm und freundlich an sich, war für meine Arbeiten allerdings weniger günstig. Man konnte mir keine eigene Stube geben; wenn ich nun auch im Sommer auf meiner Kammer arbeiten konnte, so war ich doch im Winter auf die gemeinschaftliche Wohnstube angewiesen, wo wenig Ruhe zu finden war; denn sie diente für alle Hausgenossen, meine Vettern, Cousinen, Onkel, Tante, und auch wohl für freundschaftliche Besuche. Ich nahm meine Zuflucht mitunter mit meinen Büchern in die Mägdestube, aber da wollte mir Abends die Gesellschaft und die Küchenlampe auch nicht behagen. Dieses alles erzählte ich meinem theilnehmenden Bettgenossen, ohne Anklage gegen meine Verwandten, aber doch nicht ohne die Klage über die Hindernisse in meinen Arbeiten. Da trat er mit dem Vorschlage hervor, ich möge zu ihm und seinem Neffen Ernst ziehen, er habe Raum genug, weder er, noch sein Neffe, werde mich im Arbeiten stören und wenn ich eine Stunde übrig habe, so könne ich ihm einen angenehmen Dienst dadurch leisten, daß ich ihm etwas vorlese. Dieses letztere war denn auch der ostensible Grund, mit dem er seinen Vorschlag bei meinen Verwandten motivierte; diese stimmten ein und es wurde so eingerichtet, daß ich bei dem Leutnant Iffland wohnte und mein Frühstück und Abendbrot bei ihm hatte, des Mittags aber zum Onkel Detmering ging. Der Leutnant Iffland wohnte in dem Eckhause der Oster- und der Windmühlenstraße, der jetzigen Rümpler'schen Buchhandlung, welches aber damals einem Schmiedemeister gehörte und noch ganz nach der alten bürgerlichen Weise eingerichtet war.

Ich habe diese an sich unbedeutende Begebenheit so ausführlich erzählt, weil sie auch eine der Fügungen in meinem Leben gewesen ist, wo die göttliche Vorsehung durch kleine Veranlassungen eine nicht unwichtige Wendung in meinen Schicksalen herbeigeführt hat und wohlwollende Menschen, ohne mein Zuthun und Verdienst, sich meiner mit eigner Aufopferung liebevoll angenommen haben. Die anderthalb

von da nach Hannover, um meine Stelle im Detmering'schen Hause einzunehmen. Sie war ein lebhaftes, ansprechendes junges Mädchen und wir wurden nun erst vollständig geschwisterlich befreundet, denn da wir als Kinder getrennt wurden, war sie erst etwas über 7 Jahre alt. Ihre große Empfänglichkeit für alle die neuen Eindrücke des städtischen Lebens, für Lectüre, für das Theater, für größere Geselligkeit, regte mich eigenthümlich an, weil ich mit einem weiblichen Wesen noch nie in so naher Berührung gestanden hatte, und sie entwickelte ein reiches geistiges Leben, welches ihr auch bis in ihr hohes Alter geblieben ist. Unser Zusammenleben dauerte nur ein Jahr. Als ich nach Göttingen ging, blieb sie in Hannover zurück, zog später, als ich Göttingen wieder verließ, zu meiner Mutter nach Landolfshausen und verheirathete sich von dort aus im Jahre 1805 mit dem Pastor Eberwein in Ballenhausen bei Göttingen, wo wir sie später wiederfinden werden.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Prima wurde mein Abgang auf Ostern 1799 beschlossen; mit mir sollten, außer andern, auch die beiden Brüder Beaulieu abgehen. Wir waren noch nicht weit in Ober-Prima vorgerückt, denn die meisten Schüler blieben länger als 2 Jahre in Prima, dennoch wurden wir drei zu Rednern bei der feierlichen Entlassung von dem Director Rühlmann erwählt. Der ältere Beaulieu und ich sollten lateinische Reden, der jüngere sollte eine deutsche Rede halten. Die Themata der beiden andern Redner habe ich vergessen, ich wählte eine Vergleichung des alten Italiens mit dem neueren, weiß aber von dem Ideengange ebenfalls nichts mehr, sondern nur, was die Sprache betraf, daß der Director mit meinem, dem seinigen nachgebildeten leichten Stile wohl zufrieden war. Eigenthümlich war noch der Aufzug, in welchem wir nach dem alten Herkommen erscheinen mußten: schwarze Kleidung, schwarze seidene Strümpfe, gepudertes Haar und ein Haarbeutel im Nacken, einen Pariser Degen an der Seite und einen seidenen chapeau bas unter dem Arme. Ich weiß noch, mit welcher Verlegenheit und Furcht vor den Hannoverschen Straßenjungen ich in diesem Aufzuge über die Oster- und Seilwinder-Straße nach dem Schulgebäude hinter der

Marktkirche ging. Schwerlich iſt dieſer Brauch des vorigen Jahrhunderts in das jetzige mit hinübergegangen.

Uebrigens lief der große Actus vor dem verſammelten Magiſtrat, der ſtädtiſchen Geiſtlichkeit und einem zahlreichen Publicum ganz gut ab. Wir hatten unſere Reden ordentlich auswendig gelernt und faßten, nach den erſten Augenblicken der Verlegenheit, tapfern Muth. Beſonders füllte der zweite Beaulieu mit ſeiner kräftigen Stimme das große Auditorium vollſtändig aus und erntete großen Beifall für ſeine, der Mehrzahl der Zuhörer auch beſſer verſtändliche, deutſche Rede.

III. Die Univerſitätszeit von Oſtern 1799 bis dahin 1802.

Ich kam mit meinen Freunden Beaulieu, Kern und Flügge in einen uns ſchon befreundeten Kreis älterer Studenten, zu denen Bödeker, Evers, Langerfeldt und andere gehörten, und fanden uns daher bald im academiſchen Leben einheimiſch. Zum Eintritt in geſchloſſene Corps oder Orden fanden wir keine Verſuchung; dieſe waren damals auch nicht ſehr zahlreich in Göttingen und hatten kein Uebergewicht über die Freien. Wir lebten in ungezwungener Geſelligkeit, verkehrten mit denen, die uns zuſagten, und hatten keine Luſt, unſere Zeit und Freiheit einer Verbindung zu opfern, welche uns nöthigte, die Abende in den Kneipen hinzubringen und mit Menſchen freundlich zu thun, welche wir nicht achten konnten, blos, weil ſie Corpsbrüder waren. Keiner meiner nähern Freunde iſt in einer Verbindung geweſen, und doch haben wir das Studentenleben, ſoweit es in den Schranken erlaubter jugendlicher Fröhlichkeit, ſelbſt Ausgelaſſenheit, ſich gehen laſſen darf, in vollen Zügen genoſſen. Meine Stube bildete für die Stunden des Abendeſſens und der nachherigen Unterhaltung häufig einen Mittelpunct für meine nächſten Freunde. Ich hatte nemlich meine Wohnung in dem Hauſe der geſuchteſten Göttinger Köchin, der Frau Rappen, in der Barfüßer-Straße, gefunden, die des Abends mehrere hundert Portionen gebratener Kar-

toffeln mit einem Fleischklump oder auch mit Braten, für 2 Sgr. verkaufte, ein Gericht, von welchem ich später immer zum Verdruß meiner Frau und Töchter behauptet habe, daß keine Küche so wohlschmeckende gebratene Kartoffeln bereiten könne, als die der Frau Rappen. Meine Freunde waren derselben Meinung und kamen, wie gesagt, häufig des Abends zu mir, um dieses Gericht recht frisch und warm auf meiner Stube zu verzehren. Dabei wurde aber nicht gezecht, sondern höchstens ein Glas Bier getrunken, und um zehn Uhr war meine Stube, nach einer Stunde heiteren Gesprächs, wieder leer. Wir waren im billigen Sinne fleißige Studenten.

Für mich lag noch ein besonderer Grund, mich von Verbindungen fern und mir die Sonntage frei zu halten, in der Nähe meiner Mutter. Der Sommer, wie der Winter, sah mich fast jede Woche um die andere Sonnabend Nachmittags auf dem Wege nach Landolfshausen und Sonntag Abends von dort zurückkehren, häufig mit einem oder ein paar Freunden, die meiner Mutter auch willkommen waren, wie z. B. die beiden Beaulieus. Da wurde dann die alte Freundschaft mit dem schon neben dem Witwenhause wohnenden Konrad Günther recht lebhaft aufgefrischt und manche der alten treuherzigen Schulkameraden begrüßten mich als den „leiven Muschö Fritz". Diese Gänge durch den Göttinger Wald über Kerstlingeröder Feld und den Treppenberg hinunter über Mackenrode nach Landolfshausen, oft bei Schnee und Sturm, aber öfter bei schönem Sonnenschein im Schatten der Eichen und Buchen, gehören zu meinen angenehmsten Jugenderinnerungen.

Auch noch andere, wenn auch seltnere Sonntagsgänge waren über Geismar und Kleinen-Lengden nach dem Amte Niedeck zu der Familie des Amtmanns Heinsius gerichtet, mit welcher meine Mutter schon befreundet war, als der Vater Amtmann in Radolfshausen war. Und hier lernte ich dann auch meinen nachherigen Schwager Eberwein kennen, der eben nach Vollendung seiner theologischen Studien hier als Hauslehrer eingetreten war. Die Verbindung desselben mit meiner Schwester knüpfte sich später ebenfalls in diesem Hause an. Es war ein gastliches, lebhaftes und interessantes

Haus; Vater, Mutter, 8 Kinder, im Alter von 3 bis 14 Jahren, 4 Söhne und 4 Töchter, ein Hauslehrer, eine Gouvernante und eine ältere Hausfreundin, die alle Kinder hatte geboren sehen und aufziehen half, zugleich eine genaue Jugendfreundin meiner Mutter, welche durch sie in die Heinsius'sche Familie eingeführt war. Diese zahlreiche Hausgenossenschaft und sehr häufiger Besuch aus der Nachbarschaft und aus Göttingen brachten eine sehr behagliche Lebendigkeit in dieses Haus, und die schöne Umgegend, die Nähe der Gleichen, der große Amtshof selbst mit seiner mannigfachen Belebung durch Menschen und Thiere, ein wohlgehaltener und mit Früchten aller Art versehener Garten, — was konnte ein lebenslustiger Student lieber aufsuchen, als eine solche Sonntagsausflucht! Ich habe in diesen Räumen sehr vergnügte Stunden verlebt. — Der braven Tante Scharlok, wie sie von uns allen genannt wurde, der treuen Hausfreundin, habe ich in diesen Blättern gedenken zu müssen geglaubt; sie war mir, dem Sohne ihrer ältesten Jugendfreundin, sehr zugethan, so wie ich ihr. (Beiläufig darf ich auch eine gewisse historische Bedeutung für sie in Anspruch nehmen; sie war lange verlobt mit dem trefflichen deutschen Manne, dem General Scharnhorst, der bekanntlich geborener Hannoveraner und Hannoverscher Artillerie-Hauptmann war, ehe er in Preußische Dienste übertrat. Wodurch die Verlobung zurückgegangen, weiß ich nicht, aber die frühere Braut blieb im beständigen Briefwechsel mit Scharnhorst, und als dessen Sohn in Göttingen studierte, besuchte er sie häufig in Niedeck und wurde mit ihr vertraut, als mit einer zweiten Mutter. Das Verhältniß war also ein edles und inniges geblieben.)

Außer diesen kleineren Touren in der Nachbarschaft von Göttingen habe ich in der dreijährigen Studienzeit mit meinen Freunden manche Fußreise in den Harz, in die Werra- und Weser-Gegenden, in den Solling, in den Pfingsttagen nach Cassel, nach meiner väterlichen Geburtsstadt Osterode, sowie zu meinen Verwandten in Hannover gemacht, und den Schluß machte in den Herbstferien 1801 eine größere Reise an den Rhein mit meinen Freunden Bödeker, Kern und Flügge, welche uns im Süden bis nach Straßburg und im

Norden bis Köln führte. Die Luſt am Reiſen war uns allen gemeinſam, die Pläne dazu und die Vorfreude füllten manche unſerer Abende aus, und wir entſagten gern den Wirtshausfreuden anderer Studenten, um die Mittel zu einer kleineren und größeren Reiſe zuſammen zu ſparen. Und dieſe ſelbſt wurden gleichfalls auf die ſparſamſte Weiſe eingerichtet; wir nahmen mitunter mit einer Streu in einem ländlichen Wirtshauſe vorlieb, auf welcher die von der Fußreiſe ermüdeten Glieder doch ihre Ruhe fanden.

Alle dieſe Reiſen gewährten uns großen Genuß, beſonders machten die Ufer des Rheines in dem herrlichen Rheingau und von da bis Bonn auf uns Nordländer einen herrlichen Eindruck. Allein dieſen Eindruck haben ſo viele empfangen und beſchrieben, daß ich nichts Neues darüber zu ſagen wüßte, und da ich mir überhaupt als Ziel geſetzt habe, nur dasjenige in dieſen Blättern zu erzählen, was für mein inneres und äußeres Leben von größerem Einfluß geweſen iſt, oder was zur Charakteriſtik der Zeiten und Menſchen, in und mit welchen ich gelebt habe, ein beſonderes Intereſſe gewähren kann, ſo gehe ich auf die Beſchreibung der erwähnten Reiſen, welche dergleichen nicht dargeboten haben, hier nicht näher ein.

Einer Lieblingsübung dagegen, welche ich die ganze Studienzeit mit Eifer betrieben habe, will ich doch noch gedenken, nemlich der auf dem Voltigierboden, an dem mit Leder überzogenen hölzernen Pferde, welche Uebungen auch ſpäter unter die Turnübungen aufgenommen ſind; die letzteren, in ihrem jetzigen Umfange, kannte man damals noch nicht. Es war vorzüglich mein Schulfreund Langerfeldt, der mich damit bekannt machte; er war ſehr kräftig und gewandt und bekleidete das Amt des ſogenannten Vorſpringers, der kein Honorar zu bezahlen brauchte. Er hatte ſich an eine Geſellſchaft Braunſchweiger angeſchloſſen und zog mich auch zu dieſen heran. Es waren tüchtige Menſchen, mit denen ich gern verkehrte; unter andern zwei Brüder Gravenhorſt, von denen der ältere, der Vater des jetzigen Directors Gravenhorſt in Bremen, bereits geſtorben iſt, und ein Vetter beider, der nachherige Profeſſor der Naturgeſchichte in Breslau. Als dieſe, älter in ihren Studien als ich, Göttingen ver-

ließen, trat ich in das Amt eines Vorſpringers auf dem Voltigierboden ein und habe es bis zu meinem Abgange bekleidet. Dieſe Uebungen kamen ſpäter meinen Zöglingen zu gute, die ich auch dazu anleitete, und begründeten auch meine Vorliebe für die Einführung der Turnübungen bei den Schulen.

Ich habe bisher nur von den Aeußerlichkeiten des Univerſitätslebens erzählt, die innern Seiten, das wiſſenſchaftliche Leben und Treiben, ſollte doch billig den Hauptplatz einnehmen. Aber, ich muß es offen bekennen, von dieſem iſt mir viel weniger eine lebendige Erinnerung geblieben. Daß ich im Ganzen nicht unfleißig geweſen bin, habe ich ſchon bemerkt, aber der Fleiß hielt ſich in den gewöhnlichen pflichtmäßigen Grenzen. Die theologiſchen Collegia bei Planck, Eichhorn, Stäudlin, Ammon, die philoſophiſchen bei Buhle, die hiſtoriſchen bei Heeren, die über deutſche Sprache und Literatur bei Bouterweck, reine Mathematik bei Thibaut, Phyſik bei Tobias Meyer, Naturgeſchichte bei Blumenbach u. ſ. w. wurden regelmäßig gehört und repetiert; die Hefte waren in lobenswerther Ordnung; aber daß ich, mit einiger Ausnahme der Geſchichte bei Heeren und der Mathematik bei Thibaut, eine tiefer eingreifende geiſtige Anregung empfangen hätte und zu ſelbſtändigen Studien in einer beſtimmten Richtung getrieben worden wäre, kann ich nicht ſagen. Ich war auf dem Wege ein gewöhnlicher, wenn auch vielleicht nicht in letzter Reihe ſtehender Theologe im Sinne der damaligen Zeit, ohne warme, von innen heraus treibende Begeiſterung, zu werden. Eine ſolche zu wecken, dazu war die ganze geiſtige Atmoſphäre Göttingens damals nicht angethan, wenigſtens gehörte ein reiferes Alter und eine andere Vorbereitung, als ich ſie empfangen hatte, dazu, die gelehrten Kräfte, welche die Univerſität beſaß, zur eigenen höhern Ausbildung recht zu benutzen. War doch die Liebe zu der alten Literatur nicht einmal ſoweit in mir erweckt, daß ich, außer einer encyklopädiſchen Einleitung, philologiſche Collegia bei Heyne gehört hätte.

Ueberhaupt war, wenn ich an meinen damaligen Standpunct zurückdenke, der Kreis desſelben noch recht eng. Nicht einmal mit unſerer ſchönen Literatur war ich leidlich vertraut. Ich hatte, ſo viel

ich mich erinnere, in Hannover noch nichts von Göthe oder Schiller geleſen, erſt in Göttingen kam das erſte der Göthe'ſchen Werke, der Torquato Taſſo, in meine Hände und machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich erkennen konnte, es fehle mir auch für dieſes Gebiet des neu angeregten deutſchen Geiſtes nicht an Empfänglichkeit; es war mir, als gehe eine neue Welt vor mir auf. Daß menſchliche Gedanken und Gefühle auf eine ſolche Weiſe, in ſo edler Sprache, mit ſo erhebenden Worten und Bildern ausgedrückt werden, daß Verſtand und Gefühl ſich ſo vollkommen durchdringen könnten, war mir neu, es überwältigte mich; es drang, um mich ſo auszudrücken, der zauberhafte Schauder durch meine Seele, den nur das wahrhaft Schöne und Erhabene in uns hervorzubringen vermag und uns die Wonne des Gefühls, ſich vor etwas Höherem zu beugen, kennen lehrt. Daß gerade Göthe's Taſſo einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, wie nie ein anderes Buch vorher und wenige nachher gethan, mag in meiner damaligen Stimmung gelegen haben, die unbewußt eine höhere Nahrung verlangte, als mir ſonſt geboten wurde.

Ein zweites Buch, welches, wenn auch in anderer Art, in meiner Univerſitätszeit einen ungewöhnlichen Einfluß auf mich geübt hat, will ich gleich daneben nennen, es waren „die Briefe eines jungen Gelehrten" von Johannes Müller an Vonſtetten. Die warme Freundſchaft dieſer jungen Männer, die Liebe für alles Edle, Tüchtige und Geiſtesbildende, die Liebe zum Vaterlande und ſeiner Geſchichte ergriffen mich mit Theilnahme und Bewunderung. Dieſes, wenn auch in manchen Dingen veraltete, aber von einem jugendlichen Geiſte erfüllte Buch kann noch immer der empfänglichen Jugend auf der Schule und Univerſität eine geſunde Nahrung bieten und ſollte in keiner Schülerbibliothek fehlen.

Meine theologiſche Studienzeit näherte ſich ihrem Ende und ſchloß mit den praktiſchen Vorleſungen über Katechetik und Homiletik, jene bei dem Generalſuperintendenten Gräfe, dieſe bei dem Profeſſor von Ammon. Beide intereſſierten mich, und ich arbeitete gern für dieſelben. Beſonders erinnere ich mich der metriſchen Ueberſetzung einer horaziſchen Ode, die uns Gräfe aufgab, und die ſeinen Bei-

fall gewann. Eine Predigt, die ich im Winter 1801 auf 1802 in der Johanniskirche als Mitglied des homiletischen Seminars hielt, deren Inhalt ich aber vergessen habe, wurde nicht zu scharf von den übrigen Mitgliedern und von Ammon kritisiert. (Beiläufig bemerkt, war auch der nachherige Professor Marheinecke mein Commilitone im Seminar.) Ich hielt diese Predigt dann zum zweiten Male in der Kirche zu Landolfshausen, um meiner Mutter die Freude zu machen, mich auf der Kanzel zu sehen.

Ostern 1802 war die Universitätszeit zu Ende, ich mußte ohne meine beiden nächsten Studiengenossen Kern und Flügge nach Hannover reisen, denn beide hatten die Theologie verlassen und sich der Jurisprudenz zugewandt.

Das Examen in Hannover. — In Hannover angekommen, mußte ich, um in die Reihe der Predigtamts-Kandidaten aufgenommen zu werden, mein Examen praevium bei dem Consistorialrath Sextro bestehen. Diese Prüfung soll ein vorläufiges Urtheil darüber liefern, ob der abgehende Studiosus seine Zeit auf der Universität gut angewendet hat; es wird daher in die theologischen Disciplinen nicht tief und umfassend eingegangen, sondern mehr eine Uebersicht abgefragt, auch bei einzelnen Puncten etwas genauer zugefühlt, ob der Examinand sich der wesentlichen Grundgedanken, denen er weiter nachzuforschen und auf welche er seine ferneren Studien zu richten habe, bewußt sei. Es ging im Ganzen ziemlich gut, bis der Examinator auf sein Lieblingsgebiet, die Dogmatik, kam, auf welchem er sein eigenes, von den gangbaren Ansichten ziemlich abweichendes, System aufgebaut hatte. Hätte ich vorher einen Wink darüber bekommen, so würde ich mich mit diesem Systeme bekannt zu machen gesucht haben, so aber wurde ich nach den ersten verfehlten Antworten, die ich nach der Doctrin meiner Göttinger Lehre gegeben hatte, verwirrt, konnte mich in den Gedankengang des Examinators nicht hineinfinden und bestand, meinem Gefühle nach, herzlich schlecht. Betrübten Herzens ging ich am andern Tage zu meinem verehrten Gönner, dem Abt Salfeld, um ihm mein Unglück zu klagen und weitern Rath zu holen. Zu meinem Erstaunen empfing er mich mit einem Glückwunsche über

mein wohlbestandenes Examen. Ich sprach ihm aufrichtig mein Erstaunen aus und bekannte das Fehlschlagen meiner Prüfung in der Dogmatik. „Darüber lassen Sie Sich keine grauen Haare wachsen", erwiederte er, „das ist schon vielen Examinanden so gegangen. Mein guter Freund Sextro hat sein eigenes System und freut sich eigentlich, im Vertrauen gesagt, wenn er durch die Fehlantworten der Kandidaten Gelegenheit bekommt, dasselbe auseinanderzusetzen. In der Freude der lebhaften Demonstration vergißt er, daß er selbst fast allein gesprochen hat. Uebrigens haben Sie durch die exegetischen Proben und besonders durch Ihre Uebersetzung einer horazischen Ode ihm wohlgefallen." Unter den Proben, die dem abgehenden Studenten vorgelegt wurden, waren nemlich auch einige über den Standpunct seiner Schulkenntnisse. — Mit erleichtertem Herzen verließ ich den trefflichen Mann.

Hier sei mir eine Bemerkung erlaubt, die weit in mein folgendes Leben greift und zur Charakteristik der buntverworrenen Verhältnisse der damaligen Zeit, sowie der wechselvollen Schicksale meines eigenen Lebens, gehört. Es ist nemlich dieses theologische Examen praevium die einzige Prüfung gewesen, welche ich seit meiner Schulzeit mein ganzes Leben hindurch bestanden habe. Bei einem Manne, der bald 50 Jahre in öffentlichen Aemtern gestanden hat und zwar in einem Kreise, in welchem Prüfungen recht eigentlich zur Tagesordnung gehören, der einer großen Zahl von Prüfungen beigewohnt hat und bei ihnen selbst thätig gewesen ist, der manche Prüfungsordnungen hat verfassen helfen, ist dieses doch gewiß ein seltener Fall. Zur Erklärung dient, daß meine erste öffentliche Anstellung als Lehrer am Gymnasium in Düsseldorf in die letzte Zeit der französischen Herrschaft am Rheine fiel, wo man froh war, nur überhaupt Lehrer für höhere Schulen zu finden, die einige Vorbereitung und Uebung gewonnen hatten, — ich hatte schon 4 Jahre in Barmen eine Erziehungsanstalt geleitet und bereits meine biblischen Geschichten und meinen chronologischen Abriß der Weltgeschichte geschrieben; — man forderte keine Prüfung. Von da an ging mein Weg im Kreise des höheren Schulwesens von einer Stufe zur andern weiter, und man

traute mir auch ohne Prüfung die Fähigkeit für das mir zu übertragende Amt zu. Ueberhaupt habe ich nie um ein Amt gebeten, sondern bin in dieselben berufen worden. Es war eben die Zeit, wo die Periode des französischen Einflusses im westlichen und zum Theil im nördlichen Deutschland alle Lebensverhältnisse in Verwirrung gebracht und bei vielen Menschen die Ausbildung ihrer geistigen Kräfte verhindert hatte, so daß es, als es die Wiederherstellung eines geordneten Zustandes, namentlich auch der Bildungsanstalten, galt, an befähigten Kräften vielfach gebrach und jeder willkommen war, der Hülfe förderlich zu sein versprach. So ist mir das Fortkommen in Leben, wie man es nennt, welches jetzt oft so schwierig ist, durch besondere Gnade der Vorsehung vor vielen anderen leicht gemacht worden.

Ohne Zweifel ist es gewiß auch, daß ich nie für meine verschiedenen Aemter in Eid und Pflicht genommen bin und überhaupt keinen Eid geschworen habe, als in meinem 50sten Jahre bei meiner Einführung bei dem Provinzial-Collegium in Hannover. Der Huldigungseid, den ich als Lehrer in Düsseldorf schriftlich einreichen mußte, als das Bergische Land von Preußen übernommen wurde, galt als ausreichend für meine ferneren Dienstverhältnisse im preußischen Staate.

IV. Rantzau.

Mein hoher Gönner, der Abt Salfeld, hatte auch schon für mein weiteres Fortkommen gesorgt; er war von der Familie des Dänischen Generals, Grafen Bandissin auf Rantzau in Holstein, um Empfehlung eines Kandidaten zum Lehrer der ältesten Söhne gebeten worden; der als Prediger nach Eutin abgehende Lehrer Pfeiffer war auch ein Hannoveraner gewesen. Der Abt trug mir die sehr vortheilhafte Stelle, - 200 Thlr. Gold nebst freier Station, — an, und ich stimmte natürlich mit Freuden ein. Meine Verbindung mit dieser Familie ist für mein ganzes folgendes Leben in mehr als einer Hinsicht entscheidend gewesen, und ich habe dem Abt Salfeld auch wegen

dieſes Eingreifens in mein Schickſal als einen meiner größten Wohlthäter zu verehren gehabt.

„Am zweiten Mai dieſes Jahres 1802 werde die Familie von Berlin aus auf dem Gute Rantzau eintreffen, ich möchte mich auch alsdann dort einfinden", ſo lautete die mir zugehende Anweiſung. Der Graf war nemlich Däniſcher Geſandter in Berlin und ſchickte ſeine Familie voraus auf's Land, um nach einiger Zeit nachzufolgen, da er wegen ſeiner Geſchäfte nicht gleich mitreiſen konnte. Ich machte mich auf den Weg und verweilte einige Tage in Ratzeburg bei dem Regierungsrath Hantelmann, der die jüngſte Tochter aus dem Detmering'ſchen Hauſe geheirathet hatte. Am 1ſten Mai erfuhr ich zufällig, daß die Gräfin Baudiſſin mit ihren Kindern im dortigen Gaſthofe angekommen ſei und übernachten wolle, um am andern Morgen nach Rantzau weiter zu fahren. Ich eilte, mich noch auf der Reiſe zu präſentieren und wurde von einer nicht großen und etwas ſtarken Dame, deren großes, ſprechendes Auge mir gleich Zutrauen einflößte, ſehr wohlwollend empfangen. Sie freute ſich über meine Pünktlichkeit im Antritte meines neuen Amtes, doch konnte ich bemerken, daß ein etwas verlegener Zug über ihr ausdrucksvolles Geſicht lief; wie ich ſpäter aus einer ſcherzhaften Mittheilung erfuhr, war ſie durch mein jugendliches Ausſehen überraſcht; ich ſah nemlich, obgleich im 22ſten Jahre, bei meinem blonden Haar und hellen Teint kaum als ein Zwanziger aus. Mein Vorgänger, der nunmehrige Paſtor Pfeiffer in Eutin, hatte ſchwarzes Haar und war ein geſetzter Mann in den Dreißigen. — Meine neuen Zöglinge wurden herbeigerufen, um den neuen Hofmeiſter zu begrüßen, was denn auch beiderſeitig mit einiger, in einer ſolchen Situation nicht unnatürlicher, Verlegenheit geſchah. Der älteſte Sohn, mit hergebrachtem Familien-Vornamen Wolf*), im 14ten Jahre, war der Verlegenſte von uns, was theils in ſeinem Alter, theils in ſeiner Kurzſichtigkeit, aber auch in einer angeborenen liebenswürdigen Blödigkeit lag; indes war in ſeinem

*) Ein Ahnherr der Familie kommt als General im dreißigjährigen Kriege im däniſchen und ſchwediſchen Heere vor und führte den Vornamen Wolf.

wohlgebildeten, feinen Geſichte der geiſtvolle Ausdruck und auf ſeiner breiten Stirn der Gedankenreichthum nicht zu verkennen. Er iſt, um dies gleich hier kurz vorweg zu nehmen, der, durch manche Schickſale in's Privatleben zurückgedrängte, noch jetzt in Dresden lebende Freund Tiecks und Mitarbeiter an deſſen Ueberſetzung des Shakeſpeare, auch Ueberſetzer älterer engliſcher grammatiſcher Werke und von Quintana's Lebensbeſchreibungen berühmter Spanier. Auch hat er Hartmann's Iwein mit dem Löwen und Veint's von Grafenberg Bigalois in's Neuhochdeutſche übertragen.)

Der zweite Sohn, Otto, empfing mich mit ſeinem runden, von geſunder Röthe gefärbten, treuherzigen Geſichte und großen blauen Augen am allerunbefangenſten, drückte mir die Hand und verſicherte, es ſei in Rantzau ſehr ſchön, und es werde mir dort wohl gefallen. (Auch dieſer lebt jetzt, als Exilierter, in Dresden; es iſt der bekannte, tapfere General Vaudiſſin, der in den Kämpfen von 1849 bis 1852 in Schleswig mitgefochten und mehrere ſchwere Wunden davon getragen hat.)

Die beiden jüngſten Söhne, Heinrich und Hermann, waren noch zu jung für meine Hofmeiſterſchaft, obgleich der erſtere doch auch einigen Vorbereitungsunterricht bei mir erhalten ſollte; ich faßte ſie alſo bei meiner erſten Begegnung noch nicht ſchärfer in's Auge. Die Tochter Suſanne aber, die dritte in der Reihe, ein liebliches Kind zwiſchen 10 und 11 Jahren, betrachtete, ihre Mutter an der Hand haltend, den neuen Hofmeiſter ihrer Brüder nicht ohne den Ausdruck der Neugierde, ob er wohl ein ſtrenges oder ein mildes Regiment führen werde. Wie ſie mir ſpäter geſtanden, hatte die letztere Meinung doch das Uebergewicht behalten. (Um auch ihr gewiſſermaßen eine hiſtoriſche Stellung anzuweiſen, ſo ſei bemerkt, daß ſie die Mutter des däniſchen Geſandten am deutſchen Bundestage und jetzigen Schweriniſchen Miniſters, Freiherrn von Bülow, iſt.)

Am andern Morgen früh machte ich mich auf den Weg nach Rantzau, um noch vor der Familie dort einzutreffen. Es war, obgleich der zweite Mai, ein rauher Nachwintertag, wie es in den Oſtſeeländern nicht ſelten iſt. Der Schnee, den mir der ſcharfe Oſtwind

auf meinem holsteinischen offenen Körwagen in's Gesicht trieb, war nicht frühlingsmäßig und die Prophezeiung meines Zöglings Otto, ich würde Rantzau schön finden, wollte nicht in Erfüllung gehen, als ich auf dem großen gepflasterten Gutshofe zwischen Scheuern und Ställen her auf das Herrenhaus zufuhr, welches ebenfalls nach alter Weise gebaut und nicht freundlich war. Ein Hausverwalter empfing mich an der Hausthür, und da er hörte, daß ich der neue Hofmeister sei, führte er mich über die große hohe Diele, über eine der beiden Haupttreppen, die zum ersten Stockwerk führten, auf einer kleineren und schmäleren in's zweite Stockwerk auf die Hofmeisterstube, geräumig für eine ganze Schülerklasse, aber bitterlich kalt, unwöhnlich, mit veralteten Möbeln und vom Winde klappernden Fenstern. Da ließ er mich allein, nachdem er meinen Koffer heraufgeschafft hatte. Es war todtenstill in dem großen Hause, nachdem der Wiederhall seiner Tritte verstummte, denn die gesammte Dienerschaft sollte erst mit der Herrschaft ankommen. Es war mir, als müßte ich mit dem eben wegfahrenden Wagen auch wieder abreisen. Um mich etwas zu zerstreuen und zu erwärmen, ging ich auf den Gutshof und betrachtete mir das Haus, welches im 16ten Jahrhundert von dem zu seiner Zeit berühmten Heinrich Rantzau gebaut worden ist, der sich durch Reisen in's gelobte Land, als Feldherr und Staatsmann und als fertiger lateinischer Redner, einen Namen gemacht hat. Ueber der Thür des einen Flügels steht ein von ihm verfaßtes Distichon:

Huc, quicunque venis, fauste et bene veneris hospes;
Cuncta patent, animus sed magis ipse patet.

Dann lief ich in den großen Garten des Hauses, den ich leicht auffand. Daß er schön werden würde, wenn erst der Frühling sein Grün über ihn ausgießen würde, sah ich wohl, es waren schöne Alleen mit hohen alten Linden, mannigfaches Buschwerk, welches demnächst Blüthen tragen konnte, ein kleiner Fluß, der sich zu einem Bassin erweiterte, mit mehreren Brücken und auch einem Kahne zu Wasserfahrten; allein noch standen die Bäume mit laublosen Aesten, und der kalte Wind trieb mich bald wieder in meine Hofmeisterstube,

denn die andern Gemächer des Hauſes zu unterſuchen wäre vorwitzig geweſen.

Endlich rollten drei ſchwerbepackte Reiſewagen auf den Gutshof und vor das Herrenhaus; aus dem erſten, einer großen mit 6 Pferden beſpannten Reiſekutſche, ſtieg die Gräfin mit der Tochter und deren Gouvernante, dem kleinen Hermann und einer jungen Perſon aus, ſchlank gewachſen, mit dunkelm Haar und braunen, ſcharfblickenden Augen, die aber mit Vorſicht aus dem Wagen gehoben und in's Haus geführt werden mußte; es hieß, ſie ſei mit einem der folgenden Wagen, auf welchem die übrigen Kinder ſaßen, umgeworfen und habe ſich am Fuße beſchädigt. Ich will es nicht verhehlen, daß ihr Anblick ſogleich einen nicht gewöhnlichen Eindruck auf mich machte, und ebenſo wenig verſchweigen, daß es niemand anderes war, als meine nachherige Frau Gemahlin, mit welcher ich im Jahre 1857 die goldene Hochzeit gefeiert habe. Sie ſpielte in der Familie die Rolle einer Art von Bonne bei den jüngſten Kindern und war der Liebling der Gräfin, die ſie aus beſonderer Zuneigung als Pflegerin ihrer Kinder in Kopenhagen zu ſich genommen hatte, wie mich einſt die Frau von Beaulieu als Geſellſchafter für ihre Söhne zu ſich nahm. Sie war, wie ich, eine vaterloſe Waiſe; ihr Vater hatte dem königlichen Schiffsbauweſen angehört, war aber früh geſtorben und hatte ihre Mutter mit vier unverſorgten Kindern zurückgelaſſen. Ihr Name war Dorothea oder abgekürzt Thea Holm. Für's Erſte müſſen wir ſie jedoch mit ihrem kranken Fuße auf ihr Zimmer gehen und ſich zur Ruhe legen laſſen und uns übrigen folgen, die wir uns in der geheizten Stube der Gräfin an einem warmen Thee erquickten, welcher die Lebensgeiſter wieder erfriſchte.

Mein Hofmeiſteramt wurde mir nicht ſchwer gemacht. Die beiden älteſten Knaben lernten gern und leicht, ihre Natur war empfänglich und leicht anſchließend, und ich behielt ganz freie Hand, ſowohl mit ihrem Unterrichte, als ihrer Erziehung. Es war ein verſtändiger, natürlicher Sinn in der ganzen Familie. Selbſt in den äußern Formen war kein Zwang. Als ich am erſten Mittage in Schuhen und Strümpfen zu Tiſche kam, ſagte mir nachher die Gouvernante,

offenbar im Auftrage der Gräfin, das sei in diesem Hause nicht angebracht und am wenigsten auf dem Lande.

Der älteste meiner Zöglinge, Wolf, war zum Studieren bestimmt; seine Fähigkeiten waren bedeutend, besonders die leichte Auffassung, das gute Gedächtniß und ein feiner, lebendiger Sinn für alles Wissenswürdige und das Gemüth Erhebende, vorherrschend allerdings für die poetische und die Phantasie ergreifende Seite. Der kritische Verstand war weniger ausgebildet, und die Mathematik sprach ihn nicht besonders an. Aber die Geschichte und die Lectüre der deutschen Meisterwerke aus der klassischen Periode, und später, da er in den fremden Sprachen weiter vorgerückt war, die des Homer, des Virgil und Horaz, und noch später des Sophokles und des Shakespeare erfüllten seine ganze Seele mit Theilnahme und Bewunderung. Er trug das Bedürfniß der Verehrung des Schönen und Erhabenen lebendig in seinem Innern. Mit dieser Richtung seines Wesens hing auch sein Sinn und Talent für Musik, welches er als Klavierspieler bedeutend ausbildete, zusammen. Der Liebe zur Musik ist er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben und ebenso der Liebe für die klassische Literatur der alten und neueren Sprachen, besonders der englischen, französischen, italienischen und spanischen, deren Kenntniß er nach und nach im Laufe des Lebens immer vollständiger ausgebildet hat. Seine Uebersetzung von 13 Shakespeare'schen Stücken in der Tieck'schen Sammlung reiht sich mit Ehren der Schlegel'schen an. — Ich konnte in seinem vierzehnten Jahre nur den Grund zu seinen Sprachkenntnissen zu legen fortfahren, namentlich durch den Unterricht im Lateinischen und Griechischen; in den neueren Sprachen erhielt er während des Winteraufenthalts der Familie in Berlin von tüchtigen Lehrern Privatunterricht.

Sein Bruder Otto war bereits durch väterliches Beispiel und eigene Neigung zum Soldatenstande bestimmt, der Unterricht in den alten Sprachen beschränkte sich daher auf das Lateinische, doch mußte ich ihn darin besonders unterrichten, da er an Kenntnissen und Talent seinem Bruder nachstand. In den übrigen Stunden über Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, deutsche Sprache und Rechnen

war er mit seinem Bruder vereinigt und machte mir durch seine Aufmerksamkeit, Lernbegierde und sein gesundes Urtheil ebenfalls Freude. An den Geschichts- und Religionsstunden nahm auch die Tochter Susanne Antheil und oft war in den letztern auch die Gräfin zugegen, was mir nur eine Aufmunterung zur ernsten und lebendigen Behandlung der Sache sein konnte.

In das Einzelne meines Unterrichts einzugehen, kann hier nicht der Ort sein; bei der Darstellung unseres Lebens in Berlin wird Gelegenheit sein, auf einige bemerkenswerthe Momente auch in dieser Beziehung zurückzukommen. Die übrigen Eigenthümlichkeiten und Ereignisse meines Aufenthalts in Holstein, der 5 Sommer und einen Winter umfaßte, bieten den Stoff zu manchen interessanten Mittheilungen.

Zuerst einige Worte über das Gut Rantzau, welches bald nach meiner Ankunft seine, von meinem Zögling Otto gerühmten, Annehmlichkeiten zu entfalten anfing. Das Wetter wurde milder, im Garten und in den naheliegenden Gehölzen brach das Frühlingsgrün hervor und lud zu näheren und weiteren Spaziergängen ein, welche die anmuthige Abwechselung der Gegend im vortheilhaftesten Lichte zeigten. Dieser östliche Theil Holsteins ist bekanntlich ein Hügelland, Höhen und Thäler, Ackerland und Viehweiden, Dörfer und einzelne Güter und Vorwerke, besonders aber viele, nicht große, aber schön belaubte Gehölze und eine Menge größerer und kleinerer Seen wechseln mit einander ab und bringen einen oft idyllischen Eindruck hervor. Man wird oft an Voß's Luise erinnert, deren Schauplatz am Eutiner See auch nicht weit von Rantzau liegt, denn dieses Gut ist nur zwei Stunden von Eutin und seinem See, drei Stunden von Ploen mit seinem viel größeren See und eine Stunde vom Selenter See entfernt und hat mehrere kleinere Seen und Teiche auf seinem eigenen Gebiete. Die nächste Umgebung des Herrenhauses und Gartens ist ebenfalls hügelig und man braucht an zwei Seiten nur einige hundert Schritte zu gehen, um in ein anmuthiges Buchenwäldchen zu kommen. Die sanft ansteigenden Höhen und Senkungen sind in sogenannte Koppeln, das heißt Feldmarken, eingetheilt, die von lebendigen Wall-

hecken eingeschlossen sind und abwechselnd zu Ackerland und zur Viehweide dienen. Als geborener Landbewohner interessierte mich auch die Holsteinsche Landwirtschaft und ich ließ mich belehren, daß hier die sogenannte Koppelwirtschaft üblich sei, nach welcher die Koppel das erste Jahr, je nach der Beschaffenheit des Bodens, mit schwerem Getreide, besonders Weizen, bestellt wird, im zweiten mit Roggen, im dritten mit Gerste, im vierten mit Hafer, im fünften mit Hafer und Klee. Dann bleibt das Land fünf Jahre zur Weide liegen, bewächst, wenn auch nicht mit hohem Grase, welches gemäht und zum Heu benutzt werden könnte, so doch mit mancherlei Kräutern, die den Kühen zur gesunden Nahrung dienen. Diese werden im Frühjahr hinausgetrieben und bleiben von da an bis tief in den Herbst Tag und Nacht draußen. Die mit Buschwerk bedeckten Wälle der Koppeln schließen die Heerde ein, daß sie sich nicht verlaufen kann. Ist die eine Koppel abgeweidet, so wird das Vieh auf die nächste getrieben, damit die erste sich wieder begrasen kann. Durch das Leben in freier Luft bei Tag und Nacht und die freie Bewegung bleiben die Säfte der Thiere viel gesunder, als bei den in den dumpfen Ställen eingeschlossenen Kühen der Stallfütterung, und selbst bei denen, die nur des Tages ausgetrieben werden. Auch können die Thiere auf dem weiten Raume, der ihnen zu Gebote steht, die gesundesten Kräuter aussuchen. Daher die wohlschmeckende, fast aromatisch gewürzhafte Milch und Butter der Holsteinschen Kühe. Die Zahl derselben, die zu einem Gute gehören, richtet sich nach dessen Größe und giebt einen Maßstab für seinen Werth. Man rechnet dabei nach Hunderten, und weil eine so große Menge eine eigne bedeutende Wartung und die Milchwirtschaft viel Raum und Menschen, auch viel Aufmerksamkeit, ja Kunstfertigkeit, erfordert, so hat sich in Holstein ein besonderes System ausgebildet, welches man Holländerei nennt. Der Gutsherr verpachtet nemlich, wenn er auch seinen Ackerbau durch Verwalter und Knechte selbst betreibt, seine Kühe an einen sogenannten Holländer, — (es mögen dazu ursprünglich Familien aus Holland herbeigezogen sein,) — giebt ihm Wohnung, Ställe und Wirtschaftsgebäude, die meistens unmittelbar am Hofe liegen, überläßt ihm die Koppeln,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Welt gesehen hat und sich in ihr zu behaupten weiß, war mit der Tochter des reichen Grafen Schimmelmann verheirathet, die ihm vier Töchter und drei Söhne geboren hatte. Die beiden ältesten Töchter waren, die eine an einen Herrn von Nergaard, die andere an den Grafen Heinrich Reventlow verheirathet, die beide in der Nähe begütert waren. Die Töchter waren daher oft im väterlichen Hause und belebten dasselbe mit den beiden jüngeren heranblühenden Schwestern, Julie und Josephine, und den drei Söhnen im Alter meiner Zöglinge, auf die angenehmste Weise. Den Mittelpunct desselben bildete aber ohne Frage die Gräfin selbst, eine große stattliche Dame, von dem vornehmsten und doch menschlich ansprechendem und anziehendem Wesen, geistreich, unterrichtet, mit einem weiten Blicke in's Leben und einer Menschenkenntniß, welche ihr Urtheil sicher leitete. Dieses Haus war der Sammelplatz für die Gutsbesitzer der ganzen Nachbarschaft, sowie für die nach ihrer Bildung in einen solchen Kreis passenden, ausgezeichnetern Professoren der Universität Kiel, für die letztern namentlich im Winter, wo die Familie in der Stadt lebte. In diesem Hause habe ich im Laufe meiner Holsteiner Jahre mehrere dieser Professoren und viele des Schleswig-Holsteinschen Adels kennen und hochachten gelernt, von welchen im Verfolge dieser Erinnerungen mehrfach die Rede sein wird. Hier will ich nur gleich die Bemerkung einschalten, daß dieser Adel, soweit ich ihn kennen gelernt habe, sich durch Bildung, Empfänglichkeit, Achtung vor geistigem Werthe und eine ächte Humanität auf eine Weise auszeichnete, daß einem jeden wohl werden mußte, der mit demselben irgend in nähere Verbindung treten konnte, und daß selbst ich, der unbedeutende Hofmeister, einen Platz in der Gesellschaft einnehmen durfte, in welchem meine Selbständigkeit anerkannt wurde, ohne daß ich irgend das drückende Gefühl der Herablassung von der andern Seite zu tragen gehabt hätte. Und auch jetzt noch ist der Adel des uns so nahe verwandten Brudervolkes im Norden seinem Charakter vor 50 und 60 Jahren sicher nicht untreu geworden; hat doch die Geschichte der Jahre 1849 bis 1852, und von da bis auf unsere Tage eine Reihe von Namen solcher Ehrenmänner aus dem Adel aufgezeichnet, welche für die Erhaltung der Rechte der Her-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die Augen begegnen, so geschah es auch uns, und ich machte die Entdeckung, daß sie an meinen blauen nicht weniger Gefallen zu finden schien, als ich an ihren braunen, obgleich die Zeichen nur selten zum Vorschein kamen und ihr ganzes Wesen eine angeborene Sprödigkeit lange nicht ablegen wollte. Weitere Geständnisse finde ich mich aber nicht veranlaßt, hier vor aller Welt Augen zu machen, sondern bemerke nur kurz, daß, als ich im Herbste 1802 mit dem Grafen, der auf kurze Zeit auch noch nach Rantzau kam, aber früher, als die Gräfin, mit den älteren Söhnen nach Berlin zurückreiste, dorthin abging, wir beide, ohne ausdrückliches Wort oder Versprechen, in der Ueberzeugung uns trennten, daß wir vor Gott für das ganze Leben vereinigt seien.

Ueber den Vater meiner Zöglinge, den General, muß ich schließlich noch einige Worte hinzufügen: Eine gedrungene Gestalt von mittlerer Größe, rascher fester Tritt, die Haltung eines höheren Offiziers. Die Züge des Gesichts, ursprünglich von feinem Schnitt, aber ausdrucksvoll und durch manche Kämpfe des Lebens schärfer ausgeprägt, machten den Eindruck einer edlen, festen und zugleich wohlwollenden Natur. Der Ausdruck würde noch bedeutender gewesen sein, wenn das Auge nicht wegen Kurzsichtigkeit oft zusammengekniffen gewesen wäre. Seine Redeweise war kurz, oft abgebrochen, aber bezeichnend. Er konnte verschlossen und in sich gekehrt, auch wohl verstimmt erscheinen. Dieser Zug war wohl in seiner Vergangenheit begründet. Die Familie stammt aus der Lausitz, wo der Name Bauzen, eigentlich Budissin, an die Familie erinnert und vielleicht mit ihr zusammenhängt. Mein Graf war als junger Mann in Sächsischen Diensten und hatte das Unglück in einem Duell seinen Gegner zu erstechen. Einige Jahre Festungsarrest hatten sein zur Heftigkeit geneigtes Temperament gesänftigt, aber auch einen gewissen Zug zur Schwermuth in ihm zurückgelassen. — Der Grundzug seines Wesens behielt immer eine edle, menschenfreundliche Richtung. Ich hatte das Glück, sein Zutrauen zu gewinnen, und es ist nie ein Fall vorgekommen, wo eine ernste Meinungsverschiedenheit mich in meiner freien Behandlung der Söhne gestört hätte.

Der General Wolf Baudissin des dreißigjährigen Krieges war es, der in Holstein Güter angekauft hatte.

V. Berlin.

Wie gespannt meine Erwartung war, als wir auf Berlin zufuhren, brauche ich nicht zu schildern; nur irrte ich, als sich gar keine Thürme zeigen wollten. Nach dem Vorbilde von Straßburg und Köln, und selbst von Hannover, mußte eine große Stadt sich schon von ferne durch ihre Thürme ankündigen. Aber der Anblick derselben blieb flach und unbedeutend wie die Gegend, in welcher sie liegt, bis wir in die Wilhelmstraße einfuhren und ich in die Reihe palastartiger Gebäude hineinsah. Wir hielten vor der Decker'schen Buchdruckerei, in welcher sich das Gesandtschaftshotel befand. Einige freundliche Zimmer im zweiten Stockwerk nach der Straße zu, in welche ich eingewiesen wurde, machten gleich einen freundlicheren Eindruck, als die Hofmeisterstube in Rantzau, und ich habe Stunden innerer Arbeit in denselben durchgemacht, die meinem Leben eine neue Richtung und tieferen Gehalt gegeben haben. An einer solchen hatte es mir bisher gefehlt.

Ich hatte mancherlei gelernt und umfaßte auch manches mit Neigung, aber es fehlte der Mittelpunct, der das alles zusammenhielt und unter größere Gesichtspuncte brachte. Einen solchen sollte ich mir in Berlin durch ein ernstes Studium der Philosophie unter Fichte erwerben und daran sollten sich auch von andern Seiten her die mannigfachsten Eindrücke reihen, welche die große Stadt, die Kunst, ein Kreis geist- und gemüthvoller Freunde und die Berührung mit mehreren der bedeutendsten Männer darboten. Diese Momente in meiner weiteren Entwickelung knüpfen sich zum großen Theil an eine Reihe von Namen, die für mein Leben von großer Wichtigkeit geworden sind.

Gleich im ersten Winter meines Aufenthalts in Berlin fing Fichte seine öffentlichen Vorlesungen dort an. Er war, nach seiner Entfernung von Jena, drei Jahre lang mit tiefen Studien beschäftigt

gewesen, um die Einseitigkeit und Inhaltsleere seines früheren Idealismus, die er bei seinem tiefen Bedürfniß nach einer höheren Realität wohl fühlte, auszugleichen, und zwar durch die Entwickelung der Idee des Absoluten als des höchsten Realen. Er hatte in diesen drei Jahren weder öffentlich gelehrt, noch geschrieben, sondern sich unter den größten äußern Entbehrungen ganz den tiefsinnigsten Untersuchungen hingegeben. Als er einen Punct innerer Klarheit und Sicherheit auf diesem ausgedehnteren Gebiete gewonnen zu haben sich bewußt war, kündigte er für den Winter von 1802 auf 1803 eine Vorlesung über die Wissenschaftslehre an, und von einem instinctartigen Triebe nach einer Ausbildung auf dem philosophischen Gebiete geleitet, die mir noch ganz fehlte, auch aufgemuntert durch das Beispiel einiger Freunde, die ich in Berlin theils gefunden, theils neu gewonnen hatte, beschloß ich, die Fichte'schen Vorlesungen zu hören. Um gleich einige dieser Freunde zu nennen, so war es ein Schul- und Universitäts-Genosse aus Hannover, der Mediziner Ernst Bischof, der als angehender praktischer Arzt und Assistent des berühmten Staatsraths Hufeland in dessen Hause lebte; es war aus demselben Hause der nachherige Jenaer Geschichtsprofessor Luden, den ich nicht lange vor meinem Abgange von Göttingen daselbst kennen gelernt hatte und der als Hofmeister bei Hufelands einzigem Sohne eingetreten war; es war ferner einer der ältesten meiner noch lebenden Freunde, der jetzige Schulrath Abeken in Osnabrück, der als Hauslehrer in der Familie des Ministers von der Recke lebte und den ich ebenfalls im Hufeland'schen Hause kennen lernte. Und durch die Fichte'schen Vorlesungen selbst wurde ich bald mit dem Referendar Solger, dem nachherigen Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder und dann in Berlin, und einem anderen jungen Juristen, Keßler, dem nachherigen Regierungspräsidenten in Arnsberg und Verfasser der Lebensgeschichte seines Schwiegervaters, des Geh. Raths Heim, näher bekannt. Es bildete sich ein Kreis unter uns jüngeren Zuhörern von Fichte, dem es mit dem eindringlichen Verständnisse seiner Vorträge Ernst war. Aber welch ein Auditorium hatte sich außer uns jungen Leuten in diesen Vorlesungen gesammelt! Da war eine Anzahl älterer Männer

[illegible] Stellungen im Staate und im öffentlichen Leben. Ich nenne nur die [illegible] Minister Altenstein, Beyme, Eichhorn und Kuntzen, die sämmtlich [illegible] Posten [illegible], den Staatsrath und Professor Hufeland, den Director der Singacademie Zelter, die Professoren Bernhardi und Erman, den damals in Berlin [illegible] Kugelmann. Daneben [illegible] Juristen, Aerzte, Offiziere, Kandidaten, Literaten, worunter z. B. [illegible] und [illegible] Glaubensgenossen.

Es war eine, ich darf sagen feierliche Erwartung, als dieses Auditorium versammelt war und Fichte zuerst auftreten sollte. Er kam, bestieg sein Katheder und blickte mit seinen scharfen dunkeln Augen in die Versammlung. Sein großartiges Gesicht mit den plastischen Zügen, der Adlernase, den dunklen Haaren und Augenbrauen, dem schöngeschnittenen Munde und kräftig vorragenden Kinne, ein Gesicht wie zur Nachbildung in Erz oder Marmor geschaffen, imponirte den gereiften Männern nicht weniger, als der lernbegierigen und gern bewundernden Jugend. Wer den Eindruck dieses Kopfes, in solcher Stunde, lebendig empfing, dem war er für das Leben unvergeßlich eingeprägt.

Fichte begann seine Rede mit einer kurzen Erklärung desjenigen, was er mit seinen Vorlesungen bezweckte und wie er dieselben einzurichten beabsichtige, und ging nun sogleich in die Sache selbst ein. Er hatte kein Heft, sondern nur ein Octavblatt, auf welchem mit einzelnen Worten, Buchstaben und mathematischen Zeichen der Gang seines Vortrages angedeutet war, (ich habe später solche Blätter von ihm in Händen gehabt,) und sprach übrigens ganz frei, mit kräftiger und volltönender Stimme und gehaltener Betonung dessen, worauf es hauptsächlich ankam: nicht büchermäßig oder wie auswendig gelernt, sondern im knappsten und schärfsten Ausdrucke des Gedankens, den er deutlich machen wollte. Ein Vortrag gerade in dieser Art der Gedankenschärfe ist mir sonst nicht vorgekommen, mag auch wohl kaum so zum zweiten Male existiert haben. Es war kein eigentlicher Fluß der Rede, am wenigsten ein geschmückter oder auch nur stark accentuierter, sondern der reine Gedanke in das bezeichnendste Wort gefaßt

und mit fester Haltung ausgesprochen. Daß ein solcher Vortrag die gespannteste Aufmerksamkeit forderte, ist natürlich, und sie herrschte auch in der großen Versammlung in solchem Grade, daß, wenn Fichte sich einmal versprach, was übrigens selten geschah, eine Art von Zucken durch die Zuhörer ging.

Ehe Fichte in der nächsten Stunde seinen Vortrag begann, bat er um die Erlaubniß, eine Bemerkung vorauszuschicken: „Sie werden, meine Herren, sprach er, vielleicht in einem hier erscheinenden Blatte, Scherz und Ernst, oder der Freimüthige genannt, ein Urtheil über meinen ersten Vortrag gelesen haben in dem Sinne, daß wohl schwerlich die Wahrheit durch unsere Unterhaltungen gewinnen werde, denn ich habe angekündigt, wir wollten die Dinge nicht von allen Seiten, sondern nur von einer betrachten. Sie werden sich aber erinnern, daß dieses nicht meine Worte waren, sondern daß ich sagte, wir wollten speculative Philosophie treiben, könnten uns daher nicht darauf einlassen, die Dinge von allen, auch den empirischen, Seiten zu betrachten, sondern nur von einer, nemlich der rechten. Die letzten Worte sind in der Kritik des Freimüthigen weggelassen. Ich berühre die Sache nur, um die Bitte daran zu knüpfen, daß, wenn einer meiner geehrten Zuhörer eine Mittheilung über unsere Unterhaltungen öffentlich auszusprechen sich gemüßigt sehen möchte, er wenigstens meine Worte wiedergeben möge, wie ich sie wirklich gesprochen habe." — Sofort erhob sich auf einem der hintersten Sitze der Collegienrath Kotzebue, der während seines Aufenthalts in Berlin das genannte Unterhaltungsblatt gemeinschaftlich mit dem bekannten Literaten Merkel herausgab, indem er sein Blatt „der Freimüthige", mit dessen „Scherz und Ernst" vereinigt hatte, und sprach mit etwas verlegenem, blassem Gesichte, welches gegen das kräftige von Fichte doppelt abstach: „Es könnte scheinen, als rührte von mir, als Mitherausgeber des genannten Blattes, jenes Urtheil über Ihre erste Vorlesung her, ich kann aber versichern, Herr Professor, daß ich nicht den mindesten Antheil daran habe." — Man sah während dieser Rede schon die Ungeduld auf Fichte's Gesichte, und mit einer fast abwehrenden und Schweigen gebietenden Bewegung der Hand versetzte er: „Und ich

versichere Sie, mein Herr Collegienrath, daß ich bei meiner Bemerkung mit keiner Silbe an Sie gedacht habe." — Und darauf setzte er sich und fing seinen Vortrag mit solcher Klarheit und Ruhe an, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Eine andere Probe seiner Geistesgegenwart und Herrschaft über sich selbst erlebten wir bald nachher. Fichte wohnte am Kupfergraben, einem mit einer Mauer eingefaßten, doch nicht sehr tiefen Kanale. Als ich mit einigen Freunden den Graben entlang zur Vorlesung ging, sahen wir an demselben, Fichte's Wohnung gegenüber, einen Zusammenlauf von Menschen und gleich darauf ihn selbst, von Wasser triefend, einen Knaben auf dem Arme tragend, auf einer Treppe aus dem Graben heraufsteigen. Er hatte aus seinem Fenster den Knaben in's Wasser fallen sehen, war hinuntergeeilt und hatte ihn herausgezogen, indem er freilich selbst bis an die Brust unter das Wasser kam. Der Knabe war ohne Besinnung, Fichte trug ihn in ein Zimmer seiner Wohnung und bat einen seiner Zuhörer, den Arzt Dr. Meyer, (Mann der nachherigen berühmten Künstlerin in antiken Stellungen, Händel-Schütz,) der in diesem Augenblicke in's Haus kam, sich der Wiederbelebung des Knaben anzunehmen, ging auf sein Zimmer, zog sich um und trat dann in die Versammlung, welche die Nachricht erwartete, daß der Herr Professor heute nicht lesen werde, und hielt seinen Vortrag mit der ruhigsten und gesammeltsten Haltung. — Daß der Knabe indes wieder zu sich gekommen sei, hatte der Dr. Meyer schon gemeldet.

Bei der Eigenthümlichkeit des Fichte'schen Vortrages war das Nachschreiben in studentischer Weise nicht möglich, auch war die äußere Einrichtung des Auditoriums nicht darnach getroffen; man konnte nur auf dem Knie einzelne Worte und Zeichen, ähnlich denen des Fichte'schen Octavblattes, sich merken, um darnach den Zusammenhang in frischer Wiederholung zu Hause herzustellen. Das that ich mit großem Eifer und schrieb ein Heft nieder, welches auch manchen meiner Bekannten, die nicht so viel Zeit darauf verwenden konnten, zur Wiederholung gedient hat. Außerdem richtete Fichte eine Art Repetitorium am Sonntag Mittag ein, zu welchem sich die eifrigsten unter seinen

jüngeren Zuhörern einfanden und ich namentlich nie fehlte. Er ließ sich Fragen über dasjenige, was der Einzelne vielleicht nicht recht verstanden hatte, vorlegen, hörte selbst gern eine längere Auseinandersetzung des Zuhörers über die Art, wie derselbe das Vorgetragene aufgefaßt hatte, und wiederholte oft den Zusammenhang des in der Woche Vorgekommenen in kurzen und schlagenden Sätzen. Meine warme Theilnahme an der Sache und mein Fleiß in Aneignung derselben brachte mich ihm näher und er lud mich ein, ihn auch außer diesen halb officiellen Stunden zu besuchen. Ich benutzte diese Freundlichkeit gern und kam nach und nach in die Stellung eines Familienfreundes, indem auch die Frau es gern sah, wenn jüngere Männer den ernsten Mann in den Abendstunden zu freien und munteren Mittheilungen veranlaßten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch einige Hausfreunde Fichte's kennen, unter anderen den originellen Professor Bernhardy, welcher durch Scharfsinn, vielseitiges Interesse und guten Humor zur Unterhaltung viel beitrug. Es kam dahin, daß Fichte mich zu seinen guten Schülern rechnete und sich gern meiner Fortbildung im philosophischen Denken annahm. Seine Theilnahme stieg, als ich auch in den folgenden Wintern seine Vorlesungen hörte und in mein Eigenthum zu verarbeiten fortfuhr. Er hielt nemlich im Winter von 1803 auf 1804 eine Vorlesung mit der Bezeichnung: „Anweisung zum seligen Leben", welche die Wissenschaftslehre weiter nach der realen Seite fortführte, doch nicht sowohl auf das Gebiet des praktischen Lebens, als zur Gewinnung solcher Resultate der Philosophie, welche auch das Gemüth des Menschen befriedigen können. Es war das Resultat des aus einem tiefen religiösen Bedürfnisse, wie es in Fichte lebte, entsprungenen Bestrebens, das Wissen mit dem Glauben zu versöhnen. — Im dritten Jahre hielt er populäre Vorlesungen des Sonntags Mittags vor einem gemischten Auditorium unter dem Titel: „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters." Er hatte sie vollständig ausgearbeitet und las aus seinem Hefte vor. Es war eine andere Art des Vortrages, eine rednerische, in ihrer Art auch ausdrucksvoll und anziehend, doch für den Zuhörer von seinen streng philosophischen Entwickelungen nicht so spannend,

als dieſe, in denen ſich ſeine ganze Natur abſpiegelte. Die Theilnahme war viel ausgedehnter und die Zahl ſeiner Zuhörer größer, als in den philoſophiſchen Collegien; auch eine Anzahl von Frauen waren darunter, unter welchen ich nur die bekannte Rahel, nachherige Frau von Varnhagen, und die Freundin Schleiermachers, Madame Herz, nennen will. Auch meinen älteſten Zögling Wolf nahm ich mit in dieſe populären Vorleſungen und ſah mit Vergnügen den Eindruck, den ſie auf ihn machten.

Wenn ich nun Rechenſchaft darüber ablegen ſoll, wie weit mich dieſe philoſophiſchen Studien geführt haben, denen ich den größten Theil meiner freien Zeit, oft bis in die Nacht hinein, widmete, ſo würde das, im Einzelnen einigermaßen durchgeführt, eine nicht nur ſchwierige, ſondern auch viel zu ausgedehnte Aufgabe ſein, die eine eigene größere Schrift füllen könnte; ich kann daher hier nur Andeutungen geben. Daß die abſtracte Speculation nicht meine eigentliche Lebensaufgabe ſein konnte, erkannte ich bald. Diejenige Energie der Vertiefung, die als Ziel und Lohn das Schaffen eines eigenen, vielleicht neuen, Syſtems, oder doch das vollſtändige Ausmeſſen einzelner Theile des großen Gebietes, vor ſich ſehen darf und die nicht vielen Geiſtern gegeben iſt, war mir nicht zu theil geworden. Aber dem Gedankengange des Lehrers, ſelbſt in den ſchwierigern Unterſuchungen, zuſammenhängend zu folgen und endlich zu begreifen, was die Philoſophie wolle und könne und welche Gränzen ſie ſich ſetzen müſſe, das gelang mir in einem Grade, daß Fichte mich in den Repetitionen mitunter aufforderte, den Gedankengang eines ſeiner Vorträge den übrigen Theilnehmenden zuſammenhängend auseinanderzuſetzen. Er munterte mich überhaupt auf, die Philoſophie und ihre Bearbeitung zu meiner Lebensaufgabe zu machen. Ich habe auch noch einen Brief aus dem Jahre 1806 von ihm in Händen, als Antwort auf eine ſchriftliche Darlegung meiner Anſicht über das eigentliche Weſen und den Kern der philoſophiſchen Erkenntniß und die Methode, zum Beſitz derſelben zu gelangen, gleichſam eine Rechenſchaft über das durch ſeinen Unterricht gewonnene Reſultat, die ich ihm von meinem damaligen Aufenthalte Kiel zugeſchickt hatte. Er giebt mir darin das

Zeugniß, daß ich auf dem rechten Wege sei. Die angestrengte Arbeit, die ich geistige Gymnastik nennen darf, die mich in den Berliner Jahren vorzüglich in Anspruch nahm und die ich auch noch in Kiel fortsetzte, ist es eigentlich, welche ich höher anschlage, als die positiven philosophischen Kenntnisse, die ich etwa dadurch erworben habe. Das Bewußtsein, daß der Mensch, wenn er in das Wesen des Selbstbewußtseins des vernünftigen Geistes einzudringen nicht müde wird, und die Fähigkeit, Ideen in ihrer Unendlichkeit zu verfolgen, in sich entwickelt, sich dem reinen Wissen möglichst nähert, zugleich aber die Gränzen desto schärfer erkennt, die ihn als endliches Wesen von dem vollkommenen Wissen in Gott scheiden, dieses Bewußtsein bringt eine gewisse Ruhe in das frühere unruhige und unsichere Umhergreifen nach Gedanken, welche uns Wahrheit zu offenbaren scheinen und doch am Ende sich als Trug erweisen.

Bei aller Befriedigung jedoch, die ich durch das Studium der Fichte'schen Philosophie auf dem eben bezeichneten Standpuncte gewonnen hatte, fühlte ich, daß das Ausgehen von dem reinen Selbstbewußtsein eine Einseitigkeit mit sich führen müsse und daß auch ein Ausgehen von dem sittlichen Bewußtsein auf der einen Seite und der objectiven Erfahrung auf der anderen zur Ergänzung nöthig sei, um sowohl das menschliche Wesen ganz zu fassen, als auch die Erscheinungswelt in den Kreis der Erkenntniß hineinzuziehen. Ich beschloß daher, nachdem ich einen gewissen Punct der Klarheit in der speculativen Philosophie erreicht hatte, mich an das Studium des Platon zu machen, der die Vernunfterkenntniß der alten Welt auf ihren Gipfel geführt hatte. Diesen Vorsatz führte ich in dem Studienjahre in Kiel von Michaelis 1805 bis 1806 und auch ferner in Göttingen mit Hülfe der Schleiermacher'schen Einleitungen in die einzelnen Dialoge Platons aus und gewann eine Erweiterung meiner philosophischen Sehweite, die mich für die mehr als 4jährige angestrengte Beschäftigung mit der Philosophie reich entschädigte.

Es erfüllt mich immer mit Betrübniß, daß die jetzige Jugend so wenig Trieb zu philosophischen Studien zeigt. Sie entbehrt nicht nur die geistige Gymnastik, wie ich oben dieses Studium genannt

habe, ſondern auch den freieren und weiteren Blick, der ſich von blendenden Sophismen, die in allen Regionen des Lebens jetzt ſich breit machen, nicht täuſchen läßt. Die Selbſtändigkeit des Denkens und des Urtheils, welche den feſten Standpunct giebt, wird immer ſeltener. Beſonders bedaure ich dieſe Verſäumniß bei denen, die ſich dem Lehrfach widmen, denn ihnen thut vor allen der feſte Standpunct und das geläuterte Urtheil noth, um ihre Schüler ebenfalls von den verwirrenden Eindrücken der Tagesgeſpräche und Tagesliteratur, ſowie vor dem Verlieren in dem herrſchenden Materialismus, zu bewahren, indem ſie ihren Blick auf die Regionen richten, wo die Erkenntniß deſſen leuchtet, was dem Leben unverlierbaren Werth giebt.

Dabei muß ich allerdings eingeſtehen, daß eine gewiſſe Reife des Alters dazu gehört, um ſich der Philoſophie ſo hinzugeben, wie ich es gethan habe. Wäre mir in Göttingen auch dieſelbe Gelegenheit geboten, wie in Berlin, ich würde nicht den gleichen Gewinn davon gehabt haben. Dasſelbe kann ich auch von anderen Bildungsmitteln ſagen, die ſich mir in Berlin darboten. Ich habe auch ein paar Vorleſungen über die ſchöne Literatur bei Auguſt Wilh. Schlegel gehört, der damals in Berlin lebte, die recht zur rechten Zeit mit den großartigen Eindrücken zuſammengriffen, die mir und meinen Freunden das Theater darbot, auf welchem gerade in den Wintern, die ich in Berlin verlebte, mehrere der eben gedichteten Dramen von Schiller und Göthe zur Aufführung kamen, ehe ſie durch den Druck bekannt geworden. Schlegel's durchgebildete Kenntniß der Literatur, ſein feiner Tact und ſein reifes Urtheil, machten ſeine Vorleſungen höchſt anziehend. Doch war ſein Vortrag von dem Fichte'ſchen faſt diametral verſchieden. Wenn bei Fichte die feſte Geſtalt der Gedanken ſich in gleicher Feſtigkeit der Darlegung den einen Tag wie den andern ausſprach, ſo war Schlegel's Vortrag ſehr ungleich, je nachdem der Gegenſtand ihn beſonders anſprach oder nicht und auch die perſönliche Stimmung ihn gefangen hielt. Er konnte mit Feuer und Begeiſterung über Dante, Petrarca, Taſſo, Calderon, Cervantes und Shakeſpeare reden, auch Leſſing, Göthe und Schiller Gerechtigkeit widerfahren laſſen, während er in einer anderen Stunde, wo er der

Vollständigkeit wegen auch die Werke der zweiten und dritten Ordnung erwähnen zu müssen glaubte, stockend, schläfrig, ja ermüdend langweilig sprach.

Auch in einer ganz anderen Region beschäftigten mich vorübergehend, aber doch recht lebhaft, die Vorträge von Gall, der sich einen Winter in Berlin aufhielt, über die Schädellehre. Auch sie hatten ein großes mannigfach gemischtes Publicum herbeigezogen, unter andern mehrere Diplomaten, die sich bei Fichte nicht eingefunden hatten. Vielleicht hatte Graf Metternich, damals Oesterreichischer Gesandter in Berlin, diese Zuhörer für seinen Landsmann Gall geworben. Mein Graf Baudissin war auch unter denselben, und da ich in meinem Eifer für eine Lehre, die zu interessanten Beobachtungen an Menschen Veranlassung zu geben versprach, ein getreues Heft schrieb und zu Hause weiter ausführte, auch mir einen Schädel mit den Gränzlinien der verschiedenen Seelenvermögen zu verschaffen gewußt hatte, so mußte ich mitunter meinem Grafen ein Repetitorium über die Gall'sche Schädellehre halten oder doch mein Heft zum Nachlesen mittheilen. Und da geschah es denn auch, daß der Graf Metternich, der mit dem Grafen Baudissin befreundet war, sich einige Male mein Heft ausbat, aus dessen Mittheilung ich mir natürlich eine Ehre machte. Das Bild dieses später so wichtigen und in die Geschicke Europas so tief eingreifenden Mannes hat sich mir in der damaligen Zeit so eingeprägt, daß ich es mir nach Vergleichung mit eben dieser spätern Wichtigkeit oft wieder vergegenwärtigt habe. Er war nemlich eben, wie es schien, in den dreißiger Jahren, eine angenehme aber keineswegs bedeutende Erscheinung, schlank, mit feinen ansprechenden Gesichtszügen und gewandtem, vornehmem, aber artigem Wesen. — Die Gall'sche Lehre war der Gegenstand lebhafter Rede und Gegenrede und beschäftigte auch mich, wie gesagt, einige Zeit, dann trat sie gegen andere wichtigere Interessen in den Hintergrund.

Alle diese Bildungselemente würden am Ende mehr oder weniger in ihren Wirkungen vereinzelt geblieben sein, wenn ich sie hätte einsam verarbeiten müssen. Aber gerade bei dieser Verarbeitung kam mir die Gemeinschaft mit meinen genaueren Freunden und die Berührung mit

ausgezeichneten Männern zu Hülfe. Von Fichte und ſeinem Hauſe habe ich ſchon geredet; eine ſeltene Gaſtfreundſchaft genoß ich daneben im Hufeland'ſchen Hauſe, mit welchem ich durch Luden und Biſchoff gleich anfangs in nähere Verbindung kam. Dieſes Haus bildete einen Mittelpunct für Gelehrte, Künſtler, Kunſtfreunde, und verſchmähte es nicht, auch jüngere Männer, die auf keine Bedeutung Anſpruch machen konnten, aber eine lebendige Empfänglichkeit für geiſtige Anregung mit ſich brachten, zu dieſen Kreiſen heranzuziehen. Wenn dort auch nicht gerade allabendlich ein offenes Haus und eine größere Geſellſchaft zu finden war, ſo waren doch die näheren Hausfreunde jederzeit willkommen, und oft wurden auch größere und gemiſchtere Geſellſchaften gegeben, und immer war man gewiß, auch in dieſen ſehr intereſſante Menſchen zu finden. Fremde von Bedeutung in irgend einer wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Leiſtung ſuchten dieſes Haus auf oder wurden von dem Haupte desſelben herangezogen. Hufeland ſelbſt gehörte zu den vermittelnden Naturen, welche, ohne ſelbſt ſehr productiv zu ſein, doch die Gabe und die Selbſtverläugnung beſitzen, Anderer Verdienſte willig anzuerkennen, und dabei eigenen Werth genug, um nicht eigentlich neben jenen im Schatten zu ſtehen. Er hatte ein edles, warmes und höchſt wohlwollendes Gemüth. Um gleich eine Reihe Namen von Männern und Frauen zu nennen, die ich im Hufelandſchen Hauſe kennen gelernt habe, ſo zähle ich, — außer den eigentlichen Hausfreunden, Fichte, Zelter, Johannes Müller, Aug. Wilh. Schlegel, — den Hiſtoriker Woltmann, den Bildhauer Schadow, den Anatomen Loder, Friedrich Heinrich Jacobi, Schiller, die aus Schillers Leben bekannte Frau von Kalb, Madame Herz, die Schauſpielerin Unzelmann, die nachherige Händel-Schütz, auf, die mir ſogleich gegenwärtig ſind. Die zuerſt genannten Freunde des Hauſes, die ich dort oft ſah, gewöhnten ſich daran und ſchienen es gern zu thun, auch uns jüngere Männer, die beiden Hausgenoſſen Luden und Biſchoff und einige andere, zu welchen Abeken und ich gehörten, mit in dem Familienkreiſe zu ſehen, ſich mit uns einzulaſſen, unſere Fragen und Bemerkungen zu beantworten, ja, oft auch unſer Urtheil über dieſe und jene Erſcheinung

der Literatur und des Berliner Lebens hören zu wollen. Selbst Einwendungen und verschiedene Ansichten, ohne Anmaßung vorgebracht, wurden anerkennend aufgenommen, störten wenigstens das gute Verhältniß in keiner Weise.

Wie förderlich schon die Gespräche solcher Männer unser sich über wissenschaftliche und sonst interessante Gegenstände für uns jüngere, die wir in der Mitte der zwanziger Jahre standen, sein mußten, brauche ich nicht auseinanderzusetzen. Die Philosophie, die Geschichte, die schöne Literatur und Kunst, die Musik, wurden durch Männer der ersten Größe in den einzelnen Fächern vertreten, und Hufeland verstand so meisterhaft, die Einzelnen anzuregen, daß sie lebhaft aus sich herausgingen und daß das Beste, was sie in sich trugen, auf ihre Zunge stieg. Wenn er es dahin bringen konnte, daß zwei von verschiedenen Fächern, ein jeder die Vorzüge und die Bedeutung des seinigen, gegen einander vertheidigten, so hatte er seine Freude daran, denn es wurde nicht immer eine ernste Unterhaltung gepflogen, vielmehr suchten die Männer, die den Tag über streng gearbeitet hatten, am Abend gern eine Erholung im heiteren Austausch der Gedanken.

Ein ausgesuchter Abend dieser Art ist mir besonders im Gedächtniß geblieben; es ist der Sylvesterabend 1804. Der Staatsrath Hufeland hatte eine kleine Gesellschaft zum heiteren Beschlusse des alten und gleichen Beginne des neuen Jahres auf eine Bowle Punsch zu sich geladen. Es waren Zelter, Fichte, Johannes Müller, Woltmann und von uns jüngeren Abeken, Luden, Bischoff und ich, also mit dem Hausherrn 9 Personen, eine Zahl, nicht zu klein zur abwechselnden, mannigfachen Unterhaltung, und eben klein genug, daß auch ein gemeinsames Gespräch stattfinden konnte, bei welchem zwei oder drei die Thätigen und die übrigen die Zuhörer waren. Das letztere Loos fiel denn natürlicher Weise uns jüngeren zu, ohne daß wir deshalb verurtheilt gewesen wären, ganz zu schweigen, namentlich nachdem der Punsch die Schranken des Alters und Standes einigermaßen zu verwischen angefangen hatte. Im lebhaften Gespräch geriethen Fichte und Johannes Müller, die einander gegenübersaßen, in

Streit über die Vorzüge der Philosophie vor der Geschichte und umgekehrt, ein Streit, der übrigens in der Punschlaune, und je länger desto lebhafter, geführt wurde. Alle hörten mit vielem Vergnügen zu und gaben auch wohl durch Applaudieren und heiteres Lachen ihre Theilnahme zu erkennen. Nun geschah es mir bei solchen Gelegenheiten einer erhöhten Stimmung, wenn die Augen nicht mehr sehr klar sahen, daß sich mir die ganze Physiognomie der Menschen in ihren Nasen concentrierte und das übrige Gesicht fast dagegen verschwand; und wie ich überdies als geschworener Jünger Fichte's schon an sich auf dessen Seite war, brach ich bei einem recht schlagenden Ausspruche desselben, welcher den Gegner gänzlich zu Boden zu werfen schien, gegen meinen Nachbar Abeken mit vollem Lachen in die Worte aus: „Aber wie kann auch eine so winzige und unbedeutende Nase gegen die Adlernase dort ankämpfen wollen!" Johannes Müller nemlich hatte eine kleine, feingebildete Nase, welche ursprünglich zu seinen feinen Gesichtszügen sehr wohl gepaßt haben mochte, jetzt aber, nachdem er durch angestrengte nächtliche Studien seine Augen fast aus ihren Höhlen getrieben, und da sein Gesicht, wie sein ganzer Körper, eine schwammige Aufgedunsenheit erhalten hatte, noch mehr zu verschwinden schien. Mein Ausruf verscholl zwar in dem allgemeinen Gelächter, allein Abeken erschrak doch sehr in seinem regen Gefühl für das Decorum, ergriff mich beim Arme und raunte mir zürnend in's Ohr: „Aber so schäme Dich doch, solchen Unfug zu treiben!" — Mich focht das aber nicht besonders an, denn in demselben Augenblicke erscholl ein noch lauteres Gelächter, da Zelter, der seine Freude daran hatte, die Streitenden noch mehr zu reizen, ausrief: „Wie sollte der nicht Recht haben, der ist ja noch einmal so dick, als Fichte!" Es hatte sich nemlich auch Woltmann als Historiker in den Streit gemischt, und als Johannes Müller durch den von mir so bejubelten Ausspruch Fichte's einen Augenblick zum Schweigen gebracht war, einen Trumpf gegen Fichte ausgespielt. Woltmann war aber eine wahrhaft kolossale Figur von einem enormen Umfange. Mit diesem Ausruf Zelters und dem darauf folgenden allgemeinen Gelächter

endigte der Streit und bald darauf auch, gegen 1 Uhr, die ganze Gesellschaft.

Da ich eben den Namen des Historikers Woltmann bei einer nicht gerade ernsten Veranlassung genannt habe, so kann ich es mir nicht versagen, etwas näher auf seine Persönlichkeit einzugehen. Ein geborener Oldenburger lebte er damals mit dem Titel eines Preußischen Hofraths in Berlin als Geschäftsträger von Hessen-Homburg, Bremen, Hamburg und Nürnberg, welche Stellung er wohl hauptsächlich seiner Zeitschrift über Geschichte und Politik verdankte, die nicht ohne Geist redigiert war. Auch war er in der Unterhaltung lebhaft und in gewissem Sinne geistreich und witzig genug, und zugleich machte er sich ein angelegentliches Geschäft daraus, uns jungen Leute an sich zu ziehen, uns auf seinem Garten mit ausgesuchten Weinen zu tractieren und Partieen in die umliegende Gegend mit uns zu machen. Dennoch machten ihn Eitelkeit und Selbstgefälligkeit in unsern Augen oft lächerlich. So versicherte er einst, er sei in jüngern Jahren, — er war damals in der Mitte der dreißiger, — so schlank und wohlgewachsen gewesen, daß er in Göttingen zu einem Studentenorden gehört, der nur untadelig gewachsene Jünglinge aufgenommen habe. „Göthe", fügte er hinzu, „hätte nicht darin aufgenommen werden können, der ist nicht hoch genug gespalten." Ein Seitenblick auf seinen die halben Schenkel bedeckenden Bauch erweckte in uns bedeutende Zweifel an der Wahrheit dieser Schilderung. Am meisten verdarb er es aber mit uns dadurch, daß er uns gegen die Philosophie und namentlich die Fichte'sche einzunehmen suchte. „Sehen Sie nur die Sache recht genau an," sprach er, „da ist Scharfsinn genug, und manches Vorurtheil wird abgestreift, aber realer Gehalt ist doch wenig darin. Ich kann Fichte nur den Lichtputzer der Zeit nennen!" — „Wißt Ihr, warum Woltmann Fichten den Lichtputzer der Zeit nennt," sagte Abeken nachher zu uns, „das ist, weil er sich für das Licht der Zeit hält und von Fichte so oft Putzer bekommen hat!" Das hatten wir oft in den Zusammenkünften im Hufeland'schen Hause erlebt; es war eine gewisse Antipathie zwischen den beiden Männern, und Fichte in seiner Schärfe schonte Woltmann nicht.

Jener witzige Ausspruch Abekens hat später eine literarische Anwendung gefunden. Woltmann, der damals in dem Hufeland'schen Kreise dem trefflichen Johannes Müller den Hof machte, kritisierte nachher die Werke desselben in einer seiner Schriften bitter und fast wegwerfend. Im Verdruß darüber und in Erinnerung des in Berlin Erlebten nahm später Luden, als er Professor in Jena war, die Gelegenheit wahr, in einer Kritik in seinem Journale „Nemesis" Woltmanns Schriften scharf mitzunehmen, seinen Mangel an Gründlichkeit auch aus seinem Widerwillen gegen Philosophie herzuleiten und bei dieser Gelegenheit die Anekdote aus unserem Berliner Leben mit dem Lichtputzer der Zeit einzuflechten. Woltmanns historische Schriften über die Geschichte Frankreichs, Englands, Böhmens, die Reformation und den westphälischen Frieden entbehren nemlich sehr der Gründlichkeit, obgleich sie gut genug geschrieben sind. Seine freundschaftliche Verbindung mit dem Hufeland'schen Hause verdankte er wahrscheinlich seiner Verheirathung mit der Tochter des mit jenem Hause befreundeten Geh. Raths Stosch, der als Caroline von Woltmann bekannten sehr fruchtbaren Schriftstellerin.

Habe ich eben eine nächtliche Scene im Hufeland'schen Hause erzählt, so möchte ich auch die Erinnerung einer Abendgesellschaft hier einfügen, bei welcher ein paar allbekannte Namen figurieren.

Es war ein Sänger des Weimar'schen Theaters nach Berlin gekommen, welchem Göthe einen offenen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte, der nur die Worte enthielt: „Den Herrn Ehlers, der deutsche Lieder zur Guitarre zu singen versteht, empfehle ich allen Freunden eines herzerfreuenden Gesanges." Dieser war in unserm jüngern Kreise bekannt geworden, der mehrere Musikfreunde zählte, und hatte uns manchen angenehmen Abend bereitet, besonders auf dem Zimmer des Mediziners Wilhelm Voß, zweiten Sohnes des Altvaters Voß, der später als Arzt in Eutin gelebt hat. Dieser, wie ein anderer Mediziner, Bach, nachheriger Leibarzt in Oldenburg, mußten ihre Zimmer zu unsern, oft etwas muntern, Abendzusammenkünften her-

die wir Hofmeister nicht wohl auf unsern Stuben abhalten

Doch waren die beiden Genannten nicht blos als Quar-

tiergeber unter uns beliebt, ſondern zunächſt ihres Geiſtes und Charakters wegen, und als Theilnehmer an unſern höhern Intereſſen geliebt und geachtet. Einen Hauptgenuß an ſolchen Abenden bereitete uns Ehlers mit ſeinem trefflichen Vortrage Göthe'ſcher Lieder nach der Zelter'ſchen und Reichard'ſchen Compoſition, ſo wie vieler anderer, denn er war unermüdlich und unerſchöpflich. Wir führten ihn auch in das gaſtfreundliche Hufeland'ſche Haus, wo er ebenfalls ſehr willkommen war.

Im Jahre 1804 kam Friedrich Heinrich Jacobi auf ſeiner Verſetzungsreiſe nach München durch Berlin und erſchien auch in einer Abendgeſellſchaft, die vorzüglich ſeinetwegen zuſammengeladen war, bei Hufeland. Wir Jüngeren freuten uns ſehr darauf, dieſen ausgezeichneten Mann kennen zu lernen, ihn reden zu hören, ſein als ſehr fein gerühmtes Benehmen zu bewundern. Aber unſere Erwartung wurde inſofern getäuſcht, als Jacobi ſich nur mit Madame Herz, der berühmten Freundin Schleiermacher's, unterhielt und um die übrige Geſellſchaft, als wäre ſie nicht vorhanden, ſich gar nicht bekümmerte. Nicht einmal der Frau von Kalb, die auch zugegen war und gern mit Jacobi ſich unterhalten hätte, gönnte er irgend ſeine Aufmerkſamkeit. Auch bei Tiſch ſaßen die beiden zuſammen und ſprachen privatim mit einander, ohne an der ſonſtigen Unterhaltung theilzunehmen, die begreiflicher Weiſe eben deshalb ſehr lau war. Das wurde uns Jüngeren am Ende zu viel, und in einem gewiſſen Uebermuthe, zu welchem uns die Güte des Wirtes und der Hausfrau verzogen hatte, ſtifteten wir den Sänger Ehlers an, daß er ſeine Guitarre nahm und mit ſeiner ſchönen kräftigen Stimme das Göthe'ſche Lied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmliſches Behagen u. ſ. w." anſtimmte. Alles fuhr erfreut auf, nur die beiden ſich Iſolierenden blickten einen Augenblick auf, warfen dem dreiſten Sänger, der ſie zu ſtören wagte, einen faſt unwilligen Blick zu und fuhren dann ungehindert in ihrer Unterhaltung fort. Dieſe Scene, deren Schilderung durch meine damalige Stimmung etwas gefärbt ſein mag, aber der Sache nach ſich wörtlich ſo zutrug, dämpfte unſere Verehrung für Jacobi ſehr, wenigſtens als Menſchen; wir ſahen in ihm den vornehmen, ſelbſtzufriede-

nen Mann, der nur den, welchen er für geistig ebenbürtig hielt, seiner Aufmerksamkeit würdigte. Uebrigens war seine äußere Erscheinung einnehmend und würdig, und die Züge seines Gesichtes zeugten von seiner geistigen Bedeutung. Auch mußten wir uns gestehen, daß die Madame Herz sowohl durch ihren Geist, als durch den Ausdruck desselben in ihrem fast antiken Gesichte wohl im Stande sei, die Aufmerksamkeit eines Mannes, wie Jacobi, zu fesseln. Aber dies entschuldigte doch weder ihn noch sie bei uns, um so weniger, als sie ebenfalls uns jungen Leute nur wenig beachtete.

Welchen ganz andern Eindruck machte dagegen Schiller auf uns, der im Winter von 1804 auf 1805 Berlin besuchte und den wir gleichfalls im Hufeland'schen Hause kennen lernten. Er war lebhaft, mittheilend, freundlich und gab auch uns jüngeren den Muth, an der Unterhaltung bescheidentlich theilzunehmen. Leider war sein Aussehen schon krankhaft (er starb ja schon im Mai 1805); seine geistige Kraft und die Originalität seiner Gedanken verläugneten sich aber dennoch nicht im mindesten.

Ich habe nun schon so oft von „uns Jüngeren" gesprochen, habe auch die meisten der Namen schon genannt, die unter diese Bezeichnung gehörten; es ist Zeit, auch noch etwas von unserm Zusammenleben und Treiben zu sagen, denn dieses war einer der bedeutenderen Factoren für mein geistiges Fortschreiten in Berlin. In der letzten Zeit des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts lebte die Jugend, trotz der großen Aufregung der Welt, nicht in den politischen Ideen, die jetzt leider schon den Gymnasiasten in ihren Kreis ziehen. Es herrschte das Gefühl vor, daß die Beschäftigung damit früh genug komme, wenn der Mann durch amtliche Stellung zum Mitrathen und Mithandeln berufen werde; bis dahin sei es ihm erlaubt, sich mit den Dingen zu beschäftigen, die seine innere Ausbildung fördern könnten, also mit der Wissenschaft, der schönen Literatur, der Kunst in ihren verschiedenen Offenbarungen. In dieser Stimmung waren wir wenigstens damals alle, und es ist, so viel ich mich erinnere, kaum über die größeren und kleineren Weltbegebenheiten unter uns je ernstlich die Rede gewesen. Dagegen die Vorlesungen, die wir

hörten, ein neues Schauspiel von Göthe oder Schiller, welches zum ersten Male gegeben wurde, ein Shakespeare'sches Stück, eine Oper von Gluck oder Mozart, ein Oratorium in dem großen Saale des Opernhauses, wo wir unter anderm auch noch einmal die Mara hörten, und wo 20 Contrabässe die Kraft der tiefsten Orgeltöne wiedergaben; ein neues Heft des Athenäums oder der Propyläen, eine Kritik der Gebrüder Schlegel, eine Tieck'sche Schrift, — sie waren für uns die bewegenden Weltbegebenheiten, und ich vergesse es niemals, welch überwältigenden Eindruck namentlich die großartigen Darstellungen im Theater auf uns machten, die wir einen Platz neben einander im Parterre gefunden hatten. Die Begeisterung bei den schönsten Stellen und bei dem meisterhaften Spiele eines Iffland, einer Fleck, einer Unzelmann und ihres Mannes, des älteren Unzelmann, spiegelte sich von einem Gesichte in dem andern wieder, und bei den komischen Stücken gab das Lachen des einen den Anstoß für die ganze Reihe. Welchen unendlichen Stoff zu nachherigen Unterhaltungen brachten wir von solchen Eindrücken mit uns! Man hat fast durchschnittlich der natürlichen Tochter von Göthe den dramatischen Effect abgesprochen; ich kann versichern, daß wir, als dieses Stück zum ersten Male gegeben wurde, von der Darstellung so ergriffen waren, daß die innere Bewegung uns längere Zeit stumm machte, als wir das Haus verließen, und erst, als wir uns gesammelt hatten, Worte der Bewunderung und Rührung unter uns laut wurden. Aber wie meisterhaft gaben auch Iffland den Herzog und die Fleck die Eugenie!

Nicht selten vereinigten wir uns auch an einem schönen Sommermorgen zum Spaziergange mit unsern Zöglingen in den Thiergarten oder nach Charlottenburg, legten uns in's Gras und hörten einem Vorleser zu, der aus dem Calderon, dem Donquixote oder dem alten dänischen Dichter Holberg ernsthafte und komische Stellen vortrug, eine Kunst, in welcher besonders Solger Meister war. Den Kreis der Hofmeister vermehrten noch zwei wackere Männer, die ich hier nicht vergessen darf. Becker aus Lüneburg, Hofmeister im Hause des Grafen Hagen und später Professor und zweiter Inspector an der

Ritterakademie in Lüneburg, den ich als solchen auch bei meiner Rückkehr nach Hannover im Jahre 1830 dort wiederfand, leider nur für kurze Zeit, denn er starb bald darauf: und Detlefsen, Lehrer im Hause des Grafen Reuß, einen gemüthlichen und behaglichen Holsteiner, der uns mit beredten Worten die Wonne zu schildern wußte, wenn er nach einer Reise in sein eigenes Bett zurückkehrte. „Jungens, da lig' eck drin, as in en Futteral!" — Und daß ich endlich den trefflichen Raßmann nicht vergesse, der ein Schützling von Johannes Müller war, sich vorzüglich mit geschichtlichen Studien beschäftigte und erst im Jahre 1860 als Professor zu Gent gestorben ist.

Aber habe ich denn die Jahre in Berlin blos für meine eigene Bildung gelebt und nicht auch für die meiner Zöglinge? Es wäre unrecht, wenn ich dies einräumte: die letztere lag mir nicht weniger am Herzen, und einen entschiedenen Gewinn hat der älteste, Wolf, mittelbar und unmittelbar, von den Interessen gezogen, die mich selbst beschäftigten, denn in seinem 16ten und 17ten Jahre war er schon für vieles reif. Zwar muß ich offen bekennen, daß meine Vorbereitung für den Unterricht nicht immer so gründlich und vollständig war, als sie hätte sein können, weil ich mich auf mein Gedächtniß und meine Lehrgabe verließ und sah, daß meine Zöglinge doch etwas lernten. Auch durfte ich es wagen, wenn ein Anstoß in einem Autor kam, den ich nicht gleich zu heben wußte, oder eine Frage meiner Schüler, die ich nicht beantworten konnte, sie selbst mit suchen zu lassen, ohne daß meine Autorität dadurch bei ihnen litt. Ja, diese Art des gemeinschaftlichen Suchens und Lernens hatte etwas Förderliches für sie und machte ihnen Vergnügen. Sie ist beim Privatunterricht nicht zu verwerfen, wenn der Lehrer übrigens seine Ueberlegenheit zu behaupten weiß und Gewissenhaftigkeit und Tact genug besitzt, um die Weise des gemeinschaftlichen Lernens nur da anzuwenden, wo sie angebracht ist und nicht zu viel Zeit kostet. In der öffentlichen Schule, vor vollen Klassen, verlasse sich der Lehrer nicht auf Tact und Ueberlegenheit, sondern gehe nie unvorbereitet in seine Lectionen.

Das Talent meines älteſten Zöglings wendete ſich vorzüglich auf die neueren Sprachen, in welchen er guten Privatunterricht hatte, und vor allem auf den Shakeſpeare. Ein beſonderes Verdienſt hatte dabei mein Freund Abeken, der ſelbſt dieſe Vorliebe hegte und ſeine Freude an dem eifrigen und talentvollen Jünglinge, überhaupt an den Kindern des Baudiſſin'ſchen Hauſes, hatte. Mit ſeinem Beiſtande führte ich zur Aufmunterung der Schüler und auch zur Freude der Eltern eine Form von Prüfungen ein, der wir den ſcherzhaften Namen einer Akademie gaben, und die einige Male im Winter ihre Sitzungen hielt, zu denen auch die Eltern eingeladen wurden. Jedes Mitglied erhielt ein förmliches Patent, und mein Freund Abeken bewahrt noch ein ſolches in ſeiner Autographen-Sammlung, welches von mir als Präſidenten und Wolf Baudiſſin als Secretär unterſchrieben iſt. Alle Mitglieder mußten zu den Sitzungen der Akademie eine ſelbſtgewählte und ſelbſtgefertigte Arbeit liefern und vorleſen, wobei recht artige Sachen zum Vorſchein kamen, auch von der Tochter des Hauſes, Suſanne. Und im letzten Winter von 1804 auf 1805 überraſchte Wolf die Zuhörer mit einer Ueberſetzung des Königs Lear von Shakeſpeare, die mit Recht entſchiedenes Lob verdiente und in welcher einige Partieen, z. B. die Lieder des Narren, faſt meiſterhaft wiedergegeben war. Ich konnte mich nicht enthalten, die Ueberſetzung Schlegeln zu zeigen, bei welchem mein Zögling auch die Vorleſungen über die ſchöne Literatur mit hörte, und der ſchon aus gelegentlichen Geſprächen auf ihn aufmerkſam geworden war. Schlegel behielt das Heft, las es aufmerkſam durch und erkannte darin ein ganz entſchiedenes Talent für ſolche Arbeiten. Dieſes iſt denn auch ohne Zweifel mit ein Anſtoß dazu geweſen, daß Baudiſſin ſpäter, in ſeinem Zuſammenleben mit Tieck, eine Reihe von Jahren hindurch eine Lebensaufgabe daraus machte, Shakeſpeare'ſche und andere altengliſche Dramen zu überſetzen. Ich hatte in jeder Weiſe Freude an meinen Zöglingen.

Ich war auch mit dem Erzieher der Königlichen Prinzen, dem Geh. Rath Delbrück, bekannt geworden und dieſes war Veranlaſſung, daß ich auch meine Zöglinge zur Geſellſchaft für dieſelben

entbehren durfte. Der Kronprinz, damals 8 bis 9 Jahre alt, zeichnete sich durch vernünftiges, bescheidenes und artiges Benehmen schon damals aus und war überhaupt sehr liebenswürdig. Der Prinz Wilhelm, früher und ernster, auch in Allem der Klügere der Gesellschaft, trat selbst hinter den lebhafteren Bruder zurück. Mit der Königlichen Familie trafen wir auch oft auf Kinderbällen in den vornehmsten Häusern, wohin ich meine Zöglinge begleitete, zusammen, und bei diesen Gelegenheiten hatte ich die alte Königin Louise zu sehen die Freude gehabt, wie sie, mit würdevollem Anstande, und doch mit dem reinen Ausdrucke weiblicher Anmuth, sich über die muntere Kinderschaar neigte, oder mit der Würde des Herrscherblickes ein freundliches Wort wechselte. In einem solchen großen Contraste erschien damals Napoleon, als Gemahl, so nur auf einem Kinderballe bei dem Minister von Schrötter. Die berühmte Frau von Staël, eine in jeder Art imponirende Erscheinung, welcher Geist und Energie nicht abzusprechen war; aber der weibliche Anmuth fehlte dem fast männlichen Ausdrucke ihrer Züge und der Derbheit ihrer Gestalt. Und in ihrer Tochter, welche später auch in der Welt Aufsehen erregt hat, erschien die kaum jahrzehnte Jungfrau in unangenehmer Weise, welche es als eine Gunst betrachten mußte, wenn sie dem Kronprinzen von Preußen einen Tanz zugab.

Uebrigens wurde mein schönes Verhältniß in der Baudissin'schen Familie in dieser Zeit mit einer Aufgabe bedroht. Mein unermüdlicher Gönner, der Abt Salfeld in Hannover, schrieb mir nemlich, ob ich bereit sei, eine bald vacant werdende Lehrerstelle am Georgianum in Hannover, einer Erziehungsanstalt für junge Adlige, besonders solche, die in Militärdienste gehen wollten, zu übernehmen. Diese Lehrerstellen wurden meistens mit Kandidaten der Theologie besetzt, welche nach einiger Zeit in gute Pfarrstellen versetzt zu werden pflegten. Wenn ich die Stelle annahm, so durfte ich hoffen, in dem pfarramtlichen Alter von 30 Jahren eine gute Anstellung als Pastor in meinem Vaterlande zu erhalten. Meine Neigung ging nicht dahin, Berlin und meine Zöglinge zu verlassen; allein auf der andern Seite war die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft auch nicht außer Acht zu

laſſen, um ſo weniger, als mich nun ſchon feſtere Bande an ein Weſen knüpften, welches ſein Schickſal mit dem meinigen vereinigt hatte; denn ſo weit war es in Berlin zwiſchen mir und Dorothea Holm gekommen. Eine längere Entfernung aus meinem Vaterlande mußte die Verbindung mit demſelben immer mehr lockern, und wo fand ich wieder einen ſichern Boden für mein bürgerliches Fortkommen?

Der Graf Baudiſſin, dem ich den mir gewordenen Antrag mittheilte, redete mir zu, ſein Haus nicht zu verlaſſen, und fügte ſo annehmbare Verſprechungen hinzu, daß ſchon die Dankbarkeit für einen ſolchen Beweis der Zufriedenheit und des Zutrauens, der auch als Zeugniß der Anhänglichkeit meiner Zöglinge gelten durfte, mich bewegen mußte, mich von einer ſolchen Familie nicht zu trennen. Ich ſollte von nun an 100 Thlr. Gold Zulage, alſo 300 Thlr. an Gehalt beziehen, ſollte meinen Wolf, der nun ſchon in das Verhältniß eines Freundes überzugehen anfing, im Herbſt 1805 auf die Univerſität Kiel und dann noch einige Jahre nach Göttingen und Heidelberg begleiten, und wenn ſeine Studien vollendet wären, ſollte ich meinen Gehalt von 300 Thlrn. noch 3 Jahre lang beziehen, als Entſchädigung für die Ausſichten, die ich jetzt aufgab, und eine Art Wartegeld, um mir eine öffentliche Anſtellung zu ſuchen. Wie hätte ich ſolche Anerbietungen ausſchlagen können? Es fiel mir wie ein Stein vom Herzen, als ich mein „Ja“ zum Bleiben ausgeſprochen hatte. Nun blieb ich nicht nur noch ferner in dem mir lieb gewordenen Berlin, ſondern noch lange mit der mir noch lieber gewordenen edeln Familie verbunden und hatte die ſchöne Ausſicht auf fernere freie Bildungsjahre auf Univerſitäten. Meine Verlobte billigte freudig meinen Entſchluß, und auch der Abt Salfeld, dem ich die Umſtände mit dem herzlichſten Danke für ſeine Güte mittheilte, konnte ſeine Zuſtimmung nicht verſagen.

Und die Freundin aus Kopenhagen, wie brachte ſie die Zeit hin, während der ewige Student noch auf den Univerſitäten umherzog? Noch einen ſchönen Sommer von 1803 hatten die beiden zuſammen auf Rantzau verlebt, dann war die Freundin nicht wieder

[illegible] nach Berlin zurückgekehrt: der Bräutigam, der den Kindern d[illegible] nicht lange verborgen bleiben konnte, reifte nicht für das Zusamm[illegible] leben in häuslicher Harmonie. Und da damals doch noch immer [illegible] Aussicht auf eine Stelle in meinem Lebensplane stand, [illegible] wurde es für passend gehalten, daß die künftige Frau Landpastor [illegible] sich in einem ländlichen Hauswesen zu ihrer Bestimmung vorbereite[illegible] besonders sich mit der Milch- und Butterwirtschaft bekannt machte, w[illegible] zu in Holstein die schönste Gelegenheit war. Sie begab sich daher [illegible] Kost und Lehre bei dem Holländer Lafrenz auf dem zweiten Gu[illegible] des Grafen Rantzau, der ein paar hundert Kühe hielt u[illegible] eine Anzahl Knechte und Mägde zu nähren, also auch übrigens ein [illegible] großen Hauswesen zu führen hatte, und dessen Frau und Töchter, ne[illegible] der Familie des Hauptmanns Teichmann, einen Kreis des Umgan[illegible] bildeten, der einer künftigen Landpastorin wohl zusagen konnte. No[illegible] mehr aber sagte ihr die Nähe von Ranzau zu: denn wenn wir i[illegible] nächsten Sommer wieder von Berlin nach Holstein kamen, so konnte[illegible] wir uns gegenseitig doch gewiß wöchentlich einmal sehen. Und d[illegible] landwirtschaftliche Lehrzeit dehnte sich dann auch hauptsächlich au[illegible] diesem Grunde noch über den Sommer 1805 bis zum Herbste aus[illegible] wo ich mit Wolf nach Kiel zur Universität und sie zu ihrer Mutte[illegible] und ihren Geschwistern nach Kopenhagen ging.

Mein Abschied im Frühjahre 1805 von meinen Freunden i[illegible] Berlin, sowie von der Hufeland'schen und Fichte'schen Familie un[illegible] von all den großstädtischen Genüssen wurde mir allerdings nich[illegible] leicht, aber es lag doch auch eine wechselvolle interessante Zukunft vo[illegible] mir, die bald meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

VI. Das Jahr in Kiel.

Mein junger Graf sollte juristische Collegia hören, doch nicht, um sich zum praktischen Juristen auszubilden, sondern als Einleitung zur diplomatischen Laufbahn, zu welcher er vermöge seiner Neigung zu einer freien geistigen Bildung und seiner Kenntniß in neueren Sprachen am meisten Beruf zu haben schien. Er machte daher in

Kiel den Anfang mit vorbereitenden Vorleſungen, an deren einigen ich aus eigenem Intereſſe theilnahm, z. B. Logik und Pſychologie bei dem Kantianer Reinhold, Phyſik bei dem Profeſſor Pfaff und ein Collegium über den Pindar bei Profeſſor Schulz. Mein eigenes Bedürfniß ging aber immer noch auf tiefere philoſophiſche Studien hin, und ich nahm mir, wie ich ſchon erwähnt habe, vor, den Platon, an der Hand der Schleiermacher'ſchen Ueberſetzung, ſo weit ſie damals ſchon erſchienen war, beſonders der tiefſinnigen Einleitungen zu den einzelnen Dialogen, durchzuarbeiten. Ich habe auch den größeren Theil der Dialoge, natürlich im griechiſchen Texte, in dem Kieler Jahre durchgeleſen, und was noch zurückblieb, habe ich in Göttingen nachgefügt. Dieſe ſtillen Studien litten allerdings etwas durch das reichbewegte, geſellige Leben in Kiel, beſonders in dem erſten Winter, und auch mein Zögling wurde dadurch faſt zu ſehr von den Studien abgezogen, da ſeine Familienverhältniſſe eine Zurückgezogenheit nicht wohl zuließen. Es war hier wiederum die Baudiſſin'ſche Familie von Knoop, welche den Winter in Kiel zubrachte und den Mittelpunct bildete für den größeren geſelligen Verkehr, beſonders in der ſogenannten Umſchlagszeit im Januar und Februar, wo die Gutsbeſitzer aus Holſtein und dem deutſchen Schleswig zuſammenkommen, um ihre Geſchäfte abzumachen. Und ein kleinerer, aber ausgeſuchter, Kreis fand ſich regelmäßig des Abends bei dem Grafen Reventlow von Enckendorf ein, deſſen Gemahlin, ebenfalls eine geborene Gräfin Schimmelmann, eine höchſt geiſtreiche, leider ſehr kränkliche Frau, es vortrefflich verſtand, ihre körperlichen Leiden durch geiſtige Erhebung zu bekämpfen und zu vergeſſen. Ich hatte mit meinem Zöglinge auch Zutritt zu dieſen Abenden und lernte in denſelben die Profeſſoren Reinhold und Pfaff, nebſt einigen andern akademiſchen Lehrern, und eine Elite des gebildeten, auf einer achtungswerthen geiſtigen und ſittlichen Stufe ſtehenden, Adels des Landes kennen, in deſſen Mitte einem jeden wohl werden mußte. Ich nenne nur einige bekanntere Namen: den Miniſter Chriſtian Bernſtorf, der mit dem regierenden Kronprinzen, nachherigen König Friedrich VI., damals in Kiel lebte, den Grafen Chriſtian Stolberg, — Friedrich

und mit gezogenem Degen einem gliederweiſe geordneten Zuge voraus und abwechſelnd zur Seite ſchritt, Alles in Ordnung hielt und ſtatt des Generals die Commandoworte zum Gehen, Stehen, Schwenken und Marſchieren ausrufen mußte. Der Platoniſche Philoſoph von 26 Jahren gefiel ſich in dieſer Rolle gar nicht übel und hatte auch die Ehre, mit dem General Mittags zur kronprinzlichen Tafel gezogen zu werden.

Nach dieſer Epiſode aus meinem Kieler Leben im Winter von 1805 auf 1806 komme ich auf die erſte Seereiſe, welche ich im Frühjahr 1806 nach Kopenhagen gemacht habe. Der erhabene Anblick des Meeres war mir ſchon im erſten Sommer meines Aufenthaltes in Holſtein von der Nordküſte desſelben bei dem kleinen Städtchen Lütjenburg zu Theil geworden. Es hatte mich ein heiliger Schauder ergriffen, wie er jeden ergreifen muß, der zum erſten Male von einer Höhe herab die bis an die Gränze des Geſichtskreiſes ſanft aufſteigende unermeßliche blaue Wölbung erblickt, und die Oſtſee bietet dieſen Anblick in ſchönerer Klarheit der Färbung dar, als die Nordſee an unſern nordweſtlichen Küſten. Auch der Kieler Hafen und die nächſten Küſten an ſeinem Ausgange waren mir ſchon bekannt. Allein eine Fahrt auf die hohe See hinaus, wo das Auge keine Gränze mehr ſieht, als da wo die blaue Wölbung des Himmels ſich rundherum auf die klare unendliche Wölbung des Waſſers legt, hatte ich noch nicht gemacht. Die Oſterferien 1806 ſollten dazu benutzt werden, daß mein Zögling ſeine Verwandten in Kopenhagen und ich die, bis auf ein Mitglied mir noch unbekannte, Familie Holm, die mir auch bald verwandt werden ſollte, beſuchte. Wir ſchifften uns auf einem Paketboote unter der Leitung des Kapitäns

---

neuen Landesherrn in Aachen vor dem Oberpräſidenten Sack den Huldigungseid ablegen. Als Vertreter des Düſſeldorfer Gymnaſiums wurde mein Freund, der Director Kortum, dazu deputirt und ſollte, dem Ceremoniell gemäß, im Hofkoſtüm, mit dem Pariſer Degen an der Seite und dem dreieckigen Klapphute unter dem Arme, dabei erſcheinen. Zu dieſem Dienſte lieh er von mir den Hut des Kronprinzen, damals ſchon Königs von Dänemark, nachdem die militäriſche Feder abgenommen war. Dies iſt aber auch der letzte Dienſt dieſes merkwürdigen Hutes geweſen; ich geſtehe, daß ich nicht mehr weiß, was ſpäter aus ihm geworden iſt.

die keinen Platz mehr in den Booten, die auf dem Verdecke ſtanden, gefunden hatten. In dieſe kauerten ſie ſich wie Häringe über einander und deckten ſich mit den unbenutzten Segeln zu. In meinen Mantel hüllte ſich, ich ſehe ihn noch vor mir, ein Berliner Schneidergeſelle, der zu ſeiner Bedeckung nichts hatte, als einen fadenſcheinigen, grasgrünen Sommerrock von Halbtuch, der aber trotzdem ſtets bei guter Laune blieb und mit ſeinen Berliner Witzen ſelbſt die halberſtarrten Kameraden zum Lachen brachte. Vor dem grünen Sunde mußte ſich der Kapitän vor Anker legen, denn der entgegenblaſende Oſtwind verhinderte die Durchfuhr, und ſo lagen wir bis zum vierten Tage da, bei Tage von der hellſcheinenden Sonne etwas erwärmt, bei Nacht uns helfend, ſo gut es gehen wollte, jedenfalls aber doch froh, daß wenigſtens die fatale Seekrankheit aufgehört hatte.

Zu der Kälte kam noch ein anderes Uebel. Die Küchenvorräthe des Kapitäns, der ſich auf eine ſo lange Reiſe nicht verproviantiert hatte, gingen zu Ende; die Brodſäcke der Verdeckpaſſagiere waren ſchon längſt geleert, und wenn wir andern ihnen auch zu Hülfe kommen wollten, ſo konnten wir ſelbſt für Geld vom Kapitän kaum noch etwas bekommen. Da reifte denn der Entſchluß in der Mehrzahl der Reiſenden, ſich, da der Wind ſich immer noch nicht drehen wollte, an's Land ſetzen zu laſſen und den übrigen Weg nach Kopenhagen zu Lande zurückzulegen. Zur Ausführung dieſes Vorhabens wurden die Boote in's Waſſer gelaſſen und ruderten nun einen Haufen der Geſellſchaft nach dem andern der kleinen Inſel Bogöe zu, von wo wiederum eine Fähre nach der Südſpitze der Inſel Seeland, nicht weit von der Stadt Vordingburg, hinüberführte. Von hier fuhren wir mit Extrapoſt nach Kopenhagen, wo wir eben ankamen, als auch der Kapitän Möller mit ſeinem Schiffe im Hafen landete. Eine günſtige Wendung des Windes nach unſerer Abfahrt vom Schiffe hatte ihn von ſeiner langen Station am grünen Sunde befreit.

Unſer vierzehntägiger Aufenthalt in Kopenhagen war ſehr genußreich, nicht nur durch die Menſchen, die wir fanden und wiederfanden, ſondern auch durch die neuen Eindrücke der großen Seeſtadt mit ihrer damals noch anſehnlichen Kriegsflotte und den in die See hinaus-

ragenden Feſtungswerken, mit den zum Theil großartigen Straßen und der anmuthigen Umgebung, namentlich dem Thiergarten mit ſeinen breitäſtigen Buchen, die freilich noch nicht belaubt waren, aber doch die ſommerliche Kühlung mit ihrem Schatten ahnen ließen.

Intereſſanter natürlich war für mich, nach der Freude des erſten Wiederſehens, die Familie meiner Braut, die Mutter, der Bruder, die Schweſtern, in denen ich die biedere und kräftige, mit unſerm deutſchen Weſen verwandte, Natur bald lieb gewann. Die Mutter ſtammte von der Inſel Bornholm, an der Schwediſchen Küſte, deren Namen von Burgundaholm abgeleitet wird und deren Bevölkerung dem alten Burgundiſchen Stamme angehört zu haben ſcheint. Ihr Mädchenname war Ellen Eliſabeth Albertsdatter (Tochter). Eine ſchlichtere, ſelbſtändigere und originellere Natur, als die meiner nachherigen Schwiegermutter, habe ich ſelten gefunden; es war alles an ihr unmittelbar, möchte ich ſagen, ihre rückſichtsloſe Herzensgüte, die alles mit den Freunden theilen wollte, ihre Ruhe und Gottergebenheit, und eine klare praktiſche Lebensanſicht, die ſie auf die ſchlagendſte Weiſe in Sprichwörtern auszuſprechen liebte. Dieſe Unmittelbarkeit des ganzen Weſens war in der Hauptſache auch auf ihre Tochter Thea fortgeerbt: Dieſes unerſchütterliche Gottvertrauen, dieſe Schärfe und Raſchheit der Auffaſſung, dieſe Feſtigkeit der Grundſätze und Originalität des Ausdrucks der Gedanken und Gefühle, oft in ſehr witziger Form. — Die Mutter war damals ſchon 72 Jahre alt, aber noch immer rüſtig, eine hohe nordiſche Geſtalt. Ein unglücklicher Fall und Beinbruch hat ſie zu früh im Jahre 1811 hingerafft; nach menſchlichem Anſehen hätte ſie ein Alter von 90 Jahren und mehr erreichen können, wie mehrere ihrer Vorfahren.

Auch unter den Verwandten und Freunden der Baudiſſin'ſchen Familie machte ich intereſſante Bekanntſchaften, namentlich an dem Finanz-Miniſter Grafen Schimmelmann, Bruder der Gräfinnen Baudiſſin und Reventlow, einem Manne von ausgezeichneter Bildung und dem wohlwollendſten Intereſſe für aufſtrebende Talente, wovon namentlich Thorwaldſons Leben Zeugniß giebt; ferner an dem Grafen Joachim Bernſtorff, Bruder des Miniſters, durch deſſen freund-

liche Veranstaltung wir auch einen Ausflug nach Helsingör machten, wo wir die Schwedische Küste mit Helsingborg klar vor uns sahen. Ich hatte damit den nördlichsten Punct erreicht, den ich auf diesem unserm Erdballe erreichen sollte.

An einem Montag Abend schifften wir uns wieder auf demselben Paketboote des Kapitäns Möller ein, um am nächsten Morgen nach Kiel zurückzukehren; aber, als sollte uns dieses Schiff einmal kein Heil bringen, es trat vollständige Windstille ein, so daß weder unser Schiff, noch eine ganze Flotte umher, welche segelfertig da lag, die Anker lichten konnte. Und so lagen wir, jeden Augenblick auf Erhebung des Windes wartend, im Angesichte Kopenhagens, nur eine Seemeile von der Stadt, die ganze Woche auf der Rhede wie festgebannt und mit dem schmerzlichsten Bedauern, unsern Freunden so nahe zu sein und sie doch nicht erreichen zu können; denn auf unser Verlangen, wieder an's Land gesetzt zu werden, erwiederte der unerbittliche Kapitän Möller stets das eine Wort: sobald sich ein Lüftchen erhebe, werde er in derselben Stunde abfahren, ohne die Gelandeten zu erwarten; — und die Paketboote gingen damals nur wöchentlich einmal. Endlich, am fünften Tage, Sonnabends, war unsere Geduld am Ende und wir machten uns ernstlich bereit, wieder nach Kopenhagen zurückzukehren; da verschwor sich der Mann hoch und theuer, wenn nicht bis Abend ein günstiger Wind sich erhebe, so sollten wir ihn eine erbärmliche Landratte schelten; er habe bei Sonnenaufgang einen Seehund, mit der Nase nach Osten gerichtet, schwimmen sehen, und das sei ein sicheres Zeichen, daß mit Sonnenuntergang Ostwind eintreten werde. Wir ließen uns noch einmal bereden und blieben an Bord. Die Erwartung gegen Abend wurde immer gespannter; unbeweglich sah ich gegen Sonnenuntergang nach der Flagge empor, ob sie sich bewegen und von Osten nach Westen drehen werde, und indem ich noch so emporblickte, erschallte von einem der Nachbarschiffe der Ruf: „Anker ahoi!“ (der Seemannsausdruck für: „den Anker gelichtet!“) und in einer Viertelstunde wimmelte die ganze Rhede von Schiffen mit aufgespannten Segeln, die einander den Vorsprung abzugewinnen suchten. Das Wort des Kapitäns war eingetroffen, ein

Krieges kennen lernen sollten. Aber schon in Lüneburg trafen wir die Hiobspost von der Jenaer Schlacht. In Celle wollten uns die aus Westphalen zurückziehenden Preußen die Extrapostpferde vom Wagen spannen und nur mit Mühe gelang es uns, mit Hülfe eines Offiziers weiter zu kommen. In Hannover trat ich zu einem Haufen Menschen, die um einen Preußischen Dragoner vom Regiment Baireuth herumstanden, der von der Schlacht von Auerstädt, wo dieses Regiment sehr gelitten hatte, erzählte und behauptete, der Herzog von Braunschweig hätte sie, weil er das Regiment nicht leiden konnte, mit Absicht gegen die französischen Kanonen geschickt. Zwischen Hannover und Göttingen, besonders hinter Einbeck, begegneten uns ganze Züge von Preußischen Zersprengten, ohne Gewehr und Patrontasche, die sich nach ihrer Heimat durchzuschlagen suchten; aber schon in der Nähe von Göttingen kam uns ein Französisches Küraſſierregiment in stolzer Haltung entgegen und der voranreitende Kommandeur befahl unserm Postillon stillzuhalten, bis das Regiment vorbei sei. Unter solchem Umschwung der Dinge geschah unser Einzug in Göttingen.

VII. Göttingen zum zweiten Male.

Meine und meiner Altersgenossen Theilnahme an den politischen Begebenheiten war, wie ich schon früher bemerkt habe, damals noch so wenig lebhaft, daß der weitere Verlauf des Krieges uns nicht sehr berührte, bis nach dem Frieden von Tilsit der König Hieronymus in Kassel einzog und die Universität Göttingen von dort aus regiert wurde, einen Präfecten erhielt und französische Gendarmen statt der gemüthlichen Schnurren kennen lernte. Doch hinderte auch dieses nicht, daß wir unser akademisches Leben nach unserm Gefallen einrichteten, die uns passenden Collegia hörten, mit einigen der Professoren, die uns am meisten zusagten, Bekanntschaft anknüpften und in den Ferien Fußreisen in den Gegenden des Harzes, der Werra und Fulda und Weser machten.

Ich nahm an vielen der Collegien theil, sowohl aus eigenem Interesse, da ich dieselben mit anderm Verständniß hörte, als vor 5

und 6 Jahren, als auch, weil ich es für meine Pflicht hielt, da ich nun zwei Zöglinge hatte, vieles mit ihnen gemeinschaftlich zu treiben. So habe ich die geschichtlichen und statistischen Collegien bei Heeren, die staatsrechtlichen und finanzkundigen bei Sartorius, die literarhistorischen bei Bouterweck, die juristische Encyklopädie und die römische Rechtsgeschichte bei Hugo mit gehört und mit meinen Zöglingen repetiert.

Der Ausdehnung meiner Studien nach der geschichtlichen, staatsrechtlichen und selbst juristischen Seite hin lag aber auch noch eine besondere Betrachtung zum Grunde. Meine theologischen Kenntnisse und Neigungen waren ziemlich in den Hintergrund getreten und der Gedanke, sie wiederum anzufrischen, um eine Pfarranstellung im Hannoverschen zu erhalten, wurde mir durch die Fremdherrschaft verleidet, unter welche mein Vaterland gerathen war. Ich wünschte mir einen freieren und selbständigern Wirkungskreis zu erwerben, zu welchem mir die in Berlin und Kiel gewonnene, über das akademische Triennium hinausgehende, Bildung und die ferneren Studien in Göttingen und Heidelberg den Weg bahnen konnten; nemlich zu der Laufbahn des akademischen Docenten. Und da ich, wie schon früher bemerkt, nicht sowohl die theoretisch philosophische Speculation als das mir angemessene Feld erkannt hatte, vielmehr zu der Anwendung der philosophischen Grundgedanken auf die Beurtheilung und Ordnung der Verhältnisse des Lebens, des Staates, der Gesellschaft, der Erziehung, so wie zu der Erforschung des Geistes der Geschichte der Menschheit, mich hingezogen fühlte, so suchte ich mir nach dieser Richtung hin ein Feld der akademischen Doction zu bereiten, ohne jedoch dasselbe vor der Hand mit einer bestimmten Gränze umziehen zu wollen.

Daß ernste Gedanken wegen meines äußern Fortkommens mich zu beschäftigen anfingen, hatte auch noch einen andern nahe liegenden Grund. Die weitere und wahrscheinlich längere Trennung von meiner Verlobten wollte uns beiden nach der vierjährigen Dauer unseres Brautstandes wenig gefallen. Zunächst gab es allerdings einen Weg, diese Trennung zu vermeiden, den wir auch einschlugen. Es war sehr natürlich, daß meine Mutter und Schwester, — die letztere war

unterdes an den Paſtor Eberwein in Ballenhauſen, zwei Stunden von Göttingen, verheirathet, — und mein neuer Schwager meine Braut, von welcher ſie ſchon ſo viel in meinen Briefen geleſen hatten, perſönlich kennen lernen wollten, und eben ſo natürlich, daß auch meine Braut meine nächſten Angehörigen kennen zu lernen wünſchte. Es wurde alſo beſchloſſen, daß ſie nach Ballenhauſen kommen ſollte, und zwar unter dem Schutze und Geleite meines Nachfolgers als Lehrer der jüngeren Söhne des Baudiſſin'ſchen Hauſes, des Kandidaten Schwiening, der ſeine Eltern in Göttingen beſuchen wollte. Sie kam und ſo lebten wir beide in der Nähe von einander, wie einſt in Rantzau und Lammershagen.

Der Winter von 1806 auf 1807, der zu dieſem Beſuche beſtimmt war, verging nur zu ſchnell; und was ſollte nun werden? Ein längerer Aufenthalt in Ballenhauſen, ohne beſtimmte Beſchäftigung in einem ſo kleinen Haushalte, den meine Schweſter allein beſorgte, — Kinder waren nicht da, — hatte keinen reellen Zweck. In Kopenhagen dagegen konnte ſie der bejahrten Mutter, wie auch früher, zur Hülfe ſein, und ſowohl bei dieſer, als bei der Tochter ſelbſt, regte ſich ein lebhaftes Verlangen nach einander. Die Rückkehr nach Kopenhagen wurde beſchloſſen, aber zugleich auch, daß wir vorher uns ehelich verbinden wollten, worin, ſo ſagte uns ein geheimer Inſtinct, eine Bürgſchaft lag, daß ich nun auch alle Kräfte aufbieten werde, unſere dauernde Vereinigung baldmöglichſt herbeizuführen.

Es war, ich muß es offen geſtehen, ein kühner, auch wohl leichtſinnig zu nennender, Entſchluß, denn wo hatte ich einen feſten Boden für die geſicherte Exiſtenz einer Familie? Aber zu ſolcher Zuverſicht kommt der Menſch leicht, wenn ihm bis dahin alles über Erwarten und Verdienſt geglückt iſt. Mein ganzes bisheriges Leben war ja eine Kette von, zum Theil ganz unerwarteten, glücklichen Wendungen geweſen. Ueberhaupt aber galt damals noch viel mehr als jetzt der Glaube, daß ein Menſch, der etwas gelernt und Luſt zur Arbeit habe, ſchon fortkommen werde. Und ganz ohne Ausſicht und Plan war doch auch meine Zukunft nicht. Meine Einnahme war durch das Honorar für meinen zweiten Zögling, Karl Baudiſſin, nicht unan-

sehnlich vermehrt worden, ich konnte etwas für die Zukunft zurücklegen. Ja, es lag sogar in der Möglichkeit eine eigne Haushaltung zu bilden und meine beiden Zöglinge bei mir in Kost und Pflege zu nehmen; meine Pflichten gegen sie konnte ich dabei vollständig erfüllen. Diesen Schritt aber schon jetzt zu thun, dagegen sprach der beabsichtigte Aufenthalt in Heidelberg, wohin ich ja meine Haushaltung nicht für so kurze Zeit hätte versetzen können. Allein wenn diese Zeit hinter uns lag, wozu der Sommer von 1808 bestimmt war, so stand nach menschlicher Ansicht nichts im Wege, mich in Göttingen häuslich niederzulassen und, wohin mein stiller Wunsch ging, mich als Privatdocent zu versuchen. Mit solchen Bildern und Hoffnungen vor der Seele wurden wir von meinem Schwager Eberwein in der Stille in Ballenhausen getraut, verlebten noch einige schnell verfliegende Monate mit einander, und im Mai 1807 kehrte Dorothea, geb. Holm, als Frau Kohlrausch nach Kopenhagen zurück.

Das darauf folgende Jahr in Göttingen verfloß ohne besonders erwähnenswerthe Ereignisse; denn mit der Erzählung einiger Reisen, die wir zusammen in der Umgegend machten, oder der in gewöhnlicher Weise fortgehenden Studien, darf ich den mir zugemessenen Raum dieser Darstellung nicht verengen. Das Wichtigste, was sich immer deutlicher herausstellte, war die Erkenntniß in meinem zweiten Zöglinge Karl, so wie auch bei mir selbst, daß das juristische Studium, welches ihm eine Laufbahn als Staatsdiener öffnen sollte, nicht sein Beruf sei. Es fehlte ihm die consequente Ausdauer; sein lebhaftes Temperament ließ ihn nach immer Neuem greifen, und wenn das Neue davon war, so ließ er es wieder fallen. Seine Jugend in dem, so vielen Zerstreuungen ausgesetzten, Hause hatte den Ernst der Concentration, welchen Wolf Baudissin in seiner eigenen Natur besaß, zu der jener aber durch eine strenge Erziehung hätte gewöhnt werden müssen, nicht aufkommen lassen. Es erwachte daher jetzt in ihm wieder der Gedanke an den Militärstand und die Eltern gaben, auf mein wiederholtes und auf Gründe gestütztes Zureden nach. Im Frühjahr 1808 sollte er nach Kopenhagen reisen und in die königliche Garde eintreten. Die Eltern wünschten, daß ich ihn selbst dort-

hin bringen möchte, und ich ergriff dieſe Gelegenheit, meine Frau und unſer indes geborenes erſtes Kind, Linda, zu beſuchen, begreiflicher Weiſe mit großer Freude. Der Name unſerer Tochter Linda war, um dieſes gleich im Vorbeigehen zu erwähnen, aus Jean Paul's Titan auf den dringenden Wunſch meiner Frau genommen. Jean Paul war ihr Lieblingsſchriftſteller geworden, und wie dieſes auf der einen Seite ihre ſchnellen Fortſchritte in der deutſchen Sprache bezeugt, ſo dient es auf der andern auch zu ihrer Charakteriſtik. Das Phantaſiereiche in Jean Paul, die unübertrefflichen Naturſchilderungen, die reichen, wenn auch excentriſchen, Charaktere der edeln und das Witzig-humoriſtiſche der komiſchen Figuren, die ſpannenden Situationen, die durchgehends ſittliche Richtung, welche das Gemeine und Schlechte in ſeiner Verwerflichkeit bloßſtellt, — dieſe hervorſtechenden Eigenſchaften der Jean Paul'ſchen Werke zogen ſie unwiderſtehlich an, und ſie iſt dieſer Vorliebe bis in ihr Alter treu geblieben. Eine gewiſſe Verwandtſchaft der Naturen lag dabei zum Grunde; etwas Excentriſches lag auch in der ihrigen. Es hieß bei vielen Gelegenheiten: „entweder, oder!“ Und wie ſie ſich einigen Menſchen mit voller Liebe hingeben konnte, ſo ſtand zwiſchen manchen andern und ihr eine ſchroffe Scheidewand, die ſie jedoch nicht verhinderte, auch dieſen, wenn ſie ihrer bedurften, mit raſchem Beiſtande zu Hülfe zu kommen.

Unſere Reiſe nach Kopenhagen war nicht ohne Fährlichkeiten. Der Krieg zwiſchen England und Schweden auf der einen Seite und Napoleon und ſeinen Verbündeten auf der andern Seite hatte eine Blokade der däniſchen und deutſchen Oſtſeeküſten und eine Unterbrechung der regelmäßigen Paketſchifffahrt von Kiel nach Kopenhagen zur Folge; Dänemark konnte um ſo weniger ſeine Gewäſſer ſchützen, als die däniſche Flotte im September 1807 durch die Engländer weggeführt oder zerſtört war. Ich mußte mich mit meinem Begleiter auf Booten von einer däniſchen Inſel nach der andern bis nach Seeland durchzuſchleichen ſuchen und ging daher zunächſt von Holſtein nach der Inſel Femern hinüber, um hier ein Boot mit Fährleuten zum Ueberſetzen nach der Inſel Falſter zu miethen. Es war wieder der verhängnißvolle Monat April, und als wir in einem Fiſcherdorfe

an der Femernſchen Küſte ankamen, erhob ſich ein Sturm mit Schneegeſtöber, der an ſich ſchon eine weitere Fahrt auf dem Meere verhinderte, wenn ſich auch nicht eine Schwediſche Fregatte an der Inſel zum Schutze gegen den Sturm vor Anker gelegt hätte. In ihrem Angeſichte verſicherten die Schiffer keinenfalls in See gehen zu können, denn es waren ſchon mehrere Boote von den Schweden und Engländern angehalten, den Reiſenden ihre Effecten abgenommen und die Schiffer zum Dienſte auf dem feindlichen Schiffe gezwungen worden. Die Reiſenden hatte man irgendwo an der Küſte wieder an's Land geſetzt.

Wir mußten uns bequemen, in der Fiſcherhütte Quartier zu nehmen und froh ſein, daß man uns noch eine Kammer mit einem Bette anwies; die Leute waren in dieſer Zeit, da man dieſen nächſten Weg nach den däniſchen Inſeln einzuſchlagen gezwungen war, einigermaßen auf Reiſende eingerichtet. Das Mangelhafte dieſer Einrichtung bekamen wir jedoch gleich in der erſten Nacht zu koſten: Als ich, der ich mich an die Wandſeite gebettet, nach kurzem Schlafe durch ein eiskaltes Gefühl auf meiner Backe wieder aufgeweckt wurde und nach meinem Geſichte griff, bekam ich die Hand voll Schnee, den der ſcharfe Wind unter dem nicht dicht ſchließenden Strohdache hereingetrieben hatte. An ein Wiederaufſtehen in der kalten Nacht war nicht zu denken, mein Bettgenoſſe mußte etwas rücken, ich deckte mein Taſchentuch über die oben liegende Seite des Kopfes und ſchlief vor Müdigkeit auch bald wieder ein. Am andern Morgen hatte das Schneien nachgelaſſen, aber der Schwede lag noch auf ſeiner Stelle, ſo daß wir die Mannſchaft auf dem Verdeck unterſcheiden konnten. Der Aufenthalt in der Wohnſtube der Schiffer war nicht viel behaglicher als der in der Kammer. Da die ganze Inſel Femern kein Holz hat, außer einigen Weidenbäumen neben den Dörfern, — das ſehr fruchtbare Land wird faſt allein zum Weizenbau und zur Weide für das Vieh benutzt, — ſo muß das Holz zur Winterheizung auf Schiffen von den däniſchen Inſeln herbeigeholt werden und iſt ſehr theuer. Unſere Fiſcher hatten das ihrige ſchon im Winter aufgebraucht und bereiteten ihre Speiſen mit feſt zuſammengedrehten Seilen

STANFORD LIBRARY

aus dem dicken, holzreichen Weizenstroh. Sie warfen davon auch, uns zu Gefallen, etwas in den großen Kachelofen, der aber kaum davon lauwarm wurde. In unsere Mäntel gehüllt saßen wir mißmuthig auf der Bank neben dem Ofen, als unerwartet zwei neue Reisende eintraten, die gleich uns nach Kopenhagen wollten. Es war ein deutscher Advocat, der in Kopenhagen Geschäfte hatte, und ein dänischer Schiffskapitän, der zu seinem Schiffe dorthin zurückkehrte. Diese Vermehrung der Gesellschaft brachte Leben unter uns, wir waren schnell mit einander eins, daß wir uns, bis zur Möglichkeit der Ueberfahrt, die Zeit so gut es ging vertreiben wollten, und schickten einen Boten nach dem Hauptorte der Insel, dem Flecken Burg, um uns die Ingredienzien zu einem warmen Punsch und ein Spiel Karten zu holen. Mit Hülfe dieser Unterhaltungsmittel brachten wir einen ganz heiteren Abend zu und erwärmten uns durch Scherz und Lachen, denn die beiden Ankömmlinge zeigten sich als joviale Gesellschafter.

Am nächsten Tage wollten aber diese Geduldsmittel nicht mehr ausreichen; das Wetter war besser geworden, und wir drangen in die Schiffer, uns nach Falster überzusetzen. Kopfschüttelnd wiesen diese jedoch wiederholt auf die Schweden hin, die nicht vom Platze weichen wollten. Nachmittags indes kamen ein paar Boote mit Reisenden von Falster herüber, welche die Ueberfahrt gewagt und glücklich vollführt hatten. Da half kein Weigern unserer Schiffer mehr, denn wir erklärten, mit den angekommenen Booten abfahren zu wollen, wenn sie länger zögerten, und so wurde vorsichtshalber die Abfahrt auf die Nacht um 1 Uhr festgesetzt; wir konnten dann in der Dunkelheit aus dem Bereiche der Schweden und mit Tagesanbruch an die gegenüberliegende Küste kommen. In der größten Stille, ohne Laternen und ohne ein Wort zu wechseln, zog die kleine Karavane mit unserm Reisegepäck nach den Booten, und wir bestiegen das unsrige, nicht gerade in der behaglichsten Stimmung, denn es war noch bitterkalt und der Wind auch ziemlich contrair. Er trieb uns denn auch in der Dunkelheit so weit von dem geraden Wege ab, daß wir, anstatt nach Nyklöbnig auf der Insel Falster zu kommen, in eine noch mit

Die nächste Furt der Insel [illegible] mußten wir uns von den Schiffern mit Kähnen übersetzen lassen, da das Eis nicht hielt und das Boot nicht an das trockene Ufer kommen konnte. Da ist es denn wirklich genug uns, daß unser großer und starker Schiffshauptmann in seinem unterschlagenen dicken Kamelhaarrock und seiner weiten Schifferhose Knie- und Hüften bis an tragenden Schwere vollständig zu bedecken wußte, und der kleinere Träger auf der Mitte des Weges die Last nicht mehr tragen konnte, sondern sich einfach gerade niederbeugte, so daß der Kapitain in Ehr- und Ehrfurcht hinuntergleiten und schleunig umwenden mußte, um den Träger wieder Kräfte gesammeln lassen. Vor uns lag eine niedrige Hütte, auf welche wir losschritten und in der niedrigen Stube des Hauses Vater, Mutter und eine Schaar barfüßiger rothhaariger Kinder, in Gemeinschaft mit einer Ziege und ihren Hühnern in einer und einer Ecke mit eben geworfenen Torfes in einer anderen Ecke der Stube fanden, so daß wir mit dem Rauch im Auge, das [illegible] der Meerkatzen trat, hätten meinen mögen: mein ein primitives Geschlecht! Aber in solcher Lage, wenn wir waren, da sind eine braunrothhaarige Menschenblume schon ein willkommener Anblick, und als uns die Hausfrau den aus unserm mitgebrachten Vorrathe bereiteten warmen Thee vorsetzte, waren ihre rothen Hände vergessen und vergeben. Den Mann schickten wir in das nächste Dorf, um uns ein Fuhrwerk bis zu der Hauptstadt der Insel, Reykjavik, zu verschaffen: er kam mit zwei kleinen, ganz schmalen Leiterwagen, deren jeder nur so viel Platz hatte, daß zwei Menschen, wenn sie sich umfaßt hielten, auf einem über die Leitern des Wagens gelegten Brette Platz hatten. Der Schiffskapitain setzte sich mit dem Advocaten auf den einen Wagen, und es sah, indem sie voran fuhren, ganz bedenklich aus, wie der dicke Mann über die Leiter an seiner Seite hinausragte und das Gleichgewicht des Wagens in Gefahr brachte. Es dauerte auch nicht lange, so sank der Wagen an einer abhängigen Stelle des Weges nach der schweren Seite fast behaglich um, denn die niedrigen Räder ließen keinen großen Fall zu. Der Kapitain rollte ganz sanft einige Schritte zur Seite, er hatte sich in seinen weiten Oberrock ganz zugewickelt;

wir mußten ihn förmlich loswickeln, um ihn auf die Beine zu bringen; er hatte nicht den geringsten Schaden genommen. Von da an ging unsere Fahrt über Laaland und Seeland ohne weiteren Unfall nach Kopenhagen zu, wo wir spät Abends ankamen.

Das Wiedersehen meiner Frau und den Anblick unseres ersten Kindes beschreibe ich nicht; der Augenblick war um so ergreifender, als meine Frau die Schrecken der Belagerung von Kopenhagen im Herbst 1807 nicht ohne eigne Gefahr mit durchgemacht hatte, denn eine Bombe war in dem Hause, in welchem sie wohnte, niedergeschlagen, ohne jedoch zu zünden oder einen Menschen zu beschädigen; und ihr Bruder war bei der Bedienung einer Sprütze bei dem Löschen des furchtbaren Feuers wiederholt in Lebensgefahr gewesen; denn die Engländer warfen ihre Bomben gerade in die dichtesten Flammen. Die Erzählung von diesen angstvollen Tagen trübte einigermaßen meinen Aufenthalt in Kopenhagen, um so mehr, da ich nicht lange bleiben konnte, denn die Reise nach Heidelberg stand nahe bevor. Wir tröfteten uns jedoch mit dem jetzt entschieden gefaßten Vorsatze, im Herbst uns in Göttingen zur Errichtung eines eigenen Hausstandes wieder zu vereinigen.

Meine Rückreise mußte auf ähnliche Weise auf einem Boote zwischen den Inseln hindurch gemacht werden, lief aber schnell und günstig ab, und nach kurzem Aufenthalte in Rantzau, von wo ich meinen Freund Wolf abholte, ging es in raschem Fluge über Göttingen nach Heidelberg. Wir kamen in den ersten Tagen des Mai an. Dieser Weg von mehr als 100 Meilen in einem Zuge aus dem noch fast winterlichen Norden nach dem Süden zu, wo mit jeder Meile der Frühling sichtbarer wurde und in der Bergstraße die volle Pracht der blühenden Obstbäume zeigte, war für uns ein reicher Genuß.

VIII. Heidelberg.

Von Göttingen aus schloß sich ein Jugendfreund Baudissins, **Martin Hudtwalker** aus Hamburg, der nachherige verdienstvolle

Senator seiner Vaterstadt, uns an und bezog mit uns dieselbe Wohnung in einem angenehm gelegenen Gartenhause am Schloßberge. Wir haben hier einen schönen Sommer zusammen verlebt. Gearbeitet wurde nur mäßig, aber die schöne Gegend in der Nähe und einem ziemlichen Umkreise wurde mit vollen Zügen genossen, und in Heidelberg selbst fanden wir einen Freund aus Holstein wieder, den Professor Heinrich Voß, und dessen ehrwürdigen Vater, der damals in Heidelberg lebte. Mit dem Sohne, bei welchem wir ein interessantes Collegium über Metrik hörten, haben wir die heitersten Abende auf unserer Stube, bei dem heimathlichen Gesange der nordischen Theemaschine, die wir mitgebracht, und bei der Lectüre unseres Lieblingsschriftstellers Shakespeare und des Don Quixote von Cervantes, zugebracht. Der gemüthliche und geistvolle Heinrich Voß war ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter, der durch seinen guten Humor diese Abende auf die angenehmste Weise zu beleben und zugleich durch seine gründliche Kenntniß des Shakespeare lehrreich zu machen wußte. Er hat auch bekanntlich an der von dem Vater und ihm selbst herausgegebenen Uebersetzung dieses Schriftstellers den Hauptantheil gehabt. Ein empfänglicherer Sinn für alles Komische, als bei meinem Freunde Wolf, und ein herzlicheres unwiderstehlicher ansteckendes Lachen bei den Witzen des trefflichen Sancho Pansa, läßt sich nicht denken; und wenig gab ihm dabei unser dritter Stubengenosse Hudtwalker nach. Es war eine Wiederholung der unvergeßlichen Stunden, die wir bei ähnlichen Veranlassungen mit unsern Berliner Freunden genossen hatten.

Auch bei dem Vater Voß und der trefflichen Mutter Erneſtine waren wir oft zu Abend; aber der Vater war in Heidelberg, wenigstens nach unserer Beobachtung, in keiner gemüthlichen Stimmung. Seine Streitigkeiten mit Kreuzer waren wohl hauptsächlich daran schuld, und es kam dazu, daß er sich auch von Görres, der damals in Heidelberg wohnte, verhöhnt glaubte. Görres hatte für die Winter'sche Buchdruckerei, die sich durch Proben ihrer verschiedenen Schriftar[illegible] wollte, aphoristische Gedanken, großentheils satirischen [illegible], niedergeschrieben, worin Stellen vorkamen,

die Voß auf ſich bezog, unter anderm einige Sätze, die mit dem Refrain ſchloſſen: „Alter, willſt du denn ewig leben?“ — Ueberhaupt war Voß bekanntlich ein leidenſchaftlicher Gegner der romantiſchen Schule, zu welcher Görres gehörte, und ich bin Zeuge einiger ſehr heftigen Aeußerungen desſelben über Görres und Kreuzer geweſen, welche dem in ſeiner guten Stimmung ſo liebenswürdigen Greiſe einen Ausdruck gaben, der mir die Erinnerung an ihn getrübt hat. Wenn nur durch irgend eine Veranlaſſung die Rede auf rothe Haare kam, ſo wurde ſein Zorn gegen die beiden genannten Männer, die allerdings rothhaarig waren, rege und äußerte ſich in den heftigſten Worten. Ein ähnlicher Zorn ergriff ihn, wenn ein Hundegebell gehört wurde, und er konnte dann in lebhafter Erinnerung erzählen, wie er in Eutin durch das nächtliche Gebell der Hunde ſeines Nachbars, eines Schloſſers, wie ich glaube, in ſeinem an ſich ſchon leiſen Schlafe geſtört und endlich aus Eutin vertrieben ſei. Rührend übrigens war es, wie die höchſt würdige Mutter bei ſolchen Gelegenheiten den heftigen Mann zu beſchwichtigen und auf andere Gedanken zu bringen wußte.

Mit ſonſtigen Familien in Heidelberg ſind wir nicht bekannt geworden, aber unſer Mittagstiſch im Hecht an der Neckarbrücke gab uns doch Gelegenheit, einige intereſſante Perſönlichkeiten kennen zu lernen. Die Dichter und Schriftſteller Clemens Brentano und Achim von Arnim nemlich ſpeiſten ebenfalls dort mit und trugen, beſonders der erſtere, durch Witz und Laune zur Unterhaltung weſentlich bei. Auch Eliſe Bürger, die Witwe unſeres Volksdichters, kam nach Heidelberg, declamatoriſche Vorſtellungen zu geben, und aß mit an der table d'hôte im Hecht, zu Tiſch geführt von einem franzöſiſchen Sprachlehrer Michaelis, einem galanten, wenn auch etwas verwachſenen, kleinen Herrn. Die Geſellſchaft kümmerte ſich nicht um ſie, obgleich die Maſſe ſchweren Rothweines, die ſie genoß, nicht unbemerkt blieb. Die Studenten aber, die ihren Ruf kannten, bereiteten ihrer Declamation ein ſchmähliches Ende; ſie ſtreuten eine große Maſſe Kirſchkerne, — es war in der Kirſchenzeit, — im Saale umher, und als die Künſtlerin im beſten Pathos war,

zertraten ſie mit ſolchem Geräuſch die Kerne, daß jene aufhören und nach mehren vergeblichen Verſuchen fortzufahren den Saal verlaſſen mußte.

Von unſern Ausflügen nach Schwetzingen, Mannheim, in den Odenwald und am Neckar hinauf ſchweige ich, allein der größten und ſchönſten Reiſe meines ganzen Lebens muß ich ausführlicher gedenken. Der Gedanke, der uns den ganzen Sommer über beſchäftigte, war der einer Reiſe in den Herbſtferien in die Schweiz und eines Einblicks in Italien, und der Vater des Grafen gab dazu gern Einwilligung und Reiſegeld. Kurz zuvor, ehe wir aufbrechen wollten, kam mein Berliner Freund Keßler von einer Schweizerreiſe zurück, die er mit dem Prinzen Max von Neuwied, dem nachherigen Braſiliamiſchen Reiſenden, gemacht hatte, nach Heidelberg und entwarf uns einen trefflichen Reiſeplan, ſchrieb auch einen Brief an den Führer, den die Geſellſchaft auf ihrer Reiſe gehabt hatte und den er als einen der beſten in der Schweiz rühmte, den alten Jacob Michel von Unterſeen, und beſtellte ihn zu einer beſtimmten Stunde, Abends den 20ſten September, auf den Rigi, wo wir nach ſeiner Reiſeroute zu dieſer Zeit ankommen ſollten. Bis dahin brauchten wir, ſeiner Verſicherung nach, auf dem Wege über Schafhauſen, Zürich und Zug, keinen Führer.

Um gleich den Erfolg dieſer Führerbeſtellung hier zu erzählen, ſo kamen wir wirklich zu der beſtimmten Stunde auf dem Rigi an, aber weder in dem unteren noch dem oberen Wirtshauſe war Jacob Michel eingetroffen. Dies bekümmerte uns, denn auf dem Rigi konnten wir nicht wohl einen Boten für unſere weitere Reiſe bekommen. Nach dem Abendeſſen ging ich noch einmal aus dem oberen Wirtshauſe nach dem unteren, und als ich in die Gaſtſtube trat, ſah ich neben dem Ofen auf einer Bank einen Mann von etwa 60 Jahren, ſo hatte uns Keßler den Michel beſchrieben, in Reiſetracht ſitzen, den ich ſofort mit ſeinem Namen als unſern Führer begrüßte, denn ich zweifelte nicht, daß er es ſein müſſe. Er ſah mich verwundert an, als ich ihm meine Freude ausdrückte, daß er wirklich auf Keßlers Brief gekommen ſei, und verſicherte, keinen Brief erhalten zu haben;

er sei mit einem Herrn, auf den er hinwies, hierher gekommen und sei auch noch länger von ihm gedungen. Indem wir so sprachen, trat ein schöner, schlanker Schweizerbursch von etwa 14 Jahren in die Thür, ging auf unsern Michel zu mit den Worten: „Hier, Vater, ist ein Brief für Euch von Herrn Keßler.“ Die Mutter hatte den Brief erbrochen und sogleich dem Vater nachgeschickt, den er nun auch auf dem Rigi erreichte. Dieses auffallende Zusammentreffen von Brief und Menschen erschien mir als ein glückliches Omen für unsere fernere Reise, und es gelang mir, den Reisenden, — es war der durch seine großen Anlagen in damaliger Zeit weithin bekannte Bierbrauer Steingaß aus Neuwied, — zu bewegen, daß er uns in Luzern, wohin er mit uns am nächsten Tage hinabging, den alten Michel überließ; er hatte seine Reise so gut als vollendet.

Den Verlauf unserer sehr interessanten Schweizerreise schildere ich am besten dadurch, daß ich meine Beschreibung derselben hier beifüge, die ich im Jahre 1811 aus noch frischer Erinnerung in einem in Barmen, meinem damaligen Wohnorte, gedruckten Unterhaltungsblatte, „die Aehrenlese“, bekannt gemacht habe*). Wenn die jugendliche Farbe der Darstellung gegen diejenige dieser übrigen Blätter absticht, so wolle der geneigte Leser bedenken, daß ich, als ich jene Reiseerinnerungen niederschrieb, im 31sten Jahre stand, während meine Feder jetzt von einer bald 82jährigen Hand geführt wird.

IX. Göttingen zum dritten Male.

In der Mitte des October kamen wir nach Vollendung der Schweizerreise wieder in Göttingen an, und gleich darauf kam auch meine Frau mit Linda, um unsere Haushaltung einzurichten, zu welcher nun Baudissin als Mitglied gehörte. Wir wohnten zuerst in einer kleineren Wohnung in der oberen Maschstraße, die uns nicht zusagte,

*) Um den Fortgang der eigentlichen Lebensbeschreibung nicht zu sehr zu unterbrechen, lasse ich die etwas lange Reisebeschreibung lieber als Anhang folgen.

zogen aber Oſtern 1809 in das Haus der Inſtrumentenmacher Gebrüder Krämer an der Allee, in welchem Baudiſſin zu ſeinem großen Genuſſe immer neugefertigte Fortepiano's fand, die er probierte und begutachtete. Sein muſikaliſches Talent auszubilden, benutzte er jetzt mit Ernſt und Eifer den Unterricht von Forkel und machte bald ſolche Fortſchritte, daß ihn Forkel zu ſeinen beſten Schülern zählte und mit ihm und zwei andern ſeiner Schüler, einem ruſſiſchen Fürſten Dolgorouki und dem jetzigen Oberſteuerrath Iſland aus Hannover, eine muſikaliſche Production zu ſtande brachte, nach welcher er ſich lange geſehnt hatte, nemlich ein Concert von Sebaſtian Bach für 3 und ein zweites für 4 Klaviere, wozu 4 im Vortrage der Bach'ſchen Muſik ſehr geübte Spieler und ſolche Inſtrumente gehören, die in ihrem Bau und Ton wohl zuſammenſtimmen. Ich entſinne mich weniger muſikaliſcher Genüſſe, die mich ſo ergriffen hätten, als dieſe claſſiſchen, großartigen, zum Theil ernſten, zum Theil lieblichen Tongänge, deren Bedeutung man faſſen und verfolgen kann, während in der neueren und neueſten Muſik ſo oft nur das Ueberraſchende, ja Unerhörte, geſucht, das Ohr gekitzelt oder betäubt wird, und Gedankenſprünge vorkommen, die mir völlig unverſtändlich ſind. Das eigenſüchtig Perſönliche drängt ſich mit Gewaltſamkeit vor, wogegen bei Bach und überhaupt in der älteren gediegenen Muſik das Objective, ewig Gültige, den Componiſten unter ſeine Herrſchaft zwingt. Freilich war mein Ohr ſchon von dem erſten Göttinger Aufenthalte mit Baudiſſin her und noch mehr ſeit dem neuen, indem ich mit ihm auf einer Stube oder doch dicht daneben wohnte, ſo an die Bach'ſche Muſik gewöhnt, daß ſie mir, möchte ich ſagen, in Fleiſch und Blut gegangen war; denn Forkel ließ ſeine Schüler faſt gar nichts anderes ſpielen, und er ſelbſt iſt vielleicht einer der letzten geweſen, welche den Geiſt des Vortrages der Bach'ſchen Muſik, im Sinne des Meiſters, durch die nächſte Tradition von einem der jüngeren Söhne Bach's kennen gelernt und ſich angeeignet hatte. Wie tief der Eindruck des wahrhaft Claſſiſchen auch in dieſem Zweige der Kunſt iſt, habe ich recht an mir, der ich mich übrigens einer muſikaliſchen Bildung nicht rühmen kann, erfahren,

denn noch jetzt durchdringt mich ein eignes, wohlthuendes Gefühl, wenn ich Bach'sche Musik höre, und ich erkenne sie meistens gleich nach den ersten Takten. Wenn Baudissin mir eine rechte Freude machen wollte, so spielte er mir eine Bach'sche Fuge oder Gique oder gar die chromatische Phantasie vor.

Sein musikalischer Eifer und seine Leistungen im Klavierspielen brachten ihn auch mit einer Familie in Verbindung, welche ihm sehr werth und für mich und die Meinigen sehr bedeutungsvoll werden sollte, das war die Familie des damals schon verstorbenen Ministers Freiherrn von Grote, dessen Witwe mit ihrer Mutter, zwei Schwestern und zwei Töchtern in Göttingen lebte. Die ältere Tochter Therese war ebenfalls eine Schülerin Forkels und wurde durch diesen mit Baudissin zum Zusammenspielen gebracht, und es entwickelte sich eine warme Freundschaft zwischen den durch feines Gefühl und lebendigen Sinn für alles Schöne und Edle verwandten Gemüthern. Baudissin wurde Hausfreund der Grote'schen Familie, und daß ich es auch wurde, hatte außer dieser noch eine andere Veranlassung. Ich hörte im Winter von 1808 auf 1809 ein Collegium bei Herbart über Pädagogik und trat zugleich in eine von demselben gegründete pädagogische Gesellschaft ein, an welcher außer Dissen und Thiersch, die damals schon Lehrer am Gymnasium waren, dem Braunschweiger Griepenkerl und einigen andern, auch der Baron von Richthofen theilnahm, ein reicher schlesischer Gutsbesitzer, der sich für Philosophie und namentlich für Pädagogik sehr interessierte und ein eifriger Schüler von Herbart war. Mit Richthofen wurde ich bald näher befreundet und er führte mich in die von Grote'sche Familie ein, bei welcher er wohnte und bald in nahe Verwandtschaft treten sollte, denn er war mit der trefflichen Tochter Therese versprochen. Welchen Einfluß diese Verbindung auch auf mein Familienleben haben sollte, werde ich später erzählen. Hier knüpfe ich zunächst die Folgen meiner Theilnahme an der Herbart'schen Gesellschaft an. Es wurden in derselben in freier Discussion die in der pädagogischen Vorlesung angeregten Gedanken über Unterricht und Erziehung weiter erörtert, und indem unter anderm auch der Unter-

war in den alten Sprachen und der Geschichte zur Frage kam, stellte [illegible] den Gesichtspunkt auf, daß man mit der hebräischen, sondern der griechischen Sprache den Anfang nehmen und später die Lectüre des Homer in die Schule eingeführt werden müsse. Es werde dadurch [illegible] den Gymnasialunterricht in die Hände gearbeitet, da in der bisherigen Weise die ganze Zeit häuslicher Erholung als Königthum Abendlicht auf die Kraft des Schülers gehäuft werde. Denn daß der griechische Unterricht für die mündige in die Lectüre classischer Werke einführen und das Auge reifer und Urtheilsfähigkeit gewinnen müsse, war als ein allgemein pädagogischer Grundsatz angenommen. Den Schaden führte [illegible] dadurch weiter, daß er auf die Lectüre des Homer in des Herodot Zeiten vorschlug, die auch noch auf viel kindliche Gemüther. Schon oft im Märchen und Noth so poetisch und anschaulich die Sitten und Zustände der alten Zeiten vorführe. Die Empfehlung zu beiden Vorschlägen machte ich bemerklich, daß es dann nur noch einer einfacheren und natürlicheren Auffassung menschlicher Verhältnisse in den Schilderungen der Patriarchenzeit im ersten Buch Mosis bedürfe, wo das Familienleben im Großen als die ursprüngliche Form des geordneten menschlichen Zusammenlebens und Wirkens für Vaterland und der Familienvater Gesetzgeber, König und Priester in einer Person sei. Auch dieser Gedanke wurde angenommen. Mit den Vorrüberen entwickelten unsere Ansichten in besonderen Aufsätzen und Herbart ließ dieselben mit einer Vorrede zusammen drucken. Für mich knüpfte sich daran die Veranlassung zu weiterer schriftstellerischer Thätigkeit, denn bald nach Erscheinung der genannten Aufsätze erhielt ich einen Brief von dem Kanzler Niemeyer in Halle mit der Aufforderung, die biblischen Geschichten, und zwar nicht blos der Patriarchenzeit, sondern des ganzen Alten und Neuen Testamentes, als Schulbuch zu bearbeiten und in den Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung zu geben. Ich nahm diesen Vorschlag gern an und führte ihn zum Theil noch in Göttingen, zum Theil im Jahre 1810 in Barmen, aus. So entstanden meine „Geschichten und Lehren des Alten und Neuen Testaments für Schulen", welche mich durch's Leben begleitet und im

vorigen Jahre in der 23. Auflage ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert haben.

Der Gedanke an eine Wirksamkeit als praktischer Lehrer und Erzieher war mir durch diese Beschäftigungen und Verbindungen näher gerückt, allein ich hatte den Wunsch nach einer akademischen Laufbahn noch nicht aufgegeben, vielmehr arbeitete ich für dessen mögliche Verwirklichung an einigen Schriften, die mir den Weg dazu öffnen sollten.

Durch Fichte's, immer mehr dem Leben sich zuwendende, Richtung, die sich in den Reden an die deutsche Nation aussprach, und ferner durch die Platonischen Ideen über den Staat, waren meine Gedanken und Studien ebenfalls auf die Verwirklichung der Ideen von der besten Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse in den Einrichtungen des Staates gelenkt worden; ich suchte sie in einer Schrift zu entwickeln, die den Titel Kosmos führen sollte, indem mir die Idee der vollkommnen Ordnung und Harmonie der menschlichen Angelegenheiten in den Einrichtungen des Staates zugleich in der Gestalt des Schönen vor Augen stand. Dabei war ich auf die Darstellung des Ideals eines Staates in der Utopia des Engländers Thomas Morus (Thomas More), des Kanzlers Heinrich VIII., aufmerksam geworden. Ich machte mich an eine Uebersetzung der Schrift mit Anmerkungen und an eine Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes, der als Märtyrer für seine Grundsätze das Blutgerüst besteigen mußte. Als beide Arbeiten bis zu einem gewissen Puncte der Uebersichtlichkeit gediehen waren, theilte ich sie dem Hofrath Hugo mit, dessen Collegium über Naturrecht ich mit Baudissin hörte und dessen Aufmerksamkeit und Theilnahme ich gewonnen hatte. Hugo billigte meine Arbeit über Thomas Morus und machte sogar seine Zuhörer auf ihre Erscheinung im Drucke aufmerksam, (sie ist aber nie erschienen,) die Construction des Staates nach theoretischen Ideen dagegen war nicht nach seinem Sinne, und wer Hugo's, auf geschichtlicher Basis ruhenden, Ansichten über die Grundlagen des Rechtes und der Staatseinrichtungen kennt, wird sich nicht darüber wundern. Indes war er freundlich genug, mir das Druckenlassen der Schrift nicht abzurathen.

(Das Manuscript ruht noch, denke ich, soweit es fertig geworden, unter meinen älteren Papieren.)

Zu gleicher Zeit hatte ich mit dem General-Inspector des öffentlichen Unterrichts in Cassel, Johannes Müller, angeknüpft, dem ich, wie ich früher erzählt habe, im Hufeland'schen Hause in Berlin näher getreten war und welcher bekanntlich mit dem trefflichen Heyne in der wohlwollendsten Gesinnung für die Universität Göttingen zu wirken bemüht war. Ich hoffte durch ihn Förderung meines Planes wegen einer akademischen Wirksamkeit in Göttingen zu finden. Er antwortete mir auch wohlwollend, allein er war selbst schon krank und schwach und starb auch im Mai 1809, und mit ihm sank eine Hauptstütze meiner akademischen Hoffnungen. Dafür trat die schon erwähnte Verbindung mit Herbart und Niemeyer in den Vordergrund und richtete meine Blicke auf eine praktische pädagogische Wirksamkeit; und wie denn so oft in meinem Leben durch die Gunst der Umstände, oder besser gesagt durch die Gunst der göttlichen Leitung, Ereignisse zusammengewirkt haben, die meinen Lebensweg bestimmten, so kam mir in dieser Zeit schwankender Entschlüsse eine Aufforderung meines Schul-, Universitäts- und Berliner Freundes, Ernst Bischoff, in Barmen bei Elberfeld eine Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt zu errichten. Er selbst hatte sich, nachdem er Hufelands geschiedene Frau geheirathet und die drei jüngsten Hufeland'schen Töchter nach dem Vertrage mit dem Vater zu sich genommen hatte, mit seiner Familie in Barmen als Kreis-Physicus niedergelassen und vermißte dort für diese Kinder genügende Gelegenheit zum Unterrichte, denn es bestanden damals in Barmen, außer den gewöhnlichen Volksschulen und einer mittelmäßigen Privatanstalt, gar keine Unterrichts-Anstalten, weder für die Söhne noch Töchter, der zahlreichen gebildeten Kaufmannsfamilien. Bischoff hatte daher eine Vereinigung solcher Familien zustande gebracht, durch welche mir eine hinreichende Anzahl von Kindern und eine genügende Einnahme zugesichert wurde, wenn ich mich in Barmen niederlassen wollte. Ich nahm den Vorschlag an; mein nächstes Vaterland unter der westphälischen und französischen Herrschaft hatte für mich überdies seine Anziehungskraft verloren. Ehe ich

vorigen Jahre in der 23. Auflage ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert haben.

Der Gedanke an eine Wirksamkeit als praktischer Lehrer und Erzieher war mir durch diese Beschäftigungen und Verbindungen näher gerückt, allein ich hatte den Wunsch nach einer akademischen Laufbahn noch nicht aufgegeben, vielmehr arbeitete ich für dessen mögliche Verwirklichung an einigen Schriften, die mir den Weg dazu öffnen sollten.

Durch Fichte's, immer mehr dem Leben sich zuwendende, Richtung, die sich in den Reden an die deutsche Nation aussprach, und ferner durch die Platonischen Ideen über den Staat, waren meine Gedanken und Studien ebenfalls auf die Verwirklichung der Ideen von der besten Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse in den Einrichtungen des Staates gelenkt worden; ich suchte sie in einer Schrift zu entwickeln, die den Titel Kosmos führen sollte, indem mir die Idee der vollkommnen Ordnung und Harmonie der menschlichen Angelegenheiten in den Einrichtungen des Staates zugleich in der Gestalt des Schönen vor Augen stand. Dabei war ich auf die Darstellung des Ideals eines Staates in der Utopia des Engländers Thomas Morus (Thomas More), des Kanzlers Heinrich VIII., aufmerksam geworden. Ich machte mich an eine Uebersetzung der Schrift mit Anmerkungen und an eine Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes, der als Märtyrer für seine Grundsätze das Blutgerüst besteigen mußte. Als beide Arbeiten bis zu einem gewissen Puncte der Uebersichtlichkeit gediehen waren, theilte ich sie dem Hofrath Hugo mit, dessen Collegium über Naturrecht ich mit Baudissin hörte und dessen Aufmerksamkeit und Theilnahme ich gewonnen hatte. Hugo billigte meine Arbeit über Thomas Morus und machte sogar seine Zuhörer auf ihre Erscheinung im Drucke aufmerksam, (sie ist aber nie erschienen,) die Construction des Staates nach theoretischen Ideen dagegen war nicht nach seinem Sinne, und wer Hugo's, auf geschichtlicher Basis ruhenden, Ansichten über die Grundlagen des Rechtes und der Staatseinrichtungen kennt, wird sich nicht darüber wundern. Indes war er freundlich genug, mir das Druckenlassen der Schrift nicht abzurathen.

jetzt auf Napoleon gewettet, er versteht es doch besser, als die andern.“ — Dieser Vergleich, der gerade nicht von der Verehrung zeugte, die Göthe gegen Napoleon hegen sollte, veranlaßte mich Göthe zu fragen, ob Napoleon bei der Zusammenkunft in Erfurt im Jahre 1808 ihm wirklich eine treffende Bemerkung über den Werther gemacht habe, wie man erzähle. Göthe erwiederte: „Allerdings hat er mir eine solche Bemerkung gemacht, die von seinem Urtheile zeugte. Ich kann sie nur damit vergleichen, — wenn ein Frauenzimmer eine Naht beurtheilen will, ob sie fein und gleichmäßig genäht ist, so prüft sie dieselbe nicht mit den Augen allein, sondern sie läßt sie langsam durch den Daumen und Zeigefinger gleiten. Von einer solchen Prüfung zeugte Napoleons Bemerkung über einen Zug im Werther.“ Damit brach er diese Unterhaltung ab und schlug uns vor, ihn später bei einem Spaziergange in den botanischen Garten zu treffen. Hugo trennte sich von uns, vielleicht, um doch noch seiner Nachmittagsruhe ihr Recht zu gönnen, und wir andern gingen zur verabredeten Zeit in den botanischen Garten, wobei sich auch mein Freund Abeken, der damals als Lehrer der Schiller'schen Kinder in Weimar lebte und mit uns nach Jena gefahren war, uns anschloß; er war in solcher Weise mit Göthe bekannt, daß er es thun durfte. Wir trafen Göthen schon im Garten auf- und abgehend, mit einer einfachen Blume in der Hand, die er betrachtete, vielleicht über das große Gesetz der Metamorphose sinnend, welches er so tiefsinnig entwickelt hat. Nach einigen Gängen im Garten setzte sich Göthe mit uns auf eine Bank und ließ sich auf Gespräche über literarische Erscheinungen ein. Die Rede kam auf Kotzebue und wir glaubten, in Göthe's Sinne zu reden, wenn wir Kotzebue's Leichtfertigkeit und Seichtigkeit mit möglichst scharfen Worten tadelten. „Nun, nun, Ihr jungen Leute, nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet!“ unterbrach er unsere beredten Auslassungen. „Wenn dieser Kotzebue den gehörigen Fleiß in der Ausbildung seines Talents und bei der Anfertigung seiner dramatischen Sachen angewendet hätte, so konnte er unser bester Lustspieldichter werden. Und auch das Sentimentale hat er in seiner

Gewalt. Die Zwiebel, mit welcher man den Leuten das Waſſer in die Augen lockt, weiß er zu gebrauchen, wie wenige*)."

So war unſere Begegnung mit Göthe und dieſe ließ, wie ich kaum zu erwähnen brauche, einen ſehr wohlthuenden Eindruck bei uns zurück, um ſo mehr, als man von Göthe's Kälte und vornehmem Weſen ſo viel geredet hatte. Gegen uns hatte er ſich freundlich und natürlich, nicht herablaſſend, ſondern menſchlich wohlwollend gezeigt und mehr gethan, als wir irgend erwarten konnten. Ich ſehe ihn noch in ſeiner würdigen, die Harmonie des ganzen Weſens ausdrückenden Geſtalt und Haltung, mit dem antiken ſchön geformten Kopfe, der hohen Stirn, dem forſchenden und doch wohlwollenden dunkeln Auge, dem zur anmuthigen Rede geſchaffenen Munde, den plaſtiſchen noch kräftigen Falten der Backen. Er ſtand in ſeinem 60ſten Jahre, alſo noch in der Kraft ſeiner geſunden Natur. Man konnte die Worte Napoleons beim Anblicke Göthe's vollkommen begreifen: „voila un homme!"

Wie verſchieden, und doch in ſeiner Art auch wohlthuend, war dagegen der Eindruck, den Wieland auf uns machte! Durch Hugo empfohlen und durch den Kanzler Müller, einen Freund der Beaulieu'ſchen Familie und dadurch auch mir wohlwollend, eingeladen, wohnten wir einer Geſellſchaft zu Tiefurt bei, wo wir auch Wieland fanden und ihm vorgeſtellt wurden. Der ſchon vom Alter gebückte aber geiſtig noch lebhafte Greis empfing uns ſehr freundlich, ließ ſich gern in ein längeres Geſpräch ein, und ermuthigte mich dadurch, anknüpfend an Erzählungen der öffentlichen Blätter, auch ihn wegen der Zuſammenkunft mit Napoleon zu befragen, namentlich darnach, ob Napoleon ihn zum Sitzen genöthigt habe. „Ach nein", war Wie-

*) Es fällt mir dabei eine charakteriſtiſche Anekdote über Kotzebue ein, die ich von Hufeland's zweitälteſter Tochter habe. Dieſe war mit ihrem Vater in Pyrmont und ſaß mit dieſem und Kotzebue in einer Loge im Theater, als Kotzebue's Menſchenhaß und Reue aufgeführt wurde. Während der Vorſtellung einer rührenden Scene, die ſie nicht ſehr anzog, ließ ſie ſich mit einer Nachbarin in ein Geſpräch und ſogar leiſes Lachen ein. Da dreht ſich Kotzebue, der ein Hausfreund Hufeland's war, zornig um und gebietet Ruhe; die Mädchen ſehen dabei, daß ihm die vollen Thränen über die Backen laufen.

land's Antwort, „ich mußte ſtehen und wurde am Ende ſo müde, daß meine alten Kniee mich nicht mehr tragen konnten und ich um Entlaſſung bitten mußte. Uebrigens aber war Napoleon ſehr gnädig, ſprach über römiſche Geſchichte und Literatur, und behandelte mich auf eine Weiſe, die ganz darauf berechnet war, mich alten gutmüthigen Schwaben zu gewinnen. Ich kann nicht anders ſagen, als daß er mich mit dem Ausdrucke der Achtung gegen das Alter, faſt wie einen Vater, behandelte. Er iſt unläugbar ein großer Mann, dem man die Beſtimmung anſieht, die Welt zu regieren." — Dies waren Wieland's Aeußerungen, die mir das Gefühl gaben, daß Napoleon ihn geiſtig gefangen hatte, während Göthe, bei aller Anerkennung der Kraft und Feldherrngröße, ſich doch über dieſen Eindruck erhoben und die Freiheit ſeines Urtheils bewahrt hatte.

Die weitere Unterhaltung mit Wieland war heiter und oft ſcherzhaft. Er ſelbſt lenkte das Geſpräch auf Seelenwanderung, eines ſeiner Lieblingsthemas, und er geſtand ſeinen Glauben daran faſt mit dem Ausdrucke des Ernſtes. Er wünſche und hoffe, äußerte er unter anderm, demnächſt in einen Schwan verwandelt zu werden.

Um unſern Aufenthalt in Jena und Weimar recht genußreich zu machen, fehlte noch die Aufführung eines Göthe'ſchen Stückes auf dem, für dieſe Stücke ſo vollkommen eingeübten, Weimarſchen Theater, und zu unſerer großen Freude wurde auch Göthe's Taſſo gegeben, in welchem der Schauſpieler Wolf und ſeine Frau ſo ausgezeichnet ſpielten. Der Eindruck war beſonders auf mich, der ich, wie früher bemerkt, ſchon durch das Leſen des Stückes ſo früh und tief ergriffen war, ein wahrhaft erhebender und erinnerte mich an die Stimmung, in welche mich in Berlin die Aufführung der Göthe'ſchen Iphigenia verſetzt hatte. Es war keine überwältigende Begeiſterung, wie ich ſie wohl bei Shakeſpeare'ſchen, oder mir noch unbekannten Schiller'ſchen Stücken empfunden hatte, ſondern die Wirkung der ſtillen Gewalt der Schönheit, die uns aus uns ſelbſt heraushebt und in ihr beſeligendes Reich hineinzieht. Die Thränen, die ein ſolches Gefühl unbewußt in unſer Auge führt, ſind ganz andere, als die der Rührung über Scenen in Kotzebue's Menſchenhaß und Reue oder in den Huſſiten

vor Naumburg, die der beißende Reiz der Göthe'ſchen Zwiebel den Thränendrüſen auspreßte. Auch die Freunde, welche der Aufführung des Taſſo mit beiwohnten, waren von derſelben tief ergriffen, und Abeken ſchreibt mir noch jetzt, er erinnere ſich keiner Vorſtellung, die ſo auf ihn gewirkt hätte, wie damals die des Schauſpielers Wolf als Taſſo. Er habe bald darauf Göthen von unſerm Entzücken über jene Aufführung erzählt und Göthe habe ſich geäußert, er ſelbſt habe nicht geglaubt, daß ein Schauſpiel, in welchem der Gedanke ſo überwiege, auf der Bühne ſo wirken könne.

Nach einem heitern Abende, den wir noch mit Abeken, Hudtwalker und Ukert von Gotha in Weimar verlebten, kehrten wir nach Göttingen zurück, und die Reiſeerinnerungen gaben noch manche angenehme Veranlaſſung zur Unterhaltung in dem Hugo'ſchen Kreiſe.

Der übrige Sommer von 1809 brachte uns auch der Grote'ſchen Familie durch manche Ausflüge aufs Land immer näher; wir führten ſie meiner Mutter und Schweſter in Ballenhauſen zu, von wo aus ſchöne Gänge in die nahen Berge gemacht wurden, und fuhren auch zu ihnen auf ihr Gut Jühnde, wo ſie einige Monate des Sommers zubrachten. Unſere kleine Linda wurde ein Liebling der Miniſterin, wie der Töchter, und es entwickelte ſich eine innige Zuneigung zwiſchen meiner Frau und der älteſten Tochter Thereſe, welche bald auch zu Thaten aufopfernder Freundſchaft führen ſollte, wie ſie nicht häufig in menſchlichen Verhältniſſen vorkommen. Im November wurde uns der erſte Sohn Rudolf geboren, aber im December erkrankte unſere Linda an den Maſern, anfangs dem Scheine nach leicht, aber bald ſo ernſtlich, daß das Schlimmſte zu befürchten war. Meine Frau hing mit einer faſt leidenſchaftlichen Liebe an dem Kinde, mit welchem ſie ein einſames Jahr in Kopenhagen verlebt und auf welches ſie alle Zärtlichkeit ihres warmen Gemüthes übertragen hatte; und das Kind beſaß auch eine ſeltene Kraft der Anziehung durch reiche Begabung und war für ihr zweijähriges Alter früh entwickelt. Die Mutter konnte den Gedanken, dieſes Kind zu verlieren, gar nicht faſſen, und als der traurige Fall dennoch im December eintrat, war ihre Trauer ſo überwältigend, daß ihre Freundin

Thereſe, welche ihr in den Tagen der Angſt treu beigeſtanden hatte, keinen beſſeren Rath wußte, als ſie ſogleich aus den Räumen, welche ihr die Erinnerung an das Kind immer wieder vor Augen brachten, nach dem Grote'ſchen Hauſe zu entfernen. Den kleinen Rudolf, den ſie ſelbſt ſtillte, mußte meine Frau natürlich mitnehmen. Es war anfangs nur von einer kurzen Entfernung aus dem Trauerhauſe die Rede; allein da ſich ihre Gemüthsſtimmung nicht ändern wollte und die Rückkehr in unſere Wohnung dieſelbe noch trüber und ſchwerer zu machen drohte, faßte die Familie den Entſchluß, uns beide für die nicht mehr lange Zeit unſeres Aufenthalts in Göttingen ganz zu ſich zu nehmen, denn damals war unſere Niederlaſſung in Barmen ſchon entſchieden und auch Baudiſſin hatte nach Vollendung ſeiner Studien Göttingen verlaſſen. Mein Freund Richthofen, der eine geräumige Wohnung im Grote'ſchen Hauſe beſaß, räumte uns zwei ſeiner Zimmer ein, wir bezogen ſie mit unſerm Kinde und ſeiner Magd, lebten und aßen und tranken mit der Familie, als wären wir ihre natürlichen Mitglieder, die zarteſte Behandlung brachte das Gemüth meiner Frau bald wieder ins Gleichgewicht, und da ſich unſere Abreiſe nach Barmen verzögerte, weil man für uns nicht ſogleich eine paſſende Wohnung dort finden konnte, ſo dauerte unſer Leben mit dieſer edeln Familie vier volle Monate, bis zum Mai 1810. Und alle Mitglieder derſelben, die Mutter der Miniſterin, eine Frau von Plato, dieſe ſelbſt, ihre beiden unverheiratheten Schweſtern, die beiden Töchter, mein Freund Richthofen, alle wetteiferten mit einander in Güte und Freundlichkeit gegen uns.

Wenn ich an dieſe Familie, an den Abt Salfeld, an die Familie Beaulieu, an den Leutnant Iffland, welche ſämmtlich als Wohlthäter in mein Leben eingegriffen haben, ohne durch verwandtſchaftliche Pflichten dazu aufgefordert zu ſein, zurückdenke, ſo erfüllt mich nicht nur die wärmſte Dankbarkeit, ſondern ich rechne dieſe Erfahrungen auch inſofern zu den wohlthuendſten meines ganzen Lebens, weil ſie zeigen, wie doch noch immer, bei allem die große Maſſe beherrſchenden Egoismus unſerer Zeit, ſolche edle, ſich ſelbſt vergeſſende, an dem Schickſale anderer theilnehmende, Menſchenliebe ihren Platz findet.

Aber das Andenken an die Grote'ſche Familie erfüllt doch am meiſten meine Seele mit dankbarer Bewunderung der reinen und aufopfernden Güte dieſer edeln Menſchen. Was bewog dieſelben, ſich unſer ſo liebevoll anzunehmen? Wir waren keine Nothleidende, die ihre Hülfe in Anſpruch nahmen, wir hatten eine Wohnung, die für uns leerſtand, die Mittel für den leiblichen Unterhalt fehlten uns nicht; wir konnten ja auch, wenn es noth that, bei den Meinigen in Ballenhauſen einen Platz finden. Unſere Geſellſchaft in dem ſo zahlreichen Familienkreiſe konnte auch keinen Zuwachs an Unterhaltung gewähren, vielmehr bedurfte meine Frau der Zerſtreuung und Erheiterung durch ihre Umgebung. Unſere gegenſeitige Bekanntſchaft war ja auch noch ſo kurz, ſie knüpfte ſich nicht an etwaige Jugendverbindungen, welche mitgewirkt hätten; es war die angeborene, reine, hingebende Herzensgüte, welche ihre höchſte Befriedigung darin findet, andern innerlich wohlzuthun. Wie wäre es uns auch möglich geweſen, dieſe Wohlthaten anzunehmen, wenn wir irgend hätten das Gefühl haben müſſen, es ſeien Wohlthaten? Daß man mich, um ein ſolches Gefühl gar nicht aufkommen zu laſſen, bat, der jüngſten Tochter Caroline Unterricht im Deutſchen und in der Geſchichte zu geben, war mehr ein Zug zarter Rückſicht, als der Wunſch, von meiner Gegenwart Nutzen zu ziehen, und ich kann noch eine gewiſſe Reue nicht unterdrücken, daß ich nicht mehr für dieſen Unterricht gethan habe, ſondern daß die Gedanken an unſere eignen Angelegenheiten und unſere Zukunft mich ſo ſehr beſchäftigten, daß ich mich nicht mit ganzer Seele demſelben hingeben konnte.

Unſere Verbindung mit dieſer Familie wurde auch nach unſerer Trennung durch Briefwechſel fortgeſetzt, und ich kann es mir nicht verſagen, zum Beweiſe der Innigkeit unſeres Verhältniſſes, Stellen aus dem erſten Briefe der Miniſterin hier einzuſchalten, welche die Geſinnungen dieſer edeln Frau darlegen.

Bald nach unſerer Ankunft in Barmen nemlich ſchrieb meine Frau an die Miniſterin und ich an Thereſe. Die Antwort der erſteren enthielt folgende Stellen:

„Jühnde, den 27. Mai 1810.

Herzlichen Dank, theure Thea, sage ich Ihnen für Ihren Brief und freue mich der Ueberzeugung, daß Sie und Ihr lieber Mann mit Freundschaft meiner gedenken. Einer meiner angelegentlichsten Wünsche ist erfüllt, wenn der Aufenthalt in unserer Mitte eine freundliche Erinnerung in Ihrer Seele zurückläßt. Auch mir bleibt Ihr Andenken unvergeßlich, und ich werde, so lange ich lebe, den herzlichsten Antheil an jedem Ihrer Schicksale nehmen, denen ich schon jetzt eine glückliche Wendung weissagen möchte. Haben Sie doch durch Ihre gegenseitige Liebe, durch die Hoffnung, noch lange bei einander zu bleiben, durch die Freude an dem lieblichen kleinen Rudolf, schon so schöne Gründe zum Glücklichsein, und die Zukunft wird ihnen noch mehr davon aufbewahrt haben, wenn einst ein Kind, dem kleinen Engel im Himmel ähnlich, Ihnen auf Erden wieder zu Theil wird, und vielleicht auch ein günstiges Geschick Sie Ihrem Vaterlande mit der Zeit wieder näher bringt. Nur unter dieser Voraussetzung gebe ich willig alle Hoffnung und Aussicht auf, Sie wieder in dieser Gegend einheimisch zu sehen, sonst würde ich nicht aufhören zu wünschen und mit dem Geschicke zu handeln, um Sie auf irgend eine Weise mal erreichen zu können.

Von meiner Mutter und Schwester soll ich Ihnen tausend Herzliches sagen, vorzüglich von Thereſe, die mit der nächsten Post dem lieben Kohlrausch antworten wird. Leider klagt das gute Kind auch noch oft und kann sich gar nicht an die Trennung von Richthofen gewöhnen (er war noch vor unserer Abreise nach Schlesien zurückgekehrt), und da er es eben so wenig lernen kann, so wird er wohl in einigen Wochen wieder hier sein, so daß ich die lieben Kinder nur höchstens bis Ende Juli behalten werde. So sehr ich auch entbehren gelernt haben muß, so läugne ich doch nicht, daß ich den Abschied von Thereſe unbeschreiblich fürchte und nur dadurch aufrecht erhalten werden kann, sie so unendlich geliebt zu wissen.

Den kleinen süßen Dölfchen küsse ich in Gedanken und sehe noch lebhaft das kleine Engelsgesicht (er war der Liebling der

Miniſterin). Daß Sie, beſte Thea, ihn immer noch lieber bekommen, je mehr er ſich entwickelt, weiß ich gewiß. Laß es Ihnen nicht leid ſein, wenn er etwas von der blendenden Weiße ſeiner Haut einbüßt, er gewinnt es an Stärke und Geſundheit doppelt wieder. (Das Kind, im November geboren und den Winter hindurch wenig an die Luft gebracht, auch während der Krankheit unſerer Linda und der nachherigen Trauer der Mutter, mit deren wenig geſunden Milch genährt, war zart und blaß, aber ſehr lebhaften, frühreifen Geiſtes.)

Leben Sie wohl, meine liebe Herzens Thea, und bleiben mir gut.

L. Grote, geb. Plato.

N. S. Ihrem lieben Mann müſſen Sie viel mehr von mir ſagen, als ein gewöhnlicher Gruß enthält."

Die Heirath zwiſchen Thereſe und Richthofen war darauf im Sommer 1810 vollzogen, und beide hatten ſich in Brechtelshof*) niedergelaſſen. Aber das wirklich ſeltene Glück dieſer beiden trefflichen Menſchen war leider von kurzer Dauer; Thereſe ſtarb im erſten Wochenbette und hinterließ ihrem tieftrauernden Gatten einen Sohn Karl, den nachherigen königlich Preußiſchen Reſidenten von Richthofen in den Donaufürſtenthümern und jetzigen Profeſſor an der Univerſität Berlin.

Ich habe mit der trefflichen Frau noch bis zu ihrem Tode in den zwanziger Jahren im Briefwechſel geſtanden, und immer drückt ſich in ihren Briefen eine herzliche, ja mütterliche Theilnahme an meinem und der Meinigen Schickſale aus. Auch mit meinem Freunde Richthofen blieb ich im brieflichen Verkehr, der ſich längere Zeit mit dem ſchon mündlich beſprochenen Plane zu einer Muſtererziehungsanſtalt beſchäftigte, die wir nach Herbart'ſchen Ideen auf ſeinen Schleſiſchen Gütern anlegen wollten. Die Zeitereigniſſe traten jedoch längere Zeit hindernd dazwiſchen, auch führte mich mein Schick-

*) Auf dieſem Gute hatte Blücher ſein Hauptquartier am Tage vor der Schlacht an der Katzbach im Auguſt 1813.

ſal auf andere Wege, und Richthofen fand mit ſeinen eignen Angelegenheiten in den Jahren der Kriege von 1812 und 1813, mit der Herſtellung geordneter Verhältniſſe nach denſelben und darauf in ſeinem Amte als Landrath ſo viel zu thun, daß ſich die Ausführung von einem Jahre zum andern verſchob, bis ſein früher Tod in den zwanziger Jahren ſie ganz verhinderte. Aber wie lebendig gefaßte und aus einem begeiſterten Innern entſprungene Gedanken, wenn ſie auch einige Zeit zu ruhen ſcheinen, als eine Erbſchaft in einer Familie fortleben können, zeigt ſich in Richthofens Söhnen. Er heirathete einige Jahre nach dem Tode ſeiner Thereſe deren Schweſter Caroline, meine Schülerin, die ihm mehrere Söhne und Töchter ſchenkte. Dieſe ſeine Witwe lebt jetzt in Brechtelshof bei einem ihrer Söhne, der dieſes Gut geerbt hat, begränzt von den Gütern zweier anderer Söhne im nahen Zuſammenhange, und alle wirken in einem ſchönen Verein im Sinne ihres Vaters für Menſchenbildung und Menſchenwohl. Der eine hat eine Anſtalt für verwaiſte Kinder angelegt und zugleich eine andere zur Heranbildung von Lehrern für den Unterricht ſolcher Kinder und der Kinder des Volks überhaupt. Der Halbbruder Karl, Richthofens und Thereſens Sohn, bewohnt ſeit einigen Jahren das vierte Gut in dieſem zuſammenhängenden Familienbeſitzthum, und alle treiben nicht nur in ſchöner Eintracht ihre gemeinſchaftlichen Unternehmungen im großartigen Stile, ſondern widmen ſich auch mit Liebe der Beförderung des äußeren und des ſittlichen Wohles ihrer Gutsangehörigen in ächt menſchlichem Sinne. Möge der Segen des trefflichen Vaters auf ihrem Wirken und Streben ruhen!

Daß ich der mir ſo nahe befreundeten Familie im Obigen ausführlicher gedacht habe, darüber werde ich hoffentlich nicht getadelt werden. Wenn dieſe meine Lebensbeſchreibung theilnehmende Leſer findet und verdient, ſo werden dieſelben gewiß auch ein Intereſſe an dieſen ſeltenen Menſchen genommen haben, und mir war es ein Herzensbedürfniß, denſelben an dieſer Stelle ein Denkmal meiner unauslöſchlichen Dankbarkeit zu widmen.

Ehe ich von Göttingen ſcheide, muß ich noch einer Familie gedenken, von welcher wir viele Freundſchaftsbeweiſe genoſſen haben, das

iſt die des Profeſſors Bunſen. Die ſehr liebenswürdige Frau desſelben befreundete ſich ſehr genau mit der meinigen, und dieſe Freundſchaft ſetzte ſich auch noch 20 Jahre ſpäter fort, als wir im Jahre 1830 nach Hannover zogen und die Witwe Bunſen zuerſt in Hildesheim und dann in Hannover ſelbſt wiederfanden. Ihr Sohn, der Regierungsrath Bunſen, wurde in den Jahren von 1843 bis 1849 mein ſehr lieber College im Ober-Schulcollegium, ſtarb aber leider viel zu früh für ſeine gedeihliche Wirkſamkeit und für ſeine Familie. In dem Bunſen'ſchen Hauſe in Göttingen lebte zu unſerer Zeit auch eine befahrte Verwandte, eine Demoiſelle Heldberg, ein Weſen von ſeltner Herzensgüte und klarer Beurtheilung der Menſchen. Auch dieſe gewann für meine Frau ſchnell eine ungewöhnliche Zuneigung, die bald gegenſeitig wurde und ein charakteriſtiſches Licht auf das Weſen meiner Frau wirft. Es iſt ihr, wenngleich ſie auch unter gleichaltrigen Mädchen und Frauen in ihrem Leben manche ſehr innige Freundinnen gehabt hat, doch recht häufig begegnet, daß ältere weibliche Weſen eine warme Liebe zu ihr faßten und bewahrten. Ich meine, daß dieſe Erſcheinung ihrem Charakter nicht zur Unehre gereicht.

X. Unſer Leben in Barmen vom Mai 1810 bis zum Februar 1814.

So zogen wir Anfangs Mai 1810 mit unſerem Kinde einem uns unbekannten Lande, unbekannten Menſchen, neuen Verhältniſſen und Aufgaben zu. Meine eigene Aufgabe war eine andere geworden, als ich ſie mir gedacht hatte; ſtatt des akademiſchen Katheders ſollte ich nicht etwa das der gelehrten Schule beſteigen, ſondern ich ſollte an einem Orte kaufmänniſcher und induſtrieller Betriebſamkeit den Kindern der Kauf- und Fabrikherren, und nicht blos Knaben oder Mädchen, ſondern beiden zuſammen (ſo wollte es die dortige Gewohnheit und gebot es die Nothwendigkeit der erforderlichen Einnahme), — und nicht blos Kinder gleichen Alters, ſondern von dem Alter der erſten Schulbildung bis zu dem der Confirmation und auch

wohl noch darüber hinaus, Unterricht ertheilen und ertheilen lassen; auch nicht in den Gegenständen, mit denen ich mich am meisten beschäftigt hatte, sondern in neueren Sprachen, im Deutschen, in der Religion, Geschichte und Geographie, im Rechnen und Schreiben, bis zu der Elementarstufe hinab. Das Bedürfniß des Kaufmannsstandes gab das Gesetz. Da war ein Plan nach Herbarts pädagogischen Ideen nur in sehr beschränktem Sinne in Anwendung zu bringen. Dazu sollten wir, und insofern hatte auch meine Frau ihre Aufgabe zu lösen, Pensionäre ins Haus nehmen und für ihren Unterhalt, ihren Unterricht und ihre Erziehung sorgen. Aber Mißmuth und Verzagen konnten nicht helfen, das Werk mußte mit gutem Muthe angegriffen werden; ich that es und mit mir meine Frau.

In's Haus nahmen wir nur Knaben; die Zahl derselben wuchs auch nie über 4 bis 5, und unser Haushalt hielt sich daher in mäßigen Schranken. Zur Hülfe bei der Aufsicht der Zöglinge und zum Unterrichte in der Schule im Rechnen, Schreiben und in den Elementen der deutschen und französischen Sprache nahm ich einen seminarisch gebildeten Lehrer, Namens Schumacher, ins Haus, und ebenfalls wohnte in dem Hause, aber mit selbständigem Haushalte, als Lehrerin im Französischen und in weiblichen Handarbeiten bei den Mädchen, eine Französin aus den Niederlanden, eine Madame Hubin, welche schon vor mir eine französische Schule dort gegründet hatte und mit welcher ich, — das habe ich vorauszuschicken vergessen, — durch Bischoff's Veranstaltung in der Art in Verbindung getreten war, daß ich ihre zu schwach besuchte Anstalt übernahm und ihr, nebst einer Wohnung in dem geräumigen Hause, ein Honorar gab. Sie hatte auch einige Pensionärinnen bei sich. Es gelang mir nemlich, gleich nach dem ersten halben Jahre, ein großes frei gelegenes Haus nebst einem Garten zur Miethe zu bekommen.

Die Einzelheiten der inneren und äußeren Einrichtung meiner Anstalt zu verfolgen, würde zu wenig Interesse gewähren, denn es handelte sich, wie schon bemerkt, nur um Befriedigung der Forderungen, welche in den örtlichen Verhältnissen lagen und sich nicht über das Gewöhnliche erhoben. Daß aber mein bisheriger Bildungsgang

es mit ſich brachte, daß der Geiſt meiner perſönlichen Einwirkung auf die Schüler und Schülerinnen ein anderer war, als der eines nur für den Broderwerb arbeitenden Lehrers, das werden mir meine geneigten Leſer hoffentlich zutrauen. Und die Folgen davon zeigten ſich auch bald in dem Verhältniſſe zu den Schülern und ihren Familien auf ſehr erfreuliche Weiſe, am meiſten freilich in der Anhänglichkeit der Schülerinnen und der Achtung ihrer Mütter. Es iſt überhaupt, wenigſtens war es in der damaligen noch einfachen Zeit ſo, eine auffallende Erſcheinung, daß das weibliche Geſchlecht in dieſen Handels- und Fabrikgegenden den Männern an Sinn und Bedürfniß für geiſtige Bildung voranſtand. Die allgemeine Wohlhabenheit gewährte den Frauen hinreichend freie Zeit zu mancher geiſtigen Beſchäftigung, während die Männer an der Erwerbung und Vermehrung ihres Vermögens hinlänglich Arbeit fanden. So ſammelte ſich nach und nach ein Kreis empfänglicher Frauen und erwachſenen Jungfrauen aus unſerer Bekanntſchaft, die mir ihren Wunſch ausſprachen, ich möchte ihnen Vorträge über die ſchöne Literatur älterer und neuerer Zeit halten, wie ich ſie in Berlin bei A. W. Schlegel gehört hatte, und ich ergriff dieſe Veranlaſſung mit Freuden, mir den Kreis geiſtiger Intereſſen wiederum zu vergegenwärtigen, der mich namentlich in Berlin ſo lebhaft beſchäftigt hatte. Ich habe dann von Homer und den Nibelungen an, aus welchen ich die ſchönſten Stellen vorlas, die hervorragenden Werke der ſchönen Literatur, wie ſie für den Kreis meiner Zuhörerinnen Intereſſe haben konnten, bis auf die neuere Zeit durchgenommen und mir ſelbſt dadurch eben ſo viel Genuß verſchafft, als meinem Auditorium. Selbſt eine Reihe populär gehaltener philoſophiſcher Vorträge habe ich ein andermal, auf das Verlangen eines kleinen Kreiſes von Zuhörerinnen, gehalten. Die Erinnerung bringt mir hier Namen vor die Seele, die mir ſtets unvergeßlich bleiben werden. Mein Haus hatte ich von einer Witwe Bredt gemiethet, einer älteren aber mit viel geiſtigem Leben begabten Frau; ſie und ihre Töchter, einige Frauen der Keuchen'ſchen Familie, deren Töchter ſämmtlich an meiner Schule theilnahmen und mit welcher wir bald eng befreundet wurden, die Töchter einer Witwe Rübel, eine Madame

Eller aus Elberfeld und einige andere gehörten zu dem empfänglichen Kreise, den ich bezeichnet habe.

Doch darf ich nicht vergessen, daß ich auch mit mehreren Männern in ein näheres, ja freundschaftliches Verhältniß getreten bin, die, wenn sie auch nicht an meinen Vorlesungen theilnahmen, doch durch ihre Theilnahme an meiner Wirksamkeit überhaupt, durch ihren ehrenhaften Charakter und ihr reifes Urtheil mir werth wurden. Ich nenne vor Allem die Kaufleute Peter Keuchen, Springmann, Osterrath und Peter Bredt. Und bald sollte auch in den Jahren 1812 und 1813 die gleiche politische Gesinnung und immer höher steigende Hoffnung auf Befreiung von dem Napoleonischen Joche ein noch engeres Band um unsere Verbindung ziehen.

Die ganze Eigenthümlichkeit des Ortes und der Menschen hatte für mich etwas Neues und Anziehendes, indem sich in diesem Theile des Wupperthales eine Einfachheit erhalten hatte, welche gegen die schon fortgeschrittenern und mannigfachern Verhältnisse des fabrikreichen Elberfeld sichtbar abstachen. Der Haupterwerbszweig von Barmen war damals noch das Weben und Bleichen des einfachen leinenen Bandes, wozu das kalkhaltige Wasser der Wupper vorzüglich brauchbar ist, und das Verfertigen gewöhnlicher leinener Schnürbänder und gröberer leinener Spitzen. Der gute Verdienst aus dieser einfachen Production hatte es in rascher Entwicklung dahin gebracht, daß die fünf Dörfer und Bleicherhöfe des Thales zu einer nun schon über 10,000 Einwohner zählenden Stadt Barmen mit Wupperfeld zusammengewachsen waren, und zwar so rasch, daß die Großväter mancher der jetzt in erster Reihe stehenden Familien als Bleicherknechte angefangen hatten. Daher die Einfachheit in vielen Familien, welche uns in dem Verkehr mit ihnen wohlthätig entgegentrat. Mir war zugleich die nähere Kenntniß dieser Betriebsthätigkeit schon an sich sehr interessant; es traten mir hier in der Wirklichkeit die Vortheile der Theilung der Arbeit anschaulich entgegen. Tausende von Menschen in diesem Wupperthale und auf den mit Wohnungen der Arbeiter besäeten Höhen umher lebten von dem Weben, Bleichen und Färben der leinenen Bänder, die im wörtlichen Verstande niemals hatten Flachs

wachſen ſehen und kein Spinnrad kannten, denn das Garn zu ihrem Bande kam ungebleicht aus den Flachsbau treibenden Gegenden von Weſtphalen und Niederſachſen zu ihnen. Das zum Theil felſige Hügelland zu beiden Seiten der Wupper war nicht zum Flachsbau geeignet, war auch kaum ausreichend, um für die Wohnungen der Arbeiter mit einem Gärtchen Platz zu gewähren, und das enge Thal der Wupper ſelbſt wurde von den Bleichen und den Weiden der die nöthige Milch gebenden Kühe vollſtändig eingenommen. Hätten dieſe paar Quadratmeilen ihre Bewohner ſelbſt mit Getreide und Gartenfrüchten verſehen ſollen, ſo würde nicht der zehnte Theil der Bevölkerung auf ihnen Platz gefunden haben, die jetzt darauf wohnte und ihr Korn aus den Ebenen der Grafſchaft Mark und ihr Gemüſe aus dem großen Gemüſelande um Düſſeldorf erhielt, von wo täglich ganze Züge von Wagen und mit Hunden beſpannten Karren nach Elberfeld und Barmen mit Gartenfrüchten aller Art beladen daherzogen und noch ziehen.

Neben ſolchen Beobachtungen, neben meinen täglichen Schularbeiten und neben den ſchon erwähnten Vorleſungen fand ich doch Muße und Gelegenheit zu gemeinſchaftlicher, wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung mit zwei Männern aus der Nachbarſchaft von Barmen, welche ernſtere wiſſenſchaftliche Intereſſen verfolgten: das war der Rector Rauſchenbuſch von der Bürgerſchule in Schwelm und der Paſtor Strauß in dem Städtchen Rensdorf, der noch lebende Oberconſiſtorialrath und Hofprediger Strauß in Berlin. Rauſchenbuſch war beinahe in meinem Alter, Strauß noch ſehr jung, beide aber ſtrebſame und empfängliche, talentvolle Männer. Der Wohnort beider war nicht volle zwei Stunden von Barmen entfernt, und da ich in der Mitte von beiden wohnte, ſo kamen ſie häufig bei mir zuſammen. Um dieſen Zuſammenkünften Regelmäßigkeit und einen beſtimmten Zweck zu geben, verabredeten wir, daß ſie jede Woche an einem freien Nachmittage zu mir kommen ſollten, um zuſammenhängende Studien mit einander vorzunehmen. Ich ſchlug die gemeinſchaftliche Lectüre meines Lieblingsſchriftſtellers, des Platon, vor, und beide ſtimmten gern ein. Als vierter geſellte ſich bald noch der ebenfalls junge Paſtor Kraft

aus einem Dorfe bei Elberfeld hinzu, der ſpäter als Conſiſtorialrath in Cöln geſtorben iſt. Im Scherz, aber nicht ohne eine gewiſſe Selbſtbefriedigung, nannten wir unſern Verein die Platoniſche Geſellſchaft, und ſie hat einige Jahre hindurch zur unſerer aller geiſtigen Förderung recht regelmäßig fortgedauert. Für mich, der ich meines Alters und meiner früheren Studien wegen die Leitung unſerer Arbeiten übernehmen mußte, hatte ſie den großen Vortheil, daß ich in der Kenntniß der griechiſchen Sprache nicht aus der Uebung kam, was mir ſpäter als Lehrer an dem Gymnaſium in Düſſeldorf von Nutzen war. Wir haben eine Reihe der leichteren Platoniſchen Geſpräche mit einander durchgeleſen, haben uns ihren Inhalt und Zuſammenhang auch durch ſchriftliche Aufſätze klar zu machen geſucht, über welche oft eine lebhafte Discuſſion ſtattfand.

Die Platoniſche Geſellſchaft gab auch für mich die Veranlaſſung zu der Bekanntſchaft mit einem ſehr würdigen Manne, dem Geheimen Kirchenrath Schwarz aus Heidelberg, Verfaſſer geſchätzter Schriften über Erziehung und Unterricht. Er beſuchte im Sommer, ich denke 1812, Verwandte im Bergiſchen und hatte durch den Paſtor Strauß von unſerer Platoniſchen Geſellſchaft gehört und gewünſcht, einer von unſern Zuſammenkünften beizuwohnen. Es geſchah, und der wohlwollende Mann bezeugte uns ſeine lebhafte Freude über unſere Beſtrebungen mitten in der kaufmänniſchen Welt. Ich bin ſeit dieſer Zeit in mehrfacher brieflicher Mittheilung mit ihm geblieben, da er an meinen eben erſchienenen bibliſchen Geſchichten und ſpäteren Schriften freundlichen Antheil nahm.

Die bibliſchen Geſchichten waren nemlich im Jahre 1811 in der Waiſenhausbuchhandlung zu Halle mit einer Vorrede von Niemeyer erſchienen und fanden günſtige Aufnahme, ſo daß ſie ſchon im zweiten Jahre neu aufgelegt werden mußten. Dieſe aufmunternde Erfahrung machte mir Muth zu einer neuen Schulſchrift, zu welcher ich durch den Vorſteher eines großen Inſtituts in Elberfeld, Friedrich Willberg, aufgefordert wurde. Ich beſuchte dieſen achtungswerthen und erfahrenen Schulmann oft und gern und wurde bald mit ihm befreundet. Er entbehrte für den Geſchichtsunterricht in ſeinem In-

stimmte ein Hülfsmittel zur Einprägung der nöthigen Gedächtnißkenntnisse und zur kurzen Uebersicht der wichtigsten Thatsachen, mit Namen und Zahlen. Ich gab mich an die Arbeit, die mir auch für meinen eigenen Geschichtsunterricht zu statten kam, und ließ bei Büschler in Elberfeld meinen chronologischen Abriß der Weltgeschichte drucken, den ich später noch sehr vermehrt und zu verbessern gesucht habe und dessen 15te Auflage im Jahre 1861 erschienen ist.

In solcher Weise sind die vier Jahre meines Lebens im Barmen nicht unfruchtbar an Arbeit und Thätigkeit gewesen und darf ich mit einiger Befriedigung auf sie zurückblicken. Ich habe auch, um dieses noch zu erwähnen, auf den Wunsch des Pastors Strauß und einiger anderen Freunde, einmal in Ronsdorf die Kanzel bestiegen und eine Predigt „über den Sieg des Guten“ gehalten. Es war die dritte und letzte Predigt in meinem Leben. Sie überzeugte mich aber von neuem, obgleich sie Beifall gefunden hatte, daß die Kanzel nicht mein wahrer Beruf sei. Die Rede als solche, ertöne sie von der Kanzel oder von der politischen Rednerbühne, erfordert außer den äußeren Gaben der Brust und Stimme, die ich nur in gewöhnlichem Maße besaß, einen Schwung der Phantasie, eine Fülle und einen Fluß der Gedanken mit Bildern und Vergleichen, welche das Gefühl mit fortreißen, auf Willen und Entschluß wirken wollen; die Rede will überreden. Die Gabe, mich in die Stimmung zu versetzen, welche überreden will, war nicht die vorherrschende bei mir; ich hatte den Trieb zu unterrichten, und wenn ich selbst etwas gelernt oder mit den eigenen Gedanken durchdrungen hatte, so konnte ich belehren, zu der Einsicht und dem Verstande reden, auch Theilnahme erwecken. Ich fühlte mich zum Lehrer berufen und verlangte dazu einen größeren Kreis, als er dem Prediger in seinem Berufe als solchem gegeben ist. Und ein solcher größerer Wirkungskreis sollte mir auch bald geboten werden. Doch ehe ich zu diesem Wendepuncte komme, bleibt mir noch manches aus dem Barmer Leben zu berichten.

Zuerst sei es erwähnt, daß unsere Familie um zwei Söhne neben unserm Rudolf, Otto und Fritz, vermehrt wurde. Der erste, Otto, wurde am 20sten März 1811, am gleichen Tage mit dem

Könige von Rom, Napoleons Sohne, geboren. Man verbreitete damals den Glauben, daß alle Knaben, die in dem Umfange der französischen Herrschaft an dem Tage geboren wären, künftig einmal als Leibwache des Königs von Rom würden herangezogen werden; so fest stand noch der Glaube an die Dauer der Napoleonischen Weltherrschaft, die schon anderthalb Jahre später ihren ersten Todesstoß empfing. Uebrigens wurde mir im November dieses Jahres die Gelegenheit geboten, diesen welthistorischen Mann mit eigenen Augen zu sehen. Er kam nach Düsseldorf, und ich fuhr mit einigen Freunden dorthin und fand einen Platz an der Stelle vor der Stadt, wo er von den Behörden angeredet werden sollte. Mit großer Spannung erwarteten wir mit einer Masse von Menschen den Augenblick seiner Ankunft. Der Wagen rollte heran, fuhr aber einige Schritt zu weit vor, so daß wir nicht mehr in den Wagen, als er hielt, hineinsehen konnten. Dadurch erschien uns, als Napoleon sich vorbeugte, um die Empfangsrede des Präfecten anzuhören, sein Gesicht nur im Profil, wahrscheinlich aber zu seinem Vortheil, denn diejenigen, die ihn oft von vorn, gesehen hatten, versicherten, daß der Ausdruck seines Gesichts von vorn, und besonders der Augen, nichts Ansprechendes habe. Das Profil dagegen mit seinen reinen antiken Formen, die lebhaft an die Büste des Kaisers Augustus erinnerten, war imposant, und ich mußte an Wieland denken, der den gebornen Weltherrscher in seinen Zügen gesehen hatte. Auch lag in denselben in diesem Augenblicke etwas Freundliches, indem er die Rede anhörte, und überhaupt soll er in jenen Tagen in guter und milder Stimmung gewesen sein. Der Eindruck, den er in mir zurückgelassen hatte, war kein abstoßender, wie ich ihn eigentlich erwartet hatte, und ich freue mich dessen; denn wenn eine welterschütternde Größe zugleich in widerlicher äußerer Gestalt erscheint, so ist es noch unbegreiflicher, wie Tausende von ihr sich täuschen, ja ein ganzes Volk hinreißen lassen konnte.

Und wie stand es mit ihm ein Jahr später, nachdem ich ihn auf der Höhe seiner Macht gesehen hatte! Durch die Eis- und Schneefelder Rußlands fuhr er im einsamen Schlitten, ein halber

Flüchtling, der polniſchen Gränze zu und hielt nicht an, bis er ſeine Hauptſtadt erreicht hatte. Freilich noch einmal ſammelte er die Kräfte Frankreichs zum rieſenhaften Widerſtande; allein der Glaube an ſeine Unbeſiegbarkeit war dahin, und in dem Kreiſe, in welchem ich in Barmen lebte, erhob ſich immer lebhafter die Hoffnung auf eine mögliche Befreiung Deutſchlands. Die Kaufleute mit ihrer weitreichenden Correſpondenz hatten immer getreuere Nachrichten über den wahren Stand der Dinge, als man ſie in den unter franzöſiſcher Controle ſtehenden öffentlichen Blättern las, und da ſie mich bald in meiner vaterländiſchen Geſinnung kennen lernten, theilten ſie mir jede gute Nachricht, ſo warm ſie einlief, vertraulich mit. Das waren Zeiten der äußerſten Spannung des Gemüthes! Das 29ſte Bülletin, der Abfall von York, der Aufruf Friedrich Wilhelms an ſein Volk im März 1813, die Begeiſterung in Preußen, wovon die Kunde auch bis zu uns drang, wie erhoben ſie den Muth und die Hoffnung! Der Rückzug der Preußen und Ruſſen freilich nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen im Mai ſchlug dieſe raſchen Hoffnungen noch einmal nieder, und der Waffenſtillſtand im Juni ließ einen Frieden fürchten, der Napoleon noch einen großen Theil ſeiner Macht und vielleicht auch das Bergiſche Land, in welchem wir lebten, in Händen laſſen mochte. Aber Oeſterreich trat mit in den Bund, und nun wendete ſich das Glück, wenn auch nach ſchweren und nicht immer ſiegreichen Kämpfen, der guten Sache zu, ſo daß man im September ſchon die Hoffnung faſſen konnte, daß Napoleon ſich nicht werde in Deutſchland halten können. Wir in Barmen ſahen den Vorläufer des großen Rückzuges ſchon am Ende dieſes Monats, als der kühne Czernitſcheff den König Hieronymus aus Caſſel vertrieben hatte. Dieſer kam mit geringem Gefolge, nur von einigen berittenen Gensdarmen begleitet, auf der Straße von Paderborn durch Barmen und Elberfeld, um über den Rhein zurückzugehen, und ich vergeſſe den Anblick nicht, als er im offenen Wagen durch die langen Straßen von Wupperfeld und Barmen fuhr, wo alle Fenſter und Thüren und Treppen der Häuſer mit neugierigen Menſchen gefüllt waren. Mit halb verlegener, halb trotziger Miene blickte er von Zeit zu Zeit

umher, ob ſich keine Stimme zu einem „Hoch“ erhebe, oder doch wenigſtens die Hüte und Mützen zu einem Gruße herabgezogen würden, denn ſein gefürchteter Bruder war ja noch immer Herr dieſer Gegenden. Allein kein Ruf erſcholl und kein Kopf entblößte ſich, vielmehr wagten es die Augen ihm dreiſt ins Geſicht zu ſehen und auf manchen Geſichtern zeigte ſich die Schadenfreude. Daß kein Hohn und Ziſchen laut wurde, verhinderte zwar die Escorte, aber man ſah doch den Verdruß auf des Königs Geſichte, und in Elberfeld, wo er übernachtete, entſchädigte er ſich durch ein Bad von Burgunderwein, den die Stadt zu dieſem Behufe liefern mußte.

In mir war um dieſe Zeit ein Entſchluß reif geworden, der meine ganze Lage veränderte. Unſere Platoniſche Geſellſchaft hatte Veranlaſſung gegeben, daß ich mit einem Manne bekannt wurde, mit welchem mich von nun an enge Freundſchaftsbande 46 Jahre lang, bis an ſeinen im Jahre 1858 erfolgten Tod, verbinden ſollten, das war der nachherige Geh. Oberregierungsrath im Unterrichtsminiſterium in Berlin, Dr. K. W. Kortüm. In Mecklenburg-Strelitz 1787 geboren, gebildet auf dem Gymnaſium zu Friedland und den Univerſitäten Halle und Göttingen, war er eine Zeitlang Lehrer am Pädagogium in Halle geweſen und von dort als Lehrer in das Haus des Staatsraths Georg Jacobi, Sohnes des Präſidenten Friedrich Heinrich Jacobi, in Pempelfort bei Düſſeldorf gekommen, war in dieſer Stellung dem damaligen bergiſchen Miniſter des Innern, Grafen von Neſſelrode, bekannt geworden und von dieſem bei der Schuldeputation angeſtellt, welche an der Verbeſſerung der in der franzöſiſchen Zeit ganz verkommenen Unterrichtsanſtalten der Stadt und des Landes arbeiten ſollte. Das Lyceum in Düſſeldorf war ſowohl in wiſſenſchaftlicher als disciplinariſcher Hinſicht gänzlich verfallen, es hatte nur noch einige ältere Lehrer und eine geringe Schülerzahl; man erkannte die Nothwendigkeit, es von Grund aus zu verbeſſern, und dieſe Aufgabe wurde dem 26jährigen Kortüm auf die Schultern gelegt. Als der alte, übrigens ſehr wohlmeinende, Rector Schallmeyer im Frühjahr 1813 bedenklich erkrankte, ernannte der Miniſter Neſſelrode am 6ten März Kortüm zum Director des Lyceums mit

dem Auftrage, für die nöthigen neuen Lehrer, neben den beizubehaltenden wenigen alten, Rath zu ſchaffen. Aber dieſer Rath war theuer, denn an gründlich vorgebildeten Lehrern der philologiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften war, dank dem durch die franzöſiſche Herrſchaft hervorgebrachten Verfalle der höheren Unterrichtsanſtalten in den Rheinlanden, ein gänzlicher Mangel. Kortüm mußte ſich weiter umſehen und, wie ſchon ſeine, eines Proteſtanten, Ernennung der Anſtalt den Charakter einer gemiſchten gegeben hatte, auch Proteſtanten zu Hülfe rufen. Er that mir den Vorſchlag, eine Stelle an dem neuaufzurichtenden Lyceum anzunehmen, und ich zog die Sache in reifliche Ueberlegung. Der Reiz der äußeren Bedingungen war nicht groß, denn ſo beſchränkt waren die Mittel der Anſtalt, daß mir nur ein Jahrgehalt von 700 Francs nebſt dem Antheile an dem unter die Lehrer zu vertheilenden Schulgelde zugeſichert werden konnte. Damit war mit einer Familie nicht zu leben; aber ich durfte auf den Ertrag des Honorars meiner beiden Bücher, welche ſchnelle Verbreitung gefunden hatten, ſowie auf Nebenerwerb durch Privatunterricht, einigermaßen rechnen. Gleichwohl bedurfte es ſehr bedeutender innerer Motive, um mich zu dem immerhin bedenklichen Entſchluſſe zu bewegen. Und dieſe inneren Gründe ſiegten. Auf der einen Seite mußte ich mir ſagen, daß meine Aufgabe als Vorſteher einer Anſtalt, die, neben der Bildung einer geringen Anzahl von Knaben für eine kaufmänniſche Laufbahn, hauptſächlich die Bildung von Mädchen bezweckte, dem Aufwande, ſo möchte ich es nennen, den die Vorſehung für meine eigene Ausbildung gemacht hatte, nicht angemeſſen ſei, und daß ich daher in der mir jetzt dargebotenen Gelegenheit zu einem höhern Wirkungskreiſe einen Ruf eben dieſer Vorſehung zu erkennen habe. Und in welchem Augenblicke kam mir dieſer Ruf! Die Gedanken an eine Befreiung des Vaterlandes von dem franzöſiſchen Joche hatten ſchon das Innere mächtig ergriffen und gehoben; die Schlachten von Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Culm und Dennewitz hatten Napoleon ſchon auf den Kreis um Dresden und Leipzig zuſammengedrängt; wenn er ganz aus Deutſchland vertrieben, wenn auch die Rheingegenden wieder frei wurden, welch ein ſchöner Wirkungskreis

bot ſich mir dann dar, die Aufgabe, in Gemeinſchaft mit Kortüm und anderen ſtrebenden Männern eine gelehrte Anſtalt in einer der bedeutendſten rheiniſchen Städte, die in den Reſten ihrer Kunſtacademie noch immer das Andenken beſſerer Zeiten bewahrte, wieder aufrichten und zu einem der neuen Lichtpuncte höherer Cultur in dieſen herrlichen Gegenden machen zu helfen! Ich nahm den Ruf an und wurde am 20ſten September von dem Miniſter Neſſelrode zum Profeſſor am Lyceum in Düſſeldorf ernannt, mit der Beſtimmung, mit dem neuen Jahre mein Amt anzutreten. Und ſchneller, als die kühnſten Erwartungen es vorausgeſehen, wurde in den drei letzten Monaten dieſes Jahres der Boden, auf welchem meine neue Wirkſamkeit beginnen ſollte, von den Hemmungen fremder Elemente befreit. Die Schlacht von Leipzig vertrieb die Franzoſen vom deutſchen Boden, ihre letzten Truppen zogen in aller Stille bei Düſſeldorf über den Rhein, und ſchon im November trat der General-Gouverneur Juſtus Gruner im Namen der Verbündeten ſeine Verwaltung des Bergiſchen Landes in Düſſeldorf an. Als ernannter Lehrer des dortigen Lyceums und lebhaft intereſſiert für die künftige Geſtaltung desſelben, war ich von nun an, obgleich ich mein Amt noch nicht angetreten hatte, doch ſo oft in Düſſeldorf, als meine Geſchäfte in Barmen es geſtatteten, und kam ſchnell mit den Männern, welche dabei mitzuwirken hatten, in nähere Verbindung.

Es ſind faſt 50 Jahre ſeit jener Zeit verfloſſen, aber wenn meine Gedanken in dieſelbe zurückgehen, ſo ſteht der eigentliche Lichtpunct meines Lebens vor meiner Seele. Da war kein Leben mit ſechs Alltagen und einem Sonntage, ſondern ein Leben in faſt ununterbrochener feſtlicher Stimmung. Die Vergangenheit lag wie ein abgeſchüttelter böſer Traum hinter uns, die Zukunft ſchmückte ſich mit Bildern von Verwirklichung der edelſten und tiefſten Gedanken über würdige menſchliche und ſtaatliche Zuſtände, und jeder Wohlmeinende fühlte ſich berufen, zu dieſer Verwirklichung mit Hand anzulegen. Die Schranken, welche die Menſchen in den gewöhnlichen Verhältniſſen von einander entfernt halten, waren gefallen, die Gleichgeſinnten erkannten ſich nach wenigen Berührungen, weil jeder ſeine Gedanken

und sein Herz offen vor sich herlag. Man reichte sich die Hand als Verbündete, das entfernt haltende Sie mußte dem enganschließenden Du selbst zwischen Männern, die erst vor wenig Tagen mit einander bekannt geworden waren, weichen: die Unterschiede der Stände und des Alters glichen sich, unter bescheidener Berücksichtigung des durch ein amtliches Verhältniß Gegebenen, zum guten Theile aus, und so entstand, nicht nur für den geselligen Verkehr, sondern auch für das Wirken und Schaffen, eine freudige Gemeinschaftlichkeit, welche das Leben jeder hob und die Kräfte zum Handeln verdoppelte.

Eine Erfahrung dieser Art bot sogleich die Ankunft des Professors Steffens aus Breslau, eines Freundes des General-Gouverneurs Gruner, in Düsseldorf dar. Zuerst als Mitkämpfer und dann als Redner für die deutsche Sache war er mit ausgezogen und blieb nun eine Zeitlang in Düsseldorf, um an den Organisationsgeschäften, soweit sie in seinem Gesichtskreise lagen, theilzunehmen. Dahin gehörten vor allem die Unterrichtsangelegenheiten. Kortüm und ich wurden schnell mit ihm befreundet und durch ihn wiederum in das Vertrauen des großsinnigen General-Gouverneurs Gruner gezogen, und dieser übertrug uns gemeinschaftlich die Ausarbeitung eines Planes sowohl für die innere als für die äußere Organisation des Lyceums, dessen Name in den eines Gymnasiums verwandelt werden sollte*). Sehr wichtig war zunächst die Feststellung der ökonomischen Verhältnisse der Anstalt: Gruner gab uns die Weisung, dieselben reichlich, ja liberal zuzuschneiden, damit eine der deutschen gelehrten Schule durchaus würdige Anstalt für lange Dauer geschaffen würde. Die Mittel dazu sollten aus dem Düsseldorfer Jesuitenvermögen genommen werden, welches Gruner für seine neuen Schöpfungen so-

*) Ich gebe hier und in dem weiter unten Folgenden über die Düsseldorfer Zeit großentheils wieder, was ich für das 1860 in Berlin bei Reimer gedruckte Leben Kortüms niedergeschrieben habe. Ich wußte es nicht besser darzustellen, und da die Schrift über Kortüm nur in kleiner Auflage für dessen Freunde und Schüler gedruckt und daher wenig verbreitet ist, so wird diese Wiederholung um so weniger als Plagiat erscheinen.

fort reclamiert hatte. Um dieſes Vermögen aber aus ſeiner Zerſplitterung wieder zuſammenzufinden und die Actenſtöße durchzuarbeiten, war ein Mann erforderlich, der die früheren Verhältniſſe genau kannte, und dieſen fanden wir in einem Ehrenmanne, deſſen Andenken bei dieſer Gelegenheit mit wahrer Pietät erneuert zu werden verdient. Das war der katholiſche Schulrath Canonicus Bracht, ein Geiſtlicher von ſo biederer, ächt deutſcher Geſinnung, daß ſich ſehr bald ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihm und uns beiden bildete, welches während unſeres ganzen Zuſammenlebens ungetrübt fortgedauert hat. Dieſer geſchäftskundige Mann ſchaffte die nöthigen Beweisſtücke über das Jeſuitenvermögen herbei und arbeitete mit uns und Steffens den Haushaltsplan des Gymnaſiums in der liberalſten Weiſe aus. Darin erſchienen andere Gehälter, als das Neſſelrode'ſche Lyceum zu bieten gehabt hatte, Gehälter, wie ſie in der damaligen Zeit zu den ſelteneren gehörten. Das Gehalt des jungen unverheiratheten Directors wollte dieſer ſelbſt nicht über die der oberen Lehrer geſetzt haben, und ſo wurde das ſeinige und eine Anzahl oberer Gehälter zu je 1000 Thlrn. Bergiſch, ungefähr 850 Thlr. Gold, und die der übrigen Lehrer abſtufend bis zu 300 oder 400 Thlr. ausgeworfen, ſo jedoch, daß das Schulgeld nicht unter die Lehrer vertheilt werden, ſondern in die Schulkaſſe fließen ſollte, wodurch von vornherein den Uebelſtänden einer ſolchen Vertheilung vorgebeugt wurde. So wurde mein Gehalt durch einen Federſtrich aus 700 Francs nebſt Schulgeld in die anſehnliche Summe von 1000 Thlr. verwandelt, ehe ich nur einen Thaler von demſelben verdient hatte. Der Plan wurde von Gruner gebilligt und iſt auch in den folgenden Zeiten, nachdem das Bergiſche Land unter Preußiſche Herrſchaft gekommen war, in den Grundlagen beibehalten, und das Düſſeldorfer Gymnaſium iſt längere Zeit hindurch das beſtdotierte in den Rheinprovinzen geweſen.

Die damalige gehobene und raſch bewegte Zeit brachte mich auch bald mit einigen der intereſſanteſten Düſſeldorfer Familien in Verbindung, unter andern mit der des Staatsraths Georg Jacobi in Pempelfort und mit der geiſtvollen Geheimräthin Schloſſer, geb.

Fahlmer, Göthe's angeheiratheter Schwägerin, denn sie hatte nach dem Tode von Göthe's Schwester Cornelia, der ersten Frau Schlossers, diesen geheirathet und war nach dessen Tode nach Düsseldorf gezogen, weil ihre Tochter mit dem Fabrikbesitzer David Hasenclever in Ehringhausen bei Remscheid verheirathet war. Mit David Hasenclever und seinem Bruder Josua, warmen deutschen Männern, bildete sich ebenfalls eine herzliche Freundschaft, die bis zum Tode beider Männer fortgedauert hat. Das Haus der Geheimräthin Schlosser stand allabendlich den Freunden offen. Unvergeßlich wird mir unter anderem die Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 sein, welche ich mit Gruner, Steffens, Kortüm und den nächsten Verwandten der trefflichen Frau in deren Zimmern in der gehobensten Stimmung zugebracht habe, — obwohl diese Erinnerung auch eine wehmüthige ist; denn aus dem ganzen damaligen Kreise bin ich der einzig Ueberlebende.

XI. Die Reden über Deutschlands Zukunft.

Der Monat Januar 1814 war mir noch zur Anordnung meiner Angelegenheiten in Barmen und meiner Uebersiedelung nach Düsseldorf gestattet. Je näher die Zeit des Abschiedes von Barmen herankam, desto lebhafter fühlte ich, daß ich doch in den 4 Jahren meines dortigen Lebens schon angefangen hatte, auch in diesem Boden gemüthliche Wurzeln zu schlagen. Die rührendsten Beweise von Anhänglichkeit meiner Schüler und Schülerinnen und ihrer Angehörigen, sowie von der Achtung auch solcher, denen ich nicht einmal nahe gestanden hatte, überzeugten mich davon. Der Gedanke kam mir, meinem Danke für die Beweise der Liebe und Achtung und meiner eigenen Gemüthsbewegung beim Scheiden aus mir liebgewordenen Verhältnissen dadurch einen Ausdruck zu geben, daß ich zum Abschiede eine Reihe von Vorlesungen hielte, die dem großen Momente der Zeit, in welcher wir lebten, angemessen wären. Ich hatte vielfach darüber gesonnen, wie ich ebenfalls in die große Bewegung der Zeit thätig eingreifen könnte, und auch Schritte bei dem General-Gouverneur

Gruner gethan, ob sich für mich eine Rolle in der Kriegsverwaltung oder in den großen Hauptquartieren finden möchte. Aber es fand sich nichts, und aufs Gerathewohl konnte ich Frau und Kinder nicht verlassen. So mußte ich durch Wort und Rath in die Geschicke des Vaterlandes einzugreifen und meinen Zoll abzutragen versuchen. Ich richtete meinen Blick auf die Zukunft Deutschlands, wie ich sie mir gestaltet dachte, und so entstanden die sechs Reden über Deutschlands Zukunft, welche ich unter lebhafter Theilnahme meiner zahlreichen Zuhörer vor meinem Abgange von Barmen hielt, und welche gleich darauf gedruckt wurden. Wenn ich diese Reden jetzt wieder durchlaufe, so versetzen sie mich lebhaft in jene Zeit der gehobensten Stimmung und ideeller Anschauung der Dinge; und wenn ich auch erkennen muß, daß vieles von dem, was ich als Ziel des Strebens für eine würdige Gestaltung des Vaterlandes aufstellte, zu wenig festen Boden in der Wirklichkeit finden konnte, weil ich die Idee mit eben dieser Wirklichkeit, das Denkbare mit dem Erreichbaren verwechselte, so war doch sicher manches, wenn auch nicht in der Form und Ausdehnung, wie ich es aufgefaßt, erreichbar, falls nur der allgemeine gute Wille, die allgemeine Opferbereitwilligkeit für das Wohl des Ganzen, wie sie sich in den Thaten des Krieges jetzt zeigte, auch in der Zeit des Friedens nachhaltig fortdauerte und wirkte.

Daß Deutschland nicht in einen geschlossenen Einheitsstaat zusammenschmelzen, sondern nach wie vor eine Vereinigung größerer und kleinerer Herrschaften bleiben würde, war mir aus dem Laufe der ganzen deutschen Geschichte klar, und so stellte sich mir die Aufgabe für unser Volk in der Art vor Augen, daß wir durch Einigkeit und Hingebung den Mangel der äußeren Bande ersetzen und ein Beispiel in der Weltgeschichte aufstellen müßten, wie es in der Wirklichkeit noch nie, wenigstens nicht dauernd, vorhanden gewesen, daß nemlich eine Vereinigung verschiedener Stämme und Herrschaften eines Volkes durch Vaterlandsliebe und Eintracht und dem entsprechende Einrichtungen ein starkes Ganze zu bilden im stande sei, welches jedem Angriffe von außen sieghaften Widerstand entgegenzusetzen und im Innern durch alle Mittel freier Lebensgemeinschaft die Zufriedenheit

und Liebe des Volkes zu gewinnen vermöchte. Deutſchland ſei, wie ich mich in jenen Reden ausdrückte, dazu beſtimmt, in ſeiner Verfaſſung ein Bild des Univerſums darzuſtellen, in welchem das individuell Verſchiedene und auf das vielfachſte Ausgebildete zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt werde, einer Verfaſſung, welche ſich in der Mitte alles Menſchlichen halte und ſich weniger auf äußerlich ſtrenge Formen, als auf die innere Gewalt des Vernunftgemäßen, des Billigen, des Gerechten ſtütze. Die Ideen meines in Göttingen bearbeiteten Kosmos ſollten in die Wirklichkeit eingeführt werden. Was das jüdiſche Volk in ſeinen beſten Zeiten, die Griechen zur Zeit der Perſerkriege, die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner in ihren Freiheitskämpfen zu einem kräftigen Ganzen machte, war, um es mit einem Worte zuſammenzufaſſen, der Nationalgeiſt; dieſer müſſe auch bei uns durch alle inneren und äußeren Mittel lebendig erhalten werden. Eines dieſer Mittel ſei die Pflege der gemeinſamen Sprache, und die unſerige verdiene es vor allen durch Originalität, Reichthum und lebendige Bildſamkeit; ſie ſei ein Bild des Grundcharakters unſerer Nation und daher ein Gut, auf welches wir ſtolz ſein dürften. Ein zweites Mittel ſei die Pflege der gemeinſamen Sitte. Sitte ſei in ihrem tieferen Grunde nichts Angewöhntes oder durch Verabredung Entſtandenes, ſondern der Ausdruck der inneren Sittlichkeit, und wenn wir das Beſte im deutſchen Nationalcharakter mit Ernſt in uns pflegen, die Tiefe des Gemüthes, die Treue des Herzens, das gründliche Eindringen, das Höherachten des Ideellen, die Verſchmähung des Scheins, berge er auch die lieblichſten Farben, die züchtige Scham, die ideale Verehrung des Weibes, wenn es, ſeinem Berufe getreu, die heilige Flamme des Herdes bewahre, vor allem aber die religiöſe Geſinnung, — wenn wir dieſes alles in uns zur unbewußten und anſpruchsloſen Sittlichkeit ausbildeten, ſo werde ſich die Sitte ſo eigenthümlich ihr anpaſſen, daß ſie uns ein gleichſam von der Natur ſelbſt verliehenes Gewand werde, um uns von allen andern Völkern zu unterſcheiden. Der Deutſche werde ſich ſo kenntlich machen, daß ihn der Bruder auch in der weiteſten Ferne vom Vaterlande erkennen und ſich ihm anſchließen werde.

Zu diesen von innen heraus wirkenden Mitteln für deutsche Einheit und Volksthümlichkeit müsse aber auch die Sorge für die Wehrkraft des Volkes hinzukommen, und in dieser Hinsicht habe die Erfahrung des letzten Jahres einen großen Fortschritt vorbereitet. Die Erschlaffung der Manneskraft, namentlich in den höhern Ständen, rühre von der Zeit her, da man seit Errichtung der stehenden Heere die Tugend der Tapferkeit und die Fertigkeit in den Waffen einem besonderen Stande zugewiesen habe; sie werde aufhören, wenn nach dem Vorbilde Preußens ein jeder, der Hohe wie der Niedrige, zum Kriegsdienste verpflichtet sei. Daran knüpfe sich die große Wichtigkeit einer tüchtigen körperlichen Erziehung der männlichen Jugend von der ersten Kindheit an, von Spielschulen, gymnastischen Uebungen aller Art in den eben durch Jahn gegründeten Turnanstalten u. s. w.

Dieser Theil meiner Rede wurde mit besonderer Theilnahme gehalten und gehört, und ebenso das, was ich darauf über Einführung von Nationalfesten vortrug. Ich verweilte bei diesem Puncte, selbst auf die Gefahr hin, daß man meine damaligen Ideen in ihrer unpraktischen Gestalt belächeln wird, etwas länger, weil er der eigenthümlichste in jenen Reden ist, und weil die Aufnahme, welche er gefunden, einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Charakteristik der damaligen Zeiten liefert.

Anknüpfend an die große Bedeutung, welche die Vereinigung der Juden aus allen, auch den entferntesten, Gegenden an den religiösen Festen in Jerusalem, der Griechen bei ihren olympischen Spielen, für das Einheitsgefühl der ganzen Nation gehabt haben, forderte ich für Deutschland etwas Aehnliches, jedoch in einem umfassendern Stile. Die deutschen Nationalfeste sollten sich an die kriegerische Ausbildung der ganzen Nation anschließen. Nachdem die gymnastischen Uebungen schon im Knabenalter ihre Wirkung gethan, müsse die Kriegspflicht für den Jüngling eintreten und müsse er zuerst in den kleineren Kreisen, wo Waffenübungen stattfinden, an diesen theilnehmen. In den Zelten oder Erdhütten, unter den Freuden und Arbeiten der täglichen Uebungen, in der eigenhändigen Bereitung der nöthigen Lebensbedürfnisse, werde der Jüngling gesunde Lebenskraft und Ansicht,

Achtung gegen die angeborene, durch keine Glücksgüter zu erſetzende Fähigkeit des Niederen, und der Niedere das dem freien Manne ſo nöthige Selbſtgefühl erwerben, welches ihn, falls er durch Talent oder Geſchick Achtung verdient, dem Begüterten gleichſetzt. In größeren Ländern werden jährlich mehrere ſolcher Uebungslager verſammelt werden, aber ſtets nach der Grundregel, daß an einem jeden derſelben Glieder aus den verſchiedenſten Provinzen des Reiches theilnehmen, damit dieſes Zuſammenleben ein lebendiges Einigungsmittel des ganzen Volkes werde. Die kleineren Länder in einem gewiſſen Umkreiſe, welche für ſich allein ein abgeſondertes Lager nicht füllen würden, mögen ſich mit einander vereinigen, ſo daß ein Lager von 25,000 bis 30,000 Mann zuſammenkommt. Ueppigkeit und Wohlleben müſſen, wie ſich von ſelbſt verſteht, entfernt bleiben, ernſte, einzelne und allgemeine, Waffenübungen nehmen den größten Theil dieſer Lagerzeit ein, und etwa nur das letzte Viertel derſelben wird den freien Körperübungen aller Art eingeräumt werden, wo die gymnaſtiſchen Wettkämpfe im Großen und Kleinen ihr Recht finden, wo Preiſe vertheilt und Sieger gekrönt werden, und alles hinzugezogen werden mag, was ein Nationalfeſt verherrlicht.

Aus dem Grundgedanken, daß auch dieſe Einrichtungen zur Einigung und Kräftigung des ganzen deutſchen Vaterlandes dienen ſollen, folgt die Anwendung auf den geſammten Umfang derſelben, und ſo mögen etwa alle drei Jahre drei ſolcher Uebungslager für ganz Deutſchland eingerichtet werden, wiederum nach dem Grundſatze, daß die verſchiedenen Provinzen möglichſt mit einander vermiſcht werden, und zwar, um unſern Gedanken an etwas Beſtimmtes anzuknüpfen, in den Gegenden bei Magdeburg, Prag und Nürnberg, um den drei größeren Staaten Deutſchlands ihr Recht angedeihen zu laſſen. „Schon ſehe ich“, heißt es in der vierten Rede, „aus allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes die Schaaren der eben erblühenden Jugend, des reifen Mannes- und des noch rüſtigen Greiſenalters, zu den großen Sammelplätzen zuſammenſtrömen. Wenn ſie an die Gränzen des Reiches kommen, in deſſen Feldlager ſie ſich verſammeln ſollen, ſo vertauſchen ſie ihre Farbe mit der des Landes, als Zeichen der Ach-

tung und der brüderlichen Eintracht. Das Lager füllt ſich in wenigen Tagen mit vielen Tauſenden rüſtiger Männer, oder vielmehr, es entſteht erſt durch ſie, denn wo noch geſtern nichts zu ſehen war, als die abgemeſſenen Räume jedes größeren Banners, da ſtehen heute ſchon, wie durch einen Zauberſchlag aus dem Boden hervorgerufen, die weißen Zelte und die grünen Laubhütten, und eine große Stadt mit den regelmäßigen unabſehbaren Gaſſen breitet ſich aus. Tauſend geſchäftige Hände ſchmücken den Raum mit grünen Zweigen und Blumen, während andere bereiten, was zur Bequemlichkeit der Menſchen und zur Pflege der Thiere gehört. Doppelt anregend und bildend iſt dieſes heitere Zuſammenleben, indem dasſelbe Zelt vielleicht den Bewohner der Weichſel mit dem des Rheines und der Donau, den Bewohner der Oſtſee mit dem der Alpen vereinigt. Die Ideen des Bergbewohners vermiſchen ſich mit denen des Seefahrers, die ſinnliche Lebensfülle des Südländers erwärmt den Ernſt des Nordländers, das Ohr des Niederſachſen muß ſich an die alemanniſchen Töne des Schwaben, das des Baiern an das Plattdeutſch des Weſtphalen gewöhnen. Der Proteſtant lernt die bilderreichen Religionsgebräuche des Katholiken achten, indem er an ihm dieſelbe Wirkung des Gebetes erblickt, die er an ſich ohne jene Gebräuche fühlt; beide erkennen immer mehr, daß nur das Innere und Unſichtbare Werth giebt."

„Die ernſte Thätigkeit beginnt, kriegeriſche Uebungen jeglicher Art wechſeln mit einander und wenn die Schärfe, Schnelligkeit und Sicherheit des Gedankens ſich bei den Anführern kund thut und das größere Talent ſich, neben der Erfahrung, dadurch auszeichnet, ſo haben auch die Maſſen Gelegenheit, den Ruhm ſchneller und pünctlicher Ausführung zu erwerben."

„Aber auch dem Talente des Einzelnen ſoll in der letzten Zeit des Feſtes Gelegenheit gegeben werden, ſich hervorzuthun. Nicht nur wird die Fertigkeit im Gebrauch des Feuergewehrs und des Geſchützes geprüft, ſondern auch die gymnaſtiſchen Künſte aller Art, das Ringen und das Laufen, der Zweikampf mit den für dieſen Zweck beſonders zugerichteten Waffen, das Wettrennen der Reuter und Wagen, das

Springen, das Schwimmen, und was der Uebungen zur Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit mehr ſind, ſie alle mögen ihren Platz finden.“

„Aber auch dieſe dreijährigen Nationalfeſte genügen uns noch nicht völlig; immer ſind ſie doch drei und nicht Ein centraler Vereinigungspunct des ganzen deutſch redenden Volkes. Daher gehen wir noch weiter und ſchlagen vor, daß nach drei mal drei dieſer Feſte, alſo immer im zwölften Jahre, die drei Lager ſich in eins vereinigen und daß ſo ein Centralfeſt gefeiert werde, ausgeſchmückt mit den herrlichſten Gaben, welche der Reichthum deutſcher Natur nur zu gewähren vermag, nach deſſen Theilnahme ſich von ſeiner Jugend an ein jeder unter uns ſehnen wird, damit er wenigſtens einmal in ſeinem Leben die hohe Feier mitgenieße. Was wir von den drei Feſten geſagt haben, gilt von dieſem im vergrößerten Maßſtabe. Und welcher Ort und welche Gegend bietet ſich dazu paſſender dar, welche hat mehr Anſprüche auf ſo hohe Auszeichnung, als die, wo die deutſche Freiheit in blutiger Völkerſchlacht wiedergewonnen wurde, die von Leipzig? Zum ewigen Andenken der großen Tage werde hier das größte, zwölfjährige, deutſche Bundesfeſt gefeiert, und was Deutſchland Würdiges, Schönes, Ehrenwerthes darzubringen hat, erſcheine hier als Huldigung für das geliebte, gute Vaterland!“

„Um jedoch auch die beſonnene Rückſicht auf das empiriſche Element nicht aus den Augen zu verlieren, welches ſo leicht mit ſeinen Hinderniſſen herantritt, wollen wir gleich an dieſer Stelle auf eine Haupteinwendung eingehen, die gewiß ſchon mancher in ſeinem Geiſte gemacht, wenn er auch das Bild, als ein ſolches, gebilligt hat. Es ſind nemlich die gar großen Koſten, welche dieſe Verſammlungen der Völker verurſachen würden. Denn wer nur einigermaßen weiß, was die Unterhaltung ſo großer Maſſen während eines Monates, was die Märſche der einzelnen Heereshaufen von den Enden Deutſchlands bis zu den angegebenen Mittelpuncten koſten würden, der wird die Bedenken wegen der erforderlichen Geldmittel nicht unzeitig finden. Aber wir ſtellen, neben mehreren andern, ſchon an ſich ſchlagenden, Gründen, nur die eine Betrachtung entgegen, daß der ganze Plan

auf die Voraussetzung gebaut ist, daß durch seine Ausführung ein bedeutender Theil der stehenden Heere überflüssig gemacht werden soll, so daß mit einem geringen Theile des Aufwandes, welche diese verursachen, die Kosten unserer Provinzial- und Centralläger bestritten werden können."

„Indem wir so die Ausführbarkeit des Planes nachgewiesen zu haben glauben, mögen wir auch die letzte Zeit unserer Nationalfeste, welche den freien Wettspielen aller Art gewidmet sein soll, mit allem Glanze eines freudig gehobenen Daseins und allen Zugaben der Kunst ausschmücken. Rufen wir also für diese letzte Zeit des Zusammenseins eine Anzahl aus den ersten Künstlern jedes Landes hinzu, damit sich das Schöne neben die Kraft stelle und damit vor einem ausgesuchten Gerichte die Sieger in jeder Gattung der Kunst den unsterblichen Ruhm dahin nehmen; denn außer den Lagermassen werden auch viele andere aus den gebildeten Kreisen des Vaterlandes zu dieser Schlußfeier zusammenkommen. Es treten uns sogleich ein paar verwandte und in einander greifende Künste entgegen, welche, wie sie unsere Feste verschönern, so auch selbst aus ihnen ein neues Leben schöpfen werden; die Schauspielkunst und die Musik. Welcher Vollgenuß, die ersten Werke der dramatischen Dichtung durch die vorzüglichsten Schauspieler Deutschlands und diejenigen der Meister in der musikalischen Composition durch die ersten Musiker und Sänger, zu einem Chore der Musen vereinigt, vorgetragen zu hören! — Aber noch andere Künste werden unsere Feste zu ihrem und des Vaterlandes Dienste in Thätigkeit setzen und zu edlem Wetteifer erwecken, die Baukunst, die Plastik und die Malerei. Die Baukunst wird an den Orten der dreijährigen Versammlungen und an dem vierten im Mittelpuncte große, erhabene Gebäude aufzuführen haben, um die Darstellungen der dramatischen Kunst und der Musik mit ihren Bewunderern zu umfassen; und da sie wahre Nationalgebäude sein werden, so wird der Beitrag aller deutschen Länder es möglich machen, sie als wunderwürdige Werke für die Nachwelt aufzuführen. Und nicht nur der Schauspielkunst und der Musik werden Tempel zu bauen sein, sondern noch mehr wird die Religion den

Sinn der Künſtler emporheben, und wir ſehen für die vielen Tauſende, welche in Liebe und Glauben dort vereinigt ſind, würdige Gottestempel aufſteigen, heilig und erhaben, wie die Dome des Mittelalters, und lebenskräftig, wie die Tempel der Alten. In ihnen werden unſere Feſte bei ihrem Beginne durch feierlichen Gottesdienſt eingeweihet und bei ihrem Schluſſe geſegnet werden; denn wir reden nicht von gewöhnlichen rauſchenden Luſtbarkeiten, die mit gemeinem Sinne begonnen, auch nur ihn erzeugen können, ſondern von Feſten, die uns ein heiliges und theures Pfand ſichern ſollen. Was in ihnen begonnen wird, geſchehe zur Erhaltung der Einheit, der Liebe, der Tugend unter uns, und alſo gewiß zur Ehre Gottes!"

„Daß ſich an die großartigſte der bildenden Künſte, die edle Baukunſt, auch die Plaſtik und die Malerei anſchließen werden, um die Räume, welche jene geſchaffen, auch mit Werken in Erz und Marmor, ſo wie in Farben, zu ſchmücken, bedarf kaum der Erwähnung; ſie werden, indem ſie zu dem Idealen emporſchauen, ſich aus ihrer theilweiſen Erniedrigung, da ſie durch Nachbildung des Individuums der perſönlichen Eitelkeit dienen müſſen, um nur das Leben zu friſten, zur Darſtellung großer geſchichtlicher und religiöſer Gegenſtände erheben." —

Nachdem ich die im Obigen bezeichneten Gegenſtände mit beſonderer Wärme ausgeführt hatte, ſprach ich auch noch über die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts in dem neuen Zeitalter, an deſſen Schwelle wir ſtänden und welches ich in den erſten Reden als das dritte nach dem antiken und dem romantiſchen, als das Zeitalter des Bewußtſeins und der bewußten Lebenskunſt, bezeichnet hatte. In dieſem Zeitalter werde der Frau eine bedeutende Stellung zu theil werden. Der Mann werde zwar mehr als bisher von dem öffentlichen Leben angezogen werden, allein ihm werde, dem Geiſte der Einigungszeit alles Menſchlichen gemäß, die häuslich abgeſchloſſene Stunde die köſtlichſte Blüte des Lebens bleiben. Dies könne ſie aber nur dann, wenn die Frau das Intereſſe des Mannes an allem dem, was ſeine Seele fülle, theilen könne. „Es iſt aber", fahre ich fort, „das Wiſſen, es iſt die Kunſt, es iſt das Vaterland, es iſt der Reich-

thum deutſchen Lebens, was ſeine Seele füllt. Die Frau muß wenigſtens verſtehen können, was er in ſich trägt, und muß daher recht vieles und wichtiges gelernt haben, nicht um auf dem Gebiete des Wiſſens ſchaffend thätig zu ſein, ſondern um es zu kennen. Ferner, ſie ſoll ihrer eigentlichen, in der Tiefe der menſchlichen Natur gegründeten, Beſtimmung gemäß die Pflege des zarten Keimes jeglicher Anlage in ihren Kindern im früheſten Alter vorzüglich in Händen haben, und ſpäter ſoll ſie den gründlich wiſſenſchaftlichen und eben deshalb dem ungebildeten Blicke in ſeiner Bedeutung nicht kenntlichen Unterrichte der Söhne nicht hindernd und verweichlichend in den Weg treten. Alſo auch von dieſer Seite wird ein reiches, wenn auch weder in ſeinem Umfange, noch in ſeiner innern Ausführlichkeit, dem männlichen gleichſtehendes Wiſſen für die Mutter tüchtiger Kinder Bedürfniß. Nur müſſen die Lehrer es verſtehen, bei dem weiblichen Unterrichte das Wiſſen unter den Brenn- und Einheitspunct des Gemüthes zu bringen, denn das Gemüth iſt die Seele der Frau. Das Gemüth hat ein gar wunderſames Licht; was der Mann durch mühſelige Begriffsentwickelung auf langſamem Wege erlangt, das giebt dem Weibe die Einheitskraft des Gemüthes als Ganzes, und mit einer unglaublichen Leichtigkeit; ſie haben es, ohne daß wir begreifen, wie ſie es erlangt. Darum, weil wir dieſes nicht recht zu würdigen verſtehen, ſtellen wir uns die weibliche Bildung oft ſchwerer vor, als ſie iſt, und unterrichten unſere Schülerinnen oft ſchlecht, weil wir durchaus die Form des Wiſſens von ihnen fordern, die nur für den Mann die rechte iſt. Je gewiſſer wir einſehen, daß in unſerm Zeitalter die Erkenntniß vorherrſcht, deſto wichtiger iſt es, die Gemüthsſeite der Welt mit größter Sorgfalt zu pflegen. Als ihre Darſtellerin iſt das Weib die ergänzende Hälfte der geiſtigen Welt, wie der körperlichen; und in dieſem Gefühle hat auch der kenntnißreichſte Mann ſo viel Freude an der Mittheilung mit gebildeten Frauen. — Auch an den Angelegenheiten des Vaterlandes nimmt die Frau lebhaften Antheil; Stoff und Nahrung für ihre Theilnahme findet ſie durch den Mann, der es ſogar von ihr verlangen darf, daß ſie auch hierin ſeine Sorge, ſeine Hoffnungen, ſeine Befriedigung theile. Und iſt der Staat wirklich

ein Kunſtwerk und als ſolcher ein Bild des Schönen, ſo nehme die Frau auch als Mitgenießerin an ihm theil, und ſo werden wir ihr auch bei unſern großen Nationalfeſten den ihr gebührenden Platz einräumen u. ſ. w."

In der letzten Rede ſprach ich noch, zur Ergänzung des Ganzen, jedoch nur in allgemeinen Zügen, zuerſt über Unterricht und Bildung der Jugend; dann über die Bedeutung der Univerſitäten als Einigungsmittel für das geſammte Deutſchland, und in demſelben Sinne über eine allgemeine deutſche Akademie der Wiſſenſchaften; und ſchloß mit einigen Worten über die künftige politiſche Verfaſſung Deutſchlands. Daß gewiſſe Grundgedanken unſerer alten Reichsverfaſſung feſtgehalten werden, nemlich die Einrichtung eines Bundestages für die wichtigſten allgemeinen Angelegenheiten, und eines Reichsgerichts, welches die Streitigkeiten der Fürſten zu ſchlichten habe, ſei allerdings wünſchenswerth. Auch empfehle ſich für die einzelnen Länder eine Volksrepräſentation und für das Ganze die Entfernung aller Schranken des geiſtigen und materiellen Verkehrs zwiſchen den einzelnen Ländern, die Aufhebung des Univerſitätszwanges, der Bücherverbote, der Zollgränzen; Einführung der Handelsfreiheit u. ſ. w.

Beſtimmte Vorſchläge jedoch über die Organiſation des deutſchen Bundes im Großen hütete ich mich wohl auf dem beſchränkten Standpuncte eines Privatmannes zu machen, auch ſchon um den Glauben zu verhüten, als wolle ich den Wahn befördern, es ſei uns durch die Form von nun an für alle Zeiten geholfen. „Nein", ſo ſchloß ich, „keine Macht des Himmels und der Erde wird uns eine Verfaſſung geben, welche die alten Uebel unmöglich macht, keine Form wird den Abgrund verſchließen, dem wir ſo nahe waren, ſondern einzig der Geiſt kann es, und darum bauen wir allein auf ihn. Wie auch künftig Deutſchland eingetheilt ſei, wie viele Regierungen es habe, wie eng oder weit die Bande des gemeinſamen Bundes ſeien, immer wird es nur auf uns ankommen, ob wir geachtet, wenn es ſein muß, gefürchtet, ob wir frei und groß ſein wollen. Wir werden es ſein, wenn wir es verdienen. Aber darin eben liegt

ja die große Bedeutung unſerer Zeit und darum ward nie einem Volke der Welt eine ſo ſchöne Aufgabe. Recht durch die Gnade des Himmels ſind wir auf einen Punct geführt, wo wir in gar keinem andern das Heil ſuchen können, als in dem Einen Rechten, in der Eintracht und in der Liebe, alles andere hat uns verlaſſen und ſeine Nichtigkeit iſt offenbar geworden!"

So lautete damals mein politiſches Glaubensbekenntniß, und ſo lautet es noch heute.

Ich habe an einer früheren Stelle dieſer Aufzeichnungen, bei Gelegenheit meiner Predigt in Ronsdorf, den Gedanken ausgeſprochen, daß ich mich nicht zum Redner berufen fühle, und doch habe ich dieſe Reden über Deutſchlands Zukunft gehalten, und, wie ich bei ihrem Durchlaufen nach langer Zeit ſehe, nicht ohne den Schwung der Gedanken und Worte, der der Rede gebührt. Aber gerade ſie beſtätigen meine Anſicht über dasjenige, was den Redner zum Redner macht: Es war damals, um es ſchroff auszudrücken, nicht ich, der redete, ſondern die Begeiſterung der Zeit redete aus mir, und ich kann den Zuſtand, in welchem nicht nur ich, ſondern ſehr viele Menſchen ſich damals befanden, nicht beſſer anſchaulich machen, als indem ich den Anfang meiner zweiten Rede im Auszuge hier wiederhole.

„Laſſen Sie mich", ſo ſprach ich, „einer inneren Regung folgend, zu Ihnen heute zuerſt von mir ſelber reden. Es hat der Menſch, um mit unſerm großen Dichter zu reden, Momente im Leben, wenn er nur auf ſie achtet, da ihm gleichſam eine Frage an das Schickſal der Welt freiſteht, da er ſich nicht mehr als Individuum, ſondern recht eigentlich als Glied der Gattung fühlt und ein Bewußtſein des Ganzen in ihm aufleuchtet, welches ihn den Schranken ſeines perſönlichen Daſeins auf einen Augenblick entreißt. Von ſolchen Momenten darf er auch vor andern reden, denn ſie gehören ihm nicht allein an."

„Ich brauche Sie nicht zu erinnern an die wechſelnden, bald gehobenen, bald ſinkenden Regungen, welche unſere Seele ſeit dem Ende des vorletzten Jahres und ſeit dem Rückzuge aus Rußland bis zu dem Wiedererſcheinen des franzöſiſchen Kaiſers im Felde bewegten.

Das deutſche Gemüth war zu neuer Lebenshoffnung erweckt, die Morgenröthe eines beſſeren Tages zeigte ſich im Oſten; doch ahndeten wir, daß er noch ſchwere Gewitter an ſeinem Mittage heraufführen könne, und noch nie hat einer unter uns ein ſo bedeutungsvolles, ahndungsſchweres Neujahrsfeſt gefeiert, als das von 1813. Unſere Hoffnung ward bekräftigt durch die nie geſehene Einigkeit und den Heldenmuth der beiden zuerſt verbündeten Völker, die bis in das Herz von Deutſchland vordrangen, und doch, wir müſſen es mit Scham geſtehen, war unſer Glaube noch ſo wenig feſt, und war die ſchmähliche Gewohnheit, das bisher Herrſchende als das das Schickſal in Händen Haltende anzuſehen, und die Kraft nur nach dem Erfolge abzumeſſen, ſo mächtig, daß wir bei dem Wiederauftreten des Weltbezwingers, — unſer Kleinmuth hatte ihn ſo benannt, — faſt wieder zu zagen anfingen. Wir waren in dem Zuſtande, der der gefährlichſte von allen iſt, in dem Schwanken, welches ſich ſelbſt verdammen muß. — Da erſcholl die Botſchaft von der Lützener Schlacht, wie ſie das fremde Volk uns zu geben für gut fand. Den eben geſchilderten Zuſtand hatte ich wohl mit vielen getheilt, was aber nun in mir vorging, kann ich ſchwer beſchreiben. Wenn Finſterniß mit der Sonne kämpft und ſiegt, ſo überziehen giftige Nebel die Fluren und hauchen alles Lebendige mit Todesahndung an. In meiner Seele fing an die Finſterniß zu ſiegen; da wandte ſie ſich in ihrer Noth zu dem einzigen Lichte, was ihr noch ſtrahlte; ſie hatte es thöricht einen Augenblick vergeſſen, daß dieſes Licht höher ſei, als alle Finſterniß, und ihr unerreichbar. Sie flehete um Troſt, und um nahen, da die Angſt groß war, und nicht für ſich allein, ſondern für Tauſende. — Und nun, da ich den Blick nach Oſten wendete, ſiehe, da war der Bogen des Herrn als ein leuchtendes Thor am öſtlichen Himmel aufgerichtet und die Sonne ſelbſt, mit ihren letzten Abendſtrahlen die Regenwolken durchdringend, hatte es ſich erbaut, um am nächſten Morgen, nach kurzem Verſchwinden, wieder in ihrer ewigen Klarheit durch dasſelbe zu uns einzuziehen. Da fiel die finſtere Decke wie Schuppen von meinen Augen, meine Seele wurde wieder ſtark, ſie hatte ein göttliches Zeichen geſehen. Auch unſer Volk ſollte durch

den Friedensbogen in neuer Jugend hervorgehen, die Rettung ſollte ihm von Oſten kommen. — Mein Herz hat ſeit dem Augenblicke nicht mehr gezweifelt."

„Und ſo, verehrte Anweſende, mag einem jeden von uns das Leben der nächſten Vergangenheit, dem einen auf dieſe, dem andern auf jene Weiſe, eine göttliche Zuverſicht geſchenkt haben: „„Es breche der Tag der Erlöſung und eines neuen Daſeins an."" Es ſind der Augenblicke viele geweſen, welche alſo zu uns redeten. Halten wir feſt an ſolchem herrlichen Glauben, in welchem der Geiſt ſich ermuthigt, das Gemüth gewiß, das Herz groß wird. Es iſt die Nähe Gottes, welche ſich uns kund giebt; vor unſern Augen hat er die Zügel der Welt ergriffen und unſere blöden Sinne für ihren Unglauben beſchämt und gezüchtigt."

Ich muß hier die freundliche Nachſicht meiner geneigten Leſer wiederholt in Anſpruch nehmen, daß ich bei meinen Reden über Deutſchlands Zukunft und überhaupt bei der damaligen Zeit ſo lange verweilt; aber einestheils wird mir noch in meinem zweiundachtzigſten Jahre das Herz weit und warm, wenn ich an jene große Zeit der Jahre 1813 und 1814 zurückdenke, und anderntheils wirft eben dieſe Zeit ein merkwürdiges Licht auf die folgenden Jahrzehende und ſelbſt auf unſere Gegenwart; und da ich vorausſetzen muß, daß meine damaligen Reden kaum einen meiner Leſer bekannt geworden ſind, ſo durfte ich hier aus ihnen ſo vieles wörtlich wieder aufnehmen, ja ich mußte es, um ihren Charakter vor Augen zu bringen und ihre Aufnahme zu erklären.

Wenn ich die Gedanken dieſer meiner Reden über die in Deutſchland zu treffenden Einrichtungen betrachte, ſo ſtimmen ſie in Vielem mit dem überein, was in den Jahren 1815 bis 1820, im Jahre 1848 und in der Gegenwart die Gemüther bewegt: — ein ſtarkes Deutſchland nach außen, ein einiges im Innern, Volksrepräſentation, Cenſurfreiheit, Handelsfreiheit, Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes, Verminderung der ſtehenden Heere, u. ſ. w. Gleichwohl darf ich mich

damals, wie heute, zu den entſchieden conſervativ Geſinnten zählen. Ich bin es von Jugend an geweſen, es liegt in meiner Natur und meinen Grundſätzen. Worin alſo liegt der Unterſchied zwiſchen den Anſichten meiner Reden und den Ausartungen, zu welchen dieſe Anſichten und Beſtrebungen in den Demagogen der Jahre vor 1820 und auch noch ſpäter, in der extremen Partei der Frankfurter Nationalverſammlung und den Reichsregenten vom Jahre 1849, und endlich in der äußerſten Fortſchrittspartei unſerer Tage gelangt ſind? — Er liegt erſtlich darin, daß dieſe Parteien das Heil in äußern Veranſtaltungen ſuchen, während ich dieſe erſt in die zweite und dritte Linie ſtelle und die Feſtigkeit des ganzen Baues unſerer Bundesverfaſſung in erſter Linie in der innern Würdigkeit, der Geſinnung, der Hingebung und Opferwilligkeit von Großen und Kleinen ſuche. Zweitens darin, daß ich nicht Preußen, nicht Oeſtreich, oben angeſtellt und die zweite Großmacht nicht vom Bunde ausgeſchloſſen ſehen will, ſondern von ganzem Herzen ein Großdeutſcher bin; und drittens, daß ich vor jeder Gewaltthat und jeder Rechtsverletzung zurückſchrecke, während die Umſturzmänner auch den Bürgerkrieg nicht geſcheut haben und nicht ſcheuen würden. — Waren meine Anſichten damals zu ideal, zu wenig die hemmende Gewalt des empiriſchen Elements in Rechnung bringend, ſie waren wenigſtens durchaus friedlicher Natur und ſprachen in ihren Grundgedanken die Wünſche und Hoffnungen von Tauſenden der ehrenhafteſten Männer aus.

Es war natürlich, daß ich die Schrift in meinem nächſten Kreiſe vertheilte und auch dem Generalgouverneur Gruner überreichte. Sein Beifall ermunterte mich, auch weiter zu gehen und höher ſtehenden Perſonen die Reden zuzuſchicken, welche zu der Verwirklichung der darin ausgeſprochenen Ideen wirken konnten; zu dieſen gehörte der Held des Tages, Feldmarſchall Blücher, der Chef ſeines Generalſtabes Gneiſenau, ja, wie denn zu jener Zeit jede gute Abſicht ihre Stimme bis zu den höchſten Stellen erheben zu dürfen glaubte, ſo wagte ich es auch, dem Könige von Preußen ein Exemplar durch Gruner's Vermittelung zuzuſenden. Der König dankte mir in einem kurzen Kabinetsſchreiben; Blücher ebenfalls in einem eigenhändig unterſchrie-

benen Briefe; Gneiſenau, von dem ich am erſten eine Antwort erwartet und gewünſcht hatte, blieb ſtumm. Wie viele Zuſchriften mochte er, in ſeinem Geſchäftsdrange, unbeantwortet laſſen müſſen. Allein im Frühjahr 1815, als Napoleon von Elba zurückgekehrt war und der Kampf der eben freigewordenen Völker gegen den Unterdrücker noch einmal alle Kräfte in Anſpruch nehmen mußte, da mochte ſich Gneiſenau des Profeſſors in Düſſeldorf erinnern, der ſich in ſeinen Reden als ein eifriger Vaterlandsfreund ausgeſprochen hatte; und in der Anſicht, daß in einem ſolchen Augenblicke ein Bundesgenoſſe nicht zu verachten ſei, der vielleicht in ſeinem Kreiſe durch ſein Wort die Gemüther anzuregen vermöge, ſchrieb er mir von Aachen aus, wo er die preußiſchen Heerhaufen gegen Napoleon ſammelte, folgenden Brief:

„Erlauben Sie mir, hochachtungswürdiger Herr Profeſſor, Ihnen für das Vergnügen zu danken, das mir Ihre Vorleſungen gewährt haben, wovon Sie mir ein Exemplar zuzuſenden die Güte hatten. Dieſe Schrift war mir durch den Tumult der Geſchäfte im vorigen Jahre aus den Augen gekommen, und erſt ſpät, nemlich unlängſt in Berlin, gelangte ſie wieder zu mir. Der Geiſt der verſtändigen Freiheit und urdeutſcher Geſinnung, der ſich darin offenbaret, hat mich ſehr angezogen, und jedes vorurtheilsfreie, rechtliche Gemüth muß wünſchen, daß Ihre Vorgefühle einer geordneten Zukunft und einer freien deutſchen Nationalität recht bald ins Leben übergehen mögen. Wie ſehr Preußen hierbei an Beiſpiel voranleuchtet und zur Anſchließung durch eigene Kraftanſtrengung ermuthigt, wird den Beſſeren in Deutſchland wohl hinlänglich klar geworden ſein. Der neubeginnende Kampf wird noch mehr davon zu entwickeln uns nöthigen, und ſo mögen wir hierin von den anderen Völkern Deutſchlands eben ſo redlich und kräftig unterſtützt werden, als dies von dem wackeren bergiſchen Volke geſchehen iſt.

Empfangen Sie, würdiger Herr Profeſſor, die Verſicherung meiner wohlbegründeten Hochachtung.

Aachen, den 11. April 1815.

Der Generalleutnant
Gr. v. Gneiſenau.“

Dieſer Brief iſt einer von den im Laufe meines Lebens erhaltenen, auf welche ich den meiſten Werth lege. Er dient zur Charakteriſtik des trefflichen, das Kleine wie das Große im Auge haltenden Mannes.

Auch Görres, der Herausgeber des rheiniſchen Merkurs, der ſich durch ſeine kräftigen, wahrhaft genialen und begeiſternden Artikel im Laufe der Jahre 1814 und 1815 den Ehrennamen der fünften Großmacht im Kampfe gegen Napoleon erwarb, ſchrieb mir unter dem 15. Mai 1814 aus Coblenz:

„Ich danke Ihnen für das angenehme Geſchenk, das Sie mir mit ihrem Buche gemacht haben. In Einigem, am Anfange beſonders, wo ſie vom Verhältniß des Antiken und Romantiſchen zur gegenwärtigen Zeit reden, iſt mein Ideengang etwas abweichend von dem Ihrigen, im Ganzen ſind wir aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, völlig mit einander einverſtanden. Willkommen iſt jeder Mitarbeiter, der ſich zum Werke bietet, das erſt zur kleineren Hälfte vollendet iſt, und es wäre nichts gethan, ſollte es auf halbem Wege ſtehen bleiben. Was Sie von den großen Uebungslägern ſagen, iſt wohl bedacht, gut und ausführbar und wird darum auch ſicherlich ausgeführt werden. Ich werde einmal darüber meine Gedanken im rheiniſchen Merkur mittheilen. Daß dieſer Ihren Beifall hat, iſt mir erfreulich; hat er die Beſſeren erſt für ſich gewonnen, dann wird ihm auch die Wirkung auf die Menge und dann auch auf die Mächtigen nicht entgehen. Ich hoffe, daß ich nicht umſonſt auf ſtürmiſchem Meere im Schwimmen mich geübt," — (man denke an die Rolle, die er zur Zeit der franzöſiſchen Revolution in Coblenz geſpielt, und an ſein rothes Buch) — „und daß die gewonnene Uebung in ruhiger Zeit zu etwas führt. Am guten Willen gebricht's in keiner Weiſe, und auch die Welt iſt gegenwärtig guten Willens voll" u. ſ. w.

Mein alter Göttinger Freund Thierſch ſchrieb mir ebenfalls anerkennend aus München und bemerkte, daß er das beigelegte Exemplar meiner Reden an den Kronprinzen von Baiern (nachherigen

König Ludwig) abgegeben habe und wisse, daß dieser sie mit Theilnahme gelesen und mit Auszeichnung davon geurtheilt habe.

Eine unerwartete Zuschrift bekam ich von einem Manne, mit welchem ich in keiner näheren Verbindung stand und auch nachher nicht gestanden habe, und dessen politische Rolle in seinen letzten Lebensjahren ich keineswegs billige, von Varnhagen von Ense. Die in seinem Briefe ausgesprochene Zustimmung zu den Gedanken meiner Reden, die ich ihm nicht zugeschickt hatte, erfreuten mich aber um so mehr, als ich mich seiner als eines eifrigen Zuhörers in den Fichte'schen Vorlesungen der Jahre 1802 bis 1805 wohl erinnerte. Er belobt nicht nur selbst die Reden, sondern theilt mir auch einen Brief darüber von seiner Freundin Rahel an Gentz mit, welcher mit Begeisterung von den Reden sprach. Beide Briefe sind so charakteristisch für die beiden allgemein bekannten Personen, sowie für jene Zeit überhaupt, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier abdrucken zu lassen, und bemerke nur noch, daß Rahel in ihrem Briefe an Gentz auch eine Schrift des Heidelberger Thibaut über eine allgemeine Gesetzgebung für Deutschland empfohlen hatte.

Der Brief von Rahel an Gentz lautet also:

— — „Jedoch hab' ich ein paar herrliche Bücher gelesen, wegen deren ich Ihnen eigentlich schon schreibe, sonst hätte ich mich von dem Vorsatze wohl noch länger ängstigen lassen. Sie müssen gleich ein deutsches neues Buch lesen, ganz aus meiner Einsicht geschrieben, von einem sehr rechtschaffenen, sehenden, denkenden, nicht neumodisch angesteckten Manne geschrieben, dessen ganze Seele dahin geht, uns zu helfen zu dem, was wir werden können, bald werden können; wozu gleich der Anfang von allen Guten, von den Besten, unverzüglich gemacht werden muß; ohne daß er eitel, hohl und irrig, und dumm-stolz glaubt, wir seien schon Nation — geformtes Volk — da wo wir, nachahmend den anderen, und doch keck, Namen hinsetzen und uns einander anspornen, davor — auch wie die Nachbarn — die Hüte abzuziehen. Er macht uns den natürlichsten Vorschlag an den nächsten Gesichtspunct anknüpfend, natürlich

und alſo zum wahrhaft organiſchen Wachsthum fähig, wie die deutſchen Völker ſich nähern ſollen und nah bleiben können; in einfacher ernſtlicher Geſelligkeit, wie ſie eben aus unſerem augenblicklichen Zuſtand hervorgeht; ſtellt auch ſo einfach und tief und glücklich geſehen dar, wodurch das geſchehen muß, daß man, wie bei allen großen, tief, weit und recht greifenden Gedanken, denken muß, es lag ganz und längſt oben auf, dies zu finden und zu meinen. Er ehrt kein Zeitalter vor dem anderen und hat das Antike — welches die Neu-Neueren nicht thun, weil ſie's nicht können — ſehr gut aufgefaßt und ihm daher ſeine völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſen, bloß weil er die Gegenwart ſieht und fühlt, mit ein und derſelben Fähigkeit, die da nicht erlaubt, ſich etwas weiß zu machen; ich weiß nicht, wie ſie heißt, dieſe Fähigkeit! Er ſetzt keine Bildung vor die andere, und ſo vermißt er herb in unſerer Zeit, und bei unſerem Volk beſonders, daß ſie das, was ſie mit dem Namen Aeußerliches benennen konnten, tief vernachläſſigt haben: welches auch doch ſo ſehr nicht ſchadete, wenn ſie ſich nicht noch auf die Fehler und Mängel, die dies zu wege bringt, etwas Großes einbildeten. Auf freudige Feſtanſtalten, auf innern Verein, von äußerem Zuſammenleben und Zuſammenkommen veranlaßt, auf muntere Uebung der körperlichen Geſchicklichkeiten und echte Erinnerung und Freude über glücklich ausgefallene Kraftmomente, von ſchöner Geſinnung und den beſten Willen erzeugt in unſeren Völkern, macht er Fürſten, Große, Staatsleute, Volk und Leute aufmerkſam; in der beſten Ueberzeugung, mit der redlichſten Seele; klar und verſtändlich dargeſtellt, warum dies geſchehen müſſe und wodurch es geſchehen könne. Mich hat er ſchon dahin gebracht, daß ich es für meine dringendſte Pflicht halte, dies Buch an die Beſten zu bringen, die ich nur kenne, an die, welche ſo ſtehen, daß ſie wirken können, die ſo beſchaffen ſind, daß ſie das Beſte wollen: an Hardenberg, an Tauenzien ꝛc. Sie, Gentz, ſind, Sie ſtehen ſo! Finden Sie das Buch, wie ich, ſo helfen Sie, daß ſeine Vorſchläge in Ausübung kommen. Geht es nicht gleich, ſo geht es doch bald, geht nicht Alles davon in Erfüllung,

ſo ſchreiten wir doch vorwärts, wenn nur etwas, nur manches davon gelingt; kommen auch nur ſolche Gedanken unter die Menge, an die Hohen, ſo müſſen ſie wuchern und ſpäter oder früher Frucht bringen, und thun ſie unterdes nichts, ſo halten ſie ſchlechte, lahme, ſeichte, eitle, prahleriſche Gedanken und Bücher und Vorſchläge zurück und bekräftigen diejenigen, in denen ſie ſich ſchwächer regten, zum ferneren Denken und Rechtthun; und geſchähe alles dieſes nicht, ſo muß Kohlrauſch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er von den Gerechten geleſen, geſchätzt, geliebt und weitergebracht wird. „Deutſchlands Zukunft“ heißt ſein Buch; er ſelbſt iſt Profeſſor der alten Literatur und der Geſchichte am Gymnaſium zu Düſſeldorf. Leſen Sie's, bringen Sie's an Metternich und alle Ihre Freunde; und antworten Sie mir darüber.“

„Dieſes ſchrieb meine Freundin Rahel Robert an Friedrich von Gentz (fährt Varnhagen weiter fort), und ich glaube den Brief, den ich mir vorgenommen Ihnen zu ſchreiben, verehrteſter Herr Profeſſor, nicht glücklicher eröffnen zu können, als mit dieſen ſchönen, geſinnungsvollen, freiherzigen Worten eines Geiſtes, dem Tiefe, Wahrheit und Lebendigkeit vor allen anderen verliehen ſind. Ich hatte mir eben vorgenommen, Ihnen zu ſchreiben, weil mir ſchien, daß ein Schriftſteller, der ſolcherlei Dinge geſagt und angeregt hat, von ſeinen Leſern nicht dürfe ohne Antwort gelaſſen werden, damit er wenigſtens hin und wieder die Aufnahme ſeiner Zuſchrift im Leben erfahre und auf dieſe Wirkung weiterwirken könne, indem die Recenſionen, die ihm gedruckt zu Geſichte kommen, ihn hierüber ganz unaufgeklärt laſſen und bloß den wiſſenſchaftlichen Werth oder höchſtens die Aufnahme unter den gelehrten Zunftbrüdern, keineswegs aber die politiſche Wirkung und Theilnahme berichten und darthun; weil mir ferner ſchien, daß es jetzt mehr als je wünſchenswerth ſein müſſe, Bekanntſchaft und Verhältniß unter denjenigen zu ſtiften, die immer auf einander ſollten rechnen können; weil endlich mir ſchien, daß eine Zuſchrift wie die gegenwärtige, Ihnen nicht viel weniger Freude machen müſſe, als ich

Indem ich Ihnen die innigſten Glückwünſche zu Ihrem ſchönen und großen Berufe darbringe und noch oft in Schrift und That Sie wiederzufinden hoffe, als ein Freund und Theilhaber jedes redlichen Wollens und jeder ſchönen Bildung Ihnen zu begegnen wünſche, habe ich die Ehre zu verharren

Hochgeehrteſter Herr Profeſſor

Ihr ergebenſter

K. A. Varnhagen von Enſe,
Ruß. kaiſerl. Hauptmann.

Töplitz, den 28. Juli 1814."

Für die Gentz-Metternich'ſche Welt- und Menſchenanſchauung waren aber ſolche Pläne, die, wenn auch auf dem Boden der gegebenen Verhältniſſe unausführbar, doch aus dem Glauben an das Beſſere im Menſchen entſprungen und auf denſelben gebaut waren, leeren Träumen gleich zu achten. In einem Briefe an Rahel aus Baden vom 7. Auguſt 1814, der in dem erſten Theile der von Guſtav Schleſier im Jahre 1838 herausgegebenen Schriften von Friedrich von Gentz abgedruckt iſt, heißt es unter anderem:

„Spannen Sie um Gotteswillen Ihre Wünſche und Hoffnungen nicht zu hoch. Von dem, was Sie am meiſten im Auge zu haben ſcheinen, wird, fürchte ich, gar wenig geſchehen. Sie müſſen in einer äußerſt empfänglichen, äußerſt exaltierten Stimmung ſein, um über die Schrift von Thibaut in dem Tone zu reden, den Ihr Brief erklingen läßt. Und Sie müſſen es meiner Ehrlichkeit verzeihen, wenn ich ohne Umſchweife erkläre, daß ich nicht einmal ahnden kann, wie dieſe Schrift ſo auf ſie wirken konnte. Für's Erſte iſt ſie einem einzelnen und, obgleich wichtigen, doch am Ende nur untergeordneten Gegenſtande gewidmet; für's Zweite iſt dieſer Gegenſtand keineswegs darin erſchöpft, und die Hauptſchwierigkeiten der Aufgabe ſind kaum berührt, viel weniger aufgelöſt; für's Dritte iſt ſie nachläſſig und (wie ich Ihnen durch zwanzig oder dreißig Stellen beweiſen könnte) bis zur Incorrectheit nachläſſig geſchrieben. — Ueber die von Kohlrauſch ſchweige ich, um Sie nicht zu kränken, oder den Verdacht

muthwilliger Tadelſucht zu erregen, lieber ganz. — Nein! bis jetzt habe ich über den künftigen Zuſtand von Deutſchland noch nichts geleſen, das meine Aufmerkſamkeit auch nur auf fünf Minuten hätte feſſeln können; und überhaupt finde ich die politiſche Schriftſtellerei dergeſtalt geſunken, daß es mir nicht mehr einfällt, mich in gedruckten Blättern Raths zu erholen.

Daß die Staats und Geſchäftsmänner Beſſeres und Größeres liefern werden, behaupte ich deshalb nicht; aber eben darum habe ich über viele unerreichbare Dinge längſt meine Partie genommen. Wenn Sie alles das wüßten, was uns wirklich drückt, oder die Fragen kennten, auf welche Antworten gefunden werden müſſen, alle die ſchweren Probleme, die uns weit näher liegen, als das allgemeine Geſetzbuch für Deutſchland (deſſen Wünſchenswürdigkeit ich noch gar nicht anerkenne, deſſen Möglichkeit ich faſt abſolut beſtreite), — Sie würden doch aufhören, von Kohlrauſch und Thibaut zu ſprechen."

Wie bezeichnend iſt dieſer dreifache Standpunct der Betrachtung der Dinge: die enthuſiaſtiſche Erregung des Gemüthes für ideelle Zuſtände und dem gegenüber der kalte blaſierte Unglaube an den Geiſt, der auch in den Völkern Großes zu bewirken im Stande iſt, und die Meinung, daß nur Wenige berufen ſeien, die blinde Menge zu leiten; und zwiſchen beiden der mittlere Standpunct eines Gneiſenau, der den Widerſtand der Selbſtſucht auf den hohen wie niedrigen Stufen des Lebens wohl kennt, aber in ſeiner Großherzigkeit den Glauben nicht verloren hat, daß aus dem Zuſammenwirken der Wohlgeſinnten, wenn auch nicht das Vollendete, ſo doch das Beſſere auch in den äußeren Verhältniſſen geſchaffen werden könne.

Wenn man die Gegenſätze der erſten beiden Richtungen jener Zeiten zuſammenhält, ſo kann man ſich nicht verwundern, daß, anſtatt der gehofften großartigen Schöpfungen, Verwirrungen wie die nach dem Jahre 1815 in Deutſchland zum Vorſchein kamen. Wenn ich, der ich mich, wie ſchon bemerkt, entſchieden zu den gemäßigten, zu ausſchweifenden Phantaſie-Aufregungen gar nicht geneigten, Naturen rechnen darf, wenn ich, ohne allen Parteieifer, ohne allen Einfluß

von außen, in einer von politischen Bestrebungen gänzlich freien Umgebung, in meinem 34sten Lebensjahre durch die großartigen Eindrücke der Zeit zu einer so idealen Auffassung unserer Zukunft hingerissen werden konnte, wohin konnten zwanzigjährige Jünglinge von feuriger Natur, wohin Männer von kräftigem politischen Streben, durch die Nachwirkung eben dieser Zeit fortgerissen werden! — Hätten nicht Männer wie Metternich, Gentz, Schmalz, Kamptz u. s. w. das Leben in das Geleise der dumpfen, alltäglichen Gleichgültigkeit zurückzudrängen gesucht, hätten vielmehr die Regierungen sich an die Spitze der Bewegung gestellt und die besseren Kräfte, wo sie sich fanden, für eine würdige Neugestaltung der in der französischen Zeit doch schon aus den alten Fugen gekommenen Verhältnisse benutzt, so konnte damals, wo der gute Wille, eine religiöse Stimmung und der Glaube an den Sieg der Besseren noch vorherrschend waren, ein Zustand begründet werden, welcher uns vor den ferneren Verirrungen der früheren Jahre, sowie der Jahre 1830 und 1848, und der jetzigen Zerfahrenheit der Welt, wenigstens in unserm Deutschland, mit Gottes Hülfe bewahren konnte.

XII. Das Leben in Düsseldorf vom Februar 1814 bis zum September 1818.

Von jenen das Allgemeine im Auge haltenden Mittheilungen kehre ich zu meinem nächsten Kreise im Hause und in der Schule zurück. Meine Einführung in die Schule geschah in den ersten Tagen des Februar, aber meine Familie hatte ich noch nicht mit mir nehmen können, weil in jenen Tagen der erneuerten Kriegszüge nur mit Mühe die nöthigen Transportmittel für unsere Sachen zu beschaffen waren. Endlich am 16ten Februar folgte meine Frau mit den Kindern nach. Am 17ten traf es sich, daß im Theater Shakespeare's Hamlet, Prinz von Dänemark, gegeben wurde, und das dänische Herz meiner Frau kam meiner Vorliebe für Shakespeare entgegen; wir gingen in's Theater. Aber nach dem zweiten Acte verlangte meine

Frau nach Hause geführt zu werden, und nach wenigen Stunden erblickte unser vierter Sohn das Licht der Welt. Dieses Ereigniß hat nachher zu manchem Scherze von Seiten unserer Freunde Veranlassung gegeben und meine Frau in den Ruf einer enthusiastischen Freundin des Theaters gebracht. Etwas Wahres war daran; sie hat mir wohl gestanden, daß sie in ihrer Jugend nicht üble Lust gehabt habe, selbst Schauspielerin zu werden, namentlich ihre Stimme für die Oper auszubilden. — Doch dieses nur in Parenthesi; die Aufgabe der neuen häuslichen Einrichtung und die Sorge für die 4 lebhaften Knaben, welche nicht viel über 5 Jahre an Alter aus einander waren, nahmen ihre Kräfte bald eben so sehr in Anspruch, als die neue Schule die meinigen.

Unser Lehrercollegium wurde so schnell als möglich einigermaßen vollzählig gemacht. Von den älteren katholischen Lehrern waren der Professor Schram, nachheriger Bibliothekar an der Universität Bonn, der mathematische Lehrer Brewer, der Lehrer der französischen Sprache, Abbé Daulnoy und der Geistliche Hagemann, Lehrer der Religion und der lateinischen Sprache in den unteren Klassen, im Amte geblieben. Auch der würdige Rector Schallmeyer gab noch einige Stunden Unterricht in der Religion und Philosophie in der obersten Klasse. Im März folgte ein ehemaliger College Kortüms am Pädagogium in Halle, Friedrich Strack, dann Lehrer am Gymnasium in Wertheim, einem Rufe nach Düsseldorf und schloß sich als dritter dem engeren Freundschaftsbunde zwischen Kortüm und mir an. Sein Eifer für die Schule und seine achtbaren Kenntnisse machten ihn zum tüchtigen Mitarbeiter für die Hebung derselben, und sein durch und durch braves und treues Wesen, verbunden mit einer liebenswürdigen Originalität, brachte eine angenehme Würze in den geselligen Verkehr, der auch dadurch bald sehr innig wurde, daß sich eine warme Freundschaft zwischen seiner Frau und Schwester und meiner Frau bildete.

Um das Lehrercollegium noch mit einem katholischen Lehrer zu vervollständigen, hatte sich Kortüm schon früher an den würdigen, auch mit classischer Gelehrsamkeit ausgerüsteten, Professor

der Theologie Kiſtemaker in Münſter gewendet mit der Frage, ob er nicht unter ſeinen Schülern einen jüngeren Mann habe, den er zum Gymnaſiallehrer empfehlen könne. Kiſtemaker antwortete, die jungen Studierenden mit gründlichen Schulkenntniſſen ſeien auch in Weſtphalen dünn geſäet, aber er habe einen, freilich noch ſehr jungen, Mann unter ſeinen Zuhörern, der bei Seidenſtücker in Soeſt tüchtige Schulſtudien gemacht und Luſt und Anlage zum Lehrfache habe; wenn man es in Düſſeldorf mit ihm verſuchen wolle, ſo werde er ihn zu beſtimmen ſuchen, einem Rufe dahin zu folgen. Es war der aus Soeſt gebürtige Studioſus der Theologie Brüggemann. Er kam, und ſeine allerdings noch ſehr große Jugend machte es ihm anfangs ſchwer, ſeine ziemlich verwilderte zahlreiche Klaſſe, die Quinta, in ſtrenger Ordnung zu halten. Dazu kam, nicht lange nach ſeinem Eintritte in's Schulamt, eine ſchwere Unterleibskrankheit, die ihn längere Zeit von aller Schularbeit zurückhielt. Aber geneſen, gab er ſich mit ſolcher Energie ſeinem Amte wieder hin, daß er in kurzer Zeit alle Schwierigkeiten überwunden hatte, daß ſeine Klaſſe muſterhaft und daß es eine Freude war, ſeinen Stunden, beſonders den lateiniſchen grammatiſchen, beizuwohnen. Sehr ſelten habe ich in meiner langen Schulerfahrung ein ſolches Beiſpiel ſchneller und glücklicher Entwickelung eines jungen Lehrers, eines ſolchen von Talent unterſtützten eindringenden Fleißes geſehen, wie bei Brüggemann. In kurzer Zeit konnte er auch in den oberen Klaſſen gebraucht werden, und als Kortüm im Jahre 1822 als Conſiſtorial- und Schulrath in die Regierung zu Düſſeldorf trat, wurde Brüggemann, obgleich er einer der jüngeren Lehrer der Anſtalt war, zum zweiten Director des Gymnaſiums ernannt, während Kortüm, eben jenes Umſtandes wegen, die obere Leitung, ohne Unterricht zu geben, noch beibehielt. Als er dieſe aber, ſeiner Regierungsgeſchäfte wegen, im Jahre 1827 aufgab, blieb Brüggemann einziger Director, jedoch auch nur bis 1831, da er als Regierungs- und Schulrath nach Coblenz verſetzt wurde. Im Jahre 1839 wurde er als Geheimer Regierungsrath in das Cultus-Miniſterium nach Berlin berufen, in welchem er noch in der oberen Leitung des höheren katholiſchen Schulweſens und

[illegible]

Liebe ſich verband. Aus dieſen Elementen erwuchs jene erſte Blüte des Gymnaſiums in Düſſeldorf, deſſen Andenken noch jetzt, faſt nach einem halben Jahrhundert, friſch iſt in den Seelen derjenigen, welche einſt ihm angehörten."

Auch die Turnübungen wurden hier ſchon im Frühjahr 1815 eingeführt, und dieſes erinnert mich daran, was ich nachzuholen nicht vergeſſen darf, daß zu den ausgezeichneten Männern, die im Frühjahr und Sommer 1814 nach Düſſeldorf kamen, auch der Turnvater Jahn und der treffliche Ernſt Moritz Arndt gehörten, denen ſich die ſchon verbundenen Freunde ſchnell in herzlicher Zuneigung anſchloſſen. Die Abende, welche wir mit dieſen Männern, zu welchen auch für kurze Zeit Görres kam, genoſſen haben, ſind mir unvergeßlich. Einen Vereinigungspunct bildete das Haus der ſchon früher erwähnten Geheimräthin Schloſſer, und im Sommer verlebten wir auch heitere Tage mit Arndt und Jahn bei dem Schwiegerſohn derſelben, David Haſenklever und ſeinen Brüdern auf deren ſchönem Bergſitze Ehringhauſen. So innig und wohlbegründet waren die in der gemüthswarmen damaligen Zeit, wenn auch in kurzem Zuſammenleben, geſchloſſenen Freundſchaften, daß die meinige mit den obengenannten Männern bis zu deren Tode ungeſchwächt fortgedauert hat.

Auf meine amtliche und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hatten die Anregungen, welche von dieſen Männern ausgingen, auch keinen geringen Einfluß. Meine Vorliebe für Geſchichte, welche ich in mein Lehramt mitbrachte, bewirkte es, daß mir neben dem Klaſſenordinariate von Secunda der Geſchichtsunterricht in der ganzen oberen Hälfte des Gymnaſiums übertragen wurde, und da die aus der früheren Zeit zurückgebliebenen Schüler mit der alten Geſchichte, der Vorliebe der katholiſchen Anſtalten für dieſelbe gemäß, am genaueſten bekannt waren, ſo durfte ich meiner, durch die Zeitverhältniſſe geſteigerten, Neigung folgen, die deutſche Geſchichte in mehreren Klaſſen zum Gegenſtande meines Unterrichts zu machen, und darf ich glauben, daß dieſer Unterricht mir in nicht gewöhnlicher Weiſe gelang und auf meine Schüler einen lebendigen Eindruck machte. Es war nicht allein

der Einfluß der großen Zeit, welche den Lehrer, wie die Schüler, gerade für die vaterländiſche Geſchichte begeiſterte, ſondern es war auch noch ein individueller Grund, der in mir ſelbſt lag und den ich nicht verſchweigen will, weil er zugleich einiges Licht auf die Unterrichtskunſt ſelbſt wirft.

Mein Geſchichtsunterricht war damals ſo wirkſam, weil ich ſelbſt noch Geſchichte zu lernen hatte. Das klingt paradox und iſt nichts deſto weniger wahr. Indem ich tüchtig Geſchichte ſtudierte, übertrug ſich das Intereſſe an dem Neuen, was ich lernte, auf meinen Vortrag; er wurde dadurch belebt, und die Sachen, die ich hervorhob, trafen gerade das, was den Schülern als Lernenden das Wichtigere ſein mußte, denn nur dieſes hatte ich bei meiner Vorbereitung zum Unterrichte im Auge gehabt. Allerdings iſt dabei das erſte Erforderniß, daß der Lehrer es mit ſeiner Vorbereitung ernſtlich meint, und daß er zugleich Gefühl und Tact für dasjenige hat, was für die Jugend gehört. Der gelehrte Geſchichtskenner hat dieſes Gefühl mehr oder weniger verloren, und es wird ihm oft langweilig, das ihm ſelbſt ſo Bekannte und faſt trivial Gewordene noch einmal vorzutragen. Er thut es, wenn es ſein muß, ohne lebendige Theilnahme, hält ſich auch ſo wenig wie möglich dabei auf und vertieft ſich in Einzelheiten, die ihn mehr anſprechen, für die Schüler aber überflüſſig ſind, ſie oft nur verwirren; oder er füllt auch die Zeit mit Räſonnement aus, welches die Schüler nicht verſtehen können, weil ihnen die hiſtoriſche Grundlage fehlt, aber um ſo eifriger nachſprechen, weil es nach tiefer geſchichtlicher Einſicht ſchmeckt. Die Klippe liegt nicht nur bei dem geſchichtlichen, ſondern auch bei dem ſprachlichen und ſelbſt dem mathematiſchen Unterrichte nahe. Der Sprachkundige und der mathematiſche Denker geht oft zu raſch über die Elemente weg, weil ihm ſelbſt alles ſo bekannt und ſo geläufig iſt, daß er es nicht begreifen kann, wie jemand die Sache nicht ſofort verſtehen oder ſo ſchnell wieder vergeſſen könne. Darum ſind nur diejenigen Lehrer recht wirkſam, welche, ihre übrige Tüchtigkeit vorausgeſetzt, entweder noch jung ſind und ſelbſt mit den Schülern lernen, oder, wenn älter, die Gabe beſitzen und ſich täglich in ihr üben, ſich in den Zuſtand

der Lernenden zu versetzen und ihr eigenes wissenschaftliches Interesse in den Hintergrund zu stellen.

Die Lebendigkeit, mit welcher ich die deutsche Geschichte studierte und vortrug, in der ersten Zeit in mehreren Klassen zugleich, übertrug sich auch auf die Bearbeitung derselben für den Druck, zu der ich mich sehr bald entschloß, denn ich sah mich vergeblich nach einem passenden Buche darüber für den Schulgebrauch um. Die Hülfsbücher, welche sich in der damaligen Zeit dem Lehrer darboten, wenn er nicht selbst aus den Quellen schöpfen konnte, — die übrigens damals auch noch wenig zugänglich waren, — waren die größeren Werke von Schmidt, Heinrichs, Maskow und andere. Für den Schüler war aber so gut wie gar nichts vorhanden, was er auch privatim mit Interesse lesen konnte, sowie auch für das größere Publikum ein Buch über deutsche Geschichte in würdiger Popularität der Darstellung fehlte. Ich unternahm diese Arbeit, und was ich am Tage in der Schule gelehrt hatte, schrieb ich meistens des Abends und in der Nacht, oft bis 1 und 2 Uhr, mich ganz dabei vergessend, für den Druck nieder, und dieser Art der Entstehung meiner deutschen Geschichte glaube ich es größtentheils zuschreiben zu dürfen, daß sie, ungeachtet ihrer wissenschaftlichen Mängel, gleich nach ihrer Erscheinung Beifall fand und daß schnell nach einander mehrere Auflagen nöthig wurden. Am höchsten stieg aber mein Eifer für diese Arbeit, als ich an die Geschichte unseres Freiheitskampfes kam, die ich so eben in ihrem gemüthergreifenden Hergange mit durchgelebt hatte. Und, was ich schon bei Gelegenheit meiner Reden über Deutschlands Zukunft bemerkt habe, daß nicht eigentlich ich, sondern daß die große Zeit durch mich redete, das kann ich in noch reicherem Maße von meiner Beschreibung der deutschen Freiheitskriege sagen. Auch jetzt noch, wenn ich wieder hineinsehe, kommt mir oft das Gefühl, als rede da ein Fremder, der das alles selbst mit angesehen und erlebt habe. Insofern kann ich mir freilich eine bewußte Absicht bei der Entwerfung dieser kleinen Schrift, die auch unter dem Titel der deutschen Freiheitskämpfe besonders erschien, zuschreiben, daß ich sie für die Feier der großen Feste des 18ten October, 31sten März und 18ten Juni

bestimmt hatte und den Wunsch hegte, sie möchte auch in die Volksschulen und in die Hände des Volks überhaupt kommen. Und in der That wurde nicht nur bei uns in Düsseldorf (wo schon 1814 der 18te October auf dem Grafenberge mit Feuern und Verbrennung der Guillotine unter großem Volksjubel gefeiert war), sondern auch in vielen anderen Schulen die Feier jener großen Feste mit Vorlesung meiner Schilderungen mehrere Jahre hindurch begangen.

Die lobenden Zuschriften, die mir schon nach der Erscheinung des ersten im Jahre 1816 gedruckten Bandes meiner deutschen Geschichte von Männern, wie der Minister Stein, der General Gneisenau, die Professoren Heeren und Sartorius in Göttingen, die Geheimräthe Nicolovius und Süvern in Berlin und manchen anderen, zu theil wurde, feuerten mich um so mehr an, die Arbeit zu beeilen, und die drei Abtheilungen des Buches waren auch wirklich schon 1817 gedruckt. Aber ich hatte mir doch mit den nächtlichen Arbeiten, neben meiner reichlichen Tagesarbeit als Lehrer, zu viel zugemuthet; im Frühjahr 1816 und noch mehr 1817 fing ich an nicht unbedenklich zu kränkeln und fühlte mich überhaupt sehr angegriffen, so daß mir der Arzt die größte Schonung empfahl und mich längere Zeit Isländisch Moos gebrauchen ließ. Da kam mir nun eine schon in Barmen angeknüpfte Bekanntschaft mit der Tochter meiner Hauswirtin Bredt, der schon früh verwitweten Frau Brügelmann, Besitzerin einer großen Baumwollspinnerei und eines schönen Gutes zu Cromford, ein paar Stunden von Düsseldorf, zu Hülfe. Zwischen dieser Frau und der meinigen hatte sich eine innige Freundschaft gebildet, und wir fanden mit unseren Kindern, so oft wir wollten, ein herzliches Willkommen in dem gastlichen Cromford, ich aber benutzte jede Ferienzeit zu einem längeren Aufenthalte auf diesem frei und schön gelegenen Gute, in seinem großen Garten und den daran stoßenden Gehölzen, zu meiner wahren Erfrischung. Das Gefühl, wie der Schulstaub schon nach wenigen Tagen von meiner freiwerdenden Seele abfiel, ist mir noch heute lebhaft gegenwärtig, und ich gedenke mit warmer Dankbarkeit der Freundschaft dieser trefflichen Frau, die leider auch schon seit 12 Jahren im Grabe ruht. — Auch darf ich

der Freundlichkeit der Familie Hasenklever nicht vergessen, bei welcher ich einmal während der längeren Ferien in Ehringhausen verweilt und meine deutsche Geschichte für eine zweite Auflage durchgearbeitet habe.

Es war nicht nur meine deutsche Geschichte und meine gewöhnliche Schularbeit, die mir so zugesetzt hatten, sondern es waren noch andere Anstrengungen dazu gekommen. Schon als ich die Lehrerstelle in Düsseldorf annahm, hatte ich, weil mein Gehalt nur 700 Francs betragen sollte, die Verbindlichkeit übernommen, einigen Unterricht in dem Mädcheninstitute einer Pastorin Eichelberg zu ertheilen, und konnte mich nachher dieser Verpflichtung nicht sofort entziehen. Auch ist mir von dieser Anstalt eine angenehme Erinnerung geblieben, da mir der Unterricht junger Mädchen von Barmen her lieb geworden war, und ich ebenfalls in Düsseldorf sehr empfängliche Schülerinnen fand, von denen mir einige auch im späteren Leben befreundet geblieben sind. Ich nenne nur die Töchter des ehrwürdigen Obergerichtspräsidenten Sethe.

Ferner mußte ich auch für den Unterricht meiner beiden heranwachsenden ältesten Knaben und für die Kinder meines Freundes Bischoff Sorge tragen, der als General-Stabsarzt bei dem fünften deutschen Armeecorps unter dem Herzog von Coburg vor der Festung Mainz stand. Ich hatte zu dem Ende meinen Hülfslehrer Schumacher aus Barmen mit nach Düsseldorf genommen, um diese mit den Kindern noch einiger anderer Familien, unter welchen die von Ammon'schen uns besonders lieb wurden, zu unterrichten, mußte jedoch selbst auch in dieser kleinen Schule Unterricht ertheilen, um sie im rechten Geleise zu erhalten.

Endlich wurde meine Thätigkeit auch noch in einer öffentlichen Stellung in Anspruch genommen, indem der Generalgouverneur Gruner einen provisorischen Schulrath errichtete, welcher unter dem Vorsitze des Staatsraths Jacobi ein organisches Statut für das Volksschulwesen des Großherzogthums Berg entwerfen und zur Ausführung bringen sollte, und mich, nebst dem Director Kortüm und dem Schulrath Bracht, zu Mitgliedern desselben ernannte. Es wurden

Regulative ausgearbeitet, die Volksschulen wurden in Districte eingetheilt und denselben Schulpfleger vorgesetzt. (Dem Streben der Zeit gemäß, alle Fremdwörter aus unserer Sprache zu verbannen, sollte statt des Titels Schul Inspector ein deutscher Name gewählt werden. Mir kam der Luther'sche Landpfleger des jüdischen Landes in den Sinn und der Titel Schulpfleger wurde officiell gemacht.) Der bergische Schulrath bestand bis zur Uebergabe des Landes an die Krone Preußen und Einsetzung der preußischen Verwaltungsbehörden. Es sei bei dieser Gelegenheit noch einmal des würdigen Staatsraths Georg Jacobi mit dankbarer Erinnerung gedacht, welcher das Wohlwollen für Kortüm auch auf mich übertrug und jetzt in den Sitzungen des provisorischen Schulraths sich als einen gemüthlich biederen und zuverlässigen Leiter der Geschäfte bewährte.

Nach allem Obigen wird es keines weiteren Beweises bedürfen, daß ich in Düsseldorf nicht müssig gewesen bin und daß sich meine theilweise Ermattung im dritten und vierten Jahre leicht erklären läßt. Das Leben des praktischen Schulmannes, wenn er es ernstlich mit seinem Berufe meint, ist kein leichtes und ich habe mich später, nachdem ich aus dem eigentlichen Lehramte in das das Schulwesen leitende Geschäftsleben versetzt war, obgleich ich auch darin genug Arbeit fand, doch oft gefragt, ob ich mich nicht als Lehrer früher aufgerieben haben würde. Es ist ein großer Unterschied, ob man zu seinen Arbeiten auf seiner stillen Stube die passende Stunde wählen und Unterbrechungen eintreten lassen kann, um sich zu erholen, oder ob man zur bestimmten Stunde, Morgens 7 oder 8 Uhr, durch Wind und Regen und Schnee zur Schule eilen und vor seine Schüler treten muß, mag man sich wohl fühlen oder nicht, zum Reden aufgelegt sein, oder zum Schweigen. Die Schüler sehen uns erwartungsvoll an, und wenn sie nicht in Unruhe oder in Schlaffheit verfallen sollen, so müssen wir die eigene Schwäche niederkämpfen, mit aller Anstrengung die Kräfte zusammennehmen, und das Beste, was wir in uns tragen, zur Befriedigung der Schüler herausgeben. Oft gelingt dieses zu unserer eigenen Freude und Ueberraschung und wir gehen als Andere

aus der Schule, als wir hineingingen; allein daß dabei ein gutes Theil Lebenskraft aufgerieben wird, ist offenbar.

Mein Verhältniß zu Kortüm wurde in unserm Zusammenleben und Wirken ein immer innigeres, auf gegenseitige Uebereinstimmung der Charaktere, der Grundsätze, der Lebenserfahrung und Menschenbeurtheilung gegründetes. Es hat alle Wechsel der Schicksale, alle räumliche Trennung und Verschiedenheit des Wirkungskreises, ungeachtet das unmittelbare Zusammenleben nur fünftehalb Jahre umfaßte, überdauert. Auf dem Boden der religiösen Ueberzeugungen, der tiefgewurzelten Liebe zur Wahrheit und Verschmähung alles Scheinwesens, zeigte sich unsere Uebereinstimmung so probehaltig, daß nicht nur in dem persönlichen engen Zusammenwirken für den nächsten Beruf nie eine ernstliche Differenz vorgekommen ist, sondern daß auch in den 41 Jahren nach unserer Trennung in dem lebhaften brieflichen Verkehr die Gemeinsamkeit des Urtheils über die größeren Weltbegebenheiten wie über kleinere Lebensverhältnisse, über menschliche Charaktere, literarische Erscheinungen, Geschäftssachen, Schulverwaltung, und was sonst das Leben an bemerkenswerthen Dingen mit sich bringt, oft auf überraschende Weise hervortrat. Ja es konnte der eine der Freunde meistens mit Bestimmtheit vorausſagen, wie der andere in großen und kleinen Dingen über eine Sache urtheilen werde. Die Verschiedenheit der Temperamente gab den Gefühlen und Ansichten allerdings oft eine etwas andere Färbung. Kortüm war leicht erregbar, ja reizbar, und die äußere Ruhe und Haltung, die er stets zu bewahren wußte, verdeckte nicht selten eine starke innere Bewegung. Meine größere Ruhe und Unbefangenheit, die schon durch die acht Jahre, die ich im Alter voraus hatte, unterstützt wurde, diente oft zur rascheren Beruhigung von Kortüms Inneren, während dessen leicht erregbares lebendiges Interesse mich oft zur Theilnahme an Dingen mit fortzog, die sonst vielleicht unbemerkt an mir vorüber gegangen wären. Auch auf meine Familie erstreckte sich Kortüms Theilnahme und Freundschaft, wovon meine Kinder und Enkel noch in späterer Zeit redende Beweise erfahren haben.

Doch, ich muß wiederum in der Zeit zurückgreifen, um die Eindrücke der wichtigen Ereigniſſe der Jahre 1814 und 1815 nicht zu übergehen. In dieſen Jahren wurde unſer Kreis auf das lebhafteſte durch die großen Weltbegebenheiten in Spannung gehalten. Der erſte Sieg Blüchers bei Brienne und la Rothière, im Anfange des Februar, das ſchwankende Kriegsglück in der Mitte dieſes Monats; die ängſtliche Zeit der Erwartung im März, da eine Zeitlang durch Napoleons Vordringen gegen Lothringen im Rücken der Alliirten die Verbindung mit denſelben abgeſchnitten war und alle Nachrichten ausblieben oder unſicher wurden; dann die gewaltig ergreifende Kunde von dem Kampfe vor den Barrièren von Paris und dem Einzuge der Verbündeten in dieſe Stadt am 31. März; — wer jene Zeit mit erlebt und durchempfunden hat, weiß, wie ſtark die Gemüthsbewegungen waren, welche alle Freunde des Vaterlandes oft ſo tief ergriffen. Und eine zweite faſt noch bewegtere Zeit gerade für die Gegenden des Niederrheins brachte Napoleons Wiederkehr von Elba im März 1815 wegen der Nähe des Kriegsſchauplatzes. Mir ſtehen die Stunden aus dem Juni noch lebhaft vor der Seele, in welchen der proviſoriſche Schulrath ſeine Sitzungen hielt und die Mitglieder vor dem Gewichte der ſich vielfach durchkreuzenden Nachrichten, die ein jeder mitbrachte, von den vorliegenden Arbeiten kaum die wichtigſten berathen konnten. Der Staatsrath Jacobi hatte durch ſeine Verbindung mit der Familie des Generalgouverneurs Sack in Aachen immer die neueſten Nachrichten, und mit ſchwerer Sorge erfüllte uns, nach der Mitte des Juni, die Nachricht, daß die Familie desſelben ſchon von Aachen abgereiſt ſei, um in Düſſeldorf eine beſſere Zuflucht zu finden, da ſich der Krieg bedrohlich nähere. Dunkle Gerüchte von der Schlacht bei Ligny und dem Rückzuge der Preußen durchliefen die Stadt. Es wird am 19ten oder 20ſten des Abends geweſen ſein, als die Mitglieder des Schulraths auch ſo zuſammenſaßen und ihre gedrückte Stimmung durch ein ungewöhnliches Geräuſch von eilig die Straße durchlaufenden Menſchen unterbrochen wurde. Die Sitzung wurde aufgehoben und in geſpannter, keineswegs freudiger, Erwartung eilten wir auf die Straße. Die Frage, was die ungewöhnliche

Bewegung bedeute, wurde von herantretenden Bekannten und Unbekannten in haſtiger Rede dahin beantwortet, daß ein großer Sieg der Preußen und Engländer am 18ten erfochten ſei; ſchon ſei ein Courier durchgeeilt, ja, der Oberſt v. Thiele halte in dieſem Augenblicke in dem erbeuteten Wagen des Herzogs von Baſſano auf dem Poſthofe, um dem Könige von Preußen entgegen zu eilen. Man wollte ſogar ſchon Briefe aus Aachen geſehen haben, die den Sieg beglaubigten. Freunde, die ſich auf den Straßen begegneten, fielen ſich mit Thränen in den Augen in die Arme, und ſo entſchieden traten die Siegesnachrichten auf, daß die Stadt ſich ſchnell erleuchtete, daß die Menſchen in die Kirchen ſtrömten, um Gott zu danken, und daß unter anderm der alte ehrwürdige lutheriſche Paſtor Hartmann bei gefüllter Kirche auf die Kanzel trat und eine Rede voll des begeiſtertſten Dankes hielt, wie ſie gewiß nie aus augenblicklicher Eingebung ſo von ſeinen Lippen gefloſſen war. Solche Augenblicke erlebt und ihre Erſchütterungen gekoſtet zu haben, bildet einen leuchtenden Punct auf der Lebensbahn, deſſen Eindruck nie erliſcht.

Die Beſtätigungen folgten ſich raſch und an einem der folgenden Tage erregte ein Brief Gneiſenau's an die Oberſtin v. Klauſewitz, die nebſt andern Offiziersfrauen in Düſſeldorf die Entwickelung der Begebenheiten abwarteten, die größte Senſation, ſchon ehe er geöffnet war, denn Gneiſenau hatte auf die Adreſſe geſchrieben: „Man bittet, das Siegel zu betrachten"; und ſiehe es war Napoleons eigenes Pettſchaft, mit welchem der Brief geſiegelt war; es war in ſeinem am Abend der Schlacht erbeuteten Wagen gefunden. Auch der Brief wurde ſofort mit Bewilligung der Empfängerin in der Düſſeldorfer Zeitung abgedruckt und enthielt in begeiſterter Sprache die Beſchreibung der von Gneiſenau bei hellem Mondſchein ausgeführten Verfolgung, welche den Sieg ſo vollſtändig machte. Der Brief ſchilderte, wie die Haufen der Flüchtigen wohl von zehn Lagerplätzen, wo ſie Athem zu ſchöpfen verſucht, durch das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Flügelhörner aufgeſchreckt ſeien, wie die Heerſtraße den Anblick eines großen Schiffbruchs dargeboten habe, indem ſie mit unzähligen Geſchützen, Pulverkarren, Wagen, Gewehren und Trüm-

mern aller Art überſäet geweſen u. ſ. w. Der von Gneiſenau verfaßte Schlachtbericht Blüchers enthielt ſpäter faſt dieſelben Schilderungen. — Eine große Bewegung erregte es ebenfalls bald nachher, als Napoleons eigener Wagen, von vier großen braunen normanniſchen Pferden gezogen, in Düſſeldorf erſchien. Der Major Keller hatte ihn, als er mit ſeinem pommerſchen Bataillon zuerſt in Jemappe eindrang, erbeutet und ſchickte ihn jetzt nach Düſſeldorf zu ſeiner Frau, die hier ebenfalls weilte, und dieſe, in der berauſchenden Freude über einen ſolchen Siegespreis, verſchenkte, bei dem Auspacken der Wagenkaſten, bei welchem ſich in dem Hotel, wo ſie wohnte, erſtaunte Zuſchauer verſammelt hatten, den umſtehenden Bekannten und Unbekannten, als Erinnerung aus der Napoleoniſchen Beute, Bücher, Taſſen, kleine Reiſebedürfniſſe, Raſiermeſſer u. ſ. w.; und ſo erhielt auch Kortüm, der zufällig zugegen war, ein Exemplar eines lateiniſchen Autors, ich glaube des Sueton, in welchem an bezeichnenden Stellen Bleiſtiftſtriche, unzweifelhaft von Napoleons Hand gemacht waren; denn welcher Dritte hätte in Napoleons Büchern Randgloſſen machen dürfen? — Man beredete die Majorin Keller, den Wagen und ſeinen Inhalt für ein den Armen beſtimmtes Eintrittsgeld ſehen zu laſſen, und ſo habe auch ich mit Frau und Kindern das Reiſeſervice Napoleons von Silber, mit dem kaiſerlichen Wappen, ſeine Taſſen, ſeine Bücher, ſein Schreibzeug, ſein eiſernes Feldbett mit Matratzen und Kiſſen, und ſonſtige Reiſebedürfniſſe geſehen.

Welchen Eindruck dergleichen anſchauliche Siegesbeweiſe auf meine älteſten Knaben machten, die nun ſchon im 5ten und 6ten Jahre waren und täglich von den Kriegsereigniſſen reden hörten, läßt ſich ermeſſen. Der alte Blücher war ihr gefeierter Held, ſeinen Namen übertrugen ſie auf alles, was ihnen groß und hervorragend erſchien, ja, wenn wir im Winter von $18^{14}/_{15}$ am Rheine ſpazieren gingen und die Eisſchollen vorbeitreiben ſahen, ſo wurde die mächtigſte dieſer Schollen Blücher genannt, andere große mußten Gneiſenau, York, Bülow, Kleiſt, Schwarzenberg u. ſ. w. heißen, denn dieſe Namen waren ſchon in dem Munde der Kinder. Und als nun im Jahre 1815 der fünfte Knabe und 1817 die erſte Tochter geboren wurde, kam der älteſte,

Rudolf, ganz ernſthaft zu mir und fragte: „Vater, ſind wir fünf Jungens wohl zu einer Kompagnie Soldaten genug und kann die Thea“, ſo hatten wir das Mädchen genannt, „wohl als Marketenderin mit uns ziehen?“ So feſt ſtand es ihnen, daß jeder Junge Soldat werden mußte, um die Franzoſen von Deutſchland zurückzuhalten.

Die fünf Knaben, die in raſcher Reihe einander folgten, waren meiner lieben Frau doch nicht ganz nach Sinne geweſen; ſie trug unſere verſtorbene Linda noch immer im Herzen und wünſchte ſich ſehnlichſt wieder eine Tochter. Dieſe erſte, unſere Thea, erregte daher große Freude; aber leider wurde dieſelbe bald wieder getrübt, als der fünfte Knabe, den wir nach dem Bruder meiner Frau Arndt genannt hatten, ein ſelten ſchönes Kind mit den ausdrucksvollſten braunen Augen, eine Unterleibskrankheit bekam und im Alter von anderthalb Jahren ſtarb. Dieſer Verluſt griff die Geſundheit meiner Frau ſehr an, und nöthigte ſie auch, für das zuletztgeborene Kind eine Amme zu nehmen, zu ihrem großen Leidweſen, denn bis dahin hatte ſie alle unſere Kinder ſelbſt geſtillt. Da zeigte ſich nun wieder die Freundſchaft der Frau Brügelmann in ſchönſter Thätigkeit und Sorgfalt; meine Frau mußte mit den kleineren Kindern ſich längere Zeit in Cromford aufhalten und in der freien Natur erholen und ſtärken.

In Düſſeldorf hatte ſich der Kreis unſerer näheren Freunde auch vermehrt. Kortüm war zu einer befreundeten Familie Jacobi gezogen, nemlich zu dem geweſenen Kaufmanne Eduard Jacobi, dem jüngſten Stiefbruder des Präſidenten F. H. Jacobi. Er war bald ſo einheimiſch in derſelben, wie ein Kind des Hauſes, und führte auch unſere genauere Verbindung mit demſelben herbei. Es war ein ſehr gemüthliches Leben in dieſem Hauſe und der Mittelpunct desſelben war die liebenswürdige Hausfrau, eine geborene Engländerin, die nur mit ihrem Taufnamen Betſy genannt wurde, ein ſo, ich möchte ſagen, ätheriſch reines Weſen, wie mir kein zweites im Leben vorgekommen iſt. Alles was in ihre Nähe kam, fühlte ſich zu ihr hingezogen und ſo hatte dieſe Anziehungskraft auch zwei einzeln ſtehende

war. Es wurde eine dreifache Gliederung des höheren Schulwesens als passend erkannt: eine Vorschule, welche die Schüler bis zum 14ten Jahre mit den Grundlagen höherer Bildung ausrüsten, eine Handelsschule, welche die so vorbereiteten, dem Kaufmannsstande bestimmten, Schüler in dieser Richtung weiter fördern, und ein Gymnasium, welches die den akademischen Studien Zustrebenden aufnehmen sollte. Strack nahm die Direction der Vorschule an und ging im Sommer 1817 mit seiner Familie nach Bremen. Ich und die Meinigen verloren an diesen treuen Freunden sehr viel. Sie waren recht eigentlich in unser Leben verwachsen. Ihre Söhne, gleichalterig mit meinen jüngeren Söhnen, waren deren nächste Gespielen; meine Frau hatte an Stracks Frau und Schwester liebevolle und hülfreiche Theilnehmerinnen an allen häuslichen Freuden und Sorgen; Strack selbst war mir durch seine Biederkeit, seine Offenheit und Wahrhaftigkeit, seine mannigfachen Kenntnisse, seine originelle Auffassung von Menschen und Sachen, und seine unerschütterliche Anhänglichkeit an seine Freunde mit jedem Jahre lieber geworden; alle drei belebten unser Zusammensein durch Heiterkeit, gute Laune, originelle Einfälle und Veranstaltungen an jedem Geburtstage, auf die erfreulichste Weise. Als eigentliche Familienfreunde im besten Sinne des Worts haben uns nie Menschen näher gestanden, und unsere Freundschaft hat ungetrübt fortbestanden und besteht auch noch mit Stracks Witwe und Kindern, nachdem leider schon drei der älteren Glieder von der Kette, Strack, die Schwester und meine Frau, abgelöst sind.

Nachdem der erste Riß in die amtliche und freundschaftliche Gemeinschaft der drei Freunde durch Stracks Abgang gemacht war, sollte bald ein zweiter folgen. Als ich eines Nachmittags nach beendigter Schulzeit im Sommer 1817 mit den Büchern unter dem Arme in meine Stube trat, fand ich darin zwei Fremde auf mich wartend, welche sich als Reisende ankündigten, die gern noch mit dem Dampfschiffe gegen Abend abfahren und mit mir etwas Dringendes verabreden wollten. Es war der Darmstädtische Regierungspräsident von Lichtenberg und der Schulrath Schacht von Mainz. Der Präsident, ein schöner, einnehmender, natürlich offener Mann,

legte mir ohne Umſchweife die Frage vor, ob ich geneigt ſei, die Stelle eines Directors des Gymnaſiums in Mainz und Ober-Schulraths für die jenſeits des Rheins gelegenen Darmſtädtiſchen höheren Schulen in Worms und Bingen anzunehmen. Die Schulen ſollten reorganiſiert werden, und meine Verpflichtung zum eigenen Unterrichte ſolle nur eine mäßige Stundenzahl umfaſſen. An Gehalt ſolle die Stelle auf 2500 Gulden nebſt freier Wohnung geſetzt werden. Im Laufe des Geſprächs ergab es ſich, daß der Gedanke meiner Berufung zu dieſer Stelle wieder mit der Herbart'ſchen pädagogiſchen Geſellſchaft zuſammenhing. Ein Mitglied dieſer Geſellſchaft war ein Studioſus Griepenkerl aus Braunſchweig geweſen, dieſer war ſpäter als Lehrer am Peſtalozziſchen Inſtitute in Yverdun mit dem, den Präſidenten begleitenden, jetzigen Schulrathe Schacht befreundet worden und hatte dieſem eine vortheilhafte Meinung von meiner pädagogiſchen Fähigkeit beigebracht, welche, in Verbindung mit meinen Reden über Deutſchlands Zukunft und meiner deutſchen Geſchichte, den Präſidenten von Lichtenberg zu dem Plane, mich in Darmſtädtiſche Dienſte zu ziehen, bewogen haben mochte. Das Anerbieten war ſo vortheilhaft und zugleich auch dadurch anziehend, daß ich, wie in Düſſeldorf, an einer organiſierenden Thätigkeit theilnehmen ſollte, daß ich es nicht von der Hand weiſen durfte, ſondern mir nur einige Bedenkzeit ausbat. Sie wurde mir mit dem Wunſche, daß ich mich günſtig entſchließen möchte, zugeſtanden. Die zweiſtündige Unterredung hatte gegenſeitiges Vertrauen erweckt, und meine Anhänglichkeit an Preußen war noch nicht ſo befeſtigt, daß ich nicht geſchwankt hätte. Da erſchien in denſelben Tagen der Miniſter des Innern von Schuckmann, der damals noch die Leitung des Unterrichtsweſens des preußiſchen Staates mit ſeinem Miniſterium vereinigte, in Düſſeldorf. Der Regierungsrath Delbrück machte ihn mit dem mir von Mainz aus gewordenen Antrage, den ich der Regierung anzuzeigen für Pflicht gehalten hatte, und dem Wunſche der Regierung, daß man mich halten möchte, bekannt. Der Miniſter ließ mich rufen und redete mir etwa in folgender Weiſe zu: „Bleiben Sie in unſeren Dienſten, Preußen iſt ein großer Staat, in welchem Ihnen eine größere Laufbahn offen

ſteht, als in Darmſtadt. Wir wollen Ihre Stellung gleich hier verbeſſern, ſo viel es die Mittel erlauben, und wenn eine ähnliche Stelle bei uns in einer Provinz frei wird, mit welcher die Leitung des höheren Unterrichtsweſens verbunden iſt, ſo ſollen Sie ſie haben. Uebrigens," ſetzte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, „rathe ich Ihnen als Freund, halten Sie Sich an die großen Staaten, da ſind Sie weit vom Schuß, in den kleinen kucken Ihnen der Fürſt und der Miniſter in den Topf." — Die Offenheit und Zutraulichkeit des ſonſt als ziemlich derbe verſchrieenen Miniſters machte einen günſtigen Eindruck auf mich; auch ging mir die letzte Bemerkung desſelben im Kopfe herum. Man gab mir eine Zulage, und ich blieb. Meine Wirkſamkeit in Düſſeldorf ſollte aber doch nicht lange mehr dauern. Um Weihnachten 1817 kam mein alter Berliner Freund Keßler, der es bis zum Regierungsdirector in Münſter gebracht hatte (nachdem er als Hauptmann in der Landwehr die Schlachten bei Großbehren und Dennewitz mitgemacht hatte), zu mir nach Düſſeldorf, um mir zu ſagen, daß der Oberpräſident v. Vincke in Berlin darauf angetragen habe, einen Schulrath in das Conſiſtorium und die Regierung zu Münſter zu berufen, der das höhere Schulweſen der Provinz Weſtphalen in dem Geiſte der neueren preußiſchen Schulordnung organiſiere; mit den beiden älteren katholiſchen Schulräthen ſei die Sache nicht durchzuführen. Von Berlin aus habe man auf mich hingewieſen, er habe mich als alten Freund auch empfohlen; was ich dazu ſage? Nun machte mich das katholiſche Münſter und die katholiſchen Gymnaſien Weſtphalens zwar bedenklich, allein auf der anderen Seite gab mir die Verſicherung meines Freundes, daß ſich auch in Weſtphalen viel Gutes ſchaffen laſſe, und daß ich an dem trefflichen Oberpräſidenten die kräftigſte Stütze und bei ihm ſelbſt Rath und Beiſtand finden würde, wiederum Muth; ich ſagte zu, wenn man mir von Berlin die Stelle übertragen würde. Meine Aufgabe in Düſſeldorf war ja eigentlich vollbracht, das Gymnaſium ſtand wohlgeordnet da, und ſein Hauptgründer und Förderer blieb an ſeiner Spitze zurück und bürgte für ſein ferneres Gedeihen. Mir aber bot ſich eine, wenn auch ſchwierige, ſo doch wichtige und ver-

dienstliche, schaffende Wirksamkeit dar, und der [illegible] Lebens, das Gelingen dessen, was ich unternommen, und das Vertrauen auf den Beistand der Vorsehung, das ich bisher [illegible] hatte, gaben mir Muth, auch dieses Werk zu übernehmen.

Die Verhandlungen zogen sich ziemlich lange hin: die Stadt Münster war eine neue, die Mittel zur Dotirung mußten erst beschafft werden, dazu war das Unterrichtsministerium von dem des Innern getrennt und dem Minister Altenstein übertragen worden, und der König mit dem Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, war im Sommer 1818 mit dem Congreß in Aachen und der Gründung der Universität Bonn in den Rheingegenden beschäftigt. Die Unterschrift des Staatskanzlers fehlte noch zu meiner Berufung als Consistorialrath nach Münster, und ich mußte selbst noch eine Reise nach Berlin machen, um Gewißheit über meine Ernennung zu erlangen. Durch die thätige Vermittelung des Geheimraths Eichhorn, des nachherigen Ministers, den ich bei dieser Gelegenheit als ächt deutsch gesinnten, einsichtsvollen Mann kennen und schätzen lernte, erhielt ich sie und konnte mich zum Umzuge nach Münster rüsten. Ein Umstand von dringender Natur trieb uns zu möglichster Eile; meine Frau erwartete wieder ihre Niederkunft, und wir dachten an die ähnliche Katastrophe bei unserem Umzuge von Barmen nach Düsseldorf.

Endlich, im September 1818, konnten wir Düsseldorf verlassen. Der Abschied von der mir lieb gewordenen Schule wurde mir in entscheidenden Augenblicke recht schwer und ebenfalls uns beiden der von den zurückbleibenden Freunden im Jacobi'schen, Schlosser'schen, Brügelmann'schen und Budde'schen Hause; und selbst die Kinder schieden mit Thränen von den liebgewordenen Ufern des Rheins und dem traulichen Cromford.

Graf Wolf Baudissin. — Doch ehe ich mein Düsseldorfer Kapitel beschließe, habe ich noch meines Freundes Wolf Baudissin zu gedenken, welchen ich im Herbste 1816 wiederzusehen die Freude hatte. Er kam mit seiner Frau von Ems, wo diese eine Kur gebraucht hatte, und blieb einen Tag bei uns, sich an unseren fünf Knaben herzlich erfreuend. Seine Schicksale, seit wir uns 1809

in Göttingen getrennt hatten, waren merkwürdig genug gewesen. Zuerst war er, um in die diplomatische Laufbahn zu gelangen, bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Kopenhagen in die Geschäfte eingeweiht und dann als Gesandtschaftssecretär zu seinem Onkel, dem Grafen Dernath, Bruder seiner Mutter, der am schwedischen Hofe Gesandter war, nach Stockholm geschickt. Hier hatte er den Volksaufstand und die Ermordung des Grafen Fersen und dann die Wahl Bernadotte's zum Kronprinzen von Schweden erlebt. Als der Kronprinz sich dann mit dem Kaiser Alexander 1812 zu Abo gegen Napoleon verband, Dänemark aber von dem Bündnisse mit Napoleon nicht ablassen wollte, wurde der Graf Dernath von Stockholm abberufen, Baudissin aber als einstweiliger Geschäftsträger noch dort zurückgelassen, bis alle Verbindung mit Schweden, welches sich von den Alliirten zum Preise des Beitritts zur Allianz den Besitz von Norwegen hatte versprechen lassen, im Jahre 1813 gänzlich abgebrochen und auch Baudissin nach Kopenhagen zurückgerufen wurde. Kaum dort angekommen, wird er zum Könige gerufen, der ihm eröffnet, er solle mit dem Minister Kaas in außerordentlicher Gesandtschaft nach Dresden zum Kaiser Napoleon geschickt werden, um mit diesem das Bündniß Dänemarks abschließen zu helfen.

Dieser unerwartete Auftrag setzte Baudissin in die größte Bestürzung. Er sollte dem Feinde Deutschlands eine Allianz antragen helfen, die er auch für Dänemark selbst höchst verderblich halten mußte. Er ließ kein Mittel unversucht, ja, er richtete seine dringende Bitte, jeden anderen zu dieser Botschaft zu ernennen, an den König selbst. Der König unterbrach ihn und sagte kurz und kategorisch: „Die Sache kann nicht mehr rückgängig gemacht werden; Sie werden Herrn von Kaas begleiten, und ich wünsche Ihnen glückliche Reise!“ — Ganz betäubt geht Baudissin zu seinem Vater und beschwört ihn, ihm zu gestatten, sofort seinen Abschied aus dem Dienste verlangen zu dürfen; dieser aber, als Militär an unbedingten Gehorsam gewöhnt, weiß keinen Ausweg, als den, sich jetzt zu fügen und hernach um den Abschied einzukommen. Kurz, am nemlichen Abend sitzt Baudissin mit Herrn von Kaas im Wagen, fährt die Nacht durch nach Korsoer,

über die Belte und in einem Zuge durch Schleswig bis nach Rendsburg, wo sie Abends ankommen. Der Minister Kaas beschließt hier zu übernachten und dann zwei Tage in Hamburg zu verweilen, wo er Geschäfte hatte. Baudissin, der sich während dieser ganzen Reise zum erstenmale in seinem Leben recht eigentlich unglücklich fühlte und sich wie ein Meineidiger vorkam, bat sofort um Erlaubniß, nach dem etwa zwei Stunden entfernten Gute des Grafen Fritz Reventlow (Emkendorf) fahren zu dürfen, um seine dortigen Freunde zu besuchen, und versprach, in Hamburg wieder mit dem Minister zusammenzutreffen. Mit großer Freude hatte er vernommen, daß letzterer dort einen Herrn von Klausewitz treffen würde, der gleichfalls im diplomatischen Fach angestellt war und sehnlichst gewünscht hatte, dieser Sendung beigesellt zu werden. Darauf baute Baudissin seinen Plan. Er erhält die Erlaubniß, nimmt gleich Extrapost und kommt zu größter Ueberraschung der Bewohner von Emkendorf, die er sämmtlich noch versammelt findet, um 11 Uhr Abends dort an. Gleich nach der ersten Begrüßung und Mittheilung ruft ihm die Gräfin (eine Schwester der Gräfin Baudissin auf Knoop) zu: „Unmöglich, das können Sie nicht wollen!“ ein Wort, welches ihn in seinem Vorsatze, die Reise um jeden Preis nicht fortzusetzen, noch mehr bestärkte. Die Gräfin Reventlow war ausgezeichnet an Geist und Charakter.

Man begab sich sehr spät zur Ruhe, und Baudissin that die ganze Nacht kein Auge zu. Plötzlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Zufällig war ein junger Arzt und zugleich ein intimer Freund des Hauses in Emkendorf gegenwärtig, Dr. Franz Hegewisch, der seitdem durch mehrere sehr geistreiche Schriften, die er unter dem Namen Franz Baltisch herausgegeben, so wie durch eine glänzende ärztliche Praxis, rühmlichst bekannt gewordene Sohn des Professors der Geschichte, Hegewisch, in Kiel. An diesen wendet sich mein junger Freund in aller Frühe mit der dringenden Bitte, ihm den linken Oberarm auf zwei Stühle zu legen und mit einem derben Hammerschlage zu zerbrechen. „Dann,“ setzte er hinzu, „ist mir es physisch unmöglich, weiter zu reisen. Ich schreibe Herrn von Kaas, ich sei mit dem Wagen umgeworfen und habe den Arm gebrochen,

er müsse nun statt mit mir mit Herrn von Klausewitz weiter reisen." Hegewisch, dem der Vorschlag zu gefallen schien, — er war auch ein begeisterter Freund der Befreiung Deutschlands, — machte keine andere Einwendung, als daß er die Sache dem Grafen Reventlow mittheilen wolle; und so geschah es. Beide kamen bald darauf zu Baudissin auf's Zimmer. „Ich kann," nahm der Graf sehr ruhig das Wort, „Ihren Entschluß begreifen, aber nicht billigen. So würde etwa ein Rekrut handeln, der sich dem Militärdienste entziehen will. Wenn Sie den rechten Muth haben, so erklären Sie dem Könige schriftlich, Sie könnten seinem Befehle nicht gegen Ihre Ueberzeugung folgen, er möge jede verdiente Strafe über Sie verhängen. Ist er ein Napoleon, so wird er Ihnen den Kopf vor die Füße legen lassen; aber das müssen Sie riskieren!" — „Bei diesen Worten war es, als fielen mir die Schuppen von den Augen," erzählte mir Wolf später. Er setzt sich hin, schreibt in dem angegebenen Sinne an den König und zugleich an den Herrn von Kaas nach Hamburg und erwartet in Emkendorf die Entscheidung aus Kopenhagen. Mit umgehender Post traf ein Schreiben des Ministers Rosenkranz ein, in welchem Baudissin angewiesen ward, falls er nicht von seinem unbegreiflichen Trotz von selbst zurückgekommen und Herrn von Kaas nachgereist sei, sich zu einem Jahr Festungsarrest zweiten Grades nach Friedrichsort bei Kiel zu begeben.

Sofort bezog er, — etwa um die Mitte Mai, — die Festung, und zwar nicht ein finsteres Gefängniß, sondern ein ganz freundliches Zimmer, das er sich selbst hatte aussuchen dürfen, und wo es ihm nicht an Büchern, ja selbst nicht an einem Fortepiano fehlte. Seine Verwandten und Freunde durften ihn in seiner Einsamkeit besuchen. Am sorgsamsten nahm sich seine Cousine, die Gräfin Julia Baudissin von Knoop, seiner an, versorgte ihn mit Büchern und Noten und las mit ihm interessante Sachen, unter anderen den Dante, an dessen Uebersetzung er eifrig arbeitete.

Bei Veranlassung des Geburtstages der Königin (den 28sten October 1813) wurde Baudissin aus seinem Arreste entlassen und später, im Winter 1814, abermals als Gesandschaftssecretär zum

Grafen Chriſtian Bernſtorf geſchickt, den er nach einer abenteuerlichen Reiſe in Troyes im öſtreichſchen Hauptquartier erreichte. Bis zum Herbſt 1814 blieb er bei demſelben, heirathete dann ſeine theilnehmende Couſine Julia und zog mit ihr, nachdem er ſeinen Abſchied erhalten, nach Rantzau, welches er bald nach dem darauf erfolgten Tode ſeines Vaters durch den Ausbau eines Flügels wohnlicher einrichten ließ. Seine Ehe blieb leider kinderlos, ſeine Frau fing an zu kränkeln, und im Jahre 1816 machte er mit ihr, wie ich ſchon erzählt habe, eine Reiſe nach Ems, und als die dortige Kur doch noch nicht die gewünſchte Geneſung herbeiführte, reiſte er bald darauf mit ihr nach Italien, wo ſeine Liebe zur Kunſt zugleich eine reiche Nahrung fand. Wir werden ihm im ſpäteren Laufe meiner Erzählung noch einige Male begegnen.

Endlich darf ich nicht unerwähnt laſſen, daß wir im Sommer 1818 auch die Freude hatten, meine Mutter und Schweſter und meinen Schwager Eberwein einige Wochen bei uns zum Beſuche zu haben, ſie nach dem gaſtlichen Cromford zu führen und ſie bei ihrer Abreiſe, in Gemeinſchaft mit unſerer Freundin Brügelmann, bis nach Godesberg zu begleiten, mit ihnen den Dom in Cöln zu beſehen und zuletzt den Drachenfels zu beſteigen, was meine gute Mutter in ihrem ſchon vorgerückten Alter doch recht gut ausführte. Ihr, ſowie meiner Schweſter und meinem Schwager, die noch nie über die Gränzen Hannovers hinausgekommen waren, gewährte dieſe Reiſe einen großen Genuß, der den unſrigen erhöhen half.

XIII. Mein Leben in Münſter vom September 1818 bis zum Juni 1830.

Unſer Einzug in Münſter wurde nicht ſo raſch, wie in Düſſeldorf, aber doch ſchon im November, mit einer Vermehrung der Familie durch die Geburt unſerer zweiten Tochter Auguſte bezeichnet. Dieſe nur um anderthalb Jahre älteren

Schweſter heran und die vier Knaben theilten ſich auch in zwei näher zuſammengehörige Paare, ſo daß das Leben und Treiben der Kinder unter einander angeregt genug war und das Uebel der Langenweile, welches mancher Mutter von einzelnſtehenden Kindern in den jüngeren Jahren zur Plage gereicht, bei uns keinen Raum gewinnen konnte. Auch hatte ſich meine Frau von ihrer Kränklichkeit nach dem Tode des fünften Knaben wieder erholt und waltete nach ihrer lebhaften Weiſe kräftig unter der kleinen munteren Schaar. Einer vorzüglich lobenswerthen Weiſe ihres Verfahrens mit den kleineren Kindern gedenke ich hier zur Nachahmung für manche Mütter, ihrer Gabe nemlich, die Kinder von ihrer Geburt an vom lauten Schreien zu entwöhnen; und ich glaube, daß in nicht vielen kinderreichen Familien ſo wenig Kindergeſchrei gehört iſt, als in der unſrigen. Dieſes Geſchrei war ihr nemlich in hohem Grade zuwider und ſie wußte es inſtinctmäßig zu unterſcheiden, ob es von körperlichen Schmerzen und vielleicht Hunger, oder ob es von Eigenſinn oder auch Langerweile herrührte, und wie ſie es vortrefflich verſtand, den körperlichen Schmerz durch einfache häusliche Mittel, durch Wärme, Reiben, Umhertragen und Einſchläfern mit Geſang, zu beſchwichtigen, und dabei unermüdlich war, ſo hatte ſie gegen Langeweile oder gar Eigenſinn gar keine Nachſicht, ſondern rüttelte das kleine Weſen, wenn es eben anfing und ehe es ſich ſelbſt recht in's Schreien brachte, auf eine ſo eigenthümliche raſche Weiſe zuſammen, daß es vor Schreck zur Beſinnung kam und den Eigenſinn hinunterſchluckte. Es war nicht körperlicher Schmerz als Strafe, der die Kinder erſt recht zum Schreien bringt, kein Schlagen, welches ihr ebenfalls ſehr zuwider war, ſondern eine Art moraliſcher Erſchütterung, wie ich es nennen möchte, eine Aufforderung zur Beſinnung und zur Bekämpfung der aufſteigenden Unart. Aber dieſe Art der Erziehung mußte, nach ihren Grundſätzen, gleich in den erſten Monaten, ja Wochen, der Kinder begonnen werden, und es war zu verwundern, wie früh die Kinder zum Verſtändniß des Unterſchiedes in der Behandlung von Seiten der Mutter kamen; denn dieſe Behandlung war übrigens ſo zärtlich, liebevoll und ſorgſam, wie ſie ſich nur denken läßt.

Dieſes Kapitel iſt kein unbedeutendes im Familienleben und namentlich auch für den Geſchäftsmann, der ſeine Zeit und ſeine Sinne zuſammenhalten muß, um mit Anſtrengung arbeiten und ſchaffen zu können. Wie mancher Vater wird durch Kindergeſchrei bei ſeinen Arbeiten aus der Faſſung gebracht! Auch das lärmende Toben der heranwachſenden Knaben im Hauſe war meiner Frau zuwider, ſo gern ſie ihnen Freiheit draußen gewährte, und durch den Ernſt, womit ſie jenem wehrte und die Knaben gewöhnte, auf das Wort ruhig zu ſein, hat ſie es mir möglich gemacht, die Knaben auf meiner Arbeitsſtube neben mir zu haben, wenn ſie ſelbſt arbeiten ſollten, ja ſelbſt wenn ſie ſich mit ſtillen Spielen beſchäftigten, — eine Einrichtung, welche für die Erziehung der Knaben von hoher Wichtigkeit und jedem Familienvater angelegentlich zu empfehlen iſt.

Die Gymnaſien der Provinz Weſtphalen. — Ich hatte es in der That nöthig, alle meine Gedanken und Kräfte zuſammen zu nehmen, um mich in meine neue Aufgabe hineinzuarbeiten. Die Provinz Weſtphalen zählte damals 6 proteſtantiſche und 3 katholiſche Gymnaſien, die letzteren zu Münſter, Paderborn und Arnsberg, die erſteren zu Hamm, Soeſt, Dortmund, Minden, Herford und Bielefeld. Die Einrichtung derſelben war ſehr verſchiedenartig, die Lehrercollegien waren zum Theil noch unvollſtändig, manche der Lehrer penſionsfähig, oder, wenn auch noch in jungen Jahren, mehr hinderlich als förderlich; die Mittel zur Verbeſſerung der unzureichenden Gehälter und Errichtung neuer Stellen waren ſchwer zu beſchaffen. Die Progymnaſien in Warendorf, Rheine, Vreden, Coesfeld, Dorſten, Recklingſauſen, Rittberg, Brilon und Warburg waren noch viel weniger geordnet.

Meine nächſte Aufgabe war natürlich, mich einestheils aus den Acten über die einzelnen Anſtalten zu belehren, ſo weit es möglich war, vor allem aber, durch eine Rundreiſe jene vorläufige Anſicht in eine lebendige Kenntniß der Perſonen und Verhältniſſe zu verwandeln. Das Syſtem dieſer Rundreiſen, welches man in dem Umfange noch nicht kannte, habe ich ſowohl in den 12 Jahren meiner Wirkſamkeit in Münſter, als in den dreißig erſten meines Dienſtes in Hannover,

in möglichſter Regelmäßigkeit in Anwendung gebracht und mich durch die mehr als vierzigjährige Erfahrung überzeugt, daß die lebendige Anſchauung und Wechſelwirkung die eigentliche Seele einer oberen Schulverwaltung iſt. Nicht nur, daß der Inſpicirende die Kräfte kennen lernt, die in ſeinem Wirkungskreiſe Leben ſchaffen ſollen; daß er dadurch in den Stand geſetzt wird, den rechten Mann an den rechten Fleck zu bringen; daß er auch mit den ſonſtigen örtlichen Verhältniſſen und den Perſonen bekannt wird, welche fördernd oder hemmend auf das Schulweſen einwirken können; daß er durch mündliche Verſtändigung manches Hinderniß aus dem Wege ſchaffen, manche irrige Anſicht innerhalb und außerhalb der Schule berichtigen kann, — noch höher faſt ſchlage ich es an, daß er, wenn er ſelbſt Herz hat für den hohen Beruf der Jugendbildung und das Vertrauen ſeiner Lehrer zu gewinnen weiß, auf den guten Willen derſelben einen belebenden Einfluß üben und dadurch viel mehr wirken kann, als alle amtliche Vorſchrift zu wirken vermag. Der gute Wille, die Hingebung, die Selbſtverläugnung des Lehrers ſind durch keine Vorſchrift zu erzwingen, aber der geachtete, vielleicht von vielen geliebte Vorſteher, der ſich als Freund des gewiſſenhaften Arbeiters auf dem gemeinſamen Felde zeigt und durch ſeine Fürſorge für denſelben bewährt, vermag durch das mündliche und ſchriftliche Wort ſehr viel, den Willen zu beleben, den ſinkenden Muth aufzurichten, wo Tadel nöthig iſt, ſelbſt dieſem den Charakter der ſittlichen Hülfe zu geben. Ich habe in meinem langen Schulrathsleben die ſchlagendſten und erfreulichſten Erfahrungen in allen angedeuteten Beziehungen zu machen reiche Gelegenheit gehabt.

1) Sogleich in Münſter machte ich dieſe Erfahrungen. Meine Aufgabe in Beziehung auf das dortige Gymnaſium durfte ich nicht als leicht anſehen. An der Spitze desſelben ſtand nach alter Sitte als Ehrendirector, ohne ſelbſt Unterricht zu geben, der alte Profeſſor der Theologie, Kiſtemaker, deſſen ich ſchon früher gedacht habe; er war in dem Provinzial-Schulcollegium mein Vorgänger geweſen, trat aber jetzt aus, da er ſelbſt fühlte, daß er zum Geſchäftsmann nicht gemacht und überhaupt zu alt dazu ſei. Die Lehrer des Gymnaſiums waren ſämmtlich Geiſtliche, die, wie

es in der Natur der Sache lag, einem weltlichen und noch dazu protestantischen Schulrath, der fremd zu ihnen kam, mit Spannung, wenn nicht mit Mißtrauen, entgegensahen. Ich konnte es nicht anders erwarten. Ueberdies waren sie gar nicht gewohnt, daß irgend jemand ihre Lectionen besuchte, außer wenn die große Prüfung und Prämienaustheilung am Ende des Schuljahrs stattfand. Ich mußte aber, um mir ein Bild von der Anstalt zu machen, gleich mit einem Besuche in allen Klassen und bei allen Lehrern anfangen. Ich gestehe, daß ich nicht ohne eine gewisse Befangenheit in das alte Jesuitencollegium eintrat. Zu meiner Ueberraschung empfing mich nicht nur der alte Kistemaker ganz freundlich und stellte mir das Lehrercollegium in unbefangener Weise vor, sondern auch die einzelnen Lehrer waren viel weniger fremd und zurückhaltend, als ich erwartet hatte. Auch die Schüler fanden sich bald in meine Gegenwart und die löbliche Sitte in den katholischen Gymnasien, die ich im Ganzen bei ihnen vorherrschend gefunden habe, daß die aufgerufenen Schüler, selbst in den oberen Klassen, aufstehen und laut und deutlich reden mußten, erleichterte mir die Auffassung des Einzelnen und des Ganzen. Es war ein wohlthuender Eindruck, ein einfaches und natürliches Schülerverhältniß wahrzunehmen, welches so weit ging, daß die Lehrer selbst die Primaner „Du" nannten. Ich fand mich bald einheimisch, besonders da ich unter den Lehrern sehr tüchtige Männer fand, wie den nachherigen Director Nadermann, die Professoren König und Lückenhof und andere. Ich besprach in einer Conferenz das Ergebniß der Inspection und die Gedanken wegen einiger Veränderungen und Vervollständigungen des Lectionsplanes, und konnte einen befriedigenden, ausführlichen Bericht an das Ministerium in Berlin über den Zustand der Anstalt und die Maßregeln zur weiteren Hebung derselben durch Errichtung einiger neuen Lehrerstellen und Vermehrung der Klassen, erstatten, wobei ich mich indeß wohl hütete, sogleich zu weit zu greifen und die Ehre eines Reformators in Anspruch zu nehmen. Mein Grundsatz war damals, wie er bis jetzt geblieben ist, daß ein gesunder Fortschritt nur dann gewonnen wird, wenn sich das Neue an das Bestehende anschließt.

Mein Bericht, die erste größere Arbeit in meinem neuen Amte, fand den Beifall des Oberpräsidenten v. Vincke und des Ministeriums in Berlin; der Bearbeiter der katholischen Schulangelegenheiten im Ministerium, der Geheime Oberregierungsrath Schmedding, ein geborner Münsteraner, bezeugte mir in warmen Ausdrücken seine Anerkennung meiner Behandlung der Angelegenheiten des Gymnasiums seiner Vaterstadt. Seine Zufriedenheit mit meinem Berichte, welche er auch wohl seinen Freunden in Münster mitgetheilt hatte, trug viel dazu bei, mir Vertrauen bei den Lehrern, sowie im Publikum; zu erwecken. Später erfuhr ich aber noch einen andern Umstand, der mir den Weg zu einem guten Verhältnisse bei dem katholischen Publikum zu bahnen geholfen hatte: Der Graf Friedrich Leopold Stolberg, der sich nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche zu Sondermühlen im Osnabrückschen niedergelassen hatte und eine große Achtung im ganzen Münsterlande genoß, hatte sich sehr vortheilhaft über den humanen und unparteiischen Geist meiner deutschen Geschichte geäußert und dieses Urtheil hatte sich, als man meiner Ankunft in Münster entgegensah, allgemein verbreitet; man war nun froh, keinen protestantischen Eiferer und Neuerer erwarten zu müssen. Es war natürlich, daß ich die confessionellen Verhältnisse in meiner deutschen Geschichte vorsichtig behandelt hatte; ich war, da ich sie verfaßte, Lehrer an einem gemischten Gymnasium und der größte Theil meiner Schüler bestand aus Katholiken. Bald erkannten nun auch die Lehrer an den katholischen Anstalten Westphalens, daß ich mich ihrer Schulen und der Förderung ihrer eignen Angelegenheiten eben so thätig annahm, als der der protestantischen Anstalten und Lehrer, und daß ich jeden treuen Arbeiter, sei er Katholik oder Protestant, Geistlicher oder Nichtgeistlicher, an seiner Stelle gleich werth hielt, und so erzeugte sich nach nicht langer Zeit ein in der That zutrauliches und erfreuliches Verhältniß zunächst zwischen mir und den Münsterschen Lehrern, von denen ich einige mir an Alter ziemlich gleichstehende, namentlich den Director Nadermann und die Professoren König und Lückenhof, die ich schon genannt, Freunde nennen durfte. Leider starb der vortreffliche Professor König schon in den nächsten Jahren an einer Brustkrankheit.

Es wurde mir auch gar nicht ſchwer, in Ermangelung philologiſch ausgebildeter geiſtlicher Lehrer dem Grundſatz Eingang zu verſchaffen, daß auch weltliche Lehrer neben den Geiſtlichen angeſtellt werden könnten, und ich verfolgte nun den Weg, unter den jüngeren Studierenden, welche als ſogenannte Präceptoren die Silentien zu halten und mit den Schülern zu repetieren hatten, diejenigen auszuwählen, welche ſich durch Talent und Lehrgabe auszeichneten, und mit Stipendien nach Berlin und Bonn zu ſchicken, um gründliche philologiſche Studien zu machen. Zu dieſen gehörten unter andern der nachherige Lehrer Wiens, Verfaſſer einer griechiſchen Grammatik, der Lehrer Welter, Verfaſſer einer vielgebrauchten Weltgeſchichte, der nachherige Director in Recklinghauſen und in Düſſeldorf, Büllner, der nachherige Director Sökeland in Coesfeld, der nachherige Profeſſor des Kirchenrechts v. Droſte-Hülshof in Bonn, der nachherige Director des Gymnaſiums in Münſter Stieve, Männer, welche der auf ſie verwandten Aufmerkſamkeit ſich würdig erwieſen haben und deren Andenken mir ſtets theuer geweſen iſt.

Ich habe mit dieſen Bemerkungen, die ſich an den Anfang meiner Thätigkeit für das Gymnaſium in Münſter anſchließen, weiter in der Zeit vorgegriffen und werde es bei andern Veranlaſſungen in ähnlicher Weiſe thun, denn eine chronologiſch fortſchreitende Darſtellung meiner Wirkſamkeit in Weſtphalen im Zuſammenhange zu geben, würde hier am unrechten Orte ſein und wenig Intereſſe gewähren. Was aus meinem amtlichen Leben ein allgemeines Intereſſe darbieten kann, wird ſich im Laufe der Erzählung von ſelbſt ergeben.

2) Meine Reiſen zur weiteren Orientierung in meinem Wirkungskreiſe begannen mit einer Erfahrung, die mich hätte ſtutzig machen können, wenn ſie nicht eine faſt komiſche Seite gehabt hätte. Ich kam nach Dortmund, ſtieg, ohne mich weiter zu nennen, in einem Gaſthofe ab und begab mich dann zu dem Superintendenten Sunten, dem Ephorus des Gymnaſiums, um mit ihm eine Inſpection der Anſtalt zu verabreden. Von ihm ging ich zu dem ſchon bejahrten Director Kuithan, einem Originale aus früherer Zeit, gelehrt, ſcharfſinnig, aber wunderlich und ſehr eiferſüchtig auf ſeine Würde als Schulmonarch. Ich

wußte das voraus und erwartete daher keinen sehr entgegenkommenden Empfang. Ein neuer amtlicher Inspector seiner Schule erschien ihm wahrscheinlich als eine sehr überflüssige Neuerung. So schroff, fast unhöflich jedoch, wie er sich zeigte, hatte ich mir den Mann nicht gedacht. Ich hielt mich daher nicht lange bei ihm auf, sondern kündigte nur mein Erscheinen in der Schule für den nächsten Vormittag an. Vor dem Beginn derselben kam der Superintendent Sunten (beiläufig gesagt, ein großer stattlicher Mann) im priesterlichen Amtskleide im Gasthofe an, um mich abzuholen. Die Wirtsleute sehen ihn etwas erstaunt an, als er nach dem Consistorialrath Kohlrausch fragt, und versichern, ein solcher sei bei ihnen nicht angekommen, sondern nur ein Kandidat, der nach ihm gefragt habe und wahrscheinlich wegen seiner Prüfung mit ihm habe sprechen wollen. Der Superintendent Sunten war nemlich Mitglied der theologischen Prüfungs-Commission in Münster. — Indem trat ich in das Gastzimmer und der Superintendent machte mir eine Verbeugung, etwas tiefer, als er sie wohl einem Kandidaten würde gemacht haben, wodurch die Wirtsleute aus ihrem Irrthum gerissen wurden. Er konnte sich aber dabei eines heimlichen Lachens nicht erwehren; und als er sah, daß ich es bemerkte, erzählte er mir die für mich etwas niederschlagende Verwechslung. Mir fiel dabei sogleich das gestrige Benehmen des Directors Kuithan ein, den mein jugendliches Aussehen auch verleitet haben mochte, mich, um mich so auszudrücken, nicht eben für voll anzusehen. Ich war zwar 38 Jahre alt, allein auch andere, außer den Wirtsleuten in Dortmund, wollten behaupten, mein Aussehen mache einem solchen Alter keine Ehre. Daß ich mich fortan nicht nur hier in Dortmund, sondern auch auf meiner weiteren Inspectionsreise, eines möglichst ernsten und würdevollen Benehmens befleißigte, mag wohl die Ursache gewesen sein, daß mir so demüthigende Verwechslungen nicht wieder begegneten, wenigstens nicht zu meiner Kenntniß kamen.

Uebrigens muß ich doch noch etwas bei Dortmund und dem Director Kuithan verweilen. Es war kein sehr erwünschtes Verhältniß zwischen dem letzteren und seinem nächsten Collegen, dem Rector

Steuber*), einem nach altsächsischer Weise regelrecht geschulten Philologen, während Kuithan seine eigenen, zum Theil sehr scharfsinnigen, oft aber auch wunderlichen Theorieen, namentlich auf seinem Lieblingsfelde der etymologischen Ableitungen und Vergleichungen hatte. Darüber kamen die Collegen oftmals in Streit, der sich nicht blos im Gebiete theoretischer Erörterungen hielt, sondern auch auf ihre Stellung in der Schule einen oft nachtheiligen Einfluß übte, so daß selbst die Schüler von den Controversen des einen gegen den andern im Unterrichte zu erzählen wußten. Auch wollte der Rector den Anordnungen des Directors in Absicht des Unterrichts nicht immer willige Folge leisten und klagte über Willkür desselben, wenn dieser ihn anklagte. Solche Anklagen kamen denn gleich bei meiner ersten Inspection zur Sprache und fehlten auch in den folgenden nicht, so daß ich alle Mühe hatte, den Frieden nur einigermaßen herzustellen, und nicht selten etwas verstimmt darüber nach Münster zurückkam. Auf das Befragen meiner Frau, was mir fehle, machte ich mir dann wohl dadurch Luft, daß ich ihr von den Streitigkeiten in Dortmund erzählte. Sie wußte die Sache denn aber bald, nach ihrer witzigen Weise, in's Komische zu ziehen, so daß ich mitlachen mußte und mein Eifer sich legte; und wenn ich später von einer Reise nach Dortmund zurückkam, so war ihre erste Frage: „Nun, was machen Kuithan und Steuber?" (Uebrigens wurde der Uebelstand späterhin dadurch gehoben, daß der Rector Steuber als Prediger in seine Geburtsgegend, das preußische Sachsen, berufen wurde; er war ursprünglich Theologe.)

Von Kuithans sprachlichen Ableitungen ist mir eine im Gedächtniß geblieben, die ich hier zum Besten geben will. Als ächter Westphale hatte er sein Nachdenken auf die Ableitung des Namens des altwestphälischen, schwerwichtigen Brotes „Pumpernickel" gerichtet. Die gewöhnliche Ableitung dieses Namens für ein Nahrungsmittel, welches so alt sei, wie der sächsische Stamm überhaupt, von der

*) Beide, übrigens sehr ehrenwerthe, Männer sind längst todt, und ihr Zwiespalt war landkundig, so daß ich hier wohl darüber reden darf.

albernen Anekdote, daß ein französischer Reisender das schwarze Brod zurückgewiesen habe mit den Worten: „c'est bon pour Nickel!“ — so habe sein Pferd geheißen, — sei selbst albern und unwürdig. Er begreife nicht, wie ein Mann wie Adelung in seinem großen Wörterbuche auch nur ein Wort darüber habe verlieren können. Das Wort stamme aus dem Lateinischen, wie so viele unserer deutschen Wörter, die eben so alt seien, wie der sächsische Stamm, — man brauche nur an die Zahlwörter eins, zwei, drei zu denken. Pumpernickel sei nichts anderes als das etwas im Munde des Volkes verdrehte oder mundgerecht gemachte paniculus, und er schreibe daher auch consequent „Pumpärnickel“. Auf meine Einwendung, wie man doch dazu gekommen sein möge, das große, 20 bis 30 Pfund schwere, keineswegs zierliche Brod mit dem lateinischen Diminutivum zu bezeichnen, antwortete Kuithan mit etwas mitleidigem Lächeln: „Ei, wie wenig kennen Sie doch die Weise des Volkes. Wenn das Volk etwas recht lieb hat, so gebraucht es das Diminutivum; paniculus ist nichts anderes, als wenn wir sagen: „das liebe Brod“. Dagegen ließ sich nun nichts einwenden, es war sogar scharfsinnig. Aber an dem „Pum“ in Pumpernickel scheiterte doch seine Auslegungskunst; er meinte, solche Vorschlags- oder Reduplicationssilben kämen ja in allen Sprachen vor. Ich kam ihm zu Hülfe, indem ich vorschlug, auch noch das Griechische herbeizuziehen, da ja bekanntlich das Griechische, Lateinische und Deutsche stammverwandt seien. Ich würde das Pum in Pumpernickel vom griechischen πᾶν herleiten, durch dessen Vorsetzung ausgedrückt sei, daß das liebe, westphälische Brod für jedermann bestimmt und jedermann lieb sei. Das gefiel ihm sehr, denn die Verwandlung des a in u mache keine Schwierigkeit; die Vocale würden ja bei Uebertragungen aus einer Sprache in die andere häufig umgewechselt, und die Verwandlung ferner des n in m sei sogar vor dem Lippenlaute p ganz regelmäßig. — Ob er meine Conjectur in sein System aufgenommen hat, weiß ich nicht. — Uebrigens habe ich mich im Laufe der Zeit immer mehr mit ihm befreundet, denn da er ein einfriger, wirksamer und oft geistreicher Lehrer war, so gewöhnte ich mich an seine Sonderbarkeiten und schonte sie.

Ein zweites Drgma ähnlicher Art, namentlich in oft vom Gewöhnlichen abweichender Behandlung der Sprachen, war der Rector Reuter in Minden. Doch war er schon viel stumpfer als Kunthun und trat auch bald in Pension, worauf das Ministerium den Director Immanuel aus Schlesien nach Minden schickte, einen wirklich geistvollen, gedankenreichen und eifrigen jüngeren Schulmann, mit welchem ich in den Jahren meines Wirkens in Westphalen viel und gern verkehrt habe, und der mir wahrhaft zugethan war und es auch, nachdem ich schon nach Hannover abgegangen war, bis an seinen frühen Tod geblieben ist. Das Gymnasium in Minden verdankt ihm viel, denn er war unermüdlich in dessen Verbesserung und machte auch den Anfang zur Einführung von Realklassen bei demselben, die bald eine bedeutende Ausdehnung gewannen und noch in Blüte sind. Wenn der Director Immanuel allerdings etwas zu beweglich und zu wenig consequent in seinen Plänen war, und im Leben, so wie in seinem Wirken, nicht immer die ruhige Haltung behauptete, welche dem Vorsteher einer Anstalt die unbedingte Achtung der Schüler und Collegen sichert, so lag der Grund davon einestheils darin, daß ihm der Wunsch nach einer glücklichen Häuslichkeit versagt blieb, indem mehrere Versuche, sich eine solche zu gründen, mißlungen waren, hauptsächlich aber in einem Umstande, der den Charakter und das Leben mancher ausgezeichneten Persönlichkeiten nicht zu einer harmonischen Einheit hat kommen lassen. Er war von jüdischer Herkunft, war zwar aus voller Ueberzeugung Christ geworden und hatte sich selbst der theologischen Laufbahn gewidmet, allein jene Herkunft war in einer recht auffallenden Weise in seinem Aeußeren ausgeprägt, und das Bewußtsein daran brachte eine gewisse Unruhe in sein ganzes Wesen, welche seiner innern und äußeren Haltung schadete. Das Gefühl, dem Ursprunge nach einem Volke anzugehören, auf welchem der Schicksalsspruch ruht, unter alle Völker zerstreut und als Fremdlinge angesehen zu werden, hatte ihn nie zur vollen einheitlichen Entwicklung seiner schönen Anlagen kommen lassen. — Trotz dem allen habe ich den Director Immanuel, seiner vorzüglichen Eigenschaften, seiner Thätigkeit und Anstelligkeit und seiner großen Gutmüthigkeit wegen auf-

richtig geschätzt und in seinen Absichten für seine Anstalt nach Kräften unterstützt.

4) Ein allerdings noch reineres Verhältniß der Achtung und Freundschaft bildete sich zwischen mir und dem Director Krönig am Gymnasium in Bielefeld. Dieser Mann ist mir immer ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt gewesen, welche der Charakter und die geistige Ueberlegenheit, bei ganz schwachen äußern Mitteln, über die Jugend zu gewinnen vermag. Der Director Krönig war ein kleiner ganz verwachsener Mann mit so schwacher Brust und Stimme, daß er sich beim Unterrichte nur dann verständlich machen konnte, wenn eine völlige Stille in der Klasse herrschte. Dabei war seine Gesundheit so zart, daß ihn schon ein mäßiger Verdruß niederwarf, und daß er gar nicht die Kräfte besaß, eine schwere Disciplinarsache mit dem Aufwande von persönlicher Autorität durchzufechten oder widerstrebende Elemente im Lehrercollegium in ihre Schranken zurückzuweisen. Und gleichwohl hatte er durch seinen Geist, seine Kenntnisse und vor allem durch seine liebevolle Hingebung an seinen Beruf, ohne durch ein ausgezeichnetes, wenn auch brauchbares, Lehrercollegium unterstützt zu sein, sein Gymnasium in solchen Ruf gebracht, daß es, besonders in den oberen Klassen, das besuchteste unter den protestantischen Gymnasien der Provinz war. Er lebte nur für seine Anstalt und seine Schüler, die er wie ein Vater liebte, und die wiederum mit Liebe an ihm hingen. Sein reiner Charakter hielt, möchte ich sagen, schon durch seine Atmosphäre das Schlechte und Gemeine in ehrerbietiger Entfernung. Den Mangel an äußeren Hülfsmitteln in seiner Persönlichkeit ersetzte der Geist, der in seiner 30 und mehr Schüler zählenden Prima lebte. Die Schüler wußten, daß sein schwacher Körper von heftigen Gemüthsbewegungen gleich niedergeworfen würde, und hielten deshalb unter sich selbst strenge Disciplin. Wenn ein neuer Zuwachs aus Secunda kam, unter welchem vielleicht einige rohe, ungefügige Subjecte waren, so nahmen die Oberen, die eine gewisse disciplinare Gewalt in der Klasse hatten, diese sogleich in Aufsicht und drohten ihnen bei passender Gelegenheit, wenn sie sich unterstehen würden, ihren Director zu ärgern, so hätten sie es mit

ihnen zu thun, wobei denn die kräftigen westphälischen Fäuste gezeigt wurden, die es auch nöthigenfalls nicht an sich fehlen ließen. Und kein so Gestrafter wagte es, sich etwa bei dem Director zu beschweren, denn er hätte von da an keine gute Stunde mehr in der Klasse gehabt. Eine wahre Freude war es mir, in die Prima des Directors Krönig zu treten und den Ausdruck der noblen Haltung in der ganzen Klasse zu sehen, der sich beim Unterrichte in gespannter Aufmerksamkeit und einer vollkommenen Stille äußerte. Und dieses konnte nicht die Wirkung eines etwa sehr belebten Vortrages sein, denn auch diese Gabe hatte der schwache Mann nicht, sondern seine Rede floß fast eintönig, ohne besondern Accent, dahin. Aber der innere Gehalt war es, der Reichthum an Gedanken und Kenntnissen, das volle Interesse an der Sache, die vorlag, was die einigermaßen empfänglichen Hörer fesselte.

Der Besuch von Bielefeld gehörte immer zu meinen liebsten. Auch mit der Familie, zu welcher der Director Krönig gehörte, wurde ich bald nahe befreundet. Er hatte eine Schwester des Superintendenten Scherr geheirathet, welchen ich auch als Mitglied der theologischen Prüfungscommission in Münster öfters sah, einen Mann von trefflichem Charakter und umfassender Bildung. In der Mitte dieser Menschen mußte es einem wohl werden.

Leider muß ich gleich hier hinzufügen, daß dieses seltene, fast ideale Verhältniß des Directors Krönig zu seinen Schülern, wie alles Ideale, keine ungetrübte Dauer in der Wirklichkeit gehabt hat. Es konnte nur bestehen, so oft und so lange die gute Generation der Schüler in der Prima die Oberhand hatte. Nach meinem Abgange aus Westphalen, als der Director Krönig älter und hinfälliger wurde und mehr fremde Schüler hinzukamen, denen die Pietät gegen den Director nicht von früh an eingeprägt war, verschlimmerte sich der Ton in Prima, die Disciplin sank, und der treffliche Mann mußte seine Anstalt im Sinken sehen. Er hat diesen Kummer auch nicht lange überlebt.

5) C tor Reinert, dessen
Leben rg beschrieben ist,

habe ich leider nur kurze Zeit zu kennen die Freude gehabt. Er wurde bald nach meinem Dienſteintritte von ſeiner Stelle in Lemgo zu der vacanten Directorſtelle des Gymnaſiums in Soeſt berufen, nachdem ein Verſuch, meinen alten Jugendfreund, den Conrector Bödeker vom Gymnaſium in Hannover, in dieſe Stelle zu berufen, durch deſſen Entſchluß, in Hannover zu bleiben, vereitelt war. Aber Reinerts Geſundheit war ſchon gebrochen, er ſiechte von dem Tage ſeiner Einführung in Soeſt an und ſtarb, wenn ich nicht irre, ſchon nach einem halben Jahre. Als Nachfolger ſchickte das Miniſterium den Director Patze, einen feingebildeten, ſtrebſamen Mann, der bis in die neueſte Zeit der Anſtalt vorgeſtanden hat.

6) Bei dem Gymnaſium in Hamm fand ich den bejahrten Director Wachter, dem es aber an Klarheit und ruhiger Ueberſicht der Erforderniſſe einer gelehrten Schule, fehlte. Es wurde ihm daher bald ein junger rüſtiger Mann, der Dr. Friedrich Kapp aus Franken, an die Seite geſetzt, der auch nach ſeiner baldigen Penſionirung ſein Nachfolger in der Direction wurde. Ich habe viel mit dem letzteren mündlich und ſchriftlich verkehrt, da er, bei dem regſten Willen etwas zu leiſten, doch auch viele Plane hatte und mit haſtiger Unruhe verfolgte, die über die Gränzen des Ausführbaren hinausgingen. Doch hat er manches Gute angeregt und iſt unter anderem mit Veranlaſſung zu den Directoren-Conferenzen geweſen, von welchen ich bald reden werde. Vor 6 oder 8 Jahren, längere Zeit nach meinem Scheiden aus Weſtphalen, iſt er in den Ruheſtand getreten.

7) Das Gymnaſium in Herford war zu meiner Zeit das kleinſte unter den evangeliſchen Gymnaſien der Provinz; es fehlte ihm an ausreichenden Mitteln, und ſein Director Knefel war nicht der Mann, dasſelbe neben Krönig in Bielefeld in die Höhe zu bringen. Es beſtand aber einmal als ſtädtiſche Anſtalt mit eigenen Fonds und konnte ohne Härte nicht aufgehoben werden, da es das Nöthige eben leiſtete. Ich konnte nur danach ſtreben, durch Herbeiziehung jüngerer Kräfte mehr Leben hineinzubringen, was auch eine Zeitlang, beſonders

durch den Kandidaten Rothert, unſern ſpäteren Director in Lingen und Aurich, gelang.

8) Unter den katholiſchen Anſtalten ſchwebte über dem Gymnaſium in Arnsberg noch die Frage, ob es zu den vollſtändigen Gymnaſien gehören könne oder zu den Progymnaſien gerechnet werden müßte, denn ſeine Mittel waren ebenfalls ſehr ſchwach. Indes entſchied der Umſtand, daß Arnsberg der Sitz einer Regierung geworden war, für die Gewährung der Rechte einer gelehrten Anſtalt erſter Klaſſe, und es wurden alle Wege aufgeſucht, die nöthigen Fonds zu beſchaffen. Eine thätige Hülfe hatte ich dabei durch einen Mann, der mich an meinen Freund in Düſſeldorf, den Schulrath Bracht, durch wackere Geſinnung, Thätigkeit und Einſicht erinnerte, nemlich den Paſtor Sauer. Er gehörte zu den auf der früheren katholiſchen Univerſität Bonn gebildeten älteren Geiſtlichen, deren es mehrere in dem Regierungsbezirke Arnsberg, oder dem ſogenannten Sauerlande, gab, und die ſich durch humanen Geiſt und religiöſe Toleranz auszeichneten. Als das Beſtehen des Gymnaſiums geſichert war, wurde einer der Lehrer, Profeſſor Baden, zum Director ernannt, und ich zähle auch ihn zu den mir werthen und befreundeten katholiſchen Lehrern der Provinz, der aber, wie ſo manche andere, bereits im Grabe ruht.

9) Daſſelbe gilt auch von dem verſtorbenen Director Gundolf am Gymnaſium in Paderborn, welche Anſtalt mehr als das Gymnaſium in Münſter von den alten jeſuitiſchen Einrichtungen behalten hatte und nur durch anhaltende Sorgfalt in der Wahl und Vermehrung der Lehrer auf die Stufe gebracht wurde, daß ein abgehender Schüler die Forderungen des Maturitäts-Prüfungsreglements erfüllen konnte. Aber das Fortſchreiten der Anſtalt durch die hinzutretenden jüngeren Kräfte machte mir Freude, und ich muß in dieſer Hinſicht ſowohl den jetzigen Domherrn Richter in Poſen als auch den jetzigen Director Ahlemeyer in Paderborn als ſolche bezeichnen, welche weſentlich [illegible] derſelben beigetragen haben. Auch unter [illegible] gewann ich einen wohlgeſinnten

Mann, den Professor Püllenberg, zum gemüthlich zugethanen Freunde.

In eine Charakteristik der katholischen Progymnasien der Provinz, welche schon früher genannt sind, — evangelische gab es gar nicht, — und ihrer Lehrer näher einzugehen, erlaubt weder der Raum, noch der Zweck dieser Blätter; ich darf aber versichern, daß auch in ihrem Kreise wesentliche Verbesserungen durch Vermehrung ihrer Mittel und Regelung ihres Lehrplanes vorgenommen wurden. Zur äußeren Verbesserung der höheren Schulanstalten der Provinz überhaupt durfte ich mich des thätigen Beistandes des vortrefflichen Oberpräsidenten von Vincke und der Bereitwilligkeit des Ministeriums, so weit die Mittel es erlaubten, stets erfreuen und es ist in den 12 Jahren meiner Wirksamkeit in Westphalen recht viel in dieser Hinsicht geschehen.

Directoren-Conferenzen. — Ich erkannte aber bald, daß damit noch nicht das Wesentliche für die innere Hebung der Anstalten und für die Uebereinstimmung in ihren Lehrsystemen gethan sei, und daß dazu auch Vorschriften und Instructionen auf dem Papiere nicht ausreichten, sondern daß das geistige Leben, wie überall, so auch hier, durch lebendige Mittheilung, durch Rede und Gegenrede, durch das Sammeln von möglichst vielseitigen Erfahrungen, am besten gefördert werde. Daher ging ich gern auf den Gedanken ein, Zusammenkünfte der Directoren zu veranstalten, auf welchen die lebendige Anregung durch gegenseitige Mittheilung und gemeinsame Berathung in einen regelmäßigen Gang gebracht würde. Es handelte sich nur zunächst darum, die Mittel zu beschaffen, welche die Reisen der Theilnehmer und ihr Aufenthalt an dem für die Conferenzen abwechselnd zu bestimmenden Orte verursachen würden. Daß diese Kosten auf das einfachste Bedürfniß beschränkt würden, war eine Nothwendigkeit, wenn nicht der ganze Plan scheitern sollte, und es macht mir in der Erinnerung eine wirkliche Freude, mit welcher Bereitwilligkeit die Directoren auf meine Vorschläge in dieser Hinsicht eingingen. Es sollten keine Diäten gezahlt werden, welche so reichlich hätten zugemessen werden müssen, daß der Einzelne, ohne etwas zuzusetzen, damit

für sich selbst sorgen konnte, sondern es sollten nur die baaren Auslagen auf der Reise bis zum Versammlungsorte vergütet werden, und an diesem selbst trat gemeinschaftliche Wohnung und Beköstigung auf Rechnung der Conferenzkasse ein. Mit dem Gasthofe, in welchem die Mitglieder wohnten, wurde vorher ein Accord über Logis, Frühstück, Mittags- und Abendtisch abgeschlossen und zwar, weil der Platz in der Regel zu beschränkt war, um jedem Einzelnen eine besondere Stube zu gewähren, so, daß ein paar näher Befreundete zusammen wohnen wußten. Und eben so wurden die Reisekosten dadurch vermindert, daß der Entfernterwohnende den nächsten Collegen, durch dessen Wohnort er reisen mußte, in seinen Wagen und beide vielleicht weiterhin den dritten und vierten mit aufnahmen. Und da ich die Reise zur Conferenz als Dienstreise betrachten und meine Reisekosten bei der Regierung anrechnen konnte, so nahm ich zur Ersparung den Director Nadermann von Münster und vielleicht noch einen oder zwei Directoren auf dem Wege in meinem Wagen mit. Auch wohnte ich in der Regel mit dem Director Nadermann auf einer Stube und lernte bei dieser Gelegenheit diesen biedern, gemüthlichen und vorurtheilsfreien Mann noch von andern Seiten kennen und schätzen, als die Schule dazu die Gelegenheit bot.

Auf die obige Weise konnten die Kosten der jährlichen Directoren-Conferenzen auf einen so mäßigen Satz gebracht werden, daß sie ausführbar erschienen ohne einen Zuschuß, weder von dem Ministerium in Berlin, noch von den einzelnen Schulkassen erforderlich zu machen, denn auch die letzteren wollte ich nicht gern herangezogen sehen, um nicht die Einsprache der städtischen Patronatbehörden zu veranlassen. Vielmehr wurden, so viel ich mich erinnere, die Gebühren für Anstellungen und Gehaltszulagen der Lehrer, für Prüfung der Schulamtskandidaten und von den Maturitätsprüfungen der Conferenzkasse überwiesen, so daß das Schulwesen selbst dieselbe großentheils füllte, und außerdem kam der Oberpräsident von Vincke, der sich sehr für unsern Plan interessierte, uns mit andern zu seiner Disposition stehenden Mitteln zu Hülfe. Haben sich diese Conferenzen, die ersten in der [illegible] heutigen Tag in der Provinz

Westphalen erhalten, nur daß sie nicht mehr jährlich, sondern nur alle zwei Jahre gehalten werden, was auch hinreicht, nachdem die größeren Fragen in Absicht der äußeren und inneren Einrichtungen der Gymnasien in's Gleiche gebracht sind.

Die Gegenstände der Conferenzberathungen ergaben sich aus den nächsten vorliegenden Bedürfnissen und betrafen die Lehrgegenstände, die Lehrmittel, die Methode, die Disciplin, die Prüfungen, sowohl im Laufe der Schulzeit als die der Abiturienten, die Pflichten der Klassenlehrer, die Erfahrungen des verflossenen Jahres in den einzelnen Schulen, und was sonst von besonderen Mittheilungen und Wünschen die Schulvorsteher vorzubringen hatten. Es hat an ausreichendem Stoff für eine etwa dreitägige Verhandlung nie gefehlt. Die wichtigeren Gegenstände wurden natürlich durch vorherige Bekanntmachung und Bestellung von Referenten und Correferenten vorbereitet. Eine der wichtigsten Arbeiten dieser Art war die im Jahre 1829 ausgearbeitete und von dem Ministerio gebilligte und verbreitete Instruction für den Geschichtsunterricht, welche längere Zeit als Norm gegolten hat und erst vor einigen Jahren durch eine Ministerialverordnung in mehreren Punkten abgeändert ist, — meiner persönlichen Ansicht nach zum Theil nicht zum Vortheil der Sache. — Die Erinnerung an diese Directoren-Conferenzen gehören zu den wohlthuendsten aus meinem Leben in Westphalen, und ich bin sicher, daß auch die übrigen Theilnehmer sie in lebendigem und lieben Andenken getragen haben, so lange sie lebten. — Leider ist kein einziger jener Directoren mehr im Amte und nur zwei abgegangene, Kapp und Patze, noch im Leben.

Meine amtlichen Verhältnisse. — Wie stand es aber im Mittelpunkte meiner amtlichen Stellung mit meinen Verhältnissen in Münster selbst? — Sie waren der angenehmsten Art, nur ist in diesem Augenblicke der Vergegenwärtigung die Wehmuth über den Tod aller damals mit mir enger zusammenarbeitender Männer das vorherrschende Gefühl in mir.

Des Oberpräsidenten v. Vincke habe ich schon mehrfach Erwähnung gethan und es bedarf auch meiner Stimme nicht, diesem ausgezeichneten Manne seine hohe Bedeutung überhaupt und für die Pro-

vinz Westphalen in's Besondere zu sichern. Er lebt im gesegneten Andenken bei allen älteren Einwohnern dieser Provinz, und der erste Theil seiner Lebensbeschreibung durch den ehemaligen Minister v. Bodelschwingh, deren Fortsetzung leider durch den Tod desselben abgebrochen ist, zeigt den Ehrenmann als Menschen, Patrioten und Staatsmann in einem so hellen Lichte, daß sein Bild nicht schöner wiedergegeben werden kann. Um aber ganz von lebendiger Verehrung gegen diesen seltenen Charakter erfüllt zu sein, muß man selbst mit ihm gelebt haben, wie mir dieses Glück über 12 Jahre lang zu theil geworden ist. Einen reineren Willen für alles Rechte und Gute, eine treuere Hingebung aller Lebenskräfte für das Verwirklichen desselben, eine wärmere Gesinnung für alle, welche zur Mitwirkung für edle Zwecke bereit waren, und eine festere Freundschaft, wenn er solche gefunden, die derselben würdig waren, ist auf Erden nicht zu finden. Er wollte nichts für sich, seine persönlichen Bedürfnisse waren die einfachsten, sein blauer westphälischer Kittel, in welchem er seine Rundreisen in der Provinz machte und den er selbst dem Könige Friedrich Wilhelm IV., da er als Kronprinz jene Gegenden bereiste, beim Eintritte in die Provinz als Reisekleid darbot, war sein Ehrenkleid und die blaue Kappe mit rothem Rande seine einzige Kopfbedeckung, wenn nicht eine feierliche Gelegenheit den Uniformhut verlangte. So einfach und volksfreundlich war sein Sinn, daß ihm der tüchtige Bauer eben so ehrenwerth war, als der hochgestellte Beamte. Ich habe ihn gesehen, wie er, als in der lutherischen Kirche ein Bau vorgenommen wurde und die protestantische Gemeinde ihren Gottesdienst interimistisch in der Gymnasialkirche abhalten mußte, unter dem Volke stehend einem Soldaten, der kein Gesangbuch hatte, das seinige hinreichte und mit ihm zusammen sang, indem beide eine Ecke des Gesangbuches gefaßt hielten. Jeder gemeinnützige Zweck fand an ihm den eifrigsten Beförderer und er ging dabei oft aus den Schranken des Geschäftsganges heraus und begann das Werk auf eigene Gefahr, in der Ueberzeugung, daß die Genehmigung von oben schon erfolgen werde, wenn ein guter Anfang gemacht sei. Und fand er bei den Ministerien kein Gehör, so wandte er sich unmittelbar an den König Friedrich

Wilhelm III., bei welchem er in hoher Achtung ſtand und als ein eigentlicher Freund der königlichen Familie betrachtet wurde, was er durch ſeine treue Anhänglichkeit an das Königshaus auch vollkommen verdiente. Die Blinden- und die Taubſtummenanſtalt, das Landarmenhaus und andere wohlthätige Inſtitute der Provinz haben ihr Entſtehen dem raſchen Zugreifen des Oberpräſidenten v. Vincke zu verdanken. Seine perſönliche Thätigkeit war eine raſtloſe und umfaſſende, wie wohl wenige Geſchäftsmänner ſie ſo geübt haben. Um ſo viel Zeit als möglich zum Arbeiten zu gewinnen, gönnte er ſich nur gerade ſo viel Schlaf, als zum Ausruhen von Geiſt und Körper durchaus nöthig war, und um dieſes Maß nicht zu überſchreiten, ſchlief er auf einem möglichſt harten Feldbette, welches gewiß nicht durch Behaglichkeit zur Verlängerung des Schlafes einlud. Früh Morgens war er wieder thätig und dasſelbe verlangte er von andern Dienern des öffentlichen Weſens. Wie manchen Bürgermeiſter und Landrath hat er auf ſeinen Rundreiſen im Bette überraſcht.

Mein perſönliches Verhältniß zu ihm war ein höchſt erfreuliches und belohnendes. Ich hatte das Glück, mit gutem Vorurtheil von ihm empfangen zu werden und dasſelbe aufrecht halten zu können. Ich konnte auf ſein Vertrauen und ſeine Unterſtützung in allem, was ich für gute Zwecke unternahm, mit Sicherheit rechnen. Auch im Privatleben ſtand ich ihm und ſeiner Familie nahe. Die Oberpräſidentin war uns ſehr gewogen und hat bei unſerer jüngſten Tochter Pathenſtelle vertreten; meine Söhne lebten mit den gleichaltrigen Söhnen des Oberpräſidenten im freundſchaftlichen Umgange; für meine Perſon durfte ich mich auch im Verkehr des Lebens als einen Freund des Vincke'ſchen Hauſes anſehen und erhielt viele Beweiſe der gegenſeitigen Theilnahme auch in Privatangelegenheiten. Es kann kein angenehmeres Verhältniß zwiſchen einem höheren Vorgeſetzten und einem Untergebenen ſtattfinden, als das meinige zu dieſem vortrefflichen Manne war.

Meine beiden nächſten Collegen im Conſiſtorium waren der Oberconſiſtorialrath Natorp und der Conſiſtorialrath Möller, beide ausgebildete Theologen, der letztere vorzüglich für die kirchlichen, jener auch für die evangeliſchen Schulangelegenheiten der Provinz in Thätig-

keit. Auch wurden die Prüfungen der Kandidaten der Theologie, unter Zuziehung einiger Superintendenten der übrigen Regierungsbezirke, vom Conſiſtorium abgehalten und ich wurde ebenfalls Mitglied der theologiſchen Prüfungs-Commiſſion für die Prüfung der Kandidaten in ihren philologiſchen und geſchichtlichen Kenntniſſen. Daneben wurde eine wiſſenſchaftliche Prüfungs-Commiſſion für die Kandidaten des höheren Schulfachs unter meinem Vorſitze aus Profeſſoren der theologiſch-philoſophiſchen Akademie zu Münſter und eine Maturitäts-Prüfungs-Commiſſion bei dem Gymnaſium errichtet. Und um das Maß voll zu machen, auch bei der Regierung beſtand eine Prüfungs-Commiſſion für juriſtiſche Kandidaten, die als Referendarien bei der Regierung eintreten und für adminiſtrative Beamte, die Landräthe werden wollten, und auch bei dieſer Commiſſion wurde mir die Aufgabe der Prüfung über die allgemeinen Schulkenntniſſe ſolcher Aſpiranten, namentlich in der Geſchichte, zu theil, ſo daß ich in nicht weniger als vier Prüfungsbehörden actives Mitglied wurde, wobei mir, beſonders wenn ich bei manchen Examinanden das Prüfungsfieber wahrnahm, unwillkürlich in den Sinn kam, wie gut ich doch mit einer einzigen Prävié-Prüfung in Hannover gefahren ſei.

Die beiden Collegen Natorp und Möller lernte ich nicht nur im Geſchäftsverkehr bald genauer kennen, ſondern es entwickelte ſich auch eine entſchiedene Freundſchaft zwiſchen uns, ſo verſchieden auch beide Männer von einander waren. Beide waren überdies bedeutend älter als ich. Natorp, in der pädagogiſchen Welt durch ſeine Schriften über das Volksſchulweſen und ſeine Geſangsmethode nach Zahlen, anſtatt nach Noten, bekannt, zugleich ein vorzüglicher Prediger und Katechet, früher Oberconſiſtorialrath und Hofprediger in Potsdam, dann bei der Einrichtung der Provinz Weſtphalen nach Münſter verſetzt, war ein Mann von biederm, offnem Charakter, klarem Verſtande, Sicherheit in Beurtheilung der Menſchen und Verhältniſſe, und ein treuer Freund, wenn er einmal Freundſchaft geſchloſſen hatte. Jene erſteren Eigenſchaften machten ihn zu einem ſehr brauchbaren und gewandten Geſchäftsmanne.

Dieſer Ruhm konnte ſeinem Collegen Möller nicht zugeſprochen werden, wohl aber der eines wirklich gelehrten Theologen und zugleich eines geiſtvollen, von vielſeitigem wiſſenſchaftlichen Intereſſe erfüllten Mannes. Er war früher Profeſſor der Theologie an der Univerſität Duisburg und ſpäter in Breslau, und dann in das Conſiſtorium in Münſter verſetzt, um hier bei den theologiſchen Prüfungen die gelehrte Theologie zu vertreten. Er that es in ausgezeichneter Weiſe. Es war etwas Geniales in dem Manne, und ich habe mit wahrem Vergnügen, ja mit Erbauung, ſeinen Prüfungen in der Dogmatik beigewohnt, bei welchen er freilich mitunter in Sextro'ſcher Weiſe, wenn er recht in Lebhaftigkeit gerieth, mehr docierte als examinierte. Aber dann kam auch ein Strom von Kenntniſſen und erhebenden Gedanken aus ſeinem Munde, daß man mit Bewunderung zuhörte und die Empfänglichen unter den Kandidaten oft nachher geſtanden, in einer ſolchen Stunde mehr lebenerregende Theologie gelernt zu haben, als in mancher ausführlichen akademiſchen Vorleſung. Das lebhafte geiſtige Intereſſe dieſes Mannes erſtreckte ſich, wie ſchon bemerkt, über ein reiches Feld der Literatur, auch der ſchönen, und er ergriff die wichtigern neuen Erſcheinungen mit Enthuſiasmus, wodurch er, ſowie durch ſeine Lebhaftigkeit überhaupt, ein anregendes Element im Umgange wurde. Dabei war ſein Herz warm und für freundſchaftliche Empfindungen ſehr empfänglich. Ich konnte mich mit den Meinigen ſeiner warmen Theilnahme rühmen, nicht nur, ſo lange wir zuſammen lebten, ſondern auch nach unſerer Trennung, bis zu ſeinem Tode. — Leider hatte er häusliche Leiden zu tragen, indem ſeine Frau, eine übrigens durch geiſtige Begabung ausgezeichnete Frau, periodiſch an Geiſtesverwirrung litt, wodurch das weiche Gemüth des guten Möller oft zerriſſen wurde.

Wenn der Umgang mit demſelben eben dadurch etwas Gehemmtes und Ungleiches hatte, ſo blieb dagegen der mit dem ſich immer gleichen, beſonnenen und heiteren Natorp und ſeiner Familie in einem ruhigen und wohlthuenden Zuſammenhange. Das Haus wurde durch die Frau, drei Töchter und zwei Söhne angenehm belebt und wir haben mit demſelben, beſonders nachdem mein Freund Keßler

ſchon ein halbes Jahr nach meinem Eintritte in Münſter als Regierungspräſident nach Frankfurt an der Oder verſetzt war, am häufigſten im freundſchaftlichen Verkehr geſtanden. Und wenn ich eines beſonnenen Rathes in irgend einer Angelegenheit bedurfte, ſo wandte ich mich an den erfahrenen, klarſehenden und redlich theilnehmenden Freund Natorp und war ſicher, von ihm wohlberathen zu werden, und auch, wenn nöthig, thätige Hülfe zu finden.

Geſellige Verhältniſſe. — Eine Gelegenheit zu einer noch weiteren Ausdehnung meiner Bekanntſchaft mit einigen der bedeutendſten Männer in Münſter bot mir eine Geſellſchaft dar, die ſich ſchon vor meiner Ankunft gebildet hatte und in welche ich bald aufgenommen wurde. Sie hatte die Beſtimmung, daß die Theilnehmer an einem Abende in der Woche in einem öffentlichen Locale zu freier Unterhaltung für einige Stunden zuſammenkamen. Die Zahl der Mitglieder war ſo mäßig, daß eine gemeinſame Unterhaltung möglich wurde, und die Männer, die außer dem Oberpräſidenten und meinen beiden Collegen Natorp und Möller, daran theilnahmen, waren ganz geeignet, Mannigfaltigkeit und Intereſſe in dieſelbe zu bringen; nemlich, ſo lange er in Münſter blieb, mein Freund Keßler, der General Thielemann, commandierender General der Provinz Weſtphalen, und der Oberſt von Wolzogen, Chef des Generalſtabes des 7ten Armeecorps. Die nähere Bekanntſchaft mit dieſen beiden höheren Militärperſonen, welche den Freiheitskrieg mitgemacht hatten, ſtimmte recht mit meiner von Jugend auf genährten und durch die Periode der Freiheitskriege ſo hoch gehobenen Neigung für militäriſche Männer und Ereigniſſe überein. Ich benutzte die Gelegenheit, ihre Erlebniſſe in den Feldzügen ihnen abzufragen, und dieſes gelang mir beſonders bei dem Oberſten von Wolzogen, der als Commandeur eines ſchleſiſchen Landwehrregiments bei dem Corps des Generals von York die Feldzüge dieſes tapfern Anführers mitgemacht, dann im Generalſtabe gedient und den bedeutendſten Männern, wie dem General Gneiſenau, dem General Horn, dem Oberſten von Klauſewitz und andern nahe geſtanden hatte. Von ihm erfuhr ich manchen einzelnen Zug, welchen ich in meine Beſchreibung der Freiheitskriege aufgenommen habe.

Aber auch außerdem wurde mir dieſer geiſtreiche, durchgebildete und charakterfeſte Mann ſehr lieb und wir hielten freundſchaftlich zuſammen bis an ſeinen nur zu früh erfolgten Tod.

Der General Thielemann wurde nach Coblenz verſetzt. Sein Nachfolger, der tapfere General Horn, war als älterer Mann und etwas einſilbiger, ſtrammer Soldat, für eine Annäherung meinerſeits weniger zugänglich, als der vielſeitig gebildete und empfängliche Thielemann. Es blieb bei den, immer recht freundlichen, Begegnungen in größeren officiellen Geſellſchaften. Wenn man den großen, geraden und feſten Soldaten ſah, ſo konnte man den Zug begreifen, der von ihm erzählt wurde. Als er nemlich in der für Preußen ſo unglücklichen Zeit nach dem Tilſiter Frieden auf Wartegeld ſtehend in Berlin lebte, ſei er von unzugänglicher Stimmung, finſter und ſtumm dahergegangen und habe mit verhaltenem Grimm alles, was an die franzöſiſche Ueberwachung Preußens erinnerte, betrachtet; und wenn zufällig auf einen der franzöſiſchen Offiziere oder Commiſſäre die Rede gekommen, von welchem es hieß, er mache doch durch gute Eigenſchaften eine Ausnahme von der Menge, ſo habe er nur mit abwehrender Hand und den Worten: „Kalt ſind ſie mir lieber“, den Kopf geſchüttelt. Und eben ſo begriff man ſein Wort gegen Wolzogen in der Schlacht von Möckern am 18. October 1813, welches ich aus Wolzogen's eigenem Munde habe. Als nemlich der Kampf in dem Dorfe Möckern am heißeſten und für die Preußen am bedenklichſten war und der General York den General Horn, der mit ſeinem Corps daneben im freien Felde ſtand, auffordern ließ, einen Angriff auf die ihm gegenüberſtehenden Franzoſen zu machen, rief Horn ſchnell die nächſten Regimentscommandeure zuſammen, zeigte ihnen mit wenig Worten den Stand der Sache und die Nothwendigkeit, einen entſcheidenden Schlag zu führen, und ſchloß mit den Worten: „Jetzt iſt der Augenblick, alles daran zu ſetzen und keine Gefangenen zu machen, damit kein Mann vom Kampfe auszutreten braucht; alſo kein Pardon, meine Herren!“ Und als Wolzogen vor dem Worte erſchrickt und Einwendung machen will, fällt Horn ihm ſchnell in die Rede: „Ich weiß wohl, lieber Wolzogen, Sie ſind ſo verdammt weichmüthig, hier hilft

aber keine Sentimentalität. Also nochmals, kein Pardon!“ Und der ungestüme Angriff Horns entscheidet wesentlich das Glück des Tages. — Dabei erzählte Wolzogen noch einen bemerkenswerthen zufälligen Umstand, wie sie oft in den Schlachten hindernd oder fördernd vorkommen. Indem die Preußen auf dem wellenförmigen Felde stürmend vorrücken, kommen sie abwechselnd in eine Vertiefung und die Soldaten werden stutzig, die nächste Höhe hinaufzurücken, in der Ungewißheit, ob nicht dahinter eine neue Linie der Franzosen aufgestellt sei. Da reitet aber ein einzelner Kosack, man weiß nicht, wer ihn geschickt, vor der Linie der Infanterie her, sprengt die Höhe hinan, winkt mit der Hand den Preußen zu und ruft: „Nicks Franzos, nicks Franzos!“ und auf sein Wort stürmen die Preußen auch diese Höhe und die folgenden hinan, dem Kosacken nach, als sei er ihr Anführer. — Uebrigens zeigte sich der General Horn als ächter Soldat in Blüchers Sinne auch in der Friedenszeit und gewann die Herzen seiner Truppen. Wenn die Landwehr ihre vierwöchigen Uebungen vollbracht hatte und entlassen wurde, so ritt der alte ehrwürdige General vor die Fronte und rief den Landwehrmännern sein Lebewohl zu mit den Worten: „Nun geht nach Hause, Kinder, und grüßt mir Eure Frauen und Kinder!“ Und ein tausendstimmiges freudiges Hurrah antwortete ihm.

Mit dem Chef des Horn'schen Generalstabes, der nach Wolzogens Tode folgte, dem Obersten Selasinsky, habe ich auch in freundlicher Verbindung gestanden; er war ein wohlwollender, kenntnißreicher und strebsamer Mann. Genauer jedoch, als meine Verbindung mit den genannten Offizieren, wurde die mit dem General von Lützow, dem berühmten Anführer des Lützow'schen Freicorps, der ebenfalls in Münster als Brigadecommandeur lebte. Er war ein Biedermann im rechten Sinne des Wortes, offen und zutraulich, wenn er einmal sein Vertrauen geschenkt hatte. Auch aus seinem Munde habe ich viele Schilderungen aus der Kriegszeit, namentlich von der Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815, wo er bei dem von Blücher selbst am Abende gegen die französischen Garden ausgeführten unglücklichen Cavallerie-Angriffe verwundet stürzte, zu Gefangenen

gemacht und vor Napoleon geführt wurde. Napoleon, der vor der Schlacht von Leipzig über die kühnen Züge des Lützow'schen Corps in seinem Rücken so erbittert gewesen war und dasselbe eine Räuberbande genannt hatte, behandelte jetzt den Anführer mit Achtung und befahl, für die Heilung seiner bedeutenden Wunde gut zu sorgen. — Uebrigens war die ganze Natur Lützow's nicht für den Friedensdienst gemacht. Er gestand mir, daß er am liebsten Soldat gewesen sei, als er nur eine Schwadron zu befehligen hatte; da habe er das persönliche Wohl jedes seiner Soldaten im Auge gehabt; es waren die Menschen, die sein Interesse in Anspruch nahmen. Einigermaßen sei dies auch noch der Fall gewesen, als er ein Regiment gehabt habe, doch sei die Zahl schon zu groß gewesen, um recht menschlich auf den Einzelnen einwirken zu können. Seit er aber Brigadecommandeur sei, habe er hauptsächlich mit Rapporten und Bescheiden auf dem Papiere zu thun und das befriedige ihn nicht. Im Kriege mit seinem Freicorps sei es eine andere Sache gewesen; obgleich auch da die größere Zahl den Einzelnen mehr aus den Augen gerückt habe, so habe doch der Drang der Ereignisse und die Aufforderung zur That den Geist in steter Spannung erhalten.

Daß zu seiner Unzufriedenheit mit dem ruhigen Leben in Münster auch eine andere geheime Ursache mitgewirkt hat, leidet keinen Zweifel. Das Verhältniß zwischen Immermann und der Frau von Lützow, welches zuletzt auch deren Scheidung von Lützow zur Folge hatte, entwickelte sich in den Jahren meines Aufenthaltes in Münster immer entschiedener und ich mag es nicht unterlassen, da ich in genauer Verbindung mit allen betheiligten Personen gestanden habe, einige Andeutungen darüber zu geben, die vielleicht manches falsche Urtheil berichtigen können.

Immermann kam im Jahre 1819 als Auditeur beim Kriegsgerichte nach Münster und wurde bald im Lützow'schen Hause, sowie in dem meinigen, bekannt. Das frische, kräftige und zugleich geistvolle Wesen des dreiundzwanzigjährigen Mannes, welches sich auch in seiner äußern Erscheinung, obgleich dieselbe nicht eigentlich schön zu nennen war, aussprach, machte ihn interessant, ja bedeutend, und sein

dichterisches Talent, mit welchem auch die Gabe eines ausdrucksvollen deklamatorischen Vortrages verbunden war, gab ihm bald in der Gesellschaft einen ausgezeichneten Platz. Es bildete sich ein Lesezirkel, welcher abwechselnd im Lützow'schen und unserm Hause zusammenkam und aus diesen beiden Familien, nebst dem Consistorialrath Möller und seinem Sohne, der Garnisonprediger war, und Immermann bestand: mitunter wurden auch einige andere Freunde dazu eingeladen. Außer einigen dramatischen Vorlesungen mit vertheilten Rollen fiel die Aufgabe des Vorlesens fast beständig Immermann zu und ich darf versichern, daß wir alle, weder in früherer noch in späterer Zeit, kaum einen größeren Genuß an dem lebendigen Vortrage der Dramen der größten Dichter, namentlich des Shakespeare, gehabt haben, als durch Immermann. Auch seine eignen dramatischen Arbeiten, welche in dieser Zeit entstanden, der König Periander und sein Haus, die Prinzen von Syracus, das Auge der Liebe, trug er so vortrefflich vor, daß diese Stücke, obwohl sie nicht auf vollendeten Kunstwerth Anspruch machen konnten, einen überwältigenden Eindruck machten. Der Vortrag des Komischen und Charakteristischen war Immermann's Stärke.

Der General Lützow selbst nahm an diesen Vorlesungen einen mehr passiven Antheil; der Sinn für Kunst und schöne Literatur war nicht sehr in ihm entwickelt. Die Generalin dagegen war in hohem Grade empfänglich dafür, sie lebte in diesen geistigen Genüssen und konnte sich ihnen ganz hingeben, da sie keine Kinder und wenig häusliche Geschäfte hatte. Und wie Frauen dieser Stimmung und Lage sich gern an Männer anschließen, die ihrer Neigung Nahrung schaffen können, so war es ganz natürlich, daß der begabte Immermann mit seinem Talente, seinen literarischen Kenntnissen und seinem Enthusiasmus für das Schöne und Große, eine besondere Anziehungskraft auf die Frau von Lützow übte. Ebenso natürlich war es, daß Immermann, der aus einem beschränkteren Lebenskreise nach Münster kam, sich auf das Lebhafteste von einer so zart organisierten, ungewöhnlichen Frau angezogen fühlte, die mit einem sehr gefälligen Aeußern ein feines ästhetisches Gefühl und eine große Empfänglichkeit verband und mit richtigem Tacte seinen eigenen Productionen eine warme Theil-

nahme schenkte, ihn auf manches aufmerksam zu machen, ihn für neue Schöpfungen zu begeistern verstand. Sie hat einen sehr belebenden Einfluß auf die Entwicklung seines reichen Talentes gehabt, was seine Dichtungen aus der Münsterschen Zeit beweisen.

Die Gräfin Elise von Ahlefeldt hatte den Rittmeister von Lützow im jugendlichen Enthusiasmus für einen patriotisch gesinnten, tapfern Krieger, der mit großer Ausdauer das Jawort ihres Vaters endlich errungen hatte, geheirathet; sie hatte mit und neben ihm geholfen, die berühmte Lützow'sche Freischaar zu sammeln und die zuströmenden jungen Männer für die Sache der Freiheit zu begeistern. Sie war dieser Freischaar in möglichster Nähe gefolgt und hatte die spannenden Wechsel der großen Begebenheiten theilnehmend mit durchlebt. Darauf war auch für sie der ernüchternde Friedenszustand mit manchen bittern Enttäuschungen gefolgt und hatte dazu beigetragen, ihren lebhaften Geist in die tröstende Beschäftigung mit den Werken der Kunst und schönen Literatur hineinzuziehen. Hätte sie dabei die lebendige Theilnahme und das eingehende Verständniß ihres Mannes zur Seite gehabt, so würden ihre Gemüther sich nicht fremd geworden sein. Eine kinderlose Ehe ist immer mehr oder weniger ein abnormer Zustand und führt, falls nicht ein hoher Grad religiöser Entsagung eine Schutzwehr bildet, gar leicht zur Entfremdung der Gatten, namentlich, wenn die Charaktere und Neigungen nach verschiedenen Seiten führen. Die Beschäftigungen mit Pferden, Soldaten und Manövern, die den Mann zerstreuten, konnte die Frau nicht theilen; ihren Genuß an der schönen Literatur theilte er wiederum nicht in dem Grade und mit dem geistigen Verständniß, welches ihr im hohen Maße eigen war; daher wachsende Gleichgültigkeit von beiden Seiten. — Wie räthselhaft und für das fremde Auge undurchdringlich sind nicht die Kämpfe, die in solcher Lage in den Seelen vorgehen, und wie unrecht ist es, einen Stein auf die Neigungen und Handlungen der durch dieselben bedrängten Menschen zu werfen! — Für unsere Augen, die wir in fast ununterbrochenem Umgange mit dem Lützow'schen Hause lebten, blieb das Ungenügende der ehelichen Verhältnisse und die Aufmerksamkeit, die Immermann der Frau von

Lützow und dieſe ihm ſchenkte, nicht verborgen, allein beides hielt ſich in ſolchen Gränzen des Anſtandes und der Sitte, daß wir zwar den ganzen Zuſtand der, übrigens ſo achtungswerthen, Menſchen bedauerten, allein gar keinen Anlaß finden konnten, weder warnend dazwiſchen zu treten, noch uns aus dem Umgange zurückzuziehen. Lützow behandelte ſeine Gemahlin mit der größten Achtung, und ſie wiederum vergaß nie die Pflichten der Gattin, die ſie rückſichtsvoll gegen ihn übte, und eben ſo beobachtete Immermann den beſcheidenſten Anſtand in dem geſelligen Zuſammenſein, ſo daß ein Anſtoß in dieſer Beziehung niemals eintrat.

Und wenn ich die einzelnen Perſonen für ſich betrachte, ſo war eine jede in ihrer Art uns lieb und achtungswerth; der General durch ſeinen offenen, männlichen Charakter und das wirkliche Vertrauen, welches er beſonders mir perſönlich ſchenkte; die Generalin durch ihr ſehr anmuthiges, ächt weibliches und im beſten Sinne adliges Weſen, ihren regen Sinn für alles Schöne und ihre ſtets gleiche Freundlichkeit gegen meine Frau und mich; Immermann durch die wirkliche Originalität ſeines Geiſtes, die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters und die Belebung, die er in jede Unterhaltung zu bringen wußte. Mir beſonders war er in hohem Grade zugethan, vertrauensvoll und mittheilend, und unſere Kinder, die ihn ſehr gern hatten, waren ihm ſo lieb, daß er ſelbſt in ihre Spiele einging und ihnen unter anderm ein kleines dramatiſches Stück zu meinem Geburtstage ſchrieb und einübte. Ihre Figuren hat er in ſeinen Epigonen angebracht, wo er von der Erziehungsanſtalt des Educationsraths und deſſen Söhnen ſpricht; von den knabenhaften Neigungen unſerer Söhne den Anlaß nehmend, nennt er den älteſten den Naturforſcher, den zweiten den Förſter, den dritten den Paſtor und den jüngſten, Karl, den er beſonders gern hatte und der in ſeinen Spielen mit ſeinen Bauhölzern einige Erfindungskraft zeigte, den Baumeiſter.

Die ernſte Kriſe in den Verhältniſſen der drei uns befreundeten Perſonen ging nicht unter unſern Augen vor ſich. Immermann wurde ſchon im Jahre 1824 nach Magdeburg und ſpäter nach Düſſeldorf verſetzt und die Freundin folgte ihm im darauf folgenden

Jahre, um in seiner Nähe zu bleiben. Die wirkliche Scheidung geschah im Jahre 1825 *).

Der General Lützow lebte von nun an still und eingezogen in Münster fort, aber das lästige Friedensgefühl wurde nur noch stärker in ihm und brachte ihn im Jahre 1829 zu einem Entschlusse, den er mir im Vertrauen mittheilte und von welchem ich jetzt, nach 33 Jahren, wohl reden zu dürfen glaube. Als nemlich der damalige Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, jetziger König der Belgier, zum König von Griechenland ausersehen war, wendete sich Lützow an denselben und bot ihm, wenn er die griechische Krone annähme, seine Dienste an, mit dem Vorschlage, ein Corps zu werben, mit welchem er seine junge Herrschaft in Griechenland stützen und Ordnung zu

*) Wie darauf Immermann und die Frau von Lützow zuerst in Magdeburg und darauf in Derendorf bei Düsseldorf bis zum Jahre 1839 zusammen lebten, dann aber Immermann sich mit einer Enkelin des Kanzlers Niemeier verheirathete und schon ein Jahr nachher starb, die Generalin aber, nachdem sie ihren Familiennamen Gräfin Ahlefeldt wieder angenommen hatte, in Berlin lebte, wo sie im Jahre 1855, in ihrem 65sten Lebensjahre, gestorben ist, dieses alles ist in der Schrift von Ludmilla Assing: „Gräfin Elisa von Ahlefeldt", zu lesen; doch kann ich es nicht unterlassen, vor der Einseitigkeit der Darstellung in diesem, übrigens mit Begeisterung für die schönen Eigenschaften der ungewöhnlichen Frau geschriebenen, Buche zu warnen. Alle Schuld der Trennung beider Gatten wird auf Lützow geworfen, ja eine edelmüthige Aufopferung von ihrer Seite herausgefunden, um Lützow die Möglichkeit zu verschaffen, einer Neigung zu einer koketten, reichen Frau zu folgen. Da die Entfernung der Frau von Lützow aus Münster in den August 1824, also in die Mitte meines Lebens in Münster fällt, so müßte jenes Liebesverhältniß unter meinen Augen stattgefunden haben. Ich kann aber versichern, daß nicht die geringste Spur davon zu meiner oder meiner Frau Kenntniß gekommen ist. Ebenfalls soll Immermann bei seiner Heirath mit der Niemeier'schen Enkelin mit einer gewissen Treulosigkeit gegen die Frau von Lützow zu Werke gegangen sein; ich weiß aber mit Sicherheit und Ausführlichkeit, was Ludmilla nur flüchtig erwähnt, daß Immermann, um das doch immer schiefe und unnatürliche Verhältniß in ein klares zu verwandeln, jahrelang mit dem größten Ernste bei ihr auf eine Heirath gedrungen hat, in welche sie, ich weiß nicht aus welchem, doch wahrscheinlich grillenhaften, Grunde nicht willigen wollte. Da ist denn in ihm die Neigung nach und nach erkaltet, sein Verlangen nach einem Familienleben, welches tief in seiner Natur begründet war, hat Befriedigung gefordert und er hat auch noch die Freude erlebt, eine Tochter auf seinem Arme zu halten, aber freilich leider nur ganz kurze Zeit, denn er starb schon wenige Tage nach der Geburt des Kindes, im Jahre 1840.

ſchaffen helfen wolle. In ſolcher Weiſe hätte der zu Thaten und nicht zur Ruhe geſchaffene Mann ſich ein neues und wichtiges Feld der Thätigkeit geöffnet und ſeinen Namen noch bedeutender in der Geſchichte gemacht. Das Königthum des Prinzen Leopold kam aber bekanntlich nicht zu ſtande und Lützow blieb in ſeinen Verhältniſſen im preußiſchen Dienſte. Mit ſeiner geſchiedenen Gemahlin, deren vorzügliche Eigenſchaften er wohl erkannte, iſt er ebenfalls lange im freundſchaftlichen Briefwechſel geblieben und ſeine Briefe zeugen von fortwährender warmer Anhänglichkeit.

Mein und der Meinigen Umgang mit ihm war natürlich ein weniger lebhafter geworden und überhaupt bildete ſich für uns ein ſolcher Kreis voll gehobener geiſtiger Genüſſe nicht wieder. Dafür dauerte der freundſchaftliche Familienumgang mit dem Natorp'ſchen und Möller'ſchen Hauſe ungeſchwächt fort; auch mit dem Profeſſor Schlüter und ſeiner Frau, einer gebornen Romberg und Schweſter des bekannten Violinſpielers Andreas Romberg, einer talentvollen Sängerin mit einer Stimme, welche bei der Aufführung von Kirchenmuſiken die größten Räume füllte, kamen wir in vertrauten nachbarlichen Umgang, und wie hierbei auch unſere heranwachſenden Kinder ein Bindeglied bildeten, ſo wurde dieſes ebenfalls der Fall mit der Familie des Regierungsraths von Bernuth. Die Reihe unſerer Kinder vermehrte ſich bis zum Jahre 1825 noch durch zwei Töchter; in der Bernuth'ſchen Familie waren deren drei, welche mit unſern drei älteſten ſtufenweiſe im Alter übereinſtimmten; und da es ſich ſo fügte, daß wir im Jahre 1826, nach dem Tode des Regierungsraths von Bernuth, zu deſſen Witwe in dasſelbe Haus zogen, ſo wuchſen dieſe ſieben Mädchen in geſchwiſterlicher Liebe ſo innig zuſammen, daß beide Familien gleichſam zu einer verſchmolzen, denn auch die Mütter waren innig befreundet.

Der General-Vicar Clemens Droſte zu Viſchering. — Bevor ich jedoch auf unſer ferneres Familienleben näher eingehe, muß ich aus meiner geſchäftlichen Wirkſamkeit einen nicht unwichtigen Zwiſchenfall nachholen. Von dem Oberpräſidenten von

Vincke waren mir, außer den Arbeiten für die höheren Schulen der Provinz, auch von den dem Oberpräsidenten als solchem obliegenden Geschäften diejenigen übertragen, welche sich auf die philosophisch-theologische Facultät in Münster bezogen, und in dieser ereignete sich eine Verwicklung, welche nicht ohne historisches Interesse für dieselbe, sowie für die später folgenden Conflicte der Regierung mit dem katholischen Episcopate sein dürfte.

In die katholisch-theologische Facultät der neuerrichteten Universität Bonn war auch der Professor Hermes von Münster versetzt worden, den ich kennen und schätzen gelernt hatte, ein Mann von klarem Verstande und unerschütterlicher Liebe zur Wahrheit. Er hatte ernste philosophische Studien, besonders nach Kant, gemacht und glaubte nachweisen zu können, daß das katholische Dogma sich wohl mit der Philosophie vertragen und durch Vernunftgründe gestützt werden könne. Er schrieb ein Buch über Religionsphilosophie, — der Titel ist mir nicht genauer gegenwärtig. — Seine Zuhörer hingen sehr an ihm und auch in Bonn gewann er einen bedeutenden Einfluß, ja es bildete sich eine eigne Hermesianische Schule. Der damalige Vertreter des noch nicht wieder besetzten Bischofssitzes von Münster, der General-Vicar Clemens Droste zu Vischering, der bekannte nachherige Erzbischof von Köln, fand aber in diesem Systeme des Professors Hermes offenbare Ketzereien und verbot den Theologie Studierenden der Münsterschen Diöcese den Besuch der Universität Bonn. Das konnte die preußische Regierung nicht ruhig geschehen lassen; wenn die Universität Bonn von einem der katholischen Kirchenoberen gleichsam in den Bann gethan wurde, so war sie bald nach ihrem Entstehen in der katholischen Welt geächtet. Die Regierung schützte daher den Professor Hermes und wollte die akademische Lehrfreiheit auch auf die katholische Theologie ausgedehnt wissen, so lange nicht eine Lehre von höchster Stelle in Rom als ketzerisch verurtheilt sei. Der General-Vicar wurde wiederholt aufgefordert, sein Interdict gegen Bonn aufzuheben; er weigerte sich. Das Ministerium drohte mit Repressalien gegen die Akademie in Münster; er blieb bei seiner Weigerung. Der Oberpräsident war damals für längere Zeit in Berlin; ich hatte für

[illegible] Angelegenheiten der Münsterischen Academie zu bearbeiten; eine [illegible] Lage für mich. Doch konnte ich nicht anders handeln, als die vom Ministerium ausgehende Feindseligkeit in besonnener Weise zur Kenntniß zu bringen. Da nahm ich ein Schreiben des Oberpräsidenten von Vincke, welches mir Kenntniß des Ministeriums beilag, worin die theologischen Vorlesungen der Academie in Münster suspendirt wurden. Der Oberpräsident überließ es mir, dasselbe in seinem Namen zu publiciren, wenn ich Mittel, den General-Vicar zum Nachgeben zu bringen, vorhanden wären. Jetzt war meine Lage noch schwieriger: ich hatte mehr oder weniger die Entscheidung über eine Maßregel übernommen, welche nicht nur ein ungemeines Aufsehen in der ganzen Provinz machen, sondern was noch wichtiger war, einige hundert junge Leute, welche Theologie in Münster studierten, in ihren Studien unterbrechen und zur Unthätigkeit verurtheilen würde. Der ungemein schwierige Fall trat mir klar in's Auge und brachte darauf meine Hoffnung, daß der General-Vicar von Droste zur Aufhebung seines Verbotes gegen Bonn zu bewegen. Ich war nemlich mit dem würdigen Regens des Priester-Seminars, dem durch seine Verdienste um das Münsterische Volksschulwesen rühmlichst bekannten Overberg sehr befreundet. Dieser alte, gemüthliche und kindlich gutherzige Mann mochte mir wohl und ich besuchte ihn gern und erfreute mich, neben seinem Lehrstuhle sitzend, den er wegen Schwäche seiner Beine schwer verlassen konnte, seiner treuherzigen Unterhaltung. Er war, wie ich wußte, Beichtvater des General-Vicars und von diesem sehr geachtet. Daher wendete ich mich an Overberg, stellte ihm die kritische Lage der Münsterschen Facultät und besonders der Studierenden, die zum Theil dem alten Manne bekannt waren, recht eindringlich vor und schilderte ihm, welchen Uebelständen, ja selbst Gefahren, die jungen Leute ausgesetzt wären, wenn die Vorlesungen geschlossen und sie selbst genöthigt würden, in ihre Heimath zu gehen und dort ohne bestimmte Beschäftigung zu leben; wie leicht schwache Charaktere dadurch auf Abwege gebracht werden könnten. Diese großen Uebel könnten vermieden werden, wenn der General-Vicar nur ein Wort sprechen und sein Verbot gegen Bonn aufheben, ja

nur vorläufig zurücknehmen wollte, bis die Frage über die Hermesſche Lehre in höherer Inſtanz entſchieden wäre. Er möge es doch verſuchen, das Gemüth des unzugänglichen Mannes durch ſein väterliches Wort umzuſtimmen. — Der wohlwollende Mann wurde durch meine Vorſtellungen ſichtbar gerührt und verſprach mir, den General-Vicar zu ſich bitten zu laſſen, da er ſelbſt nicht ausgehen könne; er zweifle nicht, daß derſelbe die gewichtigen Gründe gelten laſſen werde; ich möge am nächſten Abend wiederkommen. — Als ich zu der beſtimmten Stunde hinkam, befiel mich ſchon eine ſchlimme Ahndung, da auf mein Anklopfen nur ein leiſes und dumpfes „Herein!“ erfolgte; und als ich in die Thür trat, ſah ich den bekümmerten Mann mit niedergeſenktem Kopfe in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen, und ohne aufzuſehen bat er mich, mich zu ihm zu ſetzen. Und wie ich einmals früher, als ich unerwartet in ſeine Stube getreten war, ihn hatte ſitzen ſehen, indem er einem Beichtkinde mit geſenktem Haupte und geſchloſſenen Augen die Beichte abhörte oder die Abſolution ertheilte, ſo ſprach er auch jetzt zu mir leiſe und eintönig folgende Worte: „Ich habe dem Herrn General-Vicar alles vorgeſtellt, was Sie mir geſtern geſagt haben, und habe ihn gebeten, ſeine Maßregel gegen Bonn zurückzunehmen, aber er hat mir erwiedert, ſein Gewiſſen erlaube es ihm nicht, er folge einer höheren Eingebung.“

Da war alſo nichts weiter zu hoffen; ich hatte mir die Beruhigung verſchaffen wollen, das Aeußerſte verſucht zu haben. Jetzt ſetzte ich eine Bekanntmachung des Oberpräſidiums für das Amtsblatt auf, mit welcher das Miniſterialdekret über die Suſpenſion der theologiſchen Vorleſungen publiciert wurde, und entwickelte darin die Gründe, welche die Regierung zu der äußerſten Maßregel genöthigt hätten, wobei natürlich die Hauptſchuld auf die wiederholte Weigerung des General-Vicars, ſein unbefugtes Verbot des Beſuchs der Univerſität Bonn zurückzunehmen, geworfen wurde. Ich brachte dieſe Bekanntmachung dem Regierungspräſidenten von Schlechtendahl, der in der Abweſenheit des Oberpräſidenten alle Erlaſſe desſelben zu ſignieren hatte, zur Unterſchrift. Er unterzeichnete, erklärte aber ausdrücklich, er nehme die Verantwortlichkeit der ganzen Maßregel nicht

Charakter später zum Erzbischof von Köln machen konnte, ist schwer zu begreifen. Sie hat die bittern Früchte davon kosten müssen.

Nach dem bald darauf erfolgten Tode des frommen Overberg wurde mein bisheriger College in der Regierung für das katholische Volksschulwesen, der Domherr Melchers (Onkel unseres gegenwärtigen Bischofs von Osnabrück), Regens des Priesterseminars, und das Andenken an diesen wackern Mann, mit welchem ich in der ganzen Zeit meines Lebens in Münster befreundet gewesen bin, fordert mit Recht, daß ich ihn ebenfalls an dieser Stelle als einen der vielen achtungswerthen katholischen Geistlichen, die ich kennen gelernt habe, namhaft mache. Er war ein gerader, verständiger Mann, der das Gute mit Ernst förderte und, ohne confessionelles Vorurtheil, den Menschen als solchen achtete, wenn er Achtung verdiente. Ich habe mich immer sehr gut mit ihm verständigen können. Dabei war er in seinem Privatleben sehr gemüthlich, ja liebenswürdig, wie ihn auch meine Kinder kennen gelernt haben, die er gern nach seinem Garten vor dem Thore einlud. Hier pflegte und pfropfte er selbst seine Bäume, die er sehr liebte. Als ich ihn einst bei diesem Geschäfte traf, sagte er: „Sehen Sie, lieber Freund, die Erbsünde ist auch in die Pflanzenwelt gefahren; der wilde Baum trägt nur herbe und harte Frucht, wenn sie veredelt werden soll, so muß ein edles Reis darauf gepfropft werden." — Und er zog wirklich schöne Früchte, welche sich meine Kinder, die ihn gern besuchten, trefflich schmecken ließen.

Wenn ich an diesen und so viele andere Ehrenmänner unter den Katholiken zurückdenke, mit welchen ich in Westphalen in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt habe, so wird mir das Herz warm, und ich preise mich glücklich, daß ich noch die Zeit in Münster erlebt habe, wo der Unterschied der Confessionen noch nicht die traurige Schärfe erhalten hatte, die nachher, wenigstens zeitweise, stattgefunden hat. Ich kam den Männern, mit welchen ich zu thun hatte, mit Vertrauen entgegen, hielt mich an die Sache, sprach offen meine Ansichten und Absichten aus und fand bald eine eben so offene Erwiederung. Das Herz des westphälischen Volksstammes ist ohne Arg, wenn es nicht mit Uebermuth oder Mißtrauen behandelt wird. Die

Zeit, welche ich in Münſter verlebt habe, ſchloß ſich noch ziemlich nahe an eine in geiſtiger Bedeutung ſehr merkwürdige Periode, nemlich die Fürſtenberg'ſche, an, in welcher dort auch die Fürſtin Gallitzin mit ihren Freunden Hamſterhaus und Haman lebte. Die Nachwirkung dieſer Zeit war noch fühlbar. Ich habe es bedauert, von den Hauptperſonen dieſer Zeit nur noch den würdigen Overberg und den Profeſſor Katerkamp, Verfaſſer des Lebens der Fürſtin Gallitzin, gekannt zu haben. Mit dieſen bin ich in freundliche Verbindung getreten und habe auch Hamans Grab in dem ehemaligen Gallitzin'ſchen Garten aufzuſuchen nicht unterlaſſen.

Die Kinder und Laushäuschen. — Die Schaar unſerer Kinder war mit dem Jahre 1825 zu vier Knaben und vier Mädchen herangewachſen. Die beiden älteſten, Rudolf und Otto, waren nun ſchon, jener bald 16, dieſer über 14 Jahre alt und beſuchten zuſammen die Secunda des Gymnaſiums. Ich hatte ſie immer möglichſt zuſammengehalten, da ihre Charaktere ſich auf eine paſſende Weiſe ergänzten, und der jüngere, wenn er auch nicht ſo raſch faßte, doch mehr Ausdauer beſaß und daher im Ganzen gleichen Schritt mit dem Bruder halten konnte. Sie hatten in den mittleren und zum Theil auch den oberen Klaſſen einen vortrefflichen Lehrer an dem nachherigen Director des neuerrichteten Gymnaſiums in Coesfeld, Profeſſor Sökeland, der ihren wiſſenſchaftlichen Trieb zu wecken wußte; und auch bei dem Profeſſor Lückenhof machten ſie gute Fortſchritte in der Mathematik. Die beiden jüngeren, Fritz 13 und Karl bald 12 Jahre alt, konnten ebenfalls denſelben Lauf durch die Schule mit einander machen. Alle viere hielten ſich in der obern Hälfte ihrer Klaſſen und lernten das Ihrige; doch war eine gewiſſe Scheidewand zwiſchen ihnen und der Maſſe ihrer Mitſchüler nicht zu verkennen. Es war nicht die kirchliche Confeſſion, die eine ſolche Scheidewand bildete, denn der excluſive katholiſche Charakter war damals in Münſter nicht ſo ausgeprägt, wie er vielleicht in ſpäterer Zeit ſich entwickelt hat; auch machten die Lehrer gar keinen Unterſchied in der Behandlung der katholiſchen und nichtkatholiſchen Schüler; ſondern es war die Abgeſchloſſenheit der Altmünſteraner gegen alles Fremde

überhaupt, was mit der preußischen Herrschaft zu ihnen gekommen war, und dazu für meine Kinder der rohere Zuschnitt der Mehrzahl ihrer Mitschüler, die großentheils vom Lande oder aus den niederen Schichten der Stadt kamen und zum geistlichen Stande bestimmt waren. Schon die plattdeutsche Sprache, welche unter ihnen außerhalb der Schulstunden die gewöhnliche war, und die unsere Kinder am Rheine nicht gelernt hatten, bildete eine Schwierigkeit des gemüthlichen Verständnisses. Ich konnte auch, obgleich ich eine Absonderung in der Schule keineswegs verlangte oder billigte, doch nicht wünschen, daß sich gerade ein lebhafter häuslicher Umgang meiner Söhne mit diesen Schulkameraden bildete, und fühlte daher um so mehr die Pflicht, den Mangel eines solchen Umgangs möglichst dadurch zu ersetzen, daß ich in ihren Freistunden recht viel mit ihnen in's Freie ging und, um das den Knaben sonst leicht langweilig werdende bloße Spazierengehen zu beleben, sie zur Aufmerksamkeit auf die Natur anleitete, mit ihnen Sammlungen von Käfern, Schmetterlingen, Vogeleiern anlegte, Raupen zog und ihnen naturgeschichtliche Bücher verschaffte, aus welchen sie sich selbst unterrichten konnten; denn im Gymnasium wurde früher, wegen Mangels an kundigen Lehrern, gar keine Naturgeschichte gelehrt, und später, da sie eingeführt wurde, doch sehr als Nebensache behandelt. Und hierbei habe ich die, für den Pädagogen lehrreiche und doch viel zu wenig beachtete Erfahrung an meinen eignen Kindern gemacht, daß dasjenige die Jugend am meisten anzieht und sich ihr am festesten einprägt, dessen Besitz sie sich durch eigne Anstrengung mühsam erwerben muß. Indem meine Söhne sich genöthigt sahen, die sie umgebende Natur, und besonders die den Knaben am meisten anziehende Thierwelt, durch eigne Beobachtung kennen zu lernen, prägten sich ihnen die unterscheidenden Merkmale des Einzelnen am lebendigsten ein. Sie spürten den Insecten, den Vögeln, selbst den kleineren noch wild lebenden Säugethieren, auf das Eifrigste nach, lernten ihre Lebensweise und Kennzeichen genau kennen, und brachten es in der That bald so weit, daß z. B. nicht ein Vogel, selbst von den nur in der Wanderzeit durchfliegenden, ihnen zu Gesicht kam, den sie nicht sofort am Fluge oder an dem flüchtigsten

Töne erkannten. Dabei kam ihnen die noch nicht stark bebaute und von Menschen besetzte Gegend von Münster durch ihre ziemlich reiche Thierwelt sehr zu statten. Die Vorliebe aller meiner Söhne für Naturgeschichte und später sich daranschließend für Naturwissenschaften überhaupt ist in ihrer frühen Jugendzeit gegründet.

Das bloße Sehen ist der Jugend aber nicht genug, sie will die flüchtigen Thiere auch haben, um sie genauer beobachten zu können, und wie ihr Auge und Ohr sich durch das Aufsuchen und Nachspüren außerordentlich schärfte, so übten sie auch ihre Erfindungskraft in der Anfertigung der Werkzeuge zum Haschen der flüchtigen Thiere. Am meisten Mühe machten ihnen die Vögel, denn auch diese wollten sie für ihre oder die öffentliche Sammlung haben und ausstopfen. Nun war meine Frau mit Recht sehr ängstlich gegen den Gebrauch des Schießgewehres und stellte das Gebot auf, daß der älteste erst 18 Jahre alt sein sollte, ehe er ein Gewehr in die Hand bekäme. Dies spornte unsern Rudolf, der einiges mechanische Geschick besaß, an, bei einem Tischler, der in unserm Hinterhause wohnte, für sich und seine Brüder für jeden eine Armbrust zu verfertigen, die er so vervollkommnete, daß sie damit Vögel im Fluge schießen konnten.

Man mache es dem Menschen nur nicht leicht und gebe ihm nicht die Werkzeuge, die er gebrauchen soll, vollkommen fertig in die Hände, sondern lasse ihn selbst suchen, versuchen, erfinden und anfertigen. Wir bieten auch häufig in den Schulen das, was der Schüler lernen soll, viel zu fertig, wie auf einem Präsentierteller, demselben dar, so daß ihm keine Mühe übrig bleibt, als höchstens die des Auswendiglernens. Ob unsere regelrechten, mehr für Recensenten, als für Schüler gearbeiteten Grammatiken, ob die mit Eselsbrücken versehenen Ausgaben der Autoren und vollends die verderblichen, wohlfeilen Uebersetzungen, selbst der leichteren, bessere Kenner der alten Sprachen bilden, als die alten unvollkommneren Hülfsmittel, diese Frage beantwortet sich leider durch handgreifliche Erfahrungen von selbst. —

Unsere Streifzüge in der Umgegend von Münster brachten uns auch mit der ländlichen Bevölkerung in Berührung, und wie ich aus

meiner Jugendzeit meinem älteſten Freunde, Konrad Günther in Landolfshauſen, in dieſer Lebensgeſchichte ein Denkmal geſetzt habe, ſo kann ich es nicht unterlaſſen, auch einer Bauerfamilie bei Münſter zu erwähnen, mit welcher wir eine wirkliche Familienfreundſchaft ſchloſſen. Eine gute halbe Stunde von der Stadt lag ein Colonat, welches dem Münſterſchen Studienfond gehörte und den wunderlichen Namen: „Laushäuschen“ im Munde des Volks führte. Der Pächter dieſes Colonats wurde ſchlechtweg „Vader Laus“, und ſeine Ehehälfte „Moder Laus“ genannt. Bei näherer Anſicht ihres Pachtcontracts, den ich bei Gelegenheit der Reviſion des Studienfonds in die Hände bekam, fand ich, daß der Mann nicht Laus, ſondern Ahlebrandt hieß. Woher alſo der ſonderbare Beiname? Ein früherer Beſitzer des Hofes hatte „Loges“ geheißen und ſein Hof „Logeshäuschen“, im Munde des Volkes in „Laushäuschen“ verwandelt; und dieſen Namen behielt derſelbe, der Pächter mochte heißen, wie er wollte, ja, er mußte ſich gefallen laſſen, den wenig ehrerbietigen Namen „Vader Laus“ anzunehmen. Die Familie, zu unſerer Zeit aus Vater, Mutter, einem Sohne und zwei Töchtern beſtehend, hielt, wie es vielfach umher Sitte war, neben ihrer Ackerwirtſchaft auch eine Kaffeſchenke, welche von den Bewohnern Münſters gern beſucht wurde, weil der Kaffe ſehr gut und der Rahm dazu ganz vorzüglich war. Uebrigens war die Einrichtung außerordentlich einfach, man ſaß bei ſeinem Kaffe im Freien unter einigen ſchönen Eichbäumen, oder, wenn Regen und Wind in's Haus trieb, in einer mäßig großen Stube, oder auch wohl um den offenen weſtphäliſchen Feuerherd auf der geräumigen Diele. Ich entdeckte dieſe ländliche Zuflucht bei einer unſerer Schmetterlingsjagden, ſie gefiel mir, und ich führte meine ganze gangbare Familie, Frau, Söhne und Töchter, hinaus. Die Söhne befreundeten ſich ſchnell mit dem Vader Laus, mit den Kühen und Pferden im Stalle und den Schwalben, welche ihre Neſter in den Winkeln der vom Rauch geſchwärzten Balken der Diele gebaut hatten, zur Hausthüre ein- und ausflogen und ihre zwitſchernden Jungen fütterten. Meine Frau aber fand beſonderes Gefallen an der Moder Laus, welche das wahre Muſter einer originellen weſtphäliſchen Natur war, offen, treu-

[illegible] [illegible] [illegible] [

auf das Sorgſamſte gepflegt. Und als meine Verſetzung nach Hannover im Werke war, wollte die gute Frau Laus dieſelbe gar nicht zugeben, ſondern redete dem Oberpräſidenten, der ſeinen Regierungskaffe Mittwochs Nachmittags mit den Mitgliedern der Regierung mitunter auch in Laushäuschen trank, ſehr ernſtlich zu, er ſollte mich nicht ziehen laſſen, ſondern mir mehr Gehalt und weniger Arbeit geben; — ich war damals wirklich von übermäßiger Anſtrengung krank geworden. Dieſe Frau gehörte zu den geſunden Naturen, bei denen nur der Menſch gilt, ohne Unterſchied des Standes und Glaubens. Mein älteſter Sohn hat der Familie noch ein gutes Bild der ſeltenen Frau im Umriſſe mit Bleiſtift hinterlaſſen, er beſaß eine gute Fertigkeit im Treffen der Phyſiognomieen. Dieſes Laushäuschen iſt mir und den Meinigen nächſt Landolfshauſen der liebſte ländliche Platz geweſen. — Der Hausvater, an Geiſt viel unbedeutender als die Frau, war übrigens ein Muſter weſtphäliſchen Fleißes und natürlicher Kräftigkeit. Gegen 70 Jahre alt, verrichtete er noch den ganzen Tag hindurch die ſchwerſten Arbeiten, verlangte aber dabei auch die ſchwere weſtphäliſche Koſt, welche bei der Arbeit vorhielt. Als ich ihn einſt bei einer Schüſſel gekochter Pferdebohnen traf, die bei uns getrocknet von Menſchen nicht gegeſſen werden, ein tüchtiges Stück Speck auf dem Teller, eine fingerdicke Scheibe Pumpernickel dazu und noch einen Teller Suppe danebenſtehend, die er ſich zum Nachtiſch aufſparte, ſagte ich zu ihm: „Aber, Vader Laus, Ihr macht es ja wie die Schweden und eßt die Suppe zuletzt.“ „Ja Herre,“ erwiederte er, „dat dau eck ut gauden Grunne, wenn eck de Suppen tauletzt ete, denn lopet de Löcker ſo nett vull.“ Der weſtphäliſche Magen muß ordentlich ausgeſtopft ſein, ſonſt gilt die Mahlzeit nicht. Dafür ſind die Geſtalten aber auch kräftiger, als bei unſern Göttingſchen Bauern, welche, die wohlhabenſten ausgenommen, von Kaffe und Kartoffeln leben und in ihrem funfzigſten Jahre älter ausſehen, als mein Vader Laus in ſeinem ſiebzigſten.

Ich habe das weſtphäliſche Land in einem ziemlichen Umfange recht genau kennen gelernt; denn ich habe es auf meinen Inſpectionsreiſen in den 12 Jahren nicht nur zu Wagen, ſondern, als meine

[illegible] in ihrer Begleitung auch vielfach zu Fuß, die [illegible] und [illegible] durchzogen, indem sie gern mit mir die Heiden durchwanderten, wo ihnen Heidelerchen, Steinschmätzer, Neuntödter, [illegible] Störche und manche Raubvögel zu Gesicht kamen. Da sind wir denn auch oft in einsamen Dörfern eingekehrt und haben uns mit den Bewohnern, die gern etwas von der Welt hören wollten, an dem bekannten westphälischen Feuerherde sitzend, vor welchem man die ganze Diele mit den offenen Rinderställen an der einen und den Pferdeställen an der anderen Seite übersehen kann, sehr gut unterhalten. Ueberhaupt sind mir die weiten westphälischen Heideebenen, mit ihren einsamen Höfen im Eichenhaine und den Birken- und Föhrenwäldchen, sehr lieb geworden, lieber, ich will es offen gestehen, als die großen kahlen Magdeburger Flächen mit ihren unabsehbaren Runkelrüben-Feldern. Wenn ich, in meiner leichten offenen Halbchaise sitzend, den Shakespeare oder Don Quixote in der Hand, langsam in den tiefen Sandwegen daherfuhr, mitunter den Blick von meinem Buche in die weite, stille, und doch nicht einförmige Ebene werfend, so war mir sehr behaglich zu Muthe, und die Scherze des edlen Sancho oder des humoristischen Falstaff reizten mich zum herzlichsten Lachen in mich hinein, so daß der Kutscher sich häufig mit einem halbverlegenen Lächeln nach mir umsah. Mitunter hatte ich aber auch ernsthaftere Gedanken, wenn der Anblick des schon von Tacitus geschilderten Urzustandes dieser Gegenden die erste Geschichte unseres Volkes mir in's Gedächtniß rief: ich überlegte, ob sich nicht wohl in Tracht und Sitte noch Spuren der alten Zeit in diesem stabilen Volksstamme erhalten haben möchten. Und indem ich einst so dachte und in die Ferne blickte, ging in weiter Entfernung eine einsame Bäuerin in ihrem weitscheinenden rothen Rocke über die Heide, und es war mir einen Augenblick in meiner Träumerei, als schickte unsere Urgeschichte ein Ueberbleibsel der uralten Volkstracht über die Heide, um meine Wißbegierde zu befriedigen. Ich war so unvorsichtig, bei meiner Rückkehr nach Münster meiner Frau diese Vision zu erzählen, welche laut auflachte und es fortan nie unterließ, wenn uns

eine Bäuerin mit rothem Rocke irgend zu Geſicht kam, ganz ernſthaft nur das eine Wort: „unſere Urgeſchichte“ auszuſprechen.

Eine größere Reiſe hatte ich im Jahre 1821 mit meiner ganzen Familie zu den Meinigen nach Ballenhauſen gemacht und die bis dahin geborenen 6 Kinder der Großmutter zugeführt, welche ihre innige Freude an der munteren Schaar hatte. Und von da an führte mich das Verlangen des Wiederſehens faſt jährlich mit meinen älteſten Knaben denſelben Weg, nur daß wir, wenn ich meine Inſpection über Paderborn bis Marburg vollendet hatte, von da aus zu Fuß auf die Weſer zuwanderten, bei Beckernhagen dieſen Fluß überſchritten und wiederum quer durch's Land auf Ballenhauſen unſern Weg nahmen. Dieſe Fußreiſen hatten für uns alle einen beſonderen Reiz, und die Söhne bewahrten die Erinnerung auch der kleinſten Abenteuer im treuen Gedächtniß. Dieſes häufige Wiederſehen der Meinigen weckte aber ſehr natürlich auch das Verlangen meiner lieben Frau nach den Ihrigen und ihrer Vaterſtadt, welche ſie in 14 Jahren nicht geſehen hatte, und ſo unternahmen wir mit den beiden älteſten Söhnen und der ſiebenjährigen Thea im Jahre 1824 die Land- und Seereiſe nach Kopenhagen, die unſern Kindern eine Welt neuer großartiger Eindrücke und meiner Frau und mir die Freude gewährte, nicht nur die Geſchwiſter und Freundinnen meiner Frau wiederzuſehen, ſondern auch die Kinder des Bruders, den Zuwachs der Familie, kennen zu lernen. Es waren wackere Kinder, die ſich, trotz der Schwierigkeit der Sprache, dennoch mit den meinigen bald befreundeten. Die zahlreichen Schiffe des Hafens und der Rhede, der Markt der verſchiedenen Seeproducte mit den wunderlichen Geſtalten der platten Schollen und Zungen mit den Augen auf einer Seite, der Rochen und Seekrebſe; die Fahrt an der ſchönen Küſte nach dem Thiergarten mit ſeinen breitäſtigen Buchen und nicht ſehr wilden Hirſchen, und dem Volksgetümmel in und um den vielen Zelten und Buden, zu welchen in den Sommertagen ganz Kopenhagen wandert; das Baden in den ſalzigen Wellen des Meeres; der runde Thurm in Kopenhagen, mit der Sternwarte, welchen man nicht auf Treppen, ſondern auf einem gepflaſterten Schneckenwege erſtieg, auf welchem Peter der Große zu Wagen hinaufgefahren ſein

ſollte, — das alles waren Wunder für unſere ſchauluſtigen Knaben, deren Begierde nach neuen Eindrücken ſo weit ging, daß ſie es ſogar beklagten, bei den ruhigen Fahrten des Dampfſchiffes von Kiel nach Kopenhagen und zurück nicht auch die Seekrankheit in eigner Erfahrung kennen gelernt zu haben. Aber auch für uns Eltern verging die 14 Tage, die wir dem Aufenthalte in Kopenhagen widmen konnten, viel zu ſchnell.

Auf der Rückreiſe hatten wir noch die große Freude, meinen Freund Wolf und ſeine Frau auf ſeinem, durch einen Umbau des einen Flügels erweiterten und verſchönerten, Rantzau beſuchen zu können. Es war die alte Herzlichkeit, die ſo wohlthuend und erwärmend uns empfing und die paar Tage unſeres Dortſeins auf das Angenehmſte belebte. Auch die Schweſter Suſanne, die nach ihrer Wiederverheirathung mit dem Forſtmeiſter von Warnſtedt in dem benachbarten Ploen lebte und nach Rantzau herüberkam, war die alte herzliche Schülerin, die ſich zu einer geſetzten, aber höchſt liebenswürdigen, Hausfrau und Mutter mehrerer Kinder herangebildet hatte. Wir hatten ſie ſeit 1808 nicht wiedergeſehen. — Noch eine Station machten wir in Bremen bei einer andern befreundeten Familie, dem alten Freunde Strack mit ſeiner Frau und einer Kinderſchaar, die mit unſern Knaben die in Düſſeldorf angefangene Freundſchaft erneuerte. Dann ging es mit einer Fülle angenehmer Erinnerungen und dem Verlangen nach unſern unter guter Aufſicht zurückgelaſſenen vier Kindern nach der münſterſchen Heimath zurück. Mich perſönlich hatte indes auf dieſer Reiſe eine, wenn auch nicht ſchwere, doch immer unangenehme, ſtille Sorge begleitet, deren Urſache ich jetzt nachholen muß.

Die deutſche Geſchichte. — In Berlin war der Einfluß des Geheimen Raths von Kamptz, welcher jede freiſinnige Richtung zu unterdrücken ſuchte, überwiegend geworden, er drang auch in das Gebiet des Miniſters Altenſtein ein und brachte dieſen, ſonſt ſo wohlgeſinnten, Mann dahin, daß er, um nicht ſelbſt in den Verdacht der Begünſtigung umſtürzender Beſtrebungen zu kommen, es zuließ, daß Männer und Bücher aus ſeinem Wirkungskreiſe auf die Liſte der

Verdächtigen gebracht wurden. Nun hatte ich in der 1818 herausgekommenen zweiten Auflage meiner deutschen Geschichte, in der Eile und Aufregung der raschen Bearbeitung derselben, auch des eben gehaltenen Burschenfestes auf der Wartburg, wo die Studenten unter anderen, die deutschen Universitäten, die Burschenschaft und die liberale Richtung der Zeit überhaupt verdächtigenden, Schriften auch die Kamptz'schen dem Scheiterhaufen übergeben hatten, als einer bedeutungsvollen Erscheinung Erwähnung gethan. In den beiden folgenden Auflagen jedoch hatte ich diese Stelle weggelassen, in der Erkenntniß, daß jenes Auflodern jugendlichen Eifers zu unbedeutend sei, um in der Geschichte, namentlich in einem Schulbuche, Platz zu finden. Diese Correctur war aber den Kamptz'schen Inquisitoren unbekannt geblieben oder von ihnen absichtlich übersehen, sie hatten nur die zweite Auflage meiner Geschichte vor Augen und fanden zu der gefährlichen Stelle noch ein paar andere heraus, welche in einem Geschichtswerke für Schulen tadelnswerth seien. Die eine war aus dem Tacitus genommen und machte die Ursprünglichkeit des Adels bei den Deutschen zweifelhaft, und die zweite beklagte es, daß der westphälische Friede die Fürstengewalt unabhängig vom Kaiser gemacht, dadurch die Kaisergewalt geschwächt und die kräftige Einheit Deutschlands unmöglich gemacht habe, ein Satz, der schon damals Gemeingut der historischen Einsicht war und es jetzt in noch höherem Maße geworden ist. Es erschien im Jahre 1824 ein Ministerialrescript an die Schulbehörden der Provinzen, durch welches der Gebrauch meiner deutschen Geschichte im Schulunterrichte verboten wurde, und nach Münster kam dieses Rescript an den Oberpräsidenten von Vincke mit dem Auftrage, dasselbe auf eine meine Person möglichst schonende Weise zur Ausführung zu bringen. Wie dieses geschehen mochte, war jedoch schwer abzusehen, denn wenn das Buch des ersten Aufsichtsbeamten für die höheren Schulen der Provinz wegen gefährlicher politischer Ansichten für den Unterricht verboten wurde, so wurden die politischen Grundsätze dieses Mannes selbst als gefährlich verurtheilt, und es war inconsequent, wenn er selbst in seinem einflußreichen Amte blieb. Die mildernden Ausdrücke in dem Ministerialrescripte

über meine Person, welche übrigens als achtungswerth bezeichnet wurde, hoben diese Inconsequenz nicht auf. Der Oberpräsident fühlte dieses sofort, und wie er auf der einen Seite mit dem Kamptz'schen Maßregeln überhaupt unzufrieden und auf der andern mit meinen loyalen Gesinnungen hinlänglich bekannt war, so unterließ er nicht nur jeden weiteren Schritt gegen mein Buch in der Provinz Westphalen, sondern wandte sich auch an den Minister Altenstein wegen Suspension der gegen dasselbe getroffenen Maßregel und veranlaßte mich selbst, mich gegen das Ministerium über die angefochtenen Stellen meines Buches zu erklären. Dieses wurde mir dadurch sehr erleichtert, daß ich die schon gedruckte aber noch nicht ausgegebene vierte Auflage dem Ministerium vorlegen konnte, in welcher des Wartburgsfestes gar nicht gedacht wurde, wodurch der Hauptanstoß schon aus dem Wege geräumt war, und daß ich eine von den beiden andern getadelten Stellen, welche als wenig bedeutend wegfallen konnte, ebenfalls strich, die andere aber im Ausdrucke milderte und die betreffenden Bogen umdrucken ließ. Am kräftigsten wirkte natürlich zu meinen Gunsten die Uebereilung in dem Ministerialverbote, daß dasselbe gegen eine schon längst vergriffene Auflage gerichtet war, und so entwickelte sich die Sache nach einigen Monaten dahin, daß das Ministerium in einem neuen Rundschreiben den Gebrauch meiner deutschen Geschichte von der vierten Auflage an wieder gestattete.

Mitten in den desfallsigen Verhandlungen, nachdem ich meine Eingabe an das Ministerium gemacht hatte, den Erfolg derselben aber noch nicht kannte, fiel unsere Kopenhagener Reise im August 1824, und es ist natürlich, daß diese Sache mir den Genuß derselben einigermaßen trübte, obgleich der edle Oberpräsident mir beim Abschiede die Zuversicht aussprach, daß dieselbe sich günstig für mich entwickeln werde. Und daß sie in der That mein Verhältniß zu dem Minister Altenstein und dem Ministerium überhaupt nicht gestört hatte, zeigten mir gleich die nächsten Jahre.

Im Jahre 1826 nemlich machte der Geheime Ober-Regierungsrath Johannes Schulze eine Inspectionsreise am Rheine und in Westphalen und ich kam dadurch in persönliche Berührung mit dem-

selben, nachdem ich schon vielfach über die westphälischen Schulangelegenheiten mit ihm correspondiert hatte. Dieser Mann gehört auch zu denen, mit welchen mich, obgleich ich sie erst in dem reiferen Lebensalter kennen lernte, ein offnes, warmes und wohlbegründetes Vertrauen verbunden hat. Ich brauche das bedeutende Verdienst von Johannes Schulze um das höhere preußische Schul- und das Universitätswesen hier nicht herauszuheben, es ist allgemein anerkannt, und eine große Anzahl von akademischen Gelehrten und von Schulmännern tragen die dankbarste Achtung vor ihm im Herzen. Mir war er in allem, was ich für die höheren Schulen Westphalens Förderliches im Sinne hatte, nach besten Kräften behülflich, und ich hatte, schon vor unserer persönlichen Begegnung, Achtung und Zutrauen gegen ihn gewonnen. Nun machte ich bei Gelegenheit seiner Inspectionsreise den ganzen Weg durch Westphalen, von Soest anfangend über Hamm, Dortmund, Münster, Bielefeld, Herford, Münden und Paderborn neben ihm im Wagen mit durch, wohnte der Inspection aller genannten Gymnasien bei und lernte im täglichen und stündlichen Verkehr seine umfassende Bildung, seine warme Liebe für die Sache der Wissenschaft, seine Entfernung von aller Pedanterie und leerem Formalismus, seine Einsicht in die noch vorhandenen Mängel des Unterrichtswesens und in die Schwierigkeiten, die der Verwirklichung des Besseren im Wege standen, so wie seine billige Beurtheilung der Menschen, in solcher Weise kennen, daß meine Achtung noch mehr gehoben und für das ganze Leben befestigt wurde. Seine Reise hatte auch manche wohlthätige Folge für die Provinz, und für mich endigte sie mit dem mir sehr angenehmen Vorschlage seinerseits, eine Reise durch die Provinz Sachsen nach Berlin zu machen, um eine Reihe der vorzüglicheren preußischen Gymnasien kennen zu lernen und durch ihre Vergleichung mit den westphälischen meinen pädagogischen Gesichtskreis zu erweitern. Ich nahm den Vorschlag, den er bei dem Ministerio zu befürworten versprach, mit lebhaftem Danke an. Für das Jahr 1826 war eine solche ausgedehnte Reise zu spät, auch stand mir eine Reise in Familienangelegenheiten zu den Meinigen bevor, auf welche ich später zurückkommen werde, aber im nächsten Jahre konnte

sie ausgeführt werden, und der Geh. Rath Schulze verschaffte mir dazu die Genehmigung und die Mittel von Seiten des Ministeriums.

Meine Reise nach Berlin. — Im Sommer 1827 trat ich die Reise über Hannover und Magdeburg an und begann meine Kenntnißnahme anderer Anstalten sogleich mit dem Lyceum in Hannover, indem ich jedoch nur die oberen Klassen besuchte, da ich meine Zeit vorzüglich den größeren Anstalten in Magdeburg und Berlin und der Klosterschule zu Schulpforte zu widmen hatte. Der Director Grotefend, den ich schon von Göttingen her kannte und auch während seines Lebens in Frankfurt besucht hatte, nahm mich sehr freundlich auf und gab mir über die Einrichtung der Schule in ihren Hauptzügen willige Auskunft. Es war noch manches im Werden, er selbst war vor noch nicht langer Zeit zum Director berufen und hatte vieles neu zu ordnen anfangen müssen. Ich ahndete damals nicht, daß ich so bald an die Fortsetzung dieses Neubaues auch Hand anzulegen würde berufen werden.

In Magdeburg beschäftigte mich besonders das Domgymnasium zu unserer lieben Frauen, welches zu den größeren und am reichsten dotierten Anstalten des preußischen Staates gehört. Unter den Lehrern hielt ich mich vorzüglich zu dem kenntnißreichen und vielseitig gebildeten, lebhaften Professor Wiggers, dem Verfasser tüchtiger Schulbücher für den lateinischen Unterricht und zugleich Kenner deutscher Urkunden und Alterthümer. Seine Unterrichtsmethode war gründlich, lebendig und anregend, und der Organismus der ganzen Anstalt, deren Director er auch bald wurde, stand klar vor seiner Seele, so daß ich mich bei ihm vollständig Raths erholen konnte. Genauer auf die Einzelheiten der Einrichtungen dieser Schule und überhaupt der von mir besuchten Anstalten einzugehen, kann hier nicht der Ort sein; ich kann nur im Allgemeinen bemerken, daß mir das Domgymnasium in seiner Einrichtung, seinem Lehrercollegium und seinen Leistungen, als eine der vorzüglicheren Anstalten, die ich kennen gelernt habe, erschienen ist. — Von namhaften Männern in Magdeburg habe ich noch den gemüthlichen Schulrath Matthias, den verdienten Schulrath Zerrenner und den überaus thätigen und kräftig

wirkenden Oberbürgermeister Franke als solche zu nennen, deren Bekanntschaft zu machen ich die Freude hatte.

In Berlin begrüßte ich, ehe ich meine Besuche in den Gymnasien anfing, zuerst meinen alten Freund Keßler, der damals Präsident des Consistoriums für die Provinz Brandenburg war, um mit ihm und seiner Familie einen Tag freien Austausches von Gedanken und Erlebnissen zu genießen. Er war der Alte in Herzlichkeit und Geistesfrische, und um ihn und die Seinigen möglichst viel zu sehen, wurde verabredet, daß ich, nachdem er mir geholfen hatte, eine Wohnung für die Zeit meines Aufenthalts in Berlin in seiner Nähe zu miethen, — er selbst konnte mich bei der Beschränktheit der Berliner Familienwohnungen nicht beherbergen, — jeden Mittag bei ihm essen sollte, so oft ich keine andere Einladung hätte. Diese Gastfreundschaft habe ich denn auch während meines vierwöchigen Lebens in Berlin so oft als möglich genossen und mich auch mit seiner Frau und seinen Kindern herzlich befreundet. Er hatte, nachdem er seine treffliche erste Frau, die Tochter des berühmten Arztes Heim, unsere Freundin von Münster her, verloren hatte, seinen drei Knaben eine neue Mutter in einer andern Tochter der Heim'schen Familie, nemlich des Pfarrers Heim zu Effelder im Meiningschen, gegeben, und auch sie nahm mich, den Freund ihres Mannes, mit großer Herzlichkeit auf, wie denn ihr ganzes Wesen Herzlichkeit und Güte war. Sie hatte dem Freunde auch noch einen Sohn geboren, aber die drei älteren Söhne theilten ihre mütterliche Liebe in ganz gleichem Maße mit dem Stiefbruder. Diese drei älteren Knaben, die schon in Münster mit den meinigen in lebhaftem Verkehr gestanden hatten, waren indes kräftig herangewachsen und durften die Freude und Hoffnung der Eltern sein. Leider sollte der Vater den ältesten noch vor seinem eignen frühen Tode verlieren.

Daß ich auch den Geh. Rath Schulze sogleich besuchte und dem Herrn Minister von Altenstein meine Aufwartung machte, versteht sich von selbst. Der letztere empfing mich so freundlich und wahrhaft wohlwollend, daß ich sah, die Katastrophe mit meiner deutschen Geschichte hatte keine Veränderung in seiner Gesinnung gegen

mich hervorgebracht. Ich bin auch später mehrmals bei ihm gewesen, habe über meinen Besuch der Berliner Anstalten mündlich berichtet, und die Freundlichkeit des edeln Mannes ist sich immer gleich geblieben.

Von den Vorstehern der größeren Schulen wendete ich mich vorzüglich an den Professor Meinecke, Director des Joachimsthaler Gymnasiums, Professor Köpke, Director des grauen Klosters und Professor Spilleke, Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der damit verbundenen großen Realschule, welche zugleich eine bedeutende Mädchenschule enthielt. Der Wirkungskreis des letzteren war ein übermäßig großer; die Zahl der Lehrer an beiden Anstalten betrug über 60, die der Schüler und Schülerinnen 1400. Der Director selbst konnte bei einem solchen Umfange der Aufsichts- und Verwaltungsgeschäfte nicht viel Unterricht ertheilen; Spilleke's Stärke bestand auch weniger in der Gabe des Unterrichts, — obgleich er auch darin recht viel leistete, — als in der des Dirigierens, und ich sehe ihn noch mit seinem großen Bambus-Rohre, gleich einem Kommandostabe, in den Räumen der weitläuftigen Schulhäuser und in den Klassen umherwandern, mit scharfem Auge Ordnung und Unordnung bemerkend, und letztere mit kurzen, festen Worten rügend, ohne irgend Haltung und Ruhe zu verlieren. Er war ein geborner Schulmonarch, doch fehlte seinem kräftigen und Achtung gebietenden Gesichte und ganzen Wesen der Ausdruck der Milde und Humanität keinesweges, und wenn er, was er namentlich in der Mädchenschule gern that, belehrende oder aufmunternde Worte an die Schülerinnen richtete, so traten diese Eigenschaften, von einer angenehmen Gabe der Rede unterstützt, recht wohlthuend hervor. Unter den Lehrern fiel mir vor allen der Philologe Bonnel durch seine grammatische Schärfe und Gewandtheit auf, der seine methodische Fähigkeit auch durch vielgebrauchte Lehrbücher bethätigt hat.

Hervorragend als Gelehrter und Lehrer, sowie liebenswürdig durch seinen Charakter, zog mich besonders der Director Meinecke an, und ich habe auch mit ihm am meisten privatim verkehrt. Eine Interpretationsstunde über eine horazische Ode in Prima bei ihm zu

hören, war ein wirklicher Genuß; geistreiche sachliche und feine sprachliche Bemerkungen wetteiferten mit einander. Seine Ansichten über Unterricht und Erziehung, — das Joachimsthalsche Gymnasium hat auch bekanntlich ein Alumnat, — waren aus lebendiger Beobachtung und Erfahrung geschöpft und bewährten sich in der vorzüglichen Haltung der ganzen Anstalt. Ich habe mich sehr gern mit ihm unterhalten und gut verständigt; wir schieden mit gegenseitiger herzlicher Zuneigung. — Unter den Lehrern ist mir vorzüglich der Professor Auguſt durch seinen geistvollen Unterricht und seine einnehmende Persönlichkeit in Erinnerung geblieben. Er legte großen Werth auf die Verbindung der Realien mit dem Sprachunterrichte und wurde ja auch bald nachher der Gründer des (Berlin-) Kölnischen Realgymnasiums, welches Abiturienten nach der classisch-sprachlichen und der realistischen Seite hin entlassen kann.

Das graue Kloster unter dem Director Köpke beschäftigte mich nicht in gleichem Maße mit den beiden eben genannten Anstalten, obgleich ich auch dessen Eigenthümlichkeit kennen gelernt habe. Der Director, ein höchst ehrenwerther und erfahrener, älterer Schulmann, kam mir ebenfalls mit aller Bereitwilligkeit entgegen und unter den Lehrern fand ich einige jüngere talentvolle Männer, unter andern den Sohn des alten Directors Bellermann.

In einer griechischen Gesellschaft mehrerer Lehrer der Berliner Gymnasien unter Köpke's Leitung, zu welcher ich eingeladen wurde, lernte ich auch noch eine größere Anzahl derselben kennen und erfreute mich an ihrem frischen und lebendigen wissenschaftlichen Streben.

Eine andere, vielfach bekannte und bedeutende Männer in sich fassende Gesellschaft, die gesetzlose genannt, in welche mich der Geheime Rath Süvern einführte, gab mir die erwünschte Gelegenheit, auch Schleiermacher persönlich kennen zu lernen und von ihm die Erlaubniß zu erhalten, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, welche ich mit Freuden benutzte. Dieser Mann hatte durch seine Uebersetzung Platons und die Einleitungen zu den Dialogen, wie ich früher bemerkt habe, einen bedeutenden Einfluß auf meine philosophische Bildung gehabt und auch seine theologischen Schriften, von denen ich einen

Theil gelesen hatte, sprachen mich wohlthätig an. Jetzt erhöhte die persönliche Berührung meine hohe Achtung gegen ihn, die noch gesteigert wurde, als ich auch eine Predigt von ihm hören konnte. Diese klare und feste Gedankengang, diese eigenthümliche Beredsamkeit des Verstandes, wie ich sie nennen möchte, welche die Aufmerksamkeit unwiderstehlich festhielt, dieser reiche Stoff für das eigne Nachdenken, den man mit sich fortnahm, und bei dem allen nicht bloß Erkenntniß gebend, sondern auch Wärme des christlichen Gefühls weckend, — es sind wenig Kanzelreden, welche den Eindruck auf mich gemacht haben, als diese eine von Schleiermacher. Leider ist es nur diese eine gewesen, die ich von ihm gehört habe.

Einen der bedeutendsten Künstler Berlins, den Bildhauer Rauch, traf ich in einer Abendgesellschaft, welche meine Verwandte, die Geheime Räthin Kohlrausch, Witwe des ältesten Sohnes von meinem Onkel, dem Conrector Kohlrausch, mir zu Liebe gebeten hatte. Wenn Göthe mir als das Ideal männlicher Schönheit erschienen war, so trat jetzt in Rauch ein zweites ihm an die Seite, zwar in ganz anderer Weise, nicht mit dem antiken Apollo-Zuschnitt, sondern weicher und noch rein-menschlicher, aber dabei doch auch so plastisch fest geformt, so regelmäßig und zugleich geistig belebt, daß man die Augen nicht von ihm wegwenden konnte. Ich habe ihn zwanzig Jahre später als Greis in Hannover wiedergesehen, aber die Schönheit seines Kopfes war dieselbe geblieben, das volle weiße Haar um die hohe Stirn war ein Schmuck mehr geworden, und seine feste, gerade Haltung bewies, daß der Geist noch immer die Herrschaft über den Körper behauptete. An jenem Abend in Berlin erfreute mich seine lebhafte Unterhaltung besonders dadurch, daß er von den mechanischen Schwierigkeiten seiner Kunst auf eine sehr ergötzliche Weise sprach, die Sorge beschrieb, mit welcher der Bildhauer seinen Marmorblock betrachte, indem ein Stück nach dem andern abgehauen werde, ob nicht ein Fehler, eine schwarze Ader, gerade an der Stelle zum Vorschein komme, wo es am nachtheiligsten sei, im Gesichte der Bildsäule, an der Stirn, auf der Nase u. s. w. Die grobe Vorarbeit überlasse der Meister natürlich seinen Handlangern, er nehme dazu am liebsten Italiener, die mit

dem Marmor aufgewachsen wären, „aber so ein Kerl", fuhr er fort, „haut auch mitunter so toll darauf los, daß er da eine Vertiefung macht, wo man eine Erhöhung gebraucht. Man kommt außer sich, man schilt den Mann auf das Heftigste aus, der aber bleibt ganz ruhig und erwiedert freundlich: lieber Herr, der Marmor wächst über Nacht wieder, sehen Sie nur morgen wieder zu. Was soll man machen, der Schaden ist einmal geschehen, man beruhigt sich, überlegt, ob nicht eine etwas andere Wendung des Kopfes, der Schulter, oder der Hand, den Fehler wieder gut machen könne, und es geschieht nicht selten, daß diese Veränderung zum Vortheil des Werkes gereicht. Da möchte man denn dem Manne beinahe recht geben, daß der Marmor über Nacht wieder wachse." — Immermann sagt irgendwo, er habe mehr Sinn für plastische Kunstwerke als für Gemälde; ich möchte dasselbe von mir sagen. Abgesehen von den Antiken sprechen mich auch die Werke von Thorwaldson, Rauch, Tiek, die ich gesehen, auf das Lebhafteste an und das Denkmal Friedrichs des Großen, welches Rauch noch in seinen letzten Lebensjahren vollendet hat, hat mich im Jahre 1854 mit hoher Bewunderung erfüllt; ich konnte mich nicht davon losreißen. Hier in Hannover hat Rauch sich durch die Marmorbilder der Königin Friederike und des Königs Ernst August im Mausoleum zu Herrenhausen ein rühmliches Denkmal gesetzt.

Von Bekannten aus der holsteinischen Zeit sah ich den Grafen Christian Bernstorff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und seine Gemahlin, Cousine meines Zöglings Wolf Baudissin, wieder und erfreute mich mit ihnen der alten Erinnerungen. Ein Mittagsessen bei demselben mit dem Geheimen Rath Nicolarius war zwar ebenfalls recht gemüthlich, beraubte mich aber der näheren Bekanntschaft mit dem genialen Philosophen Hegel, die mir Johannes Schulze an demselben Tage durch eine Gesellschaft vermitteln wollte, zu welcher er außer Hegel auch den Professor August Wilhelm Schlegel, der aus Bonn gerade in Berlin war, eingeladen hatte. So habe ich Hegel nur ganz flüchtig bei einer Begegnung auf der Straße gesehen, mit Schlegel aber traf ich bei einer andern Gelegenheit zusammen, die einige interessante Momente darbot. Der Geheime

Rath Hufeland nemlich gab dem gesammten geistlichen Ministerium ein Diner, zu welchem er auch noch einige andere Notabilitäten eingeladen hatte und mich, als alten Hausfreund, ebenfalls einlud. Die zahlreiche Gesellschaft, nach unserer norddeutschen Sitte ganz schwarz gekleidet, war schon versammelt, als ein neuer Gast wie ein Schmetterling, vom Kopf bis zu den Füßen in gelbem Nanquin gekleidet, hereintrat und mit einer gewissen Aufmerksamkeit behandelt wurde. Ich fragte meinen Nachbar Schulze, wer der Fremde sei; er sah mich mit Verwunderung an und erwiederte: „Kennen Sie denn August Wilhelm Schlegel nicht?“ Voll Erstaunen sah ich näher zu und erkannte, allerdings mit Mühe, etwas von den Zügen wieder, die ich in den Jahren 1803 und 1804 so oft in demselben Hufeland'schen Hause und in den Vorlesungen über Literatur gesehen hatte; aber damals war diese Figur in Grau gekleidet und auch das Gesicht war grau, das Haar ziemlich vernachlässigt, und jetzt konnte man sich des Argwohns nicht erwehren, daß das Gesicht geschminkt sei, und das Haar der künstlich frisierten Perücke wurde ganz ungeniert mit einem Kamme, der zugleich einen Spiegel enthielt, zurückgekämmt. — Bei Tische kam Schlegel neben den Minister Altenstein zu sitzen, ich gegenüber zwischen Zelter und dem Archäologen, Professor Hirt. Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft, gleichwohl konnte ich hören, wie Schlegel zuerst den Minister mit den Wirtshäusern unterhielt, die er auf seiner Reise mit der Frau von Staël kennen gelernt hatte, und dann, von diesem Thema abspringend, von dem Leben der Malerin Angelika Kaufmann redete. Er erzählte von ihrer Herkunft, ihren Werken und schloß mit dem Jahre ihres Todes. „Erlauben Sie, Herr Professor“, hob mein Nachbar Hirt mit seiner starken Stimme über den Tisch hinüberredend an, „es war nicht im Jahre so und so, sondern im folgenden Jahre und zwar an dem und dem Tage, wo Angelika gestorben ist.“ Lachend erwiederte Schlegel: „Ich weiß wohl, Herr Professor Hirt, daß Sie in der Kunstgeschichte mein Meister sind und mir nicht leicht etwas passieren lassen, es sei denn etwa in Absicht der indischen Literatur und Kunst.“ (Schlegel beschäftigte sich damals besonders mit der indischen Sprache und Literatur,

hatte aber mit Hirt viel Streit bei Beurtheilung antiker und moderner Kunstwerke gehabt, ein Streit, der nicht immer in den artigsten Formen geführt war. In Privatgesprächen bezeichnete Schlegel wohl im Uebermuthe seiner Laune seinen Gegner mit den Worten: Dieser Hirt, der zugleich Ochs ist.) — Der Minister Altenstein unterbrach die Controverse der beiden Herren dadurch, daß er das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gab. Man ging in den Garten und vertheilte sich in mehrere Lauben, um den Kaffe einzunehmen. Schlegel, dessen witzige Laune wieder geweckt war, wußte sich in derselben Laube zu Hirt zu gesellen und fing an, denselben zum Beweise seiner Kenntniß des indischen Wesens vorzudemonstrieren, welche Proceduren mit ihm vorzunehmen sein würden, um ihn zum indischen Heiligen umzuformen. Hirt war ein großer, starker, sehr wohlgenährter Mann, und Schlegel beschrieb nun sehr komisch alle die Kasteiungen, welchen er sich würde unterwerfen müssen, um so mager zu werden, daß er einen Heiligen vorstellen könnte, der von einer Handvoll Reis täglich leben müßte. Dabei schritt er mitunter hinter seinen Gegner und machte den Hufeland'schen Töchtern gegenüber, welche in das Bonmot von dem Hirten und Ochsen eingeweiht waren, mit seinen Armen über dem starken Kopfe desselben die Gestalt von ein paar Hörnern. In das allgemeine Gelächter, welches die ganze Scene in der anwesenden Gesellschaft erregte, stimmte Hirt unbefangen mit ein und büßte für die Zurechtweisung Schlegel's über das Todesjahr der Angelika Kaufmann. — (Ich würde diese ergötzliche Erinnerung aus meiner Berliner Reise über einen von mir übrigens sehr geachteten und um unsere Literatur so verdienten geistreichen Mann nicht niedergeschrieben haben, wenn nicht Schlegel's fast geckenhafte Verwandlung in späteren Jahren und sein gesellschaftliches Auftreten während seiner Periode in Bonn aller Welt bekannt und in öffentlichen Blättern jener Zeit besprochen wäre. Auch die etwas grobkörnigen, nicht sehr geistreichen Kunstanschauungen des Professors Hirt sind eine bekannte Sache. Jene Altersschwäche Schlegel's aber, wenn man sie so nennen will, hat auch eine ernsthafte Seite; sie zeigt die Gefahr der überwiegend ästhetischen Richtung aus dem Ende des vorigen Jahrhun-

zelnen Klaſſen und in den Leiſtungen der älteren Schüler, von welchen mehrere ſelbſtändige Arbeiten von entſchiedenem Werthe vorlegen konnten; auf der andern Seite jedoch traten auch ſchon die Spuren davon zu Tage, daß dieſe pedantiſche Strenge ſich zu überleben angefangen hatte. Der Geiſt der Zeit, der auch die Jugend ſchon ergriffen hatte, widerſtrebte dieſen Feſſeln immer entſchiedener. Härte der Stubenälteſten gegen ihre jüngeren Genoſſen gaben zu ewigen Klagen Veranlaſſung, noch mehr aber klagten jene über den Ungehorſam der jüngeren. Uebertretungen der Tages- und Hausordnung, ſelbſt nächtliches Ueberſteigen der Kloſtermauern, waren häufig genug, und ein Zug, der mir erzählt wurde, bezeugt auf eine faſt komiſche Weiſe das Widerſtreben der Schüler gegen den klöſterlichen Zwang. Wenn nemlich nach Beendigung der Ferien die Reiſenden zurückkamen, ſo ging keiner in das Thor des Kloſterhofes früher, als bis die Stunde des Thorſchluſſes ſchlug, ſie ſetzten ſich lieber, wenn ſie früher ankamen, draußen nieder, um den Genuß der Freiheit bis zum letzten Augenblicke zu koſten. Der alte Ilgen jedoch konnte von ſeinem Syſtem nicht laſſen, er war damit verwachſen.

Dagegen fand ich einen andern Mann, der den Geiſt einer freieren Behandlung der Jugend und des Wirkens auf das Innere derſelben auf eine ausgezeichnete Weiſe beſaß, das war der Profeſſor Lange. An ihm hingen die Schüler mit Liebe und auch ſein Unterricht war Geiſt und Leben; beſonders erinnerte mich ſeine Interpretation einer Horaziſchen Ode an den Genuß, den ich in einer ähnlichen Lection bei Meinecke in Berlin gehabt hatte.

Auch einer der jüngeren Lehrer, der Profeſſor Neue, ſpäter als Profeſſor der Philologie nach Dorpat berufen, hielt eine ausgezeichnete Lection über eine Tragödie des Sophokles, in welcher auch die Schüler ſich von einer ſehr vortheilhaften Seite zeigten. Das ganze Weſen des Mannes zeugte von einer feinen geiſtigen Organiſation.

Eine Einrichtung von Schulpforta, welche überall, wo ſie ausführbar iſt, Nachahmung verdient, war die, daß den Primanern monatlich einige Tage ganz frei gegeben wurden, um Privatarbeiten im Zuſammenhange durchzuführen, zu welchen ſie ſich beſonders hin-

gezogen fühlten. Sie mußten natürlich den Lehrern darüber Rechenschaft geben und ihre Zeit wirklich dieſen Arbeiten widmen. Die eigenthümliche Neigung und Richtung eines jeden erhielt dadurch ihr Recht und brachte oft überraſchend tüchtige Früchte zum Vorſchein. Die Schwierigkeit der Ausführung einer ähnlichen Maßregel bei ſtädtiſchen Anſtalten liegt nur darin, daß die Lehrer nicht im ſtande ſind, eine Controle darüber zu führen, ob die Schüler auch mit Ernſt die freie Zeit wirklich der beabſichtigten Arbeit widmen. Bei einer geſchloſſenen Erziehungsanſtalt dagegen, in welcher Lehrer und Schüler zuſammen wohnen, iſt die Sache ausführbar, und Lehrer wie Lange und Neue waren ganz die Männer, welche die Selbſtthätigkeit ihrer Schüler zu wecken verſtanden.

Die letzte Anſtalt, welche ich beſuchte, ſollte das Gymnaſium in Gotha ſein. Ich nahm meinen Weg über Jena und hatte hier die Freude, meinen alten Freund Luden wiederzuſehen und einige Tage mit ihm in ſeiner zahlreich herangewachſenen Familie froh zu verleben. Er war geiſtesfriſch und herzlich, wie immer; die Erinnerungen aus unſerer Berliner Zeit boten uns reichen Stoff zur Unterhaltung. Eine Mittagsgeſellſchaft, welche er mir zu Liebe gab, machte mich mit mehreren Jenaer Profeſſoren und namentlich mit einem der jüngeren, aufſtrebenden Philologen, dem nachherigen Profeſſor in Halle, Reiſig, bekannt, deſſen kräftige, originelle Natur ſehr bald in der Unterhaltung hervortrat. Die Seele der Unterhaltung war aber Luden ſelbſt, der einen köſtlichen leichten Humor beſaß.

In Gotha intereſſierte mich zunächſt die bekannte originelle Perſönlichkeit des alten Schulraths und Directors Döring, deſſen Unterhaltung ſich von den Schulſachen bald auf ſeine Liebhabereien wendete, namentlich auf ſeine Buchfinken, deren er eine ganze Sammlung vor ſeinen Fenſtern hängen hatte. Er wußte genau anzugeben, aus welchen thüringſchen Wäldern die beſten Schläger kämen, und machte mich auf die Verſchiedenheiten des Schlages aufmerkſam, und in der That übertraf auch der Schlag einiger an Länge und Kraft alles, was ich bisher vom Buchfinkengeſange gehört hatte. — Die Schule ſelbſt unterſchied ſich in ihrer Einrichtung beſonders dadurch von den preußi-

schen Gymnasien, daß sowohl Lehrer als Schüler auffallend wenig Stunden hatten; die Schüler wurden dafür mit Privatarbeiten beschäftigt und die Lehrer schrieben Bücher, wie denn damals, so viel ich mich erinnere, kein Lehrer an der Anstalt war, der nicht auch Schulschriftsteller gewesen wäre. Ich brauche nur die Namen Rost, Kries, Wüstemann, Schulz den Historiker, und Döring selbst zu nennen. Diese Männer waren alle sehr mittheilsam und freundlich und ich habe sowohl in der Schule, als außerhalb derselben, angenehme Stunden mit ihnen verlebt. Es waren sehr gute Lehrer unter ihnen, deren Unterricht anziehen mußte, und den Schülern sah man Selbstständigkeit des Denkvermögens an. Aber freilich, sei es, daß der Eindruck von Pforta mir noch zu neu war, der Standpunct der Klassen schien mir nicht ganz dem der besseren preußischen Gymnasien gleich zu kommen, ein Urtheil dem ich, nach einem einmaligen kurzen Besuche, allerdings kein großes Gewicht beilegen darf. Auch zeugen viele ausgezeichnete Männer, die in Gotha ihre Schulbildung erhalten haben, davon, daß gute Köpfe durch die Anstalt zu selbstständiger Entwicklung ihrer Kräfte geführt werden konnten.

Mit vielen und reichen Erfahrungen versehen reiste ich in meine Provinz zurück und traf die Directoren der westphälischen Gymnasien, wie ich es im voraus verabredet hatte, in Arnsberg versammelt. Es war eine der letzten Directoren-Versammlungen, die ich mit diesen wackern Männern abgehalten habe, und die Mittheilung meiner Reisebeobachtungen über die besuchten Schulen gab den vorzüglichsten Stoff zu unsern Unterhaltungen ab.

Die letzten Jahre in Münster.

Meine bisherigen Mittheilungen über die Münstersche Zeit haben den Charakter eines frischen Gefühls und wohlthuender Erinnerungen gehabt. In meinem Wirkungskreise und meinem Hause ging alles einen guten Gang, so weit in menschlichen Verhältnissen überhaupt ein solcher möglich ist; denn einzelne Unterbrechungen durch eine Hemmung des Wirkens und fehlgeschlagene Hoffnungen, oder durch eine vorübergehende Krankheit in der Familie, dürfen nicht in Anschlag

gebracht werden, wenn das Geſunde und Gedeihliche entſchieden überwiegt. Aber es war, als hätte dieſe gute Zeit ſchon vor der Berliner Reiſe ihren Höhepunct erreicht; von nun an überwog das Trübe, wenigſtens in unſerm Familienleben, für längere Zeit.

Im Herbſte 1826 hatte ich noch, nach Beendigung meiner Reiſe mit dem Geheimen Rath Schulze, eine Reiſe mit meiner ganzen Familie, d. h. mit Frau und vier Söhnen und vier Töchtern, alle geſund und munter, zu den Meinigen in der Göttinger Gegend gemacht. Zwar war die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Reiſe eine traurige; mein Schwager, der Paſtor Eberwein, war, nachdem er über zwanzig Jahre in Ballenhauſen Prediger geweſen, im November 1825 zu unſer aller Freude nach meinem und meiner Schweſter Geburtsdorfe, Landolfshauſen, verſetzt worden; es war uns, als nähme unſere Familie wieder unſere eigentliche Heimath in Beſitz. Aber die Freude war eine ſehr kurze. Im Februar 1826 brach in dem Dorfe ein bösartiges Nervenfieber aus und legte meinem Schwager die Pflicht auf, ſeine ſeelſorgeriſche Thätigkeit in ſeiner neuen Gemeinde gleich auf eine ſehr anſtrengende, ja gefährliche, Weiſe zu üben. Er war darin ſehr treu. Unter den Erkrankten befand ſich auch ein altes adliges Fräulein vom Eichsfelde, welches meiner Mutter, während deren Abweſenheit im Hauſe der Tochter, das Witwenhaus abgemiethet hatte. Mein Schwager beſuchte auch ſie und als er eines Abends in der Dämmerung an ihr Bette trat, bat ſie ihn, doch einmal ihre Zunge zu ſehen, ob ſie nicht mehr ſchwarz ſei; der Arzt habe ihr zwar geſagt, ſie ſei auf der Beſſerung, ſie könne es aber nicht glauben. Mein Schwager, der noch dazu etwas kurzſichtig war, bog ſich, des ſchwachen Lichtes wegen, zu ihr nieder und ein Schauer überflog ſeinen ganzen Körper, als er den warmen Hauch aus ihrem Munde fühlte. Er ging nach Hauſe, ſagte meiner Schweſter, er fürchte angeſteckt zu ſein, legte ſich nieder und ſtarb am fünften Tage. Das einzeln daſtehende Fräulein, um deren Tod vielleicht kaum jemand [illegible] würde, genas.

[illegible]-behielt die Pfarrwohnung noch bis zum Herbſt, als meine Mutter uns zu ſehen verlangte, auch

schwerlich wohl späterhin es möglich gewesen wäre, meiner Mutter die ganze Reihe unserer Kinder vorzuführen, denn das Witwenhaus, welches sie nun mit meiner Schwester beziehen mußte, hätte uns alle nicht aufnehmen können, so beschlossen wir die Reise mit unserer ganzen Haushaltung und betraten, wenn auch mit schmerzlichen Gefühlen, meinen Geburtsort. Nachdem die ersten Tage des ergreifenden Wiedersehens vorüber war, übte die jugendliche Heiterkeit und Unbefangenheit von acht Kindern, von denen die jüngeren noch keinen Begriff unseres Verlustes hatten und selbst die älteren mit dem wohlthätigen leichten Sinne der Jugend nicht lange daran festhielten, ihren Einfluß auch auf uns ältere aus und in dem Anblicke der lebendigen Auffassung der Kinder von den Annehmlichkeiten des Ortes und der Gegend, ihres Anschließens an die alten Bekannten ihres Vaters, vor allen an den alten Konrad Günther, der eine kindliche Freude an ihnen hatte und in mehreren der Söhne das verjüngte Ebenbild seines ältesten und besten Freundes wiederfinden wollte, sowie in der eigenen Freude an den alten mir so werthen Menschen und Plätzen der Jugendzeit, verlebten wir einige lebendig erregte und nur zu schnell vorüberfliegende Wochen mit einander.

Nach unserer Rückkehr nach Münster zeigten sich aber in dem darauf folgenden Winter schon Spuren krankhafter Richtungen zweier unserer Söhne; der zweite, Otto, litt an einem hartnäckigen rauhen Husten, der für seine Brust fürchten ließ, zwar vor der Hand durch kräftig angewandte Mittel in seiner Heftigkeit gebrochen wurde, aber später doch zurückkehrte und uns nöthigte, ihn ganz aus der Schule zu nehmen und längere Zeit auf's Land zu schicken; und bei dem vierten, Karl, entwickelte sich ein schmerzhaftes rheumatisches Gelenkübel, welches ihn auf's Lager warf und die innern Theile zu ergreifen drohte. Ich trat im Frühjahr 1827 nicht ohne Sorge seinetwegen die Berliner Reise an. Als ich zurückkam, fand ich den armen Knaben schon sehr verändert; der Rheumatismus hatte sich auf das Herz geworfen, die Substanz desselben ergriffen, das Herz war geschwollen, der Umlauf des Blutes gestört und die Zersetzung desselben zeigte sich in einer Wassersucht, welche alle Glieder [illegible]

[illegible] Leben [illegible] Krankheit, beim [illegible] [illegible] [illegible]

ſucht ſchnell den ganzen Körper wieder einnahm, da ſank auch ihre Hoffnung, in gleichem Maße aber ſtieg ihre mütterliche Liebe in der Pflege des Kindes, von welchem ſie ſich nicht mehr trennte und dem ſie die letzte Lebenszeit möglichſt leicht machen wollte. Es iſt wunderbar, zu welcher Aufopferung und Selbſtverläugnung die mütterliche Liebe in ſolchen Lagen fähig iſt. Der Körper ſcheint faſt kein Bedürfniß von Nahrung und Ruhe zu haben, wenn das Kind der Mutter bedarf; Tag und Nacht ſind ihr gleich; und eben ſo bewunderungswürdig iſt die Seelenſtärke, welche die Sorge und den Kummer vor dem Kranken zu verbergen vermag, um ihn bei gutem Muthe zu erhalten. Ich vermochte dieſes letztere viel weniger, ſondern mußte mich ſchnell entfernen, wenn ich den Puls des Kindes gefühlt hatte, wie er gleich einer mit dem Finger geſchnellten Seite hart und kurz anſchlug und den krampfhaften Schlag des kranken Herzens wiedergab. — Der December 1827 war ein ſchwerer Monat, der Neujahrstag 1828 einer der traurigſten, die wir zuſammen verlebt haben. Im Januar erloſch das Leben unſeres lieben Kindes im Ganzen ziemlich ſchmerzlos. Er war der Vollendung ſeines vierzehnten Lebensjahres nahe. Es drängt mich, ihm zum Denkmal und zur Bezeichnung unſeres Zuſtandes in dieſer ſchmerzlichen Zeit, einen Brief hier einzuſchieben, welchen ich einige Tage nach ſeinem Tode an unſere Freundin Brügelmann in Cromford ſchrieb, welche den Knaben auch ſehr lieb gehabt hatte. Er iſt vom 23. Januar 1828.

„Unſer armer Karl hat ausgelitten, theuerſte Freundin, am 19ten früh Morgens um 3 Uhr iſt er durch Gottes beſondere Hülfe, nachdem er nur in den letzten vier Stunden einige krampfhafte Zufälle und Beängſtigungen gehabt, ſanft eingeſchlafen. Wir hatten ſchon ſeit 8 Tagen faſt alle Hoffnung aufgegeben und hatten nur die eine Angſt, daß er lange mit dem Tode kämpfen, ihn fühlen, ſich an's Leben anklammern und uns um Hülfe anflehen würde, die wir ihm nicht ſchaffen konnten. Das würde unſer Herz zerriſſen und für unſer ganzes Leben ein quälendes Bild in uns zurückgelaſſen haben. Unſer inbrünſtiges Gebet zu Gott war nur dieſes, daß er das herrliche Kind unbewußt und ſanft hinübernehmen möchte; und er hat

jährigen Inſpectionsreiſen. Der Sommer aber war ſehr heiß, die Schulſtuben verſtärkten den Druck der Hitze; meine Geſundheit war durch die Gemüthsbewegungen des Winters, neben reichlicher Arbeit, auch angegriffen; im Auguſt überfiel mich, vielleicht in Folge eines zu kalten Bades, ein heftiger Unterleibskrampf, welchen der Arzt als Leberentzündung erkannte. Der theilnehmende Mann war ganz erſchrocken und rief in ſeiner Aufregung aus: „Aber in Ihrem Hauſe wird doch jedes Uebel gleich heftig und bösartig!“ Er hatte noch das Herzübel unſeres Karl im Sinne. Indes verordnete er gleich Aderlaß, ſpaniſche Fliegen und kräftige innere Mittel und die Gefahr ging glücklich vorüber; nach ein paar Wochen konnte ich außer Bett ſein und im Herbſte ſogar eine Erholungsreiſe mit meinen beiden älteſten Söhnen zu den Meinigen nach Landolfshauſen machen. Kaum aber war ich einige Tage dort geweſen, ſo lief ein Eilbrief von unſerer Freundin und Hausgenoſſin, der Frau von Bernuth, ein, ich möge raſch zurückkommen, meine Frau ſei heftig erkrankt. Dieſes Mal hatte der Arzt mit ſeiner Bösartigkeit leider recht gehabt, meine Frau war von einer heftigen Herzentzündung befallen; die Leidenszeit unſeres Karl, die anhaltende Gemüthsbewegung und noch mehr die gewaltſame Unterdrückung des Gefühls, dann der Verluſt ſelbſt, und zuletzt die, wenn auch nur kurze, Angſt meinetwegen, hatten das eigene Herz doch zu ſehr angegriffen; das Uebel war, ihrer ganzen Natur gemäß, mit ungewöhnlicher Heftigkeit aufgetreten. Als ich nach eiliger Rückreiſe in Münſter ankam, war ſie ſchon viermal zur Ader gelaſſen; der Andrang des Blutes nach dem Herzen war ſo ſtark, daß das Herz jeden Augenblick ſtill zu ſtehen drohte. Bei meinem Anblick dankte ſie Gott, daß ſie mich noch einmal wiederſehe, ſie habe geglaubt, ohne dieſen Troſt ſterben zu müſſen; — ſo entſchieden war in ihr der Glaube an ihr Abſcheiden. Und in der That, der Tod trat auch in den nächſten Wochen, ja Monaten, noch oft nahe genug heran. Es war nicht das heftige Klopfen des Herzens, welches abwechſelnd eintrat, was ſo beängſtigte, ſondern das krampfhafte Zuſammenziehen desſelben, wodurch der Herzſchlag ſtillſtand, das Blut aus Kopf und Lunge nicht zurückſtrömen konnte und das Gefühl des augenblicklichen

[illegible] Tage [illegible] Erleich- [illegible] [illegible] [illegible]

bewähren müſſen, ob in ihnen die Liebe zu den Eltern und zu dem Guten und Rechten ſchon ſo ſtark iſt, daß ſie ſich in dem rechten Geleiſe zu halten wiſſen.

Vergeſſen darf ich auch nicht den treuen Arzt, den Medizinalrath Buſch, der nicht nur mit ſeiner ganzen ärztlichen Kunſt im ſorgſamſten Aufſuchen der Mittel und möglichen Linderungen zu Hülfe kam, ſondern auch mit dem Gemüthe herzlich theilnahm, — er hegte eine beſondere Zuneigung zu unſerm Karl, — und keinen Weg bei Tage und bei Nacht ſcheute, wenn Hülfe nöthig war. Wenn ich, wie es ſowohl während Karl's als meiner Frau Krankheit nicht ſelten geſchah, bei einem bedenklichen Zufalle mitten in der Nacht durch die einſamen Straßen von Münſter zu ſeiner ziemlich entfernten Wohnung ging, um ihm ſelbſt Bericht abzuſtatten und vielleicht einen Weg zu erſparen, falls er mir weitere Anweiſung geben könnte, ſtand er nicht nur, oft aus dem erſten Schlafe geweckt, ſogleich auf, ſondern ging auch, wenn er es für nöthig hielt, mit mir durch Schnee und Regen nach meinem Hauſe, vielleicht mit der Verbandtaſche, um gleich ſelbſt zur Ader zu laſſen. Und zuletzt hatte er auch die Genugthuung, die ſeinem Herzen eben ſo wohl that, als ſie ſeiner ärztlichen Kunſt Ehre machte, daß er der Krankheit meiner Frau Herr wurde. Im Frühjahr 1829 kam ſie, nachdem ſie faſt fünf Monate im Bette gelegen hatte, oft tagelang unbeweglich, weil jede Bewegung das Herz wieder in Unruhe brachte, ſo weit, daß ſie das Bett verlaſſen und bei Tage auf dem Sopha ruhen konnte. Weibliche Arbeiten vornehmen, leſen oder ſchreiben, durfte ſie noch lange nicht; ihre Unterhaltung war mit den Kindern, wenn ſie ruhig um ſie herum ſaßen, die größeren arbeitend, die kleineren mit ihren Puppen ſpielend, und des Abends mit ein paar der nächſten Freundinnen, der Frau von Bernuth und der Regierungsräthin Petri, welche faſt täglich zu ihr kam. Dieſer gemüthlichen, mit ſeltener Herzensgüte begabten, Frau ſind wir in dieſer Zeit ſehr nahe getreten und die Verbindung hat ſich ungeſchwächt fortgeſetzt, auch nachdem wir nach Hannover gezogen waren. — Wer einen ſolchen Zuſtand vor Augen gehabt hat, als in welchem meine Frau anderthalb Jahre gelebt hat, — denn

erſt im Frühjahr 1830 konnte ſie als halbgeneſen betrachtet werden, — der verzweifelt nicht leicht, wenn er einen noch ſo ſchweren Kranken ſieht. Meine Frau hat, freilich mit ſtrenger Enthaltung von aller erhitzenden Nahrung, nach ihrer Herzkrankheit noch 27 Jahre in verhältnißmäßig kräftiger Geſundheit gelebt und iſt über 76 Jahre alt geworden, und ſo mag dieſe Krankengeſchichte vielleicht manchem meiner Leſer oder meiner Leſerinnen in der Sorge um ſchwer Leidende zum Troſte gereichen.

Der Sommer 1829 war nun meinerſeits ein ſehr geſchäftsreicher; es waren in den vorhergehenden Jahren zwei neue katholiſche Gymnaſien errichtet, da die Maſſe der zu den Studien beſtimmten Schüler wuchs und das einzige Münſterſche Gymnaſium im weſtlichen Theile der Provinz ſie nicht mehr zu faſſen vermochte. Das eine, zu Coesfeld, wo ſchon ein ſtarkbeſuchtes Progymnaſium beſtand, wurde mit Hülfe eines Zuſchuſſes von Seiten der Regierung und von der der Standesherrſchaft, des Fürſten von Salm, der in Coesfeld reſidierte, ſo dotiert, daß die erforderliche Zahl von Lehrern für ein einfaches ſechsklaſſiges Gymnaſium beſoldet werden konnte. Zum Director wurde der Profeſſor Soekeland, vom Münſterſchen Gymnaſium, deſſen ich ſchon als einflußreichen Lehrers meiner Söhne gedacht habe, ein Mann von gründlich wiſſenſchaftlichem Sinne, ernannt. Leider hat er die Anſtalt, die durch ihn ſichtlich emporblühte, nicht lange geleitet; einige Jahre nach meinem Abgange von Münſter fing er an einer unheilbaren Krankheit zu ſiechen an und ſtarb im kräftigſten Mannesalter. Sein Nachfolger iſt der Sohn meines Münſterſchen Freundes, des Profeſſors Schlüter, Lehrer am Gymnaſium in Arnsberg, geworden.

In ähnlicher Weiſe wurde das zweite neue Gymnaſium in Recklinghauſen aus dem dort vorhandenen Progymnaſium gebildet; der Standesherr, welchem dieſe Herrſchaft zugefallen war, der Herzog Prosper von Ahrenberg-Meppen, bewilligte anſehnliche Zuſchüſſe, und zum Director wurde der Lehrer Dr. Wülln er vom Gymnaſium in Münſter ernannt. Er gehörte zu den talentvollſten Lehrern der

jüngeren Generation und hatte seine philologische Kenntnisse. Die Tüchtigkeit seiner Leistungen bahnte ihm auch bald den Weg zu einer größeren Wirksamkeit; er wurde als Director an das Gymnasium in Düsseldorf berufen. Allein sein Körper war eben so fein organisiert, als sein Geist, und rieb sich früh in der schweren Arbeit der Leitung einer großen Anstalt auf. Er ist, so viel ich weiß, nicht über 40 Jahre alt geworden.

Meine Berufung nach Hannover. — Aus meinem in obiger Weise erweiterten Wirkungskreise sollte ich jedoch nunmehr bald abgerufen werden. In Hannover war der Gedanke zur Geltung gekommen, für die obere Verwaltung des höheren Schulwesens, welche bisher von dem Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten wahrgenommen war, eine eigne Behörde, ein Ober-Schulcollegium, zu errichten. Unter den gelehrten Anstalten des Königreichs waren manche recht achtungswerth mit der Zeit fortgeschritten, je nachdem ihre Vorsteher und Lehrercollegien dazu den innern Antrieb und auch die äußeren Hülfsmittel besaßen; andere dagegen, namentlich in den kleineren Städten, welche das Recht, ihre Schüler bis zur Universität vorzubereiten, aus früherer Zeit ererbt hatten, waren aus Mangel an Geldmitteln auf 3 bis 4, ja bis auf 2 Lehrer reduciert, übten aber gleichwohl das Recht der Entlassung zu den akademischen Studien fort; daher die Ungleichheit und theilweise Unzulänglichkeit der Kenntnisse vieler Studierenden. Auch war kein allgemeiner Schulplan, keine ausreichende Aufsicht, keine Prüfung der Lehrer, keine Vorschrift über die Prüfung der zur Universität abgehenden Schüler, vorhanden. Eine solche Vorschrift und damit das Ziel der Leistungen der gelehrten Schulen erster Klasse sollte aufgestellt, die Ausführung dieser Maßregel überwacht und es sollte eine Scheidung der vorhandenen höheren Schulen in solche erster und zweiter Klasse, je nach ihrer Leistungsfähigkeit, getroffen werden. Der Hofrath Buch, ein geborner Osnabrücker, Referent im geistlichen Ministerium, hatte diese Sache zu bearbeiten; er veranlaßte die Einziehung von Gutachten einiger Schulmänner des Landes, unter andern auch des damaligen

Conrectors und Professors Abeken am Rathsgymnasium zu Osnabrück, seines Freundes. Abeken wiederum, mit welchem ich von unserer Berliner Zeit an im ununterbrochenen Verkehr gestanden hatte, der seit meinem Leben in Münster um so lebhafter geworden war, zog mich wiederum zu Rathe, da ich ja mitten in der Schulverwaltung inne stand und einmal in Düsseldorf und jetzt in Westphalen recht eigentlich Schulorganisationsgeschäfte getrieben hatte. Hier dürfte es zunächst am Platze sein, über diesen meinen, nächst meinem Zöglinge Baudissin jetzt ältesten, Freund, mit welchem ich nun sechzig Jahre lang verbunden gewesen bin und seit zweiunddreißig Jahren auf demselben Felde in unserm Hannoverschen Vaterlande gewirkt habe, etwas Näheres mitzutheilen.

Bernhard Rudolf Abeken, gegenwärtig Schulrath und Director des Rathsgymnasiums in seiner Vaterstadt Osnabrück, Sohn eines dortigen Kaufmanns, geboren den 1sten December 1780 (also nur 14 Tage jünger als ich), studierte in Jena Theologie, wurde dann Erzieher des einzigen Sohnes des Ministers v. d. Reck in Berlin, 1808 Erzieher der Schiller'schen Kinder, 1810 Mitdirector des Gymnasiums in Rudolstadt, verheirathete sich dort mit einer Hofdame der vortrefflichen Fürstin, bei welcher er viel galt, einem Fräulein v. Wurmb, Verwandte der Wolzogen'schen Familie, wurde 1815 als zweiter Lehrer an das Rathsgymnasium in Osnabrück berufen, 1843 nach dem Tode des Directors Fortlage zum Director ernannt, und unterrichtet noch jetzt, ein Zweiundachtzigjähriger, seine Primaner mit Liebe und Segen in seinen Lieblingsschriftstellern, dem Sophokles, Horaz und Cicero. Das ist ein langes und reiches Lehrerleben, und nicht gar viele Schulmänner werden ein ähnliches in so verschiedenartigen Verhältnissen, mit solcher Einheit und Stetigkeit der Gesinnung und der Grundsätze durchlebtes, aufzuweisen haben, als Abeken. An ihm ist es mir immer recht klar geworden, wie hoch eine vielseitige Bildung des Lehrers, besonders für die oberen Klassen, anzuschlagen ist. Der gründlich, aber einseitig, gebildete Philologe kann seine Schüler in der Kenntniß der alten Sprachen recht weit führen, kann auch den Inhalt der gelesenen Schriften ihnen verständig entwickeln,

aber wenn er nicht zugleich die Literatur der neueren Völker in ihren wichtigsten Erscheinungen einigermaßen eingehend kennen gelernt hat, so fehlen ihm die Vergleichungspuncte, durch welche jedes Werk in seinem eigentlichen Charakter erkannt und auf seinen wahren Werth zurückgeführt wird; sein Urtheil und sein Geschmack werden mehr oder weniger einseitig bleiben. — Abeken hat nicht nur den ersten Klassikern der Griechen und Römer, sondern auch denen der Italiener, Spanier und Engländer, ein gründliches Studium gewidmet. Den Dante, Ariost, Tasso, Calderon, Cervantes, vor allen den Shakespeare, hat er nicht nur gelesen, sondern eingehend durchgearbeitet und dadurch, so wie durch seine umfassende Kenntniß der Werke der sogenannten goldenen Periode unserer neueren Literatur, welche durch sein Leben in Weimar eine anschauliche Lebendigkeit gewonnen hat, ist sein Geschmack und sein Urtheil so geläutert, daß ihn das Halbe, durch falschen Schein Blendende, sogleich verletzt, das wahrhaft Große und Schöne dagegen mit reiner Bewunderung erfüllt. Eine solche Stimmung der Saiten der Seele klingt auch unbewußt durch den ganzen Unterricht des Lehrers hindurch, und wie Abeken schon in Berlin auf meinen Zögling Wolf Baudissin durch seine eingehende Theilnahme an dessen Lieblingsbeschäftigungen einen für das Leben bestimmenden Einfluß geübt hat, so verdanken ihm auch viele seiner späteren Schüler eine Veredlung ihres Sinnes und eine Richtung auf das Höhere, welche andere Lehrer mit größeren Gaben der Rede und Kraft der Darstellung, aber ohne seine Durchbildung, nicht erzeugt haben würden. — Ich darf ohne Scheu so von meinem Freunde reden, obwohl seine Bescheidenheit mich darüber tadeln wird, denn die allgemeine Theilnahme an dem 50jährigen Jubiläum seiner Wirksamkeit im Jahre 1860 hat ein Zeugniß für ihn abgelegt, wie es in solcher Innigkeit nicht vielen Schulmännern zu theil werden möchte. — Außer einer bedeutenden Anzahl einzelner Abhandlungen in Zeitschriften hat Abeken seine Kenntnisse und seine Urtheilsfähigkeit in einigen größeren Schriften dargelegt, von welchen ich nur die Schrift: „Cicero in seinen Briefen, die über Dante und die über einige Jahre aus Göthe's Leben" nennen will.

Unſere freundſchaftliche Verbindung war durch unſer näheres Zuſammenleben immer inniger geworden, und wie ſein ganzes Weſen auf mich wirkte, ſtelle ich am beſten durch die Abſchrift eines Briefes dar, welchen ich am 18. April 1823, nachdem Abeken einige Zeit bei uns in Münſter geweſen war, an ihn geſchrieben habe.

„Es iſt doch ein angenehmes, friſches Gefühl", heißt es darin, „nachdem man ſich wieder einmal recht ausgeſprochen und gegenſeitig alte und neue Gefühle aufgeregt hat, die Feder zu ergreifen und den trennenden Raum durch einen Brief zu überſchreiten. Dein Brief, mein lieber Abeken, trägt die Farbe dieſes Gefühles auch an ſich. Ich kann Dir ſagen, daß wir alle, wir Eltern ſowohl als die Kinder, ſeit längerer Zeit keine angenehmere Stunden gehabt haben, als die, welche uns Deine Anweſenheit bereitete; beſonders iſt meine Frau den ganzen Winter hindurch nicht ſo vergnügt oder vielmehr heiter geweſen, und zwar nicht ſowohl durch unſere geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, als durch den Eindruck Deines friedlich heiteren, theilnehmenden Weſens. Sie hat einen tiefen Sinn für ein ſolches nach Innen gekehrtes, in Liebe und Frieden beruhigtes Weſen, ſie findet es ſo ſelten und wird ſo leicht durch das Gegentheil verletzt. Der Eindruck, den Du bei den übrigen Freunden hier zurückgelaſſen haſt, iſt ein ähnlicher, wie bei meiner Frau; der alte Müller, Immermann, die Lützow's, ſie haben das Bild des beruhigten, geſchloſſenen, entſchiedenen Gemüthes behalten und haben ſich wohl in Deiner Nähe gefühlt. Und damit ich auch von mir rede, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich mich nicht weniger gefreut habe, Dich auf Deinem Standpuncte ſo friſch und klar, ſelbſt gegen die vorigen Jahre noch, wie ſoll ich ſagen, innerlich geſunder gefunden zu haben. Du haſt recht in Deinem Gefühle, wir brauchen uns gegen viele, die Größeres geleiſtet haben, nicht klein zu fühlen; die treue innere Arbeit, die muthige Liebe zur Wahrheit, die gern den liebſten, feſtgewachſenſten Irrthum opfern will, wenn er Irrthum iſt; die immer ſiegreichere Bekämpfung der Selbſtſucht, und das Gefühl endlich, daß das Beſte in und durch uns nicht eigenes Verdienſt, ſondern höhere Gabe iſt, welche uns zu theil werden konnte, weil wir uns durch jenes alles dazu gereinigt

hatten; — dieſes alles beſtimmt doch den eigentlichen Werth des Menſchen; es führt auch am Ende verhältnißmäßig auf eine höhere geiſtige Stufe, als die einſeitige Richtung, welche in Einem viel leiſten mag, das Danebenliegende aber dunkel läßt. — Doch, ich bin in einen Text gerathen, den ich heute nicht weiter ausführen kann; es bedarf deſſen aber auch nicht; Du ſtimmſt darin ganz ein."

„Von Immermann viele Grüße; er ſtudiert Deinen Dante und freut ſich ſehr daran. Sein Luſtſpiel will er Dir gern noch einmal vorlegen. Wir haben wieder einmal ſeitdem bei Lützow's geleſen und zwar den herrlichen Kaufmann von Venedig u. ſ. w."

In den folgenden Jahren war unſer brieflicher und perſönlicher Verkehr noch lebendiger und wurde die Gemeinſamkeit unſerer Anſichten noch befeſtigter. Einem ſolchen Freunde konnte ich den Wunſch, mich über die in Hannover zu treffenden Einrichtungen für das höhere Schulweſen gutachtlich zu äußern, nicht abſchlagen, wenn mich auch nicht die Sache an ſich und die Theilnahme für mein nächſtes Vaterland dazu lebhaft aufgefordert hätten; ich arbeitete einen Plan für eine obere Schulbehörde in Hannover, ihre Aufgabe und Befugniſſe, ihre Stellung zum Miniſterium und zu den einzelnen Anſtalten und ihren Localbehörden, und über die Grundſätze, nach welchen die Scheidung zwiſchen Gymnaſien und Progymnaſien zu treffen ſein möchte, aus und ſchickte ihn an Abeken. Dieſer theilte ihn mit ſeinem eignen Gutachten ſeinem Freunde, dem Hofrath Buch, und dieſer beides dem Miniſterium mit. Was vorauszuſehen, aber nicht von mir beabſichtigt war, erfolgte: das Miniſterium, bei welchem meine Anſichten Beifall fanden, wünſchte, daß ich, ein Landeskind, welches ſeit 16 Jahren am Rheine und in Weſtphalen mannigfache Erfahrungen geſammelt hatte, dieſe in meinem Vaterlande nutzbar machen möchte, und trug mir den Vorſitz des neu zu errichtenden Ober-Schulcollegiums an, und zwar unter Bedingungen, die mir nicht leicht in Preußen zu erſetzen waren. Der Kampf, der in mir entſtand, war nicht leicht. Dankbarkeit und Anhänglichkeit an Preußen, die durch meine Berliner Reiſe noch ſo eben erhöht waren, die mir ſo lieb gewordenen Verhältniſſe zum Oberpräſidenten v. Vincke, zu meinen nächſten Collegen,

zu den in Münſter erworbenen Freunden, zu den weſtphäliſchen Schulen und den vielen mir befreundeten Lehrern derſelben, alle dieſe Empfindungen kämpften in mir mit der Liebe zu meinem hannoverſchen Vaterlande und der Ausſicht, dort etwas Gutes ſtiften und zugleich für die Zukunft meiner Familie in einer vortheilhaften äußeren Lage wirken zu können. Wenn ich aber recht auf den Grund meiner damaligen Ueberlegungen zurückgehe, ſo drang doch immer der Gedanke durch und ſchlug alle Einwendungen nieder, daß ich, um es kurz auszudrücken, noch einmal von vorn anfangen, wiederum ſchaffen, organiſieren und aufbauen ſollte. Das Organiſationswerk in der Provinz Weſtphalen war in der Hauptſache vollbracht, den Anſtalten ihr Standpunct angewieſen, ſogar ein paar neue Gymnaſien waren errichtet, rüſtige Kräfte herangezogen und in Thätigkeit geſetzt, Verſammlungen der Directoren eingeführt, in welchen die Verbeſſerungen im Einzelnen berathen werden konnten; das Angefangene durfte nur in den angelegten Geleiſen fortgeführt werden. Wenn ich blieb, ſo hatte ich eine leichtere Arbeit, als die ſchon vollbrachte, vor mir. Aber gerade dieſe Ausſicht reizte mich nicht, mich reizte vielmehr die ſchwierigere Arbeit, die in Hannover mich erwartete; ich ſtand in meinem 49ſten Lebensjahre und fühlte Luſt und Kraft in mir, in der That noch einmal von vorn anzufangen. Auch gefiel mir die Stellung an der Spitze eines, zwar dem Miniſterium untergeordneten, aber doch mit vielen ſelbſtändigen Befugniſſen ausgeſtatteten, Collegiums. Es war zwar nicht unwahrſcheinlich, daß ich als Referent in das Miniſterium zu Berlin berufen werden könnte, — es waren mir ſchon bei meiner Anweſenheit in Berlin Andeutungen darüber gegeben, — allein gerade eine ſolche Stellung, mit welcher lange Sitzungen, vielleicht collegialiſche Colliſionen, jedenfalls mehr Schreiberei, als perſönliche Einwirkung auf die lebendig wirkenden Kräfte in den Schulen, verbunden war, zog mich nicht an. Ich gedachte des Lützowſchen Wortes, daß er ſich nicht wohler als Militär gefühlt hätte, als da er auf die Menſchen in ſeiner Schwadron oder ſeinem Regimente wirken konnte. Ich war mir bewußt, daß mein perſönlicher Verkehr mit Directoren und Lehrern auf meinen, den vierten oder fünften

Theil des Jahres einnehmenden, Inſpectionsreiſen den eigentlichen Kern meiner Wirkſamkeit gebildet hatte. Darum hatte ich auch in meinem, über die Einrichtung des Ober-Schulcollegiums in Hannover ausgearbeiteten, Gutachten ausdrücklich für den Vorſitzenden das Recht und die Pflicht ausbedungen, ſich durch fortgeſetzte Inſpectionsreiſen in ſteter Verbindung mit den einzelnen Anſtalten zu halten, und ſeinem Titel als Ober-Schulrath auch den eines General-Inſpectors der gelehrten Schulen des Königreichs hinzuzufügen vorgeſchlagen. Das hannoverſche Land war nicht viel größer, als eine preußiſche Provinz, wenngleich die Ausdehnung von Süden nach Norden ziemlich groß war; der General-Inſpector konnte jede höhere Schule mindeſtens jedes zweite Jahr, manche auch jährlich, beſuchen.

Da in ſolcher Weiſe meine Neigung zur Annahme der Stelle in Hannover eigentlich ſchon entſchieden war, ſo hielt ich es natürlich für unrecht, Unterhandlungen darüber anzuknüpfen, ob und was man mir für das Bleiben im preußiſchen Dienſte etwa anbieten möchte; ich zeigte nur dem Oberpräſidenten und dem Geh. Rath Schulze in Berlin privatim die Lage der Sache und zugleich meine Neigung an, auf die Verſetzung nach Hannover einzugehen, wenn noch einige Anſtände aus dem Wege geräumt würden und ich durch eine Reiſe nach Hannover die dortigen Verhältniſſe in eigner Anſchauung kennen gelernt und günſtig gefunden hätte. Beide großherzig geſinnte Männer drückten mir zwar ihr Bedauern darüber aus, wenn ich den Preußiſchen Dienſt verlaſſen würde, billigten aber meinen Entſchluß unter der Vorausſetzung, daß ich mir die Bürgſchaft ſichern würde, wirklich etwas Befriedigendes im hannoverſchen Lande ſchaffen zu können. Der Geh. Rath Schulze insbeſondere gab mir aus ſeiner Erfahrung in einem weiteren Kreiſe, in freundſchaftlicher Theilnahme für mich und im Intereſſe für die gute Sache, recht bündigen Rath über die Puncte, auf welche ich hauptſächlich halten möchte, und verpflichtete mich gleichſam, in Preußen zu bleiben, wenn man ſie mir in Hannover nicht bewilligte.

Da perſönliche Verhandlungen in ſolchen Fällen immer am ſchnellſten zum Ziele führen, ſo reiſte ich im November 1829 nach

Hannover, ſtellte mich dem Miniſter von Stralenheim vor, beſprach mit dem Hofrath Buch und meinem früheren Schulfreunde, dem Geheimen Cabinetsrath Hoppenſtedt, die weſentlichſten Puncte über die Einrichtung des Ober-Schulcollegiums, die Organiſation des höheren Schulweſens, und als einen Hauptpunct die Mittel, welche man zur Hebung desſelben zu verwenden denke. Als ich darüber beruhigende Zuſicherungen erhielt und überhaupt den ernſtlichen Willen ſah, die Sache mit Nachdruck anzugreifen, gab ich meine Zuſage zur Annahme der Stelle, und zwar, wenn ich nicht irre, am 15ten November, meinem funfzigſten Geburtstage, und beſiegelte damit den Eintritt in den letzten wichtigen Abſchnitt meiner Wirkſamkeit im Kreiſe des öffentlichen Schulweſens. Auch die ſchon zu meinen Mitarbeitern im Ober-Schulcollegium deſignierten Männer, den Archivrath Pertz und den Kanzleirath von Lüpke, nachherigen Referenten im geiſtlichen Miniſterium für das höhere Schulweſen, lernte ich kennen und ſchon die erſte Berührung mit beiden trefflichen Männern gab mir das Gefühl, daß wir uns verſtehen, vielleicht befreunden würden, und dieſes Gefühl trug nicht wenig zu meinem Entſchluſſe bei. Ueberhaupt war meine Aufnahme in Hannover recht offen und herzlich. Vor allem muß ich wiederholt des Hofraths Buch gedenken, mit welchem ich hauptſächlich über das Einzelne zu verhandeln hatte und welcher nicht nur die Puncte, welche meine perſönliche Stellung betrafen, im liberalſten Sinne zu meinem Vortheile zu erledigen wußte, ſondern überhaupt durch ſein verſtändiges Eingehen in die Sache ſelbſt in mir das Vertrauen erweckte, daß ich mit ihm, dem Vertreter dieſes Dienſtzweiges im Miniſterium, mich immer gut werde verſtändigen können. Ihn muß ich als den eigentlichen Vollender meines Uebertrittes in den Dienſt meines Vaterlandes betrachten. Ebenfalls gab ein Mann, der als Referent im Miniſterium über den Kloſterfond, die Hauptquelle der öffentlichen Zuſchüſſe für Kirchen und Schulen, großen Einfluß auf die ſo wichtige ökonomiſche Frage bei der neuen Organiſation der Schulen hatte, der Hofrath Wedemeyer, durch ſeine liberalen, über die ſonſt ſo häufig engen Anſichten der Finanzmänner ſich erhebenden, Zuſicherungen den letzten Ausſchlag für meine Zuſage.

Beruhigt und innerlich befestigt kehrte ich nach Münster zurück. Jetzt erst offenbarte mir meine Frau ihre freudige Zustimmung zu meinem Schritte; vorher hatte sie, wie immer bei solchen wichtigen Entscheidungen in meinem Berufsleben, sich standhaft geweigert, ihre Wünsche irgend laut werden zu lassen; sie verwies mich vielmehr einzig auf meine eigene Ueberlegung und Wahl. Jetzt gestand sie, daß sie die Veränderung unserer Lage und unseres Wohnortes dringend gewünscht habe. Münster war ihr durch die Leiden der letzten Jahre im wörtlichen Sinne verleidet worden, die Wände, in denen sie unsern Karl hatte leiden sehen und selbst mit dem Tode gekämpft hatte, erweckten in ihr zu trübe Erinnerungen; der ganze Ort drückte wie ein Alp auf ihr. Dennoch hatte sie mir mit keinem Worte zugeredet, die Stelle in Hannover anzunehmen, und würde auch ohne Murren in Münster geblieben sein, wenn ich sie nicht als einen Fortschritt für meine Wirksamkeit hätte erkennen können.

Ich hielt nun um meine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste an und bekam sie für das nächste Frühjahr, wenn ein Nachfolger für mich gefunden sein würde. Die letzten Zeiten vor dem völligen Scheiden aus einem Amte von so vielseitigen Beziehungen, wie das meinige in Münster gewesen war, sind immer sehr arbeitsreich; man will nicht gern etwas halbvollendet zurücklassen, dagegen gern noch rasch Zwecke durchführen, die man sich vorgesetzt hatte und die sonst eine längere Vorbereitung erfordert hätten. Dazu kam zufällig die Bearbeitung von neuen Auflagen meiner Bücher, namentlich des chronologischen Abrisses, welchem ich einen ganz neuen Theil, die synchronistische Uebersicht der wichtigsten Staaten des Alterthums und der neueren Zeiten von der Völkerwanderung an hinzuzufügen beschlossen hatte, eine Arbeit, welcher ich, wie einst der ersten Auflage der deutschen Geschichte, meistens nur die Nacht widmen konnte. Das wurde mir wiederum zu viel; im Februar entwickelte sich bei mir ein Unterleibsleiden, nicht so heftig, wie früher bei der Leberkrankheit, aber desto hartnäckiger. Alle meine Anstrengungen, dasselbe durch festen Willen und Arbeit zu bekämpfen, halfen nichts; wenn die Regierungsboten mit den Aktenhaufen ankamen, so lief mir der Angst-

ſchweiß von der Stirn; ich mußte nachgeben und mich für einige Zeit dispenſieren laſſen. Aber dadurch wurde die Sache nicht beſſer. Mir ſelbſt überlaſſen quälten mich die Gedanken über meine Unfähigkeit nur noch heftiger und vermehrten das körperliche Uebelbefinden. Da habe ich zum erſten und Gottlob einzigen Male in meinem Leben erfahren, welch ein böſes Uebel die ſo oft beſpottete Hypochondrie iſt. Wenn ich des Nachts, nach kurzem Schlafe, erwachte und mein Puls fieberhaft ſchlug, ſo trat die Sorge vor mich hin und ſetzte den eben unterbrochenen ängſtlichen Traum fort. „Der König von Preußen hat mich ſeines Dienſtes entlaſſen, der von Hannover mir noch keine Beſtallung ertheilt, wenigſtens hatte ich meinen hannoverſchen Dienſt noch nicht angetreten; ich ſaß alſo, wie man zu ſagen pflegt, zwiſchen zwei Stühlen, und wenn ich nicht wieder arbeitsfähig wurde, ſo wollte mich weder Preußen noch Hannover haben; ich konnte mit meinen ſieben Kindern betteln gehen.“ Dieſe Gedanken verfolgten mich faſt jede Nacht im Traume und im Wachen und eine trockne Hitze glühte gleichſam in meinen Gliedern. Wenn ich dann ſo ſtöhnend mich hin- und herwarf, ſo rief mich meine Frau, die ſelbſt noch auf dem Krankenbette lag, an, fragte, ob ich wieder meine ſchweren Gedanken hätte, und redete mir zu mit der Verſicherung, daß ich gewiß wieder beſſer werden würde, und daß mich weder der König von Preußen, noch der von Hannover, verhungern laſſen würde. Ihre Worte hatten eine beruhigende Gewalt für mich, und indem ich ganz zur Beſinnung kam, verſchwanden auch die trüben Bilder für einige Zeit. Im Wachen ging es mir aber nicht viel beſſer. Jeder Verſuch zu arbeiten warf mich in den fieberhaften Zuſtand zurück; meine Nerven waren ſo angegriffen, daß ich gar kein Geräuſch vertragen konnte und mich in ein entlegenes Zimmer zurückziehen mußte. Geſpräch und Unterhaltung ſcheute ich ebenfalls und mochte kaum einen meiner nächſten Bekannten für kurze Zeit ſehen. Ich verſuchte, leichte Bücher zu leſen, die Gedanken hafteten aber auch dabei nicht feſt und verloren den Zuſammenhang, und wenn Stellen vorkamen, die das Gemüth irgend in Bewegung brachten, ſo mußte ich das Buch weglegen. So ſtand ich ſtundenlang am Fenſter, ſah in den trüben

Apriltagen in den Regen draußen und zählte die Tropfen, die von dem gegenüberliegenden Dache herabfielen; und wenn ein Mensch auf der Straße rasch und rüstig vorbeiging, so sah ich ihm mit Wehmuth nach und pries ihn glücklich, wenn er auch von oben durchnäßt durch den Schlackerschnee dahin schritt. — Wenn der eine oder der andere meiner Leser ähnliche Zustände kennt, so wird er mich bedauern; und wenn er gar noch von ihnen gequält wird, so erfahre er, daß jene Schilderung gerade für ihn geschrieben ist, damit er Muth fasse und den krankhaften Zustand für einen vorübergehenden halte, denn er ist bei mir vorübergegangen und in den 32 Jahren nachher so nicht wiedergekehrt.

Zwar rasch ging er nicht vorüber, trotz aller Sorgfalt des Arztes, der auch bald einsah, daß Arzneimittel nicht oder wenig helfen könnten, sondern daß die Hülfe aus der eignen Natur kommen werde, sobald die bessere Jahreszeit mir den Genuß der freien Luft gestatten würde. Wir hatten einen Garten vor dem nahen Thore gemiethet; dahin setzte ich mich in die warmen Frühlingssonne, und noch jetzt durchwärmt mich die Erinnerung an das glückliche Gefühl, mit welchem ich in dem kleinen Gartenhäuschen in der offnen Thür in Göthe's italienischer Reise las. Der heitere, glückliche Sinn, der durch diese Blätter zieht, wirkte auf mich wohlthätiger, als irgend eine andere Lectüre.

Aber reisefähig war ich noch nicht nach meinem Gefühle, und in Hannover erwartete man mich schon seit Ostern. Das Ober-Schulcollegium konnte ohne mich nicht in's Leben treten. Da überredete mich der Arzt zu einem Reiseversuche. Unsere beiden ältesten Söhne waren seit Ostern 1829 auf der Universität Bonn, sie kamen Ostern 1830 in den Ferien zu uns und sollten im Mai nach Bonn zurückkehren. „Reisen Sie mit ihnen bis Cromford und erholen Sich einige Tage oder Wochen auf dem schönen Landsitze der Frau Brügelmann," — so munterte mich der Arzt auf, und meine Frau stimmte lebhaft ein. Die Söhne sollten es mir im Fahren so bequem als möglich machen, und wenn es gar nicht ginge, so könnte ich auf der ersten Station mit dem Münsterschen Kutscher zurückkehren und die Söhne weiter reisen lassen. — Mit Zagen, ich gestehe es, setzte

ich mich in den Wagen; mit jeder Stunde wurde mir freier zu Muthe, ich tröſtete mich mit dem möglichen Umkehren; aber bei der erſten Station ging es vorüber, bei der zweiten dachte ich ſchon nicht mehr an das Umkehren, und Abends kamen wir in Dorſten in das bekannte Nachtquartier und den zweiten Tag zeitig nach dem gaſtlichen Cromford. Nachdem ich hier und in Düſſeldorf bei meinem Freunde Kortüm acht bis zehn Tage geweſen war, fühlte ich mich ſo geſtärkt, daß ich nach Hannover meine Ankunft auf die erſten Tage des Juni anmeldete und mich eilig nach Münſter zurückbegab. Die wenigen Tage, die mir hier zur Vorbereitung für meinen Uebergang nach Hannover blieben, gingen in ſolchem Gedränge von Geſchäften und Beſuchen hin, daß ich gar nicht zum Bewußtſein eines wirklichen Scheidens aus zwölfjährigen Verbindungen und Verhältniſſen kam, auch in der That keinen eigentlichen Abſchied von meinen Freunden und Collegen nahm, und das war bei meiner noch immer reizbaren Stimmung wohlthätig für mich. Auch durfte ich mich als nur vorläufig ſcheidend anſehen und darſtellen, denn ich ging allein nach Hannover und ließ meine Frau und Kinder noch ungeſtört für den ganzen Sommer in Münſter zurück. Meine Frau würde in dieſem Augenblicke die Anſtrengungen eines ſo weiten Umzuges noch nicht ertragen haben, und ich ging gleich mit dem Vorſatze nach Hannover, zunächſt, nach der erſten Einleitung meiner dortigen Geſchäfte, eine gründliche Badekur zur Kräftigung meiner Geſundheit zu gebrauchen, wozu ich mir ſchon den Urlaub erwirkt hatte. Dann wollte ich ſogleich mit meinen Inſpectionsreiſen den Anfang machen, ſo daß die Meinigen doch den Sommer hindurch ohne mich in Hannover hätten ſein müſſen. Nun konnte meine Frau ſich noch vier Monate lang unter der trefflichen Pflege der Freundinnen v. Bernuth und Petri erholen und kräftigen.

Eine große Freude wurde mir jedoch noch vor meinem Abgange von Münſter zu theil: die Gymnaſiallehrer der Provinz Weſtphalen hatten ſich vereinigt, mir zum Abſchiede als ein Andenken an unſer glückliches gegenſeitiges Verhältniß einen werthvollen, in Berlin gear-

beiteten, silbernen Becher zum Geschenke zu machen. Er enthielt die Inschrift:

Friderico Kohlrausch Viro Doctissimo Amplissimo e Guestphalia ad Hanoveranos abeunti hoc pietatis et grati animi donum offerunt Gymnasiorum Guestphalicorum directores et praeceptores Mense Majo anni MDCCCXXX.

und wurde mir zu meiner freudigen Ueberraschung von einer Deputation der Directoren mit einem lateinischen Gedichte überreicht. Es war der ergreifendste Moment in den letzten Tagen meines amtlichen Lebens in einer Provinz, die mir stets theuer bleiben wird, und ich bewahre den Becher als ein Familien-Kleinod, welches bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt, mit deutschem Weine gefüllt und mit dankbarer Anerkennung der Liebe, die ihn mir geschenkt, und mit den besten Wünschen für das Gedeihen der westphälischen höheren Schulen geleert wird.

Unsere beiden ältesten Söhne setzten ihre Studien in Bonn fort und sollten im Herbst ihre Mutter und Geschwister nach Hannover geleiten und dann in Göttingen weiter studieren. Es wird vielleicht gefragt werden, welchen Fächern sie sich gewidmet hatten. Ich muß antworten: noch keinem, was man ein Brodfach nennt. Ihre Vorliebe für die Naturwissenschaften, deren ich schon früher gedacht habe, war so entschieden und vorherrschend, daß ich es ihnen zugestehen mußte, diese Wissenschaften, verbunden mit Mathematik und philosophischen Vorlesungen, für die ersten ein bis anderthalb Jahre vorzugsweise zu betreiben, und sie hatten dazu in dem für die Naturwissenschaften glücklich ausgestatteten Bonn die günstigste Gelegenheit. Die dortigen Lehrer Goldfuß und Nöggerath nahmen sich ihrer mit Liebe an, weil sie an ihnen Schüler fanden, die einestheils mit ganzer Seele sich ihren Fächern widmeten und anderntheils eine schon nicht gewöhnliche Vorbereitung, vor allem aber eine geübte Beobachtungsgabe, mitbrachten. Die Lehrer konnten ihnen bald manche Geschäfte in den naturhistorischen Sammlungen übertragen. Diesen Weg der akademischen Bildung meiner Söhne habe ich nicht zu

bereuen gehabt. Dem älteſten, Rudolf, der ſich dann zum Lebensberufe das Lehrfach wählte, ſind ſeine Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften ſehr zu gute gekommen und haben ihm ſpäter den Weg zu einer Profeſſur der Phyſik in Marburg und Erlangen gebahnt, und der zweite, Otto, der ſich der Arzneiwiſſenſchaft widmete, hat in ſeiner ſelbſtändigen Bekanntſchaft mit dem ganzen Felde der Naturwiſſenſchaften, beſonders mit der Chemie, eine Hülfe gefunden, welche ihn unter anderen vor Mißgriffen in der Zuſammenſetzung der Arzneimittel bewahrte, vor allem aber ſeine Auffaſſung der Krankheits-Symptome weſentlich ſchärfte.

Doch, ich wende mich meinem eignen neuen Lebensabſchnitte in Hannover zu.

XIV. Hannover, vom Juni 1830 an.

Es war am erſten Juni 1830, da ich in dieſe meine zweite Vaterſtadt, nach einer Abweſenheit von 41 Jahren, wieder einzog. Am vierten Juni wurde das Ober-Schulcollegium eingeſetzt und ich als Vorſitzender desſelben beeidigt. Bei dem officiellen Eſſen, welches der Miniſter v. Stralenheim zu Ehren des Tages gab, erhielt ich zufällig meinen Platz neben einem älteren Miniſterialrathe, der mir ganz treuherzig in's Ohr flüſterte: „Nun, Herr Ober-Schulrath, Sie ſind hier neu; ſoll ich Ihnen einen guten Rath geben, ſo arbeiten Sie Sich hier nicht zu Tode; man weiß es Ihnen doch keinen Dank.“ — Ich ſtutzte. Solch ein Wort hatte ich nie im preußiſchen Dienſte gehört. Sollte ich es für ein bedeutungsvolles Omen für meine Rückkehr in mein Vaterland halten, und war ein ſolcher Sinn hier wirklich allgemein? Dann hatte ich mich mit meinem Entſchluſſe ſehr übereilt. — Aber bald ſollte ich eines Beſſeren belehrt werden. Freilich war aus früherer bequemer Zeit noch der eine oder andere Mann übrig, der in dem hergebrachten Syſtem des Aufrückens bis zu einer oberen Stellung gekommen war, ohne ſich mit Arbeit übernommen zu haben, aber das waren Ausnahmen; an der jüngeren Generation war die Zeit des regeren Lebens in Deutſchland

nicht vergeblich vorübergegangen. Schon in meinen nächsten Collegen, Pertz und von Lüpke, fand ich rüstige Mitarbeiter auf meinem Felde, Männer von der edelsten Gesinnung und voll Eifers für alles Gute und Tüchtige; und bald traten mir auch andere lebendig strebende Männer unter den höheren Staatsdienern nahe.

Für's Erste mußte ich mich freilich beeilen, die nöthigsten Einleitungen für die Thätigkeit des Ober-Schulcollegiums mit meinen Collegen zu treffen, denn der Leibmedicus Stieglitz, den ich wegen meiner noch schwankenden Gesundheit zu Rathe gezogen hatte, einer der ersten Aerzte seiner Zeit, drang darauf, daß ich die Sommermonate zu einer gründlichen Badekur in Wiesbaden benutzen sollte. Er selbst wollte dorthin und hatte auch meinem früheren Schul- und Universitätsfreunde, dem Geheimen Cabinetsrath Hoppenstedt, der zu gleicher Zeit mit mir an einem schweren Unterleibsübel erkrankt war, die Kur in Wiesbaden verordnet. So konnte ich unter den Augen des Arztes und neben einem alten Freunde getrost meine Kur beginnen. Die schöne Lage des Ortes, die mannigfach abwechselnde Gegend, mit dem Gebirgszuge des Taunus im Rücken und der heiteren Rheinebene vor sich, in welche man von jeder Höhe hineinsieht, und der angenehme Kurgarten vor der Thür, das alles belebte mich auf die wohlthuendste Weise, und die erste Hälfte meiner Badezeit versprach eine glückliche Wirkung. Einigermaßen gestört wurde sie durch die erschütternde Nachricht von der Julirevolution in Frankreich, welche weit über die Gränzen desselben hinaus wirken konnte, allein da keine nahe Gefahr drohte, so beruhigten wir uns bald darüber. Dagegen zeigte sich bei länger anhaltender Hitze und Gewitterdruck in der Luft eine fieberhafte Aufregung bei mir, welche Stieglitz bewog, mich vor Vollendung meiner Badekur aus dem etwas heißen Kessel, in welchem Wiesbaden liegt, wegzuschicken. Ich sollte noch für einige Zeit nach Godesberg gehen und mich dort durch langsames Wandern unter dem Schatten der Bäume erholen. Ich ging zu meinem Freunde Bischoff, der dort ebenfalls zu einer Badekur sich einquartiert hatte, und lebte acht Tage bei ihm ganz still und geschäftslos, fast immer in der freien Natur. Mein Schlafzimmer lag nach dem

Siebengebirge zu, und ich fühle es noch, wie ſich meine Bruſt erweiterte, wenn ich Morgens die Augen aufſchlug und die ſchönen Formen der Berge, beſonders des Drachenfels, in der Morgenſonne dalagen, nicht in beengender Nähe, wie die Höhen bei Wiesbaden, ſondern durch die Ferne ſchön in Morgenduft eingehüllt. Die ängſtlichen Gefühle wichen immer mehr, und nachdem ich noch einige Tage bei der Haſenclever'ſchen Familie in der friſchen Bergluft von Ehringhauſen verweilt hatte, reiſte ich nach Münſter, ſah Frau und Kinder und Freunde wieder, verabredete mit den Meinigen ihren Umzug nach Hannover und begann die Inſpection der hannoverſchen Anſtalten mit den beiden Gymnaſien in Osnabrück und denen in Lingen und Meppen. Sie dauerte bis in den September, und ich kehrte dann mit meinen beiden älteſten Töchtern, die ich in Osnabrück bei meinem Freunde Abeken gelaſſen hatte, nach Hannover zurück, um meiner Frau und der übrigen Familie die Stätte zu bereiten. Sie kamen denn auch gegen Ende des Monats in langſamen Tagereiſen nach, denn das noch immer ſehr unruhige Herz meiner Frau ſträubte ſich gegen raſchere Bewegung des Wagens.

Hier in Hannover fand ſie bei unſern erſten Einrichtungen die freundlichſte Unterſtützung bei den Familien meiner Verwandten, beſonders durch die Frauen meiner beiden Vettern, des Stallmeiſters und des Oberbereiters Detmering, und den Töchtern meines früheren Pflegevaters, des Obercommiſſairs Peterßen, ſo daß ſie bald die Unruhe des Umzuges überſtanden hatte und ſich in der Stille erholen konnte. Daher hatte auch ſie das Gefühl, an keinen fremden Ort gekommen zu ſein, ſondern mit mir meine heimatliche Luft zu athmen. Ebenfalls trat uns mein Jugendfreund Eiſendecher, der ſich indes auch verheirathet hatte, mit ſeiner Frau in alter Herzlichkeit entgegen und meine Töchter fanden einen Erſatz für den Verluſt der Bernuthſchen Freundinnen an den Töchtern eines andern Jugendfreundes, des Commiſſairs Langerfeld, welche mit ihnen ſtufenweiſe im Alter übereinſtimmten und noch in dieſem Augenblicke mit ihnen in treuer Freundſchaft vereinigt ſind. Bald näherten ſich auch die Frauen meiner beiden Collegen der meinigen in demſelben Maße, als ich

mich mit den Männern immer enger befreundete, und es gehört mit zu den glücklichen Schickſalen meines Lebens, daß nicht nur die Männer, mit denen mich meine Berufspflichten zu dem engſten Verkehr verbanden, wie in Düſſeldorf und Münſter, ſo auch hier in Hannover, in Grundſätzen und Geſinnung ſo mit mir übereinſtimmten, ſondern daß auch die Frauen trotz der Verſchiedenheit des Alters, ſich an einander anſchloſſen und daß ſo ein wahres Zuſammenleben der Familien möglich wurde.

Das Vorgefühl eines befriedigenden Lebens in Hannover ſprach ſich in mir an dem erſten Geburtstage, den ich hier erlebte, in einer, wenn auch halb ſcherzhaften, Weiſe aus. Am Tage vor demſelben kam ich nemlich von meiner erſten Inſpectionsreiſe nach Celle und Lüneburg zurück, und den Tag ſelbſt, — es war noch ſchönes Herbſtwetter, — feierte ich mit meiner Familie durch eine Fahrt nach dem Steuerndiebe. Meine Frau und Kinder ſollten zum Erſatz von Laushäuschen den Vergnügungsplatz in der Eilenriede kennen lernen, wo ich als Schüler ſo manchen frohen Nachmittag mit meinen Schulgenoſſen zugebracht hatte. Dieſer friedliche und wegen ſeiner Entfernung von der Stadt nicht gar zu zahlreich beſuchte Platz im Holze war mir überhaupt der liebſte um Hannover und iſt es auch für meine Kinder und Großkinder geblieben. Im Rückblick auf die Vergangenheit und im frohen Gefühle der Gegenwart, da ich meine Frau in vorgeſchrittener Geneſung und das heitere Leben der Kinder um mich ſah, zugleich aber auch in der Ahndung einer befriedigenden Zukunft, ſchrieb ich mit dem Diamant im Ringe meiner Frau in eine der Fenſterſcheiben der Gaſtſtube die Worte: „50 Jahre wie heute! den 15. November 1830.“ — Ich wurde an dem Tage 50 Jahre alt, der Wunſch war alſo nicht wörtlich gemeint, aber er drückte den friſchen Lebensmuth aus, den ich wiedergewonnen hatte. Und Gott hat meinen Wunſch erhört. Es ſind ſeitdem 32 Jahre verfloſſen, und trotz aller harten Zwiſchenfälle, die mich ſelbſt, und Verluſte, die meine Familie betroffen haben, ſegne ich den Tag, der mich nach Hannover zurückgeführt hat. Die Scheibe mit meiner Inſchrift hat länger gehalten, als es das Schickſal einer Glasſcheibe zu ſein pflegt;

ſie iſt dann aber doch durch einen Zufall zerbrochen und durch eine neue erſetzt; ihre Stelle kenne ich aber und ſehe ſie nie an, ohne an meinen Geburtstag von 1830 mit innerer Bewegung zurückzudenken.

1. Die hannoverſchen höheren Schulen.

Wenn ich mir jetzt den Zuſtand vergegenwärtige, in welchem ich meinen neuen amtlichen Wirkungskreis vorfand, ſo tritt mir das Bild der einzelnen höheren Schulen allerdings in ſehr verſchiedenartiger Geſtalt und mit ſcharfen Gegenſätzen von Licht und Schatten vor Augen. Ich werde am beſten thun, ſie gleich der Reihe nach in kurzen Umriſſen durchzugehen, obgleich meine Kenntniß derſelben ſich erſt nach und nach vervollſtändigen konnte. Die zuſammenhängende Darſtellung derſelben wird auch den Vortheil haben, daß diejenigen Leſer, beſonders Leſerinnen, für welche dieſes Kapitel weniger Intereſſe hat, dasſelbe unbedenklich überſchlagen können.

Das Miniſterium hatte bereits die Abtheilung zwiſchen Gymnaſien und Progymnaſien in ſo weit vollzogen, daß 13 Anſtalten zu Gymnaſien erklärt und mit dem Rechte der Entlaſſung ihrer Schüler zur Univerſität verſehen waren, nemlich: 1) die Ritterakademie zu Lüneburg, 2) das Pädagogium in Ilfeld, 3) das Lyceum zu Hannover, die Gymnaſien 4) zu Celle, 5) Lüneburg, 6) Stade, 7) Aurich, 8) Verden, 9) Göttingen, 10) das Andreanum und 11) das Joſephinum zu Hildesheim, 12) das Rathsgymnaſium und 13) das Carolinum zu Osnabrück. In Abſicht der gelehrten Schulen zu Clausthal, Lingen, Meppen und Emden war die Erklärung über ihren künftigen Charakter noch vorbehalten. Die ſtädtiſchen Schulen zu Goslar, Oſterode, Münden, Northeim, Einbeck, Hameln, Nienburg, Harburg, Otterndorf, Norden, Leer, und die katholiſche Schule zu Duderſtadt waren, obgleich mehrere von ihnen bisher auch ihre Schüler zur Univerſität entlaſſen hatten, von vorn herein auf den Standpunct von Progymnaſien geſetzt, falls nicht ganz beſondere Umſtände ihre Erhebung zu Gymnaſien motivieren würden. Es waren demnach

29 Anſtalten, welche von Anfang an dem Ober-Schulcollegium zugewieſen waren.

1) Um mit dem Lyceum zu Hannover anzufangen, ſo ſtand dasſelbe unter der Leitung des Directors Grotefend, des bekannten ſcharfſinnigen Sprachforſchers, der ſich durch ſeine Combinationsgabe, beſonders bei Entzifferung der Keilſchrift, ſchon einen berühmten Namen in der gelehrten Welt erworben hatte. Das Lyceum hatte er aus ziemlichem Verfall wieder emporgehoben; auch waren in den oberen Klaſſen mehrere fleißige Lehrer, die es treu mit ihrem Amte meinten, keiner jedoch, der dem Director an Geiſt ebenbürtig geweſen wäre. Daher vereinigte ſich die Achtung und Anerkennung der Schüler auch vorzugsweiſe auf ſeine Perſon und die beiden Primajahre gaben denſelben, ſofern ſie für wiſſenſchaftliche Anregung empfänglich waren, die letzte Weihe; ja manche blieben gerade dieſes Einfluſſes wegen länger als zwei Jahre in Prima. Grotefend's Stärke beſtand weniger in der regelrechten grammatiſchen Explication, es waren vielmehr einzelne Geiſtesblitze und eigenthümliche, ja mitunter paradoxe Gedanken, die er mit Scharfſinn entwickelte; auch brachte er hin und wieder viel Zeit mit der Widerlegung gewöhnlicher Erklärungsweiſen hin; allein gerade dadurch weckte er den Geiſt und Scharfſinn der Schüler und machte ſie ſelbſtändig. Grotefend war ein Lehrer für gute Köpfe und ſolche hat er auch weiter gebildet. Ungerechnet viele der nachherigen höheren Beamten will ich nur aus der Zahl der akademiſchen Gelehrten die Profeſſoren Roſcher in Leipzig, Meißner in Göttingen und Lange in Gießen nennen. Doch hat an der Bildung des letzteren auch der Dr. Kühner ſeinen namhaften Antheil, welcher als ſtrenger Grammatiker Grotefend's oft abgeriſſene und lückenhafte Einwirkung in dieſer Hinſicht ergänzte. Das ruhige, zuſammenhängende Wirken auch in der Leitung der ganzen Schule, in der Einwirkung auf die einzelnen Lehrer und Klaſſen, in der Inſpicirung derſelben, in der Disciplin, war überhaupt nicht Grotefend's hervorragende Seite. Er griff mit Energie ein, wo es noth that, griff aber auch wohl fehl, und wäre nicht ſein großes perſönliches Anſehen, verbunden mit einem geraden und bie-

deren Charakter und festem Gerechtigkeitssinne, gewesen, so würde die Ordnung des Ganzen wohl mitunter geschwankt haben. Besonders war der Zustand der unteren Klassen wenig zu loben; ihre Zahl war zu groß, es war kein rechter Zusammenhang im Unterrichte derselben, und die Vermischung von Studierenden und Nichtstudierenden stellte sich, bei dem Mangel einer höheren, oder auch nur mittleren Bürgerschule in Hannover, recht nachtheilig heraus. Die Zahl der Lehrer war groß genug, denn es waren 12 Hauptlehrer und 6 Hülfslehrer vorhanden, aber die unteren Lehrer waren zu schlecht besoldet und wechselten daher zu häufig. Die Schülerzahl betrug 280. Gegenwärtig beträgt sie ungefähr eben so viel, daneben zählt aber die höhere Bürgerschule auch 250 Schüler, die, wenn sie nicht bestände, das Gymnasium besuchen würden. Aber allerdings ist die Bevölkerung Hannovers in den 32 Jahren von 25,000 auf 70,000 gestiegen.

Die Aufgabe des Ober-Schulcollegiums, dem Lyceum gegenüber, bestand zunächst darin, das System der unteren Klassen zu vereinfachen, die Zahl der Lehrer zu verringern und dahin zu wirken, daß dieselben hinreichend besoldet würden, um sie längere Zeit der Schule zu erhalten. Den Bestrebungen des Ober-Schulcollegiums in dieser Hinsicht setzten sich anfangs Schwierigkeiten entgegen, denn wie überhaupt die Patronatbehörden die Einwirkung der neuen Oberbehörde in ihre Schulangelegenheiten als eine Beschränkung ihrer Gerechtsame anzusehen geneigt waren, so auch hier in der Hauptstadt. Der Stadtdirector Rumann war nicht gewillt, den Rechten der Stadt irgend etwas zu vergeben; allein er war zugleich ein kluger Mann, und als er sah, daß die Absichten des Ober-Schulcollegiums wirklich auf das Beste des Lyceums gerichtet waren, welches ihm ebenfalls am Herzen lag, so benutzte er die Auctorität der Behörde, um etwaigen Widerstand der Stadtverordneten zu bekämpfen, die in der Regel in Absicht aller Geldbewilligungen nicht sehr liberal zu sein pflegen; und so gelang es wirklich, nicht nur die Reformen im Innern der Schule nach und nach durchzuführen, sondern auch Mittel zur Verbesserung mehrerer Lehranstalten zu beschaffen, wozu auch die Regierung ihren Beitrag lieferte. Daneben erkannte der kluge Mann, daß

er meine Erfahrungen in Schulsachen auch für seine sonstigen Zwecke benutzen könnte, und wie er mir in den Angelegenheiten des Lyceums entgegenkam, so verlangte er auch von mir, daß ich seinen Plan zu einer höheren Bürgerschule begutachtete und zur Herbeischaffung von Lehrern, besonders eines Directors für dieselbe, behülflich wäre; und in der That darf ich mir ein Verdienst um diese Schule zuschreiben, indem ich den Magistrat auf den Lehrer Tellkampf am Gymnasium in Hamm, einen der vorzüglicheren Lehrer meines westphälischen Wirkungskreises, aufmerksam machte und selbst die Unterhandlung wegen seiner Berufung zum Director der Schule mit ihm führte. Die ganze Bürgerschaft Hannovers weiß es, was sie diesem Manne für die Hebung der neubegründeten Schule zu verdanken hat. Auch noch ein zweiter bedeutender Lehrer aus meinem früheren Kreise, der Dr. Lebebur, wurde für die höhere Bürgerschule gewonnen.

Nicht weniger darf ich es rühmen, daß mein persönliches Verhältniß zu dem Director Grotefend dem Lyceum zu gute gekommen ist. Diesem sehr selbständigen und seinen eignen Weg gehenden Manne erschien eine Oberbehörde, die so nahe in seinen Wirkungskreis eingreifen konnte, als ziemlich überflüssig, wie er denn auch von vorn herein gegen das Maturitäts-Prüfungsgesetz manches zu erinnern hatte. Aber ich näherte mich ihm als alter Bekannter von Göttingen her und als ein Freund der Familie seiner Frau, welcher ich in Göttingen nahe gestanden hatte, und so war es schon durch dieses Verhältniß eingeleitet, daß er sich auch im geschäftlichen Verkehr freundlich mit mir verständigte. Und als er dabei gleichfalls sah, daß die Behörde, an deren Spitze ich stand, es gut mit der Anstalt meinte und nicht eigenwillig reformieren, sondern auf sachgemäßem Wege Fortschritte einleiten, auch die äußern Mittel der Schule vermehren helfen wollte, so schenkte er uns sein Vertrauen und ging gern auf unsere Vorschläge ein. Ich habe bis an seinen Tod auf freundschaftlichem Fuße mit ihm gestanden und auch unsere Familien haben Umgang mit einander gehabt, so lange seine uns wohlwollende Frau lebte. Das Lyceum aber war auf den gedeihlichen Weg gebracht, den seine weitere Entwicklung bis auf den heutigen Tag genommen hat.

2) Das Gymnaſium in Celle mit 167 Schülern (gegenwärtig 316), 8 ordentlichen und 3 Hülfslehrern fanden wir unter der verſtändigen Leitung des Directors Hüpeden, eines wohlgeſinnten, einſichtsvollen Mannes in dem kräftigſten Lebensalter. Auch hatte er an dem ehrenwerthen Rector Neuer und den jüngeren Lehrern Steigertahl, Franke, Urban und Müller wackere Gehülfen, deren zum Theil proviſoriſche Stellung ſofort in eine definitive verwandelt wurde. Ein großer Uebelſtand blieb nur das alte Schulgebäude, welches im wörtlichen Verſtande ſo unbrauchbar war, daß die äußere Ordnung der Schule dadurch gefährdet wurde. Es wurden deshalb auch gleich Einleitungen zur Gewinnung eines beſſeren durch einen Neubau gemacht; gleichwohl dauerte es noch Jahrelang mit dieſem Neubau. Es war nicht ohne Schwierigkeit, die erforderlichen Mittel dazu herbeizuſchaffen, denn das Kämmereivermögen der Stadt Celle iſt gering. Nur dadurch, daß man, auf die wohlwollende Vermittelung des Ephorus der Schule, Generalſuperintendenten Schuſter, von Seiten der reichdotierten Kirche mit einer baaren Schenkung und einem unverzinslichen Darlehn zu Hülfe kam, gelang das Werk, und im Jahre 1843 ſtand ein wohlgelegenes und wohleingerichtetes neues Schulgebäude mit darangebauter Directorwohnung da, welches zu den beſten des Königreichs gehört und der Stadt Celle zur Ehre und Zierde gereicht. Leider erlebte der wackere Director Hüpeden dieſe glückliche Erwerbung für die Anſtalt nicht; er ſtarb ſchon im Jahre 1833 plötzlich und unerwartet an einer hitzigen Krankheit. Zu ſeinem Nachfolger wurde der Director Käſtner vom Gymnaſium in Lingen gewählt, der nicht lange vorher auf meine Empfehlung von Bielefeld an jenes Gymnaſium berufen war. Zu derſelben Zeit gewann das Gymnaſium in Celle einen jungen Lehrer, der bald in die erſte Reihe unſerer Schulmänner treten ſollte, den Collaborator Hoffmann aus Clausthal, gegenwärtig Director des Johanneums in Lüneburg.

3) Das Johanneum in Lüneburg. Dieſe, eben genannte, Anſtalt fand ich bei meinem erſten Beſuche, abgeſehen von der Ausdehnung, welche ſie jetzt durch die Realklaſſen erhalten hat, in einem verhältnißmäßig ſo wohlgeordneten Zuſtande, daß ſie unbedenklich an

die Spitze von allen im Königreiche treten konnte. Sie verdankte dieſes der guten Leitung des alten würdigen Directors Wagner von früheren Jahren her, und ſeit den letzten Jahren dem ihm zur Seite geſetzten zweiten Director Haage, einem der bedeutendſten Schulmänner, die ich auf meiner ganzen Laufbahn kennen gelernt habe. Er verband, bei einem ſehr anſprechenden Aeußern, eine gründliche Bildung und eine eminente Lehrgabe mit einem ſeltenen Feuer des Geiſtes und einer Wärme des Gefühls, welche ſeine Wirkung auf die Schüler unwiderſtehlich machten. Seinen Lectionen in der Geſchichte, in der Erklärung eines Klaſſikers, beizuwohnen, war ein wahrer Genuß; die Gedanken ſtrömten in einer Fülle und einem Wohlklang der Rede von ſeinen Lippen, daß man die Zeit vergaß und es bedauerte, wenn eine Stunde zu Ende war. Wenn man etwas hätte tadeln mögen, ſo waren es die Forderungen, die er an die Schüler machte; bei ſeinem ſeltenen Gedächtniſſe hatte er faſt kein Gefühl dafür, daß ein Schüler etwas vergeſſen könnte, und gab, namentlich in der Geſchichte und in den Notizen bei der Erklärung der Dichter aus dem Gebiete der Mythologie, der Genealogie der Heroengeſchlechter, der Antiquitäten, eine Maſſe von Einzelheiten, die höchſt intereſſant zu hören waren, aber nur die begabteſten Schüler waren im ſtande, bei einer Repetition ſeine Anſprüche an ihr Gedächtniß zu erfüllen. Und dann konnte er in der Lebhaftigkeit ſeines Temperaments zu heftigem Tadel ſich hinreißen laſſen, wo doch nicht der Fleiß und der gute Wille, ſondern die Fähigkeit der Natur bei einem Schüler gefehlt hatte. Aber ſein Zorn war auch eben ſo ſchnell wieder vorüber und wenn er dem Schüler einen freundlichen Blick zuwarf, oder bei der nächſten Gelegenheit ein lobendes Wort ſagte, ſo war alles vergeſſen. Ueberhaupt habe ich es bei dem Director Haage auf das deutlichſte geſehen, daß der biedere Charakter, die Hingebung an die Sache und die geiſtige Ueberlegenheit eine unwiderſtehliche Gewalt über die Schüler üben und offenbare Fehlgriffe im Eifer des Augenblicks, die für einen ſchwächeren Lehrer geradezu gefährlich werden können, ſchnell wieder gut zu machen vermögen. Aber freilich müſſen die Schüler es täglich erkennen, daß

der Lehrer mit ganzer Seele seinem Berufe lebt und ihr Bestes im Auge hat.

Der Director Haage hatte es auch verstanden, tüchtige jüngere Kräfte aus seiner eigenen Heimath, Thüringen, dem Sitze klassischer Bildung, heranzuziehen, den Philologen Junghans und den Mathematiker Schmalfuß, der aber eben so bewandert in der Philologie war. Und wenn das Johanneum von dem ersten Tage meiner Bekanntschaft mit demselben bis auf den heutigen Tag sich durch eine feste Haltung und eine nicht überall zu findende Einigkeit und Opferwilligkeit in seinem Lehrercollegium ausgezeichnet hat, so verdankt es dieses dem Grundsatze und dem Geschicke seiner Directoren, nur homogene Kräfte heranzuziehen, wenn eine Vacanz entstanden war, und dem Geiste im ganzen Lehrercollegium, der heterogene Elemente, wenn sie doch sich eingeschlichen hatten, wieder auszustoßen wußte. Es muß aber auch rühmend anerkannt werden, daß die Behörden und die Einwohner Lüneburgs von jeher in ihrem Gymnasium einen Schatz für ihre Stadt erkannt und dessen Lehrer in Ehren gehalten haben, so daß ein Ruf dorthin mit Freude angenommen wurde.

Ich bemerke noch, daß die Anstalt ein neues, stattliches Schulhaus besaß und im Jahre 1830 — 248 Schüler zählte, während jetzt 384 Schüler vorhanden sind, von welchen 244 dem Gymnasium mit den gemeinschaftlichen Vorbereitungsklassen und 140 den Realklassen angehören.

4) Die Ritterakademie in Lüneburg stand neben dem Johanneum sehr im Schatten. Sie hatte in 8 ordentlichen und 2 Hülfslehrern mehr als ausreichende Lehrkräfte für die Zahl von 24 Zöglingen, allein der wissenschaftliche Standpunct der Anstalt war schwach. Theils war die Zeit von 3 bis 4 Jahren, in welchen die Zöglinge, die erst nach der Confirmation aufgenommen wurden und, meistens auf dem Lande von Hofmeistern vorbereitet, mit den Kenntnissen eines schwachen Quartaners eintraten, die Anstalt durchmachen sollten, viel zu kurz, theils hatte auch der Lectionsplan keine rechte Einheit, indem die Schüler sowohl für die akademischen Studien, als für den Eintritt in's Militär und in's Forstfach, vorbereitet werden sollten.

Die Vorsteher der Anstalt, der erste Inspector, Professor Klopfer, und mein Berliner Freund, der zweite Inspector, Professor Becker, sahen diese Mängel auch recht wohl ein, und auch das Klosterdirectorium, der Landschaftsdirector von Plato und der sogenannte Ausreuter, Oberst v. d. Knesebeck, erklärten, dazu die Hand bieten zu wollen, daß im Unterrichte wesentliche Verbesserungen vorgenommen würden. Es wurde auch darüber hin- und hergeschrieben; allein wie so oft in den Persönlichkeiten, bei den besten Plänen, die Hindernisse der Ausführung liegen, so zeigte es sich auch bei der Ritterakademie. Der Professor Klopfer, ein philologischer Schulmann nach der alten Weise, gründlich, aber pedantisch, verstand es nicht, seine Gelehrsamkeit solchen Schülern mundgerecht zu machen; der Sinn für classische Literatur ist nie auf der Ritterakademie einheimisch geworden; und mein Freund, der zweite Inspector, Becker, der eine feinere Bildung besaß, war schon kränklich und starb auch schon im Jahre 1831. Statt seiner wurde der Conrector Herrmann vom Göttinger Gymnasium an die Akademie berufen. Allein trotz wiederholter Anstrengungen, sie durch Wechsel der Lehrer und Vervollständigung des Lectionsplanes zu heben, fruchteten nur für kurze Zeit. Sie reifte ihrer Aufhebung immer mehr entgegen, wie der Verlauf ihrer weiteren Geschichte zeigte.

5) Mit dem Pädagogium in Ilfeld, um diese zweite Erziehungsanstalt des Landes gleich folgen zu lassen, stand es damals eigentlich nicht besser. Hier hatten die Schüler so ziemlich das Uebergewicht über das Lehrercollegium gewonnen, an dessen Spitze der früher sehr geachtete und noch immer achtungswerthe, aber altersschwache Schulrath Brohm stand. Bei meinem ersten Besuche der Anstalt im Herbste 1830 pfiffen die Schüler auf dem Gange hinter mir her, um ihre Unzufriedenheit mit einer Inspection von oben her auszudrücken. Ich mußte gleich Strafen eintreten lassen, sah aber ein, daß mit einzelnen Strafen nicht zu helfen sei. Als einstweilige Maßregel wurde der Rector Sonne dem Schulrath Brohm als Adjunctus beigegeben; aber Sonne hatte nicht die Energie, wie Haage in Lüneburg neben Wagner; bei dem besten Willen für das Gute

und einem höchst achtungswerthen Charakter besaß er nicht Scharfblick und Consequenz genug dem fest zusammenhaltenden Corporationsgeiste einer Schülermasse gegenüber, die schon an Unabhängigkeit gewöhnt war; und als im folgenden Jahre der bedeutendste Lehrer des Pädagogiums, der Conrector August Grotefend, als Director an das Gymnasium in Göttingen berufen wurde, löste sich die Disciplin noch mehr auf und zeigte sich die Nothwendigkeit der Berufung eines neuen, kräftigen Directors immer klarer. Noch ein Versuch wurde gemacht. In den Wirren des Jahres 1831, welche auch im Königreiche Hannover die Aufstände in Göttingen und Osterode herbeigeführt hatten, wollte man auf die öffentliche Meinung durch eine, im liberal-conservativen Sinne dirigierte, Zeitung zu wirken suchen; die Hannoversche Zeitung wurde gegründet und mein College Pertz übernahm die Redaction derselben. Zu seiner Unterstützung bei den zeitraubenden Geschäften suchte man einen Mann von vielseitiger Bildung und Einsicht, der zugleich eine geschickte Feder führte und mit ansprechenden Artikeln die Lücken des Blattes auszufüllen im stande wäre. Der Director Sonne schien dazu der passende Mann zu sein, und da die Erfolglosigkeit seiner Wirksamkeit in Ilfeld schon offenbar war, so berief man ihn als Mitredacteur der Hannoverschen Zeitung im Herbste 1831 nach der Hauptstadt. Die interimistische Leitung des Pädagogiums wurde dem nun ältesten Lehrer, dem Conrector Aschenbach, übertragen. Es war möglich, daß dieser Mann von entschiedenem Charakter die Anstalt halten konnte, bis ein tüchtiger Director gefunden war, und man hoffte dieses um so mehr, da ein paar junge bedeutende Lehrer, Ahrens und Havemann, welche die Schüler durch den Gehalt ihres Unterrichts mit Lust zu wissenschaftlicher Beschäftigung erfüllen konnten, als Collaboratoren nach Ilfeld berufen waren. Allein auch diese Hoffnung schlug fehl. Im Winter von 1832 auf 1833 brach eine förmliche Auflehnung der Schüler gegen die Anordnungen des Lehrercollegiums aus. Sie waren ungehalten wegen der Bestrafung von zweien ihrer Mitschüler, die sich schwer vergangen hatten, die Gemüther erhitzten sich immer mehr, und endlich gingen die oberen Klassen so weit, daß sie dem Conrector Aschenbach

eine schriftliche Erklärung überreichten, des Inhalts, daß einer der Lehrer, den sie namhaft machten und gegen den vorzugsweise ihr Unwille gerichtet war, ihre Achtung verloren habe. Sie sprachen es unverholen aus, derselbe müsse vom Pädagogium entfernt werden. Alle Beschwichtigung half nicht, die Lehrer erklärten dem Ober-Schulcollegium, daß ihre Gewalt zu Ende sei. Da waren außerordentliche Maßregeln nöthig. Aus Auftrag des Ministeriums mußte ich mich entschließen, im strengen Winterwetter des Monats Januar 1833 mit meinem juristischen Collegen, dem Kanzleirath von Lüpke, nach Ilfeld zu reisen, eine förmliche Untersuchung anzustellen und die Maßregeln zu ergreifen, welche zur Herstellung der Ordnung erforderlich seien. Mein College, in solchen Geschäften sehr geübt, gab der Untersuchung mit großem Ernste eine streng gerichtliche Form, vernahm einige zwanzig Schüler über die vorgefallenen Unbilden einzeln zu Protokoll, wußte jede Ausrede niederzuschlagen und verlangte die bestimmteste Aussage. Diese neue Art einer so scharfen formellen Vernehmung war den Schülern unerwartet, sie imponierte ihnen sichtlich. Es erfolgte ein im Ganzen offenes und ausreichendes Geständniß, besonders von denjenigen Schülern, die noch immer in ihrem Rechte zu sein glaubten. Wir lernten dabei auf eine interessante Weise die Charaktere kennen und sahen, welche die gefährlichern für die Anstalt waren. Bei der Mehrzahl war nicht überlegter böser Wille thätig gewesen, sondern jugendlicher Uebermuth, die Gewalt des Beispiels, der Corporationsgeist, die schlaffe Zucht der letzten Jahre, zugleich aber auch der Glaube, die Ehre des ganzen Cötus sei durch den angeklagten Lehrer verletzt, hatten die Katastrophe herbeigeführt. Gleichwohl war die ganze Sache doch zu ernsthaft, als daß sie leicht genommen werden durfte. Es mußte für die Zukunft ein Beispiel statuiert werden: Die Anstifter und lebhaftesten Theilnehmer, 6 an der Zahl, wurden sofort von der Anstalt verwiesen, 4 anderen, welche auch schwer betheiligt waren, aber Ostern ihre Abgangsprüfung machen wollten, wurde gestattet, bis dahin zu bleiben, und noch etwa 6 andern, die länger geblieben sein würden, deren Bleiben aber, weil sie schon zu sehr verwöhnt waren, der Anstalt hätten nachtheilig

werden können, wurde angekündigt, daß sie Ostern dieselbe verlassen müßten, bis wohin sie sich eine andere Anstalt aussuchen könnten. Die übrigen bleibenden Schüler wurden aber streng zur Ordnung und zum Gehorsam gegen die Gesetze und ihre Lehrer ermahnt. Die ganze Maßregel machte auf die Schüler, selbst auf mehrere der sogleich oder auf Ostern Verwiesenen, einen heilsamen Eindruck; sie fühlten, daß das Urtheil gerecht war. Mehrere der Verwiesenen haben nachher gestanden, daß die Strafe und ihr nachheriger Aufenthalt auf einer andern Anstalt zu ihrem Besten gereicht habe. Mehrere von ihnen stehen auch gegenwärtig als geachtete Staatsdiener da, wie ihre Namen, wenn es passend wäre, sie hier zu nennen, beweisen würden. Uns aber, die wir in der That recht anstrengende Tage für das Gemüth und den Körper durchgemacht hatten, gereichte die Erfahrung zum Troste, daß nur ein mißleiteter Gemeingeist auf der einen und der Mangel an festem Zusammenhalten der Lehrer auf der andern Seite die ganze Ausartung herbeigeführt habe, und daß der Geist der Jugend nicht so verdorben sei, als man dem ersten Ansehen nach glauben mußte. Und diese Ansicht konnte auch die Hoffnung begründen, daß die Anstalt unter einer tüchtigen Direction wieder in einen gedeihlichen Zustand gebracht werden könne. Die schon eingeleiteten Bemühungen, den rechten Mann für diese Aufgabe zu finden, wurden eifrig fortgesetzt.

Im Lande selbst fand sich derselbe jedoch nicht. Directoren, an die man hätte denken können, wie z. B. Haage in Lüneburg, waren für ihre Anstalten unentbehrlich, und unter den übrigen Lehrern erschien keiner gerade für diese Aufgabe geeignet; sie waren zu alt oder zu jung. Das Ober-Schulcollegium mußte im Auslande suchen. Durch Empfehlung des Gymnasialdirectors Weber in Bremen wurden wir auf den Dr. Wiedasch, Lehrer am Gymnasium in Wetzlar, aufmerksam gemacht; eine weitere Erkundigung bei dem Schulrath Lange in Coblenz bestätigte das vortheilhafte Urtheil des ersteren und, um recht sicher zu gehen, zog auch der Minister von Stralenheim durch seinen Bruder, den hannoverschen Bundestags-Gesandten in Frankfurt, noch von anderer Seite Nachricht ein. Sie lautete

gleichfalls günstig, Wiedasch wurde berufen, und im Herbst 1833 machte ich eine zweite Reise nach Ilfeld, um den neuen Director einzuführen. Er war ein Mann von feiner geistiger Organisation, reichen Kenntnissen, auch im philologischen Kreise, — er war ein Schüler von Aug. Matthiä in Altenburg, — und besaß ein reges ästhetisches Gefühl. Wenn es die Erklärung des Homer, oder eines tragischen Dichters, oder eines Platonischen Dialogs, und selbst die feineren Formen des lateinischen Ausdrucks galt, so konnte der empfängliche Schüler aus seinem, wenn auch nicht immer klaren, Vortrage eine lebendige Anregung mit sich fortnehmen. Seine Uebersetzung des Homer giebt Zeugniß davon; sie übertrifft die Vossische entschieden in Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks. Sein Sinn für die Schönheiten der Natur fand in der wirklich ausgezeichneten Gegend von Ilfeld die reichste Nahrung, und er hat dort Aussichten gefunden und durch Wege zugänglich gemacht, die niemand vorher beachtet hatte, und die seinen Schönheitssinn auf eine merkwürdige Weise bekundeten. Auch auf die Schüler hatte seine Liebe für die Natur einen wohlthätigen Einfluß; sie suchten Plätze im Walde für ihre Gesangübungen und Ruheorte auf ihren Spaziergängen, richteten sie sich zu und fanden dabei Beschäftigung und Genuß. — Die ideale Richtung in seinem eignen Charakter und die Neigung, immer das Bessere vorauszusetzen und den Glauben an das Gute im Gemüthe der Jugend festzuhalten, machte ihn allerdings oft zu nachsichtig in Behandlung der Schüler; aber durch dieses Zutrauen hat er auch viel Gutes bewirkt, denn wenn man den Menschen eher das Gute als das Schlechte zutraut, so wird in dem irgend empfänglichen Gemüth der Ehrgeiz geweckt, sich des Vertrauens würdig zu zeigen. Ich habe in der Zeit von Wiedasch's Direction Ilfeld gern und häufig besucht und mich überzeugt, daß eine solche Natur, wenn sie auch schlimmeren Zeiten nicht gewachsen ist, wo die Generation der älteren und oberen Schüler, die immer einen überwiegenden Einfluß auf die Masse haben, gerade gefährliche Charaktere enthält, doch in den besseren Zeiten, — und diese haben unter der Direction von Wiedasch das Uebergewicht gehabt, — desto segensreicher zu wirken ver-

mag. Die unbefangene und unverdorbene Jugend fühlt das Noble in einem ſolchen Charakter lebhaft durch; und wenn ſie auch ſieht, daß der Lehrer in ſeiner Gutmüthigkeit leicht zu täuſchen iſt, ſo ſchämt ſie ſich der Täuſchung, einem edlen Vertrauen gegenüber. Und ſelbſt die Scheu, einen ſo wohlmeinenden Director zu betrüben, treibt die Beſſeren, nicht nur ſelbſt das ihm Mißfällige zu vermeiden, ſondern auch andere davon abzuhalten. Ein ſolcher Einfluß der Schüler auf einander, welcher in dem engen Zuſammenleben eine große Macht gewinnt, bildet den Charakter, übt in der Kenntniß und Behandlung anderer und giebt Gewandtheit für das Leben, wie denn ſelbſt in weniger löblichen Zeiten die äußere Haltung und die geſellige Gewandtheit der Ilfelder Schüler jedem Beſucher der Anſtalt auffällt. Auch jugendliche Freundſchaften bilden ſich in dieſem Zuſammenleben oft für das ganze ſpätere Leben. In dieſem allen liegt der Hauptgrund, weshalb die Schüler des Pädagogiums in der Regel mit einer angenehmen Erinnerung und einer Vorliebe für die Anſtalt auf dieſelbe zurückblicken. Iſt aber freilich in dem Director weder dieſe hervorragende Charaktergüte und Liebe zu ſeinem Berufe und zur Jugend vorhanden, noch eine überwiegende Kraft des Geiſtes und Willens, mit eindringendem Scharfblick und pädagogiſchem Tacte, welche dem Geſetze unbedingten Gehorſam zu verſchaffen weiß, ſo gewinnen leicht die ſchlimmern Elemente in der feſt zuſammenhaltenden Maſſe der Schüler die Oberhand, und es treten Erſcheinungen hervor, welche den Nutzen geſchloſſener Erziehungsanſtalten zweifelhaft machen können. Ihre Aufgabe iſt wahrlich nicht leicht, namentlich in unſerer Zeit, wo die häusliche Zucht vielfach erſchlafft iſt und der Hang zum Genuſſe frühe Nahrung bekommt, und wo ſo oft Charaktere, die im Hauſe nicht mehr gebändigt werden können, einer ſolchen Anſtalt zur Zucht übergeben werden. — Auch darin offenbart ſich ein eigenthümlicher, nicht gerade empfehlender, Zug dieſer Anſtalten, daß ſie, wenn nicht, wie in älterer Zeit in Schulpforte, die ſtrenge Abgeſchloſſenheit von der Welt und die genau vorgeſchriebene Tagesordnung zum Arbeiten nöthigen, in Hinſicht des Fleißes nicht ſo viel leiſten, als man wünſchen möchte. Der innere Trieb zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung,

nach dem Wissen, ist nur der Minderzahl von Natur
Mehrzahl, selbst der übrigens guten Schüler, begnügt
ebenen Arbeit und sieht es ungern, wenn der Ein-
eißt dann leicht, er wolle Schoßkind der Lehrer
t besser sein wollen, als alle. Und so übt auch
ut das enge Zusammenleben leicht eine Gewalt über
ien, der, wenn er eine städtische Schule besuchte, in seiner
. Hause still bei seinen Büchern sitzen könnte. Ich habe, wie
von bemerkt, bei meinen Besuchen von Ilfeld häufig Gelegenheit gehabt, mich über den vorherrschend guten Geist, namentlich in den oberen Klassen, zu freuen; der eifrige und freiwillige Fleiß war aber nicht die hervorragende Seite der Anstalt.

Ueberhaupt befinden sich die Lehrer den Zöglingen gegenüber in einer Stellung und Lage, an welche sie sich erst nach und nach gewöhnen müssen, in welche manche Charaktere aber gar nicht passen. Die Lehrer müssen in ihrer Behandlung der Schüler sehr vorsichtig sein, denn sie haben ein geschlossenes Corpus sich gegenüber, welches bei dem täglichen Zusammenleben mit dem Scharfblicke der Jugend die Charaktere und selbst die Schwächen der Lehrer kennen und benutzen lernt und dabei fest zusammensteht, während die Lehrer und Schüler der städtischen Schulen nach beendigtem Unterrichte nach verschiedenen Seiten und in verschiedene Verhältnisse auseinandergehen. Auf der andern Seite kann ein Lehrer in dieser Gemeinsamkeit des Lebens, wenn er den rechten Sinn und die rechte Liebe für die Jugend hat, auch die Genugthuung sich erwerben, bei einzelnen Schülern die ganze Lebensrichtung zu bestimmen. Es trifft bei dem Lehrer eines Pädagogiums vorzugsweise das Wort zu, welches ich als Unterschrift meines, von den hannoverschen Lehrern im Jahre 1848 meiner Familie geschenkten, Bildes gewählt habe, nemlich daß die bildende und belebende Kraft des Lehrers, seinen Schülern gegenüber, im Charakter beruhe.

Indem ich hier jetzt die Betrachtungen über Ilfeld schließe, muß ich noch der äußerst freundlichen Aufnahme dankbar gedenken, welche ich in der Zeit, so lange der Geheime Legationsrath von Laffert

mag. Die unbefangene und unverdorbene Jugend fühlt das Noble in einem solchen Charakter lebhaft durch; und wenn sie auch sieht, daß der Lehrer in seiner Gutmüthigkeit leicht zu täuschen ist, so schämt sie sich der Täuschung, einem edlen Vertrauen gegenüber. Und selbst die Scheu, einen so wohlmeinenden Director zu betrüben, treibt die Besseren, nicht nur selbst das ihm Mißfällige zu vermeiden, sondern auch andere davon abzuhalten. Ein solcher Einfluß der Schüler auf einander, welcher in dem engen Zusammenleben eine große Macht gewinnt, bildet den Charakter, übt in der Kenntniß und Behandlung anderer und giebt Gewandtheit für das Leben, wie denn selbst in weniger löblichen Zeiten die äußere Haltung und die gesellige Gewandtheit der Ilfelder Schüler jedem Besucher der Anstalt auffällt. Auch jugendliche Freundschaften bilden sich in diesem Zusammenleben oft für das ganze spätere Leben. In diesem allen liegt der Hauptgrund, weshalb die Schüler des Pädagogiums in der Regel mit einer angenehmen Erinnerung und einer Vorliebe für die Anstalt auf dieselbe zurückblicken. Ist aber freilich in dem Director weder diese hervorragende Charaktergüte und Liebe zu seinem Berufe und zur Jugend vorhanden, noch eine überwiegende Kraft des Geistes und Willens, mit eindringendem Scharfblick und pädagogischem Tacte, welche dem Gesetze unbedingten Gehorsam zu verschaffen weiß, so gewinnen leicht die schlimmern Elemente in der fest zusammenhaltenden Masse der Schüler die Oberhand, und es treten Erscheinungen hervor, welche den Nutzen geschlossener Erziehungsanstalten zweifelhaft machen können. Ihre Aufgabe ist wahrlich nicht leicht, namentlich in unserer Zeit, wo die häusliche Zucht vielfach erschlafft ist und der Hang zum Genusse frühe Nahrung bekommt, und wo so oft Charaktere, die im Hause nicht mehr gebändigt werden können, einer solchen Anstalt zur Zucht übergeben werden. — Auch darin offenbart sich ein eigenthümlicher, nicht gerade empfehlender, Zug dieser Anstalten, daß sie, wenn nicht, wie in älterer Zeit in Schulpforte, die strenge Abgeschlossenheit von der Welt und die genau vorgeschriebene Tagesordnung zum Arbeiten nöthigen, in Hinsicht des Fleißes nicht so viel leisten, als man wünschen möchte. Der innere Trieb zu wissenschaftlicher Ausbildung,

der Hunger nach dem Wissen, ist nur der Minderzahl von Natur gegeben; die Mehrzahl, selbst der übrigens guten Schüler, begnügt sich mit der aufgegebenen Arbeit und sieht es ungern, wenn der Einzelne mehr thut; es heißt dann leicht, er wolle Schoßkind der Lehrer werden; er soll nicht besser sein wollen, als alle. Und so übt auch in dieser Hinsicht das enge Zusammenleben leicht eine Gewalt über den Einzelnen, der, wenn er eine städtische Schule besuchte, in seiner Eltern Hause still bei seinen Büchern sitzen könnte. Ich habe, wie schon bemerkt, bei meinen Besuchen von Ilfeld häufig Gelegenheit gehabt, mich über den vorherrschend guten Geist, namentlich in den oberen Klassen, zu freuen; der eifrige und freiwillige Fleiß war aber nicht die hervorragende Seite der Anstalt.

Ueberhaupt befinden sich die Lehrer den Zöglingen gegenüber in einer Stellung und Lage, an welche sie sich erst nach und nach gewöhnen müssen, in welche manche Charaktere aber gar nicht passen. Die Lehrer müssen in ihrer Behandlung der Schüler sehr vorsichtig sein, denn sie haben ein geschlossenes Corpus sich gegenüber, welches bei dem täglichen Zusammenleben mit dem Scharfblicke der Jugend die Charaktere und selbst die Schwächen der Lehrer kennen und benutzen lernt und dabei fest zusammensteht, während die Lehrer und Schüler der städtischen Schulen nach beendigtem Unterrichte nach verschiedenen Seiten und in verschiedene Verhältnisse auseinandergehen. Auf der andern Seite kann ein Lehrer in dieser Gemeinsamkeit des Lebens, wenn er den rechten Sinn und die rechte Liebe für die Jugend hat, auch die Genugthuung sich erwerben, bei einzelnen Schülern die ganze Lebensrichtung zu bestimmen. Es trifft bei dem Lehrer eines Pädagogiums vorzugsweise das Wort zu, welches ich als Unterschrift meines, von den hannoverschen Lehrern im Jahre 1848 meiner Familie geschenkten, Bildes gewählt habe, nemlich daß die bildende und belebende Kraft des Lehrers, seinen Schülern gegenüber, im Charakter beruhe.

Indem ich hier jetzt die Betrachtungen über Ilfeld schließe, muß ich noch der äußerst freundlichen Aufnahme dankbar gedenken, welche ich in der Zeit, so lange der Geheime Legationsrath von Laffert

Hoheits-Commiſſair der Grafſchaft Hohenſtein war, ſtets in deſſen Hauſe und Familie gefunden habe. Nach deſſen frühem Tode fand ich dieſelbe Aufnahme bei dem Director Wiedaſch, und das Andenken an dieſe Freundlichkeit der Menſchen wirft ein eben ſo wohlthuendes Licht für mich auf den Namen Ilfeld, als die reiche Umgebung, die in der Mannigfaltigkeit von Berg und Thal, in dem ſchönen Holzwuchſe des Unterharzes, mit den daraus hervorragenden Felſen, in den Windungen der Thäler, den grünen Wieſen am Ufer des Bergſtromes, einen Wechſel von Schönheiten darbietet, die ich an der Seite des Directors Wiedaſch recht auszukoſten Gelegenheit gehabt habe. Auch die Ausſicht vom Hohenſtein bei Neuſtadt, wo der Nachfolger des Herrn von Laffert als Hoheits-Commiſſair, der Hofrath Wilhelmi, wohnte und mich ebenfalls auf's Freundlichſte empfing, gehört zu den ſchönſten, welche ich im ganzen Umfange des Ober- und Unterharzes kennen gelernt habe.

Da ich einmal im ſüdlichen Theile des Königreichs mich befinde, ſo will ich gleich die beiden nächſten Gymnaſien dieſer Gegenden vorführen.

6) Auf dem Harze ſelbſt war die einzige gelehrte Schule die zu Clausthal. Die Entſcheidung darüber, ob ſie in die Reihe der vollſtändigen Gymnaſien gehören ſollte, war noch vorbehalten, denn die Lehrer- und Klaſſenzahl war unter dem erforderlichen Maßſtabe, und die Mittel zur Vermehrung derſelben fehlten. Von einigen Seiten war die Anſicht aufgeſtellt, der Harz bedürfe einer gelehrten Anſtalt nicht, mit einer Realſchule würden die Unterrichtsbedürfniſſe der auf praktiſche Leiſtungen angewieſenen Bevölkerung hinlänglich befriedigt werden. Aber in Clausthal ſelbſt war man anderer Meinung. Beſonders wußte der um den Harz hochverdiente Oberbergrath Albert bei meinem erſten Beſuche von Clausthal gleich im Herbſte 1830 mit großer Klarheit auseinander zu ſetzen, weshalb gerade auf dem Harze ein Gymnaſium an ſeiner rechten Stelle ſei; die freie humaniſtiſche Bildung ſei als Gegengewicht gegen das bloße Abrichten für den techniſchen Beruf ein wahres Bedürfniß, und die höheren techniſchen Beamten fühlten dieſes Bedürfniß auch ſo entſchieden, daß

sie ihre für das Bergfach bestimmten Söhne, ohne dazu verpflichtet zu sein, zu den höheren Studien auf die Universität schickten. Der Berghauptmann von Reden und der Generalsuperintendent Grotefend stimmten in diese Ansicht ein, und die ersten Lehrer, der Director Niedmann und der Rector Elster unterstützen dieselbe natürlich auf das Lebhafteste. Von Seiten der Berghauptmannschaft wurden Zuschüsse aus den Bergkassen und der Kirchenkasse dargeboten, die Einführung eines mäßigen Schulgeldes, — bis dahin waren von den Schülern nur wenige Nebenleistungen gefordert worden, — wurde beschlossen, und so erfolgte gleich auf meinen desfallsigen Bericht die Genehmigung des Ministeriums, daß die Anstalt mit einem als tüchtiger Philologe bewährten Oberlehrer verstärkt werden und das Recht der Entlassung zur Universität behalten sollte. Die lebhafte Jugend des Harzes mit ihren hellen Augen gefiel mir und schien mir einer vollständigen Schulbildung empfänglich und würdig zu sein. Und die Erfahrung hat diesen Glauben bestätigt. Es sind viele wackere Männer aus der Clausthaler Schule hervorgegangen, welche, ohne die zu rechnen, die in den Beamtenstand getreten sind, sich als Geistliche und Lehrer als tüchtig bewährt haben, — ich will nur die Namen Grotefend, Pabst und Steinmetz nennen. Unter den damaligen Lehrern zeichneten sich, neben den beiden schon genannten ersten Lehrern, der Mathematiker Hunäus aus, der nachher in Celle und gegenwärtig an der hiesigen polytechnischen Schule seinen Platz so vorzüglich ausgefüllt hat und noch ausfüllt. Und für die neuerrichtete Stelle wurde ein junger Mann aus dem Preußischen berufen, welcher seine Wahl auf das Vollständigste rechtfertigte und nur zu schnell wieder in sein Vaterland zurückkehrte, der jetzige Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Wiese in Berlin, der das gesammte höhere evangelische Schulwesen Preußens im geistlichen Ministerium vertritt. Auch durch die Zahl der Schüler ist der günstige Beschluß für das Gymnasium in Clausthal im Verlaufe der Zeit gerechtfertigt worden. Im Jahre 1830 betrug dieselbe 116; im Jahre 1862 aber 263, darunter 102 Auswärtige, und in den 4 oberen Klassen gegen 100 Studierende neben 42 Schülern der Realklassen.

7) Das Gymnasium in Göttingen war durch die Altersschwäche des bisherigen Directors Kirsten, die lange Krankheit des verstorbenen Rectors Lünemann und die Unfähigkeit einzelner Lehrer in's Sinken gerathen, so daß das Vertrauen des Publicums fast gänzlich verloren war. Der nothwendigste Schritt zu seiner Regeneration war daher die Pensionierung des Directors und die Berufung eines jüngeren, kräftigen, der Aufgabe gewachsenen Mannes an seiner Statt. Die Wahl traf den Conrector Grotefend in Ilfeld, Sohn des Clausthaler Generalsuperintendenten. Dieser Mann verband gründliche Kenntnisse mit einer würdigen und ansprechenden Persönlichkeit und brachte die Anstalt bald wieder empor. Zwar wurde einer der beiden jüngeren Lehrer, die noch einigermaßen die oberen Klassen gehalten hatten, der Dr. Ahrens, als Collobrator nach Ilfeld versetzt, allein sein Freund, der zum Conrector ernannte Dr. Geffers unterstützte den neuen Director mit ganzer Hingebung, und im Jahre 1832 verstärkte auch der von Otterndorf nach Göttingen berufene Rector Herrmann die Lehrerkraft der oberen Klassen in erfreulicher Weise. Leider aber dauerte die gedeihliche Wirksamkeit des Directors Grotefend nur bis zum Anfange des Jahres 1836, da er unerwartet, in der Blüte der Jahre, — er wurde nur 37 Jahre alt, — durch den Tod hingerafft wurde. Da war wiederum eine bedeutende Lücke auszufüllen. Alle Ueberlegungen gaben am Ende das Resultat, daß man im Auslande einen Ersatz suchen müsse, denn es hatte sich von früherer Zeit her kein Lehrerstand im Hannoverschen Lande gebildet; die Lehrer waren meistens aus den Kandidaten der Theologie genommen, welche den Schuldienst als einen Durchgang zur Pfarre betrachteten, und für bedeutendere Aufgaben hatte man auch schon früher Männer von außen berufen müssen. Bei dem Dienstantritte des Ober-Schulcollegiums waren mindestens 40 nichthannoversche Lehrer an den höheren Schulen des Landes angestellt.

Mehrfache Erkundigungen nach außen hin gaben aber auch kein Resultat, bis im Sommer der Director Meinecke aus Berlin seine Verwandten in Hannover besuchte und mich auf den Director Friedrich Ranke am Gymnasium in Quedlinburg, Bruder des

ſchon damals ſich auszeichnenden Hiſtorikers Leopold Ranke, aufmerkſam machte. Ranke ſei ein Schüler von Pforta und von Reiſig in Halle, und vereinige mit gründlichen philologiſchen Kenntniſſen eine vorzügliche Lehrgabe. Die Empfehlung eines Mannes, wie Meinecke, wäre ſchon hinreichend geweſen; ich beſchloß aber ſogleich, auch die perſönliche Bekanntſchaft des Empfohlenen zu machen und nahm, bei Gelegenheit einer Inſpectionsreiſe nach Ilfeld, meinen Weg über Quedlinburg. Ich fand an dem Director Ranke eine anſprechende, ja liebenswürdige Perſönlichkeit und in den Lectionen über den Sophokles, Cicero, Livius und in einer Religionsſtunde einen Lehrer, den ich zu den vorzüglichſten in meiner Lehrererfahrung rechnen mußte. Namentlich war die Gewandtheit und Klarheit, mit welcher er den mündlichen lateiniſchen Ausdruck in ſeiner Gewalt hatte, ausgezeichnet. Eine Fahrt, die ich mit ihm nach der Roßtrappe machte, gab mir Gelegenheit, auch den Menſchen im freien, vertraulichen Geſpräche von der achtungswertheſten Seite kennen zu lernen. Ich durfte den Mann unbedenklich und warm für die Directorſtelle in Göttingen empfehlen, und die Urtheile des alten würdigen Schulraths Matthias in Magdeburg, ſowie des Geh. Raths Schulze und meines Freundes Kortüm, der indes als Referent in das Miniſterium nach Berlin geſetzt war, beglaubigten meine Empfehlung als wohlbegründet. Ranke wurde berufen, konnte aber erſt Oſtern 1837 ſein Amt in Göttingen antreten. Ich habe mit dem Director Ranke, ſo lange er in unſerm Kreiſe lebte, in einem nahen, freundlichen Verhältniſſe geſtanden.

Das Gymnaſium in Göttingen hatte im Jahre 1830 gegen 200, im Jahre 1862 gegen 400 Schüler, darunter 162 Auswärtige und 119 Realiſten in 4 Klaſſen.

8) Das Gymnaſium Andreanum in Hildesheim war nach dem Lyceum in Hannover das größte im Königreiche; es zählte eben ſo viele Schüler, nemlich 280, welche von 12 Lehrern incl. der Hülfslehrer unterrichtet wurden. Die Zahl der auswärtigen Schüler übertraf die des hannoverſchen Lyceums. Der Director Seebode, ein talentvoller, gewandter und unermüdet thätiger Mann, hatte ſeiner Anſtalt Ruf zu verſchaffen gewußt, und ihre Leiſtungen in wiſſen-

ſchaftlicher Hinſicht verdienten im Ganzen Anerkennung. Allein es nagte doch ein Wurm an ihrem Kern; er hatte es nicht gleichmäßig verſtanden, das Lehrercollegium zu einer übereinſtimmenden Ganzheit zu vereinigen; es war ihm ſchwer, die einzelnen Perſönlichkeiten in ihrer Eigenthümlichkeit zu würdigen und für das Ganze nutzbar zu machen. Zwiſtigkeiten arger Art waren ſchon ausgebrochen und drohten von neuem auszubrechen. Ich hatte wiederum meine alte Aufgabe des Ausgleichens und Vermittelns, wie ehemals in Dortmund, zu üben. Es gelang mir zwar, heftige Ausbrüche zu verhindern oder durch die Auctorität des Ober-Schulcollegiums ſchnell zu dämpfen; allein eine innere Verſtändigung war nicht zu erreichen. Es kann hier nicht der Ort ſein, die tiefer liegenden Urſachen aufzudecken oder die Schuld von einer und der andern Seite abzuwägen, um ſo weniger, als der größere Theil der betheiligten Perſonen noch lebt; allein ſo viel kann ich verſichern, daß keine Anſtalt des Landes mir in den erſten 18 Jahren meiner hannoverſchen Wirkſamkeit ſo viel perſönlich zu thun gegeben hat, als das Andreanum. Während wir von dem Johanneum in Lüneburg oft in einem halben Jahre nichts hörten, weil alles im geordneten Geleiſe ſeinen Fortgang nahm, gingen wenige Wochen hin, wo nicht irgend eine Veranlaſſung kam, Decrete nach Hildesheim zu erlaſſen, oder für mich, ſelbſt hinüber zu reiſen, was bei der geringen Entfernung oft das leichteſte Mittel war, eine Sache in's Gleiche zu bringen. Uebrigens hielt ſich die Anſtalt, ſo lange der Director Seebode derſelben vorſtand, bis zu ſeiner Berufung nach Coburg im Jahre 1835, in ihrer Frequenz von etwa 300 Schülern in ihrer äußeren Geltung. Gegenwärtig hat ſie unter der Leitung des Directors Brandt 479 Schüler, worunter 197 Auswärtige und 95 Realſchüler in 3 Klaſſen. Sie iſt die am ſtärkſten beſuchte Anſtalt des Königreichs. Ein Beweis von dem vielfachen Wechſel im Lehrercollegium iſt es, daß von den 12 Lehrern des Jahres 1830 kein einziger mehr im Dienſte iſt.

Das Andreanum war und iſt königliche Anſtalt und wird auch, neben dem Ertrage des Schulgeldes und einigen nicht bedeutenden Stiftungen, aus Staatsmitteln erhalten.

9) Das Domgymnasium in Verden ist ebenfalls königliche Anstalt; ihre Einkünfte fließen großentheils aus dem sogenannten Structurfond, der aus den Einkünften des ehemaligen Domcapitels gebildet ist, und aus dem allgemeinen Klosterfond. Die Anstalt war im Jahre 1830 eine der kleinsten im Lande; sie zählte 90 Schüler und 6 Lehrer, so daß, um sie im Range eines Gymnasiums zu erhalten, bedeutende Mittel zugeschossen und die Lehrer vermehrt werden mußten. Das ist denn auch im Laufe der Zeit geschehen. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Lehrer 9, die der Schüler circa 150. Die Leistungen der Schule waren gleichfalls wenig genügend, denn außer dem Rector Cammann und dem Conrector Plaß war kein namhafter Lehrer vorhanden. Es waren Theologen, welche auch bald in's Pfarramt übergegangen sind. Der jetzige Director Plaß, der im Jahre 1832 dem zum Domprediger und Superintendenten beförderten Rector Cammann folgte, hat keinen seiner älteren Collegen mehr neben sich. Dieses Gymnasium hat, nachdem das Lehrercollegium der Aufgabe der Anstalt gemäß vervollständigt war, seinen ruhig fortschreitenden Gang genommen, ist seinem Charakter consequenter classischer Bildung treu geblieben und hat den Beleg zu dem Grundsatze gegeben, den ich bei der Organisation des hannoverschen Schulwesens gegen manche abweichende Ansicht geltend gemacht habe, daß ein Gymnasium von mäßigem Umfange an einem kleineren und stillen Orte, wo die Schüler auch außer der Schulzeit leichter beachtet werden können, seine volle Berechtigung habe neben den Anstalten in größeren und volkreichen Städten mit ihren vielfachen Reizmitteln für die genußsüchtige Jugend. Das Domgymnasium hat immer viele Söhne von Predigern und Schullehrern unter seinen Schülern gezählt, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten.

10) Das zweite Gymnasium in der Provinz Bremen und Verden, das zu Stade, war noch dürftiger in der Ausstattung, als dasjenige in Verden; es hatte nur 5 ordentliche Lehrer und 82 Schüler, und unter dem mehr als 70jährigen Rector Valett waren Uneinigkeiten im Lehrercollegium und Unordnungen unter den Schülern eingerissen, welche natürlich auch tüchtigen Leistungen in wissenschaftlicher

Hinsicht in den Weg traten. Zur Ausstattung eines vollständigen Gymnasiums waren nur etwa zwei Fünftel an Mitteln vorhanden; und doch war es von entschiedener Wichtigkeit, daß in dieser, von einem kräftigen Volksstamme bewohnten, nördlichsten Provinz des Königreichs eine tüchtige höhere Bildungsanstalt vorhanden sei. Bei den Bemühungen für diesen Zweck trat uns jedoch eben jene Selbständigkeit des Volksstammes in dem Widerstreben der städtischen Behörden, mit welchen das Ober-Schulcollegium in den ersten Jahren vielfach zu kämpfen hatte, in einem Grade hindernd entgegen, wie in keiner andern Stadt des Königreichs. Auf die Privilegien der schwedischen Königin Christine gestützt, erkannte der Magistrat unsere Befugnisse nur sehr ungern und zögernd an. So erhielten wir in dem ersten Jahre unserer Wirksamkeit gar keine Anzeige über die halbjährige Krankheit des Conrectors Sattler, des wichtigsten Lehrers für die oberen Klassen, wodurch der Unterricht derselben fast lahm gelegt wurde, über die Zuhülfenahme eines Kandidaten der Theologie und die bedenkliche Erkrankung eines zweiten Lehrers, und so fand ich im Sommer 1831, da ich die Anstalt zum erstenmale besuchen konnte, den Zustand derselben unter aller Erwartung verkommen und ungenügend. Ich erkannte sofort, daß die Pensionierung des Rectors Valett unerläßlich sei, und leitete die desfallsigen Verhandlungen ein; allein es dauerte doch noch bis zum Jahre 1833, ehe dieselbe zu stande kam, und nur durch die Drohung, der Anstalt das Recht der Entlassung zur Universität zu nehmen, und dagegen die Aussicht auf eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln, bewirkte den Entschluß der Stadt, einen jährlichen Zuschuß von 300 Thalern aus der Kämmereikasse zu bewilligen. Das Ministerium fügte seinerseits 600 Thaler aus dem Hauptklosterfond hinzu, und so wurde endlich die Pensionierung des Rectors Valett und die Ernennung des Conrectors Sattler zum Director möglich. Die Valett'sche Pension jedoch nahm so viel von den neuen Mitteln hinweg, daß die Zahl der Lehrer zunächst nur bis auf 7 gebracht werden konnte, und auch dieses nur dadurch, daß der Hauptmann a. D. Ludowieg, welcher in Stade lebte, für eine sehr mäßige Remuneration neben seiner militärischen

Penſion, zum Lehrer der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften gewonnen wurde. Der innere Zuſtand der Anſtalt hob ſich, die Beſchränktheit der äußeren Mittel aber iſt, trotz aller fortgeſetzten Hülfe von Seiten der Regierung und der ſpäteren lobenswerthen Anſtrengungen der Stadt, leider ein bleibender Charakter dieſer Anſtalt geworden. Auch hat ſich ihre Schülerzahl nicht im Verhältniß zu anderen Anſtalten und der ſteigenden Bevölkerung des Landes gehoben; ſie beträgt 140 bis 150 Schüler gegen die anfänglichen 82, die Zahl der Lehrer 10 gegen die anfänglichen 5.

Wenn wir jetzt in den weſtlichen Theil des Königreichs gehen, ſo bietet ſich zunächſt:

11) Das Rathsgymnaſium in Osnabrück dar, an welchem mein Freund Abeken die zweite, der Director Fortlage die erſte Stelle bekleidete. Die Anſtalt hatte 210 Schüler, welche von 7 ordentlichen und 2 Hülfslehrern unterrichtet wurden. Die Schule leiſtete ſchon damals recht Erfreuliches; die Schüler der oberen Klaſſen waren wohl unterrichtet und zeigten der Mehrzahl nach einen ernſten wiſſenſchaftlichen Sinn, und die Disciplin der ganzen Anſtalt war muſterhaft. Sie war das Verdienſt des Directors Fortlage, eines Mannes der Ordnung und des Geſetzes, nach altem Zuſchnitt, von biederem, ernſtem Charakter, und wenn auch etwas pedantiſch in ſeinem Unterrichte, doch von Schülern und Lehrern geachtet. Das geiſtige Element in den oberen Klaſſen war Abeken, der mit ſeiner feinen und vielſeitigen Bildung und reichen Erfahrung der Lectüre der Claſſiker die rechte Weihe zu geben wußte. Die unteren Klaſſen, Quarta und Quinta, zeigten ſich verhältnißmäßig ſchwächer, der ſehr bereitwillige Magiſtrat zeigte ſich aber ſofort entſchloſſen, einen neuen tüchtigen Elementarlehrer anzuſtellen, und einige Jahre nachher ebenfalls den wenig brauchbaren Klaſſenlehrer der Quarta zu penſionieren, wie er denn überhaupt der Anſtalt ſtets die aufmerkſamſte Fürſorge gewidmet hat. Die Zahl der Lehrer iſt im Laufe der Zeit auf 12, die der Schüler auf 240 geſtiegen.

12) Das gemiſchte Gymnaſium in Lingen bildete wiederum einen unerfreulichen Gegenſatz gegen das vorige; es zählte

nur 50 Schüler mit 6 Hauptlehrern und 2 Hülfslehrern, und seine Leistungen waren gering. Der altersschwache Professor Heidekamp, ein Ueberbleibsel der früheren akademischen Anstalt, hatte kein Leben zu wecken vermocht. Die Lage dieser Anstalt an der Gränze der Provinz in einer der kleinsten Städte des Königreichs und in der Nähe der beiden katholischen Gymnasien zu Osnabrück und Meppen und des evangelischen Rathsgymnasiums zu Osnabrück, hatte eigentlich wenig natürliches Recht des Bestehens; der Kreis, aus welchem dasselbe seine Schüler zu ziehen hatte, war sehr beschränkt; wenn keine besondere Gründe für seine Erhaltung redeten, so mußte es aufgehoben oder doch auf ein gewöhnliches Progymnasium beschränkt werden. Allein zum Glück für die Stadt, für welche ein vollständiges Gymnasium, außer dem Vortheil für die Einwohner, die ihre Söhne studieren lassen wollten, auch eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle war, bestanden solche außerordentliche Gründe. Die Stadt hatte von den Oranischen Zeiten her eine akademische Anstalt besessen, gestiftet als eine reformierte Pflanzschule gegen die katholische Umgebung. Sie war klein, aber hinreichend dotiert, um eine Anzahl von Professoren unterhalten und auch Studierende durch Stipendien heranziehen zu können, welche Nahrung in die Stadt brachten. Als die Niedergrafschaft Lingen durch den Wiener Congreß an Hannover überging, wurde die nur noch vegetierende Akademie aufgehoben, das Vermögen derselben eingezogen, dagegen aber der Stadt als Entschädigung ein Gymnasium versprochen; das königliche Wort mußte erfüllt und jetzt, da das höhere Schulwesen eine neue Organisation erhielt, mußten die Mittel beschafft werden, dem Gymnasium in Lingen ein ausreichendes Lehrercollegium und einen sachkundigen, thätigen Director zu geben. Es war die erste Berufung von außen, die ich einzuleiten hatte, denn weder unter den vorhandenen Lehrern der Anstalt, noch sonst im Königreiche, war ein genügender Director zu finden. Ich richtete meinen Blick auf meinen alten westphälischen Kreis und fand in dem Rector Kästner am Gymnasium in Bielefeld den geeigneten Mann für Lingen. Dieser Mann, gelehrt und zugleich wacker gesinnt und treuen Willens, brachte die Anstalt bald in die Höhe, zog auch einen andern

fähigen westphälischen Lehrer, [illegible] vom Gymnasium in Minden, als Rector sich noch und hinterließ diesem, als er nach Hüpeden's Tode 1833 als Director nach Celle berufen wurde, das Directorat von Lingen. Das benachbarte Osnabrück'sche Land Ostfriesland, die Grafschaft Bentheim, selbst die protestantische preußische Nachbarschaft, lieferten Schüler für das Gymnasium in Lingen mit seinem thätigen Lehrercollegium, und nach [illegible] Schicksalen besteht dasselbe jetzt als königliches Gymnasium Georgianum unter dem Director Nöldeke mit 11 Lehrern und [illegible] Schülern, unter denen [illegible] Auswärtige, in einem geräumigen, neuerbauten Schulhause. [illegible] dem Domgymnasium in Verden gerühmten Vorteil, einer gelehrten Schule in einer kleineren Stadt haben sich bei dem Gymnasium in Lingen ebenfalls bewährt.

In der für Hannover [illegible] Ostfriesland bestanden drei gelehrte Schulen von [illegible] Ansprüchen, die zu Aurich, Emden und Norden.

13. Für die Schule in Aurich hatte das Ministerium bereits den Rang als Gymnasium [illegible], [illegible] Schüler und 6 Lehrer zählte. Die Stadt war der Sitz der Regierung und des obersten Gerichts, und man [illegible] dieser Behörden, die [illegible] hin versetzt waren, [illegible] eine vollständige Schulbildung [illegible] der Zustand der Schule [illegible] Pommer, der [illegible] wurde, [illegible] die [illegible] versetzt, und [illegible] auch [illegible] Regierungen [illegible] durch [illegible] neue Lehrerstelle [illegible] ging [illegible] in Oldenburg, [illegible]

Siedhof von Leer, die Anstellung des Kandidaten Reuter aus Hildesheim, des jetzigen Rectors, und des Mathematikers Hartmann aus Hildesheim neue Elemente in das Lehrercollegium gebracht werden. Gleichwohl wollte sich das Zutrauen des Publikums zu der Anstalt nicht wiederfinden, so lange der Director Pommer an der Spitze stand. Er starb im Jahre 1833, und zugleich wurde der Rector Lübberke in Pension gesetzt, von Emden aber der Rector Müller als Director nach Aurich berufen. Dieser wußte durch seinen humanen Geist und sein voranleuchtendes Beispiel das innere Leben der Anstalt zu heben und durch ernste Disciplin die äußere Ordnung herzustellen. Die Schülerzahl vermehrte sich. Sie beträgt gegenwärtig unter dem Director Rothert etwa 170.

14) Recht schwierig war es, einen festen Punkt für die Beurtheilung einer angemessenen Stellung der Schule zu Emden zu finden. Die Handelsstadt schien eine möglichst ausgedehnte Realschule zu fordern, und recht viele Stimmen waren auch für eine solche, namentlich in Hannover selbst, so daß das Ministerium so gut wie entschieden dafür war. Auch reichten die vorhandenen Mittel der Schule bei weitem nicht für ein vollständiges Gymnasium aus. Sie hatte nur drei Hauptlehrer und einen Hülfslehrer, bei 50 Schülern. Zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch bei meiner ersten Revision im Jahre 1831 die Leistungen der Schüler in vieler Beziehung besser, als in Aurich. Es war dieses vorzüglich das Verdienst des Rectors Müller, dessen ich schon bei Aurich gedacht habe, der mit Aufopferung seiner Gesundheit in unermüdeter Thätigkeit für seine Schüler denselben alle seine Kräfte widmete. Es wurde bei ihm recht offenbar, was ein einzelner Lehrer von rechter Begabung und rechter Liebe für seinen Beruf vermag, wenn die Schüler recht lange in seinen Händen bleiben, und das machte sich hier schon von selbst, da nur drei Klassen vorhanden waren. Welche Schüler hat nicht in früherer Zeit, wo auch die Mannigfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände noch nicht die Kräfte zersplitterte, ein einzelner Rector einer Stadtschule in dem 5- und 6jährigen Cursus seiner Klasse gezogen! — Der günstige Eindruck, den die Schule auf mich

machte, blieb nicht unbemerkt, und die Partei, welche ein Gymnasium der Realschule vorzog, schöpfte daraus den Muth, auf die gelehrte Schule hinzuwirken. Es war dieses ein Theil der intelligenten Kaufmannschaft, unter denen ich den Kaufmann Focke, einen gebornen Würtemberger, vor allen nennen muß, welche den Werth der humanistischen Bildung als Gegengewicht gegen die einseitig materielle Richtung zu würdigen wußten, und ferner die reformierten Geistlichen und ihre Anhänger, welche ihre zum Predigeramt bestimmten Söhne gern unter ihren Augen behalten wollten, bis sie eine holländische Universität besuchen könnten. Männer solcher Gesinnung wußten bei ihren Mitbürgern dem Gedanken Geltung zu verschaffen, schon dem (wenig geliebten) Aurich gegenüber fordere es die Ehre der Stadt Emden, die gelehrte Schule nicht fahren zu lassen. So geschah es denn, daß die städtischen Behörden sich sehr eifrig für die Aufnahme ihrer Schule unter die Zahl der vollständigen Gymnasien verwendeten. Die Regierung wollte die Bitte nicht geradezu abschlagen, stellte aber die Bedingung, daß die Stadt aus ihren Mitteln das Erforderliche für eine ausreichende Lehrerzahl beschaffen müsse. Es wurde mit der Landdrostei verhandelt; die Ausführung war schwierig, weil die Vermögensverhältnisse der Stadt beschränkt waren. Während die Frage schwebte, behielt die Schule das Recht, ihre Schüler, so weit sie es vermöge, bis zur Universität vorzubereiten, bekam aber noch keine Maturitäts-Prüfungscommission; die Schüler mußten sich bei einer der übrigen Prüfungscommissionen examinieren lassen. Dazu erlitt die Schule einen großen Verlust, als der Rector Müller im Jahre 1833 als Director nach Aurich abging; gleichwohl gab die Stadt ihren Plan nicht auf, und es gereicht ihr zu großer Ehre, daß sie denselben doch endlich mit einem Opfer von mehr als 3000 Thalern jährlichen Zuschusses aus der Kämmereikasse durchsetzte. Im Jahre 1835 wurde die Schule in den Rang des vollständigen Gymnasiums erhoben, und 1836 erhielt sie einen Director in der Person des Conrectors Brandt von Gymnasium in Stade, eines ausgezeichnet pflichttreuen, thätigen Mannes, der die Anstalt bald zu ehrenwerthen

Leiſtungen emporhob. Gegenwärtig zählt ſie unter dem Director Schweckendieck 162 Schüler und 10 Lehrer.

Ich habe die Schilderung der drei katholiſchen Gymnaſien des Königreichs bis zuletzt verſchoben, um ſie zuſammen darzuſtellen, da ihr Zuſtand ſich ziemlich gleich war und viel zu wünſchen übrig ließ. Ich fand ſie unter dem Standpuncte der gelehrten Schule erſter Klaſſe und durfte mein Urtheil für unparteiiſch halten, indem ich nicht etwa den Maßſtab der beſten proteſtantiſchen Gymnaſien anlegte, die ich kennen gelernt, ſondern den der katholiſchen Gymnaſien der Provinz Weſtphalen, die ich eben verlaſſen hatte. Die Lehrer der katholiſchen Gymnaſien Hannovers waren ſämmtlich Geiſtliche, die ihre Bildung in der alten Literatur und der Geſchichte, mit Ausnahme einiger Lehrer in Osnabrück und Meppen, die auf der Akademie zu Münſter Theologie ſtudiert hatten, nur ihrer Schulzeit und dem wenigen Unterrichte, den ſie in den Prieſterſeminaren erhalten hatten, verdankten. Dazu waren die oberen Gymnaſialklaſſen nach der alten Jeſuitiſchen Einrichtung halb akademiſcher Art, wenigſtens in Hildesheim und zum Theil auch noch in Osnabrück, indem Philoſophie, Mathematik und Phyſik gegen die alten Sprachen einen überwiegenden Platz einnahmen. Der Unterricht war faſt ausſchließlich für die Bildung künftiger Geiſtlicher eingerichtet. Die beſſeren Lehrer, die ich vorfand, verdankten ihre Bildung vorzugsweiſe ihrem Talente und dem eignen Triebe und Fleiße in ihren Privatſtudien. Aber ihre Zahl war zu gering; wenn die Anſtalten im Ganzen gehoben werden ſollten, ſo mußte für Heranziehung tüchtiger Lehrer geſorgt werden.

Ich fing alſo auch hier, wie in meinem vorigen Kreiſe, mit der Maßregel an, daß einige jüngere Geiſtliche von guten Anlagen zur Vervollſtändigung ihrer philologiſchen Bildung nach Göttingen oder Bonn geſchickt und daß talentvolle Schüler der oberen Klaſſen aufgemuntert wurden, ſich von vorn herein dem Lehrerſtande zu widmen. Aeltere, der Aufgabe nicht mehr gewachſene, Lehrer wurden nach und nach entfernt und jüngere an ihre Stelle gebracht, und ſo iſt es gelungen, unſere drei katholiſchen Gymnaſien auf einen Standpunct zu bringen, daß ſie neben ihren proteſtantiſchen Schweſteranſtalten

mit Ehren bestehen und ihre Schüler zu den Forderungen des Maturitäts-Prüfungsgesetzes vollständig vorbereiten können. Ich habe in den Bemühungen für die katholischen Gymnasien, denen ich mich mit warmer Theilnahme unterzogen habe, wie in meinem Münsterschen Wirkungskreise, viele mir werthe Erfahrungen gemacht, bin mit vielen älteren und jüngeren Schulmännern, geistlichen wie nichtgeistlichen, in ein erfreulich vertrauensvolles Verhältniß gekommen, habe offne, biedere und zuverlässige Charaktere kennen gelernt, die mir eine wahre innere Achtung abgenöthigt haben und deren Vertrauens ich mich in einem nicht gewöhnlichen Grade zu erfreuen gehabt habe und noch erfreue. Von den älteren Männern will ich nur den Director und Domcapitular Renke in Hildesheim, den Director Dr. Wilken in Meppen, den jetzigen Dechanten Diepenbrock in Lingen, früher Lehrer in Meppen, und den verstorbenen Director Nordheider am Carolinum in Osnabrück, einen Mann von kindlich reinem und biederem Charakter, nennen. Einige der späteren Directoren und Lehrer werden im Fortgange der Erzählung genannt werden.

Im Einzelnen bemerke ich noch über die genannten Anstalten Folgendes:

15) Das Josephinum in Hildesheim hatte unter dem Präses Lüsken, einem ehemaligen Mitgliede des Jesuitenordens, ein Lehrercollegium von 12 Mitgliedern, aber 6 von ihnen gehörten theils dem Clerical-Seminar, theils den oberen halb akademischen Gymnasialklassen an. Diese Vereinigung mußte aufgehoben und das Gymnasium als reine gelehrte Vorbereitungsanstalt zu akademischen Studien ausgebildet werden. Der aufgeklärte und sehr wohlgesinnte Bischof Osthaus, mit welchem ich persönlich die desfallsigen Verhandlungen zu führen hatte, ging bereitwillig auf die ihm gemachten Vorschläge ein, gewährte sogar sofort Geldmittel zur akademischen Ausbildung dreier jüngerer Lehrer, welche mit guten Kenntnissen versehen, nachdem sie die Schulamtsprüfung bestanden hatten, in ihr Amt zurückkehrten. Das Gymnasium wurde von dem Priester-Seminar vollständig getrennt und unter den Director Renke gestellt, bekam jedoch in sofern eine etwas abweichende Organisation, als dasselbe nur die

mittleren und oberen Klaſſen von Quarta an in einem ſechsjährigen Curſus umfaßte. Es beſtand nemlich noch die ſogenannte lateiniſche Trivialſchule, welche die Schüler bis zur Quarta vorzubereiten hatte und, als in ihren Einkünften abhängig vom Domcapitel, nicht ſofort mit dem Gymnaſium vereinigt werden konnte; allein ſie wurde auch mit unter den Director Reuke geſtellt und dieſer einſichtsvolle, zu allen Verbeſſerungen ſtets die Hand bietende Mann ruhte nicht, bis dieſe Vorbereitungsſchule noch einen zweiten Lehrer bekam und endlich mit dem Gymnaſium organiſch als Sexta und Quinta vereinigt wurde. Und ſo beſteht das Joſephinum jetzt ſeit beinahe dreißig Jahren in gedeihlicher Wirkſamkeit unter dieſem ausgezeichneten Director und zählt außer ihm 11 Hauptlehrer und gegenwärtig 256 Schüler.

16) Das Carolinum in Osnabrück war zwar, ſeit Aufhebung des dortigen Domcapitels und Prieſter-Seminars, in die Geſtalt eines Gymnaſiums mit 7 ordentlichen und 2 Hülfslehrern gebracht worden, allein der Director Georgi konnte kaum als dem Gymnaſium angehörig angeſehen werden, da er nur den aus dem Gymnaſium abgegangenen Schülern zur Vorbereitung auf den Beſuch der Münſterſchen Akademie Unterricht in Philoſophie und Theologie ertheilte, und unter den übrigen Lehrern war kein einziger auf einer Univerſität gebildeter. Es mußte Rath geſchafft werden, und dieſes geſchah durch Hülfe der Regierung mit Geldzuſchüſſen, wodurch zunächſt die Errichtung noch einer Lehrerſtelle möglich wurde. Auch fand einiger Lehrerwechſel durch den Abgang älterer Lehrer ſtatt. Gleichwohl wollte doch kein rechtes Leben in der Anſtalt aufgehen, ſo lange der, übrigens ganz achtungswerthe, aber altersſchwache, Director Georgi an der Spitze ſtand. Die Schülerzahl ſank im Jahre 1836 bis auf 63 herab. Erſt als der Director Georgi 1843 mit Tode abging und der Lehrer Nordheider Director wurde, als andere jüngere Lehrer in die oberen Klaſſen aufſtiegen und das ganze Lehrercollegium durch Nordheiders Wort und Beiſpiel zu einmüthiger angeſtrengter Thätigkeit für die Hebung der Anſtalt angefeuert wurde, als die gemüthliche Einwirkung dieſes trefflichen Mannes auch die Schüler zum Fleiß und zu ſittlicher Ordnung brachte, da befeſtigte ſich nach und

nach ein genügender Zuſtand des Ganzen. Das war die ſtarke Seite ſeiner Direction, daß die Reinheit und Güte ſeines Herzens und menſchlichen Wohlwollens, der warme Eifer für den Lehrerberuf und das Wohl der Schüler, Alle mit Achtung und Liebe gegen ihn erfüllten und daß Lehrer und Schüler in dieſem Gefühle mit einander wetteiferten, ihm Freude zu machen. Have anima pia!

17) Das Gymnaſium zu Meppen hatte, bei dem Amtsantritte des Ober-Schulcollegiums bei 85 Schülern ſchon 7 Hauptlehrer und 2 Hülfslehrer und hätte mit dieſen Kräften die Aufgabe eines einfachen Gymnaſiums wohl erfüllen können; allein es trat bei ſämmtlichen Lehrern der Mangel der akademiſchen Bildung dem Erfolge ihres Unterrichts in den Weg, obgleich Pflichttreue, Fleiß und gewiſſenhafte Amtsführung ihnen ſämmtlich zur Ehre gereichten. Daher wurde hier das Mittel der nachträglichen Vervollſtändigung ihrer Kenntniſſe durch den Beſuch einer Univerſität im großen Maßſtabe zur Anwendung gebracht: nicht weniger als 4 dieſer Lehrer, zum Theil in dem Alter von 30 und mehr Jahren, aber von Liebe zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung erfüllt, haben nach und nach die Univerſitäten Göttingen und Berlin, und einer von ihnen auch zur Ausbildung in neueren Sprachen Frankreich und England beſucht. Die Früchte dieſer Maßregel ſind der Anſtalt und dem ganzen auf dieſelbe, beſonders in Abſicht der Ausbildung ſeiner Geiſtlichen, angewieſenen Landestheile zu gute gekommen. Die Regierung hat in der Sorge für dieſen Zweck ihre Zuſchüſſe nicht zurückgehalten, auch die Stadt Meppen, den Werth der Anſtalt in ihren Mauern erkennend, gleichfalls zugeſchoſſen und noch mehr hat der Standesherr, der Herzog von Arenberg, auf die Bitten ſeiner in Meppen lebenden Beamten, für das Gymnaſium gethan, ſo daß die äußere Lage der Anſtalt befriedigend genannt werden kann. Unter den katholiſchen Anſtalten haben ſich in Meppen die Vortheile einer kleinen Stadt für die disciplinariſche Haltung der Schüler ebenfalls recht ſichtbar dargeſtellt. — Die Anſtalt zählt jetzt unter dem Director Wilken, denſelben und den Lehrer der Vorbereitungsklaſſe eingeſchloſſen, 9 Lehrer und 127 Schüler.

Wenn ich nach dieſer Ueberſicht der Gymnaſien des Königreichs den Zuſtand derſelben im Jahre 1830 mir wieder vergegenwärtige, ſo war derſelbe bei der Mehrzahl in äußerer und innerer Rückſicht recht mangelhaft und das Ober-Schulcollegium hatte eine nicht leichte Aufgabe an ihnen zu löſen. Zum Theil iſt der Weg und der Erfolg der vorgenommenen Verbeſſerungen ſchon in obiger Ueberſicht angedeutet, beſtimmter und vollſtändiger wird er ſich noch im ferneren Ablaufe der Zeit ergeben. Hier will ich nur vorläufig in einigen Zahlen die Gegenwart mit der Vergangenheit zuſammenſtellen:

Im Jahre 1830 hatten die 17 Gymnaſien zuſammen 127 Hauptlehrer, 35 Hülfslehrer, alſo im Ganzen 162 Lehrer und 2272 Schüler.

Im Jahre 1861 hatten dagegen die 16 noch beſtehenden Gymnaſien 178 Hauptlehrer, 31 Hülfslehrer, zuſammen 209 Lehrer und 3622 Schüler.

Von den höhern Schulen der kleineren Städte wurden nach näherer Unterſuchung ihrer Verhältniſſe und Mittel 12 zu Progymnaſien erklärt, d. h. zu Anſtalten, welches den Unterrichtsbedürfniſſen der großen Mehrzahl ihrer Schüler, welche zu bürgerlichen Berufsarten beſtimmt waren, vorzugsweiſe in's Auge zu faſſen, aber zugleich denjenigen, welche demnächſt akademiſche Studien ergreifen wollten, Vorbereitung bis zur Tertia oder Secunda des Gymaſiums geben ſollten. Mit der Mehrzahl derſelben waren damals auch die Elementarklaſſen von der unterſten Stufe an verbunden und die Zahl der Lehrer ſtieg daher von 4 bis zu 7 und 8. Wenn aber die höheren Klaſſen von dem Standpuncte der Sexta bis zu dem der Tertia für ſich ordentlich beſetzt ſein ſollten, ſo waren doch mindeſtens 4 bis 6 Lehrerſtellen für dieſe Klaſſen, je nach der Zahl der Schüler, erforderlich und an der Spitze mußte ein Rector ſtehen, welcher ſowohl eine ausreichende philologiſche, als auch ſonſt eine umfaſſende allgemeine Bildung erlangt hatte. Die Aufgabe der Leitung einer ſolchen mehrſeitige Zwecke verfolgenden Anſtalt iſt keineswegs leicht.

Die 12 Anſtalten, welche mit der Hülfe von einigen Regierungszuſchüſſen und bedeutenden Opfern der Städte die ausreichende Lehrer-

zahl unterhalten konnten und daher zu Progymnasien erklärt wurden, waren: zu Goslar, Osterode, Münden, Northeim, Einbeck, Hameln, Nienburg, Harburg, Otterndorf, Norden und Leer; die Pfarrschule zu Duderstadt, die von den Kaplänen der katholischen Pfarrei versehen wurde, erhielt als Vorschule für das Josephinum in Hildesheim auch den Rang eines Progymnasiums.

In die Verhältnisse dieser kleineren Anstalten auch nur in so weit näher einzugehen, wie bei den Gymnasien, kann hier meine Aufgabe nicht sein, ich will nur einige auffallende Momente, zum Theil Curiosa, herausheben und gleich mit dem Stammorte meiner Familie,

1) Osterode, den Anfang machen. Es war natürlich, daß diese Schule, in der mein Vater die Grundlage seiner Bildung erhalten hatte, meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Mit gespannter Erwartung betrat ich das alte, am Ende einer Winkelgasse gelegene, aber ziemlich ansehnliche, steinerne Gebäude von finsterem Ansehen, in welchem mein Vater, hinter der Thür stehend, seine Lection gelernt und ein Fr. A. Wolff und Meineke unterrichtet hatte. Sollte von ihrem Geiste nicht noch etwas in diesen Mauern walten? — Ich wurde in die Wohnung des Rectors geführt, die mit in dem Schulhause war, und seine Vorstube sah schon gelehrt genug aus, denn alle Wände waren mit Bücherrepositorien, und wo irgend ein Platz frei war, mit Kupferstichen von Gelehrten, meistens aus den Titeln von Büchern geschnitten, angefüllt. Der Rector selbst, ein großer, ansehnlicher Mann, führte mich in seine eben so gelehrt ausstaffierte Wohnstube, die zugleich als Schulstube für seine Prima diente. Diese bestand, wenn ich mich recht besinne, aus etwa 8 Schülern, einigen bärtigen oder doch bartfähigen und einigen im entschiedenen Knabenalter. Der älteste, ein Aspirant für das katholische Priesterseminar in Hildesheim, stand schon ziemlich hoch in den Zwanzigen, der jüngste, ein Sohn des Bürgermeisters Jenisch, war noch nicht confirmiert, die Zwischenstufen des Alters wurden von 5 bis 6 Forstleuten und angehenden Zöglingen für ein Volksschullehrerseminar repräsentiert. Mit dem einen Katholiken las der Rector den Jon des Euripides, mit den Mittelaltrigen Cicero de officiis und Virgils Aeneis, mit

dem Bürgermeiſterſohne repetierte er die griechiſchen Declinationen. Das griechiſche und lateiniſche Explicieren beſtand darin, daß die Schüler einen Satz, nicht etwa nach dem Wortſinne, ſondern nach dem Sinne eines jeden Wortes nach ſeiner Reihenfolge im Texte, unbekümmert um den Sinn und Zuſammenhang, wiedergaben, und daß der Rector, ohne ein Wort der Correctur dazwiſchen zu reden, darauf den Satz in pathetiſcher Weiſe ſeinerſeits überſetzte, und ſo Satz für Satz weiter. Keine Erklärung der Worte, geſchweige des Sinnes, kam vor; es war ſichtbar, daß die Schüler ſo gut wie gar nichts von dem Geleſenen verſtanden. Dabei ſpielte der ſelbſtgefällige Gelehrtenſtolz des Rectors eine höchſt komiſche Rolle. Mir ward bald zu Muthe, als ſei ich in einem ſatiriſchen Luſtſpiele, in welchem ein Schulpedant als Carricatur lächerlich gemacht wird.

Dieſe Empfindung verließ mich auch nicht, als ich in die zweite Klaſſe kam, mit welcher der Conrector den franzöſiſchen Telemaque las. Da wurde zwar keine Pedanterie dargeſtellt, ſondern die leichtfertige Oberflächlichkeit, die dem ſchlanküberſetzenden Schüler die offenbarſten Fehler durchgehen ließ und ſelbſt bei Correcturen und Vorüberſetzen ohne Erröthen Fehler machte.

Von den Sprachen hatte ich genug gehört. Um nun auch von wiſſenſchaftlichen Materien etwas zu hören, ging ich in die dritte Klaſſe, wo der Cantor, ein ſächſiſcher Theologe, übrigens ein guter Lateiner nach alter Art, der aber jenen Allotriis keine beſondere Studien gewidmet zu haben ſchien, Geographie und Naturgeſchichte lehrte. Er ſtand bei den Provinzen des Königreichs Preußen und zwar gerade bei Pommern. Nachdem er von der Fruchtbarkeit des Bodens geſprochen, fragte er die Schüler nach einem beſonders ſchmackhaften Producte der Provinz Pommern, welches auch als Leckerbiſſen ausgeführt würde. Die Schüler riethen hin und her, ohne das Rechte zu treffen; endlich hielt ein Knabe die Hand über alle andern hoch empor mit der glücklichen Miene, das Rechte gefunden zu haben, zur großen Freude des Lehrers. „Nun mein Sohn, was wird denn vorzüglich aus Pommern ausgeführt?“ — „Pommeranzen, Herr Cantor!“ war die Antwort, zum großen Verdruß des

Lehrers, der natürlich die pommerschen geräucherten Gänsebrüste genannt wissen wollte, aber zum unauslöschlichen Gelächter der Schüler, in welches ich ohne Gnade einstimmen mußte.

In der Naturgeschichte sprach er von den Hauptklassen, in welche die Thiere eingetheilt würden, und nannte zuerst die Eintheilung in zahme und wilde Thiere. Zahme wußten die Schüler natürlich mehrere zu nennen, von den wilden nannten sie Löwen, Tiger, Elephanten u. s. w. Der Lehrer wollte aber auch wilde Thiere in der eignen Gegend genannt wissen. „Ameisen", rief einer der kleinen Schüler. „Recht, mein Sohn, Ameisen sind wilde Thiere." — Die Komödie war vollständig, ich ging in die Straßen der Stadt zurück, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich noch in der prosaischen Wirklichkeit wandle.

Wenn ich diese Scenen nicht erlebt hätte, — zu dichten hätte ich sie nicht vermocht, wie meine Leser mir wohl zutrauen werden.

Die Männer sind längst verstorben. Der erste war der Rector, von welchem mir der humoristische Bürgermeister Jenisch schrieb: „Heute Morgen um 8 Uhr hat der Götterbote unsern Rector mit seinem Stabe berührt."

Sein Nachfolger wurde der jetzige Rector Blauel, der mit vier andern Lehrern eine wohleingerichtete Schule mit 84 Schülern leitet.

2) Ein anderes Progymnasium an dem andern nördlichen Ende des Landes, zu Otterndorf im Lande Hadeln, welches ehemals auch einen berühmten Mann, den Altvater Voß, an seiner Spitze gesehen hatte, war ebenfalls auf 3 Lehrer reduciert worden, befand sich aber unter dem Rector Herrmann in besserer Verfassung. In dem sehr wohlhabenden Lande waren unter den Besitzern ländlicher Güter noch immer die Spuren der guten Schulbildung aus der früheren Zeit zu erkennen, die sich auch in der löblichen Sitte zeigte, ihre Söhne, auch wenn sie nur zur Verwaltung des väterlichen Gutes bestimmt waren, bis zu der ziemlich späten Confirmation auf die gelehrte Schule zu schicken. Und als ein Vorposten der freieren Bildung nach Nordosten des Königreichs hin verdiente diese Schule durch Vermehrung

der Lehrer- und Klaſſenzahl in gutem Zuſtande aufrecht gehalten zu werden. Bei willigem Entgegenkommen der Ortsbehörden, namentlich der Kirchenproviſoren, die aus kirchlichen Mitteln eine Summe bewilligten, und durch Beihülfe der Regierung, gelang es auch, nach manchen Schwankungen, die Zahl der Lehrer nach und nach bis auf 6 zu vermehren. Und obwohl die Schule gleich in den erſten Jahren den, für höhere philologiſche Leiſtungen befähigten, Rector Herrmann durch Verſetzung an das Gymnaſium in Göttingen verlor, ſo hob ſie ſich doch unter ſeinem Nachfolger, dem Rector Bennigerholz, bis auf 6 Klaſſen mit 110 Schülern.

3) Das äußerſte Progymnaſium in Nordoſten, dasjenige zu Norden in Oſtfriesland, hatte ſich, obwohl auch nur mit drei ſtudierten Lehrern beſetzt, unter dem Rector Toaks als eine gelehrte Anſtalt auf ehrenwerther Stufe erhalten und ſeine ſtudierenden Schüler bis zur Univerſität vorbereitet. Dem Maturitäts-Prüfungsgeſetze konnte es jedoch mit ſeinen geringen Lehrerkräften nicht genügen und mußte daher den Standpunct des Progymnaſiums, mit Hinzufügung ſolcher Lehrzweige, die mehr das Bedürfniß bürgerlicher Berufsbildung im Auge haben, einnehmen. Doch iſt der Charakter philologiſcher Behandlung des Sprachunterrichts, ſelbſt in den neueren Sprachen, bei dieſer Anſtalt vorherrſchend geblieben und hat gute Früchte getragen. Sie zählt jetzt 76 Schüler und 5 Lehrer mit Einſchluß des Rectors Heidelberg.

4) Die Schule in Leer, die aus den Mitteln der reformierten Kirche erhalten wurde, war bis auf 2 Lehrer herabgekommen und löſte ſich durch die Verſetzung des Conrectors Siedhof nach Aurich und die Unfähigkeit des alten Rectors Köhler ganz auf. Es mußte mit Hülfe eines anſehnlichen ſtädtiſchen Zuſchuſſes eine neue Schule gegründet werden, welche, den Bedürfniſſen des Ortes gemäß, den vorwiegenden Charakter einer Realanſtalt erhielt und jetzt, unter dem Rector Ehrlenholtz, 6 Lehrer und 110 Schüler zählt.

5) Noch eines der vorgefundenen Progymnaſien, dasjenige zu Harburg, verdient eine kurze Erwähnung, weil ſich die Unklarheit und Formloſigkeit der früheren Verhältniſſe an demſelben recht auf-

fallend darſtellte. Die ganze Natur und Richtung des Handelsortes forderte Berückſichtigung der realiſtiſchen Bildung. Nun war aber an die Spitze der Anſtalt ein Mann, ich möchte ſagen verſchlagen, deſſen ganze Liebe den claſſiſchen Studien zugewandt war und der nun, während er einer Realſchule vorſtand und dieſe ihren Weg verfolgen laſſen mußte, zur Befriedigung ſeines innern Bedürfniſſes ſich eine Prima von wenigen durch Talent ausgezeichneten Schülern gebildet hatte, die er zum Studieren aufmunterte. Mit dieſen las er, ſo ungleich ſie auch großentheils an Kenntniſſen waren, weil die ſtufenweiſe Vorbereitung fehlte, neben den leichteren, auch die ſchwerſten Schulautoren, einen Horaz, Cicero, Tacitus, Sophokles und Platon. Er widmete mit großer Lebendigkeit und Hingebung ſeine ganze, von den gewöhnlichen Schularbeiten freie, Zeit dieſen Selectanern und hat vortreffliche Schüler gebildet, die in Staat und Kirche und Schule ſich bewährt haben. Dieſer Mann war der Rector Nöldeke. Allein in dem Kampfe gegen die ganz verſchiedenen Anſichten und darauf gegründeten Forderungen ſeines Publikums wurden ſeine Kräfte und ſein Gemüth ſo in Anſpruch genommen, daß er ſich würde aufgerieben haben, wenn es nicht noch zu rechter Zeit gelungen wäre, ihn nach dem Abgange des Directors Rothert als Director an das Gymnaſium zu Lingen zu verſetzen, wo er für ſeine humaniſtiſchen Beſtrebungen ein freies Feld gewonnen. Die Schule in Harburg iſt aber unter dem Rector Hanſen die ausgedehnteſte Realſchule des Landes geworden, die, mit Einſchluß der Elementarklaſſen, 10 Lehrer und 280 Schüler zählt.

Wenn die höheren Schulen, größere wie kleinere, aus dem unvollkommenen Zuſtande, in welchem ſich, nach meinen obigen Andeutungen, viele derſelben befanden, gehoben werden ſollten, ſo war es nicht mit Lehrplanen und Vorſchriften gethan, ſondern es mußten die lebendigen Kräfte, es mußte ein tüchtiger Lehrerſtand geſchaffen, und die fähigen, von der Natur zu Lehrern berufenen jungen, Männer mußten aufgemuntert werden, ſich ganz dem Lehrerberufe zu widmen.

Das Nächste war die Errichtung einer wissenschaftlichen Prüfungscommission in Göttingen und eine Instruction über die Forderungen, welche an die Kandidaten des höheren Schulfachs gemacht werden sollten, je nachdem sie auf die Stellung als Hauptlehrer für die unteren und mittleren, oder auch schon für die oberen, Klassen Anspruch machten, oder aber als Fachlehrer in der Mathematik und den Naturwissenschaften, oder endlich in neueren Sprachen, unterrichten wollten. Die desfallsige königliche Verordnung und ministerielle Instruction erschienen im Jahre 1831, gleichzeitig mit der Errichtung der wissenschaftlichen Prüfungscommission selbst. Die Namen der ersten Mitglieder zeugen für die ausgezeichnete Zusammensetzung derselben; es waren die Professoren: Otfried Müller für Philologie und Alterthumswissenschaft, Dahlmann für Geschichte, Jacob Grimm für deutsche Sprache, Thibaut für Mathematik, Lücke für die Religionskenntnisse, zu welchen Männern im Jahre 1833 der von Königsberg nach Göttingen zurückberufene Professor Herbart als Examinator in der Philosophie und Pädagogik hinzutrat. (Später ist auch noch der Professor Theodor Müller zur Prüfung in neueren Sprachen hinzugekommen.) Schon jene Reihe zeigt, in welchem blühenden Zustande die Universität damals war, und wie sie in hohem Maße geeignet war, Lehrer für das höhere Schulwesen heranzubilden. Seit der Zeit von Heyne, Schlözer, Spittler, Heeren, Kästner, Blumenbach u. s. w. hatte Göttingen keine solche Zahl gediegener Lehrer vereinigt gesehen, und zugleich war der Geist des edeln Wetteifers neben der, auf Universitäten nicht immer einheimischen, Einigkeit und gegenseitiger Anerkennung, eine herzerfreuende Erscheinung. Auch zeigten gleich die Schulamtsprüfungen der ersten vier Jahre, welche Früchte der Unterricht der genannten und anderer akademischer Lehrer getragen hatte. Lehrer, wie Gravenhorst, Schädel, Regel, Hoffmann, Bethmann, Schweckendieck, Reuter, Krüger, Berger, Helmes, Joseph Müller, Firnhaber, Schöning und andere gehören zu jener ersten Generation.

Ein weiterer Fortschritt in dem Bildungsgange unserer Schulamtskandidaten, um dieses gleich hier anzuknüpfen, wurde späterhin

durch die Errichtung eines pädagogischen Seminars in Göttingen gewonnen, zu welcher der an das Gymnasium berufene Direktor Ranke den Anstoß gab. In der ersten Abtheilung, in welche die für das höhere Schulfach sich vorbereitenden Studierenden in der letzten Zeit ihrer Studien aufgenommen werden konnten, sollten ihnen die Grundregeln der Pädagogik und Didaktik und deren Anwendung auf die einzelnen Unterrichtszweige klar gemacht und daran auch schriftliche Uebungen der Mitglieder angeknüpft werden. Die Mitglieder der zweiten Abtheilung sollten, nachdem sie ihren Cursus vollendet und ihre Kenntnisse durch ihre Schulamtsprüfung bewährt hätten, als Hülfslehrer bei dem Gymnasium mit einer mäßigen Stundenzahl, unter der Aufsicht und Leitung des Directors, beschäftigt werden, und der Director sollte ihnen in einer wöchentlichen Conferenz seine Bemerkungen über ihren Unterricht mittheilen, auch pädagogische Fragen, an literarische Erscheinungen angeknüpft, eingehend mit ihnen besprechen und die Einzelnen veranlassen, eigene Themata aus dem Gebiete der Schulunterrichtsfächer zu bearbeiten. Diese praktische Uebungszeit sollte in der Regel zwei Jahre dauern und den sich bewährenden Mitgliedern den Weg zu wirklicher Anstellung bahnen.

Eine allgemeine Schulordnung für alle höheren Schulen zu erlassen, konnte das Ober-Schulcollegium im Anfange seiner Wirksamkeit um so weniger sich entschließen, als eine solche noch nicht einmal in Preußen, wo doch die Aufmerksamkeit auf das höhere Schulwesen schon Jahrzehende hindurch als ein wichtiger Theil der Staatsverwaltung gerichtet gewesen, in's Leben gerufen war, und als auf der andern Seite das Beispiel von Baiern abschreckte, wo in kurzer Zeit vier Schulordnungen nach einander aufgestellt und wieder verändert waren. Dagegen suchten wir einzelne wichtige Puncte hervor, über welche eine Instruction gegeben werden konnte, z. B. über die Pflichten und Rechte der Klassen-Ordinarien; über Klassenprüfungen; über die Abhaltung regelmäßiger Lehrerconferenzen und die Gegenstände, welche vor das Forum derselben gehören sollten; über die Beschäfti-

gung und Beaufsichtigung derjenigen Schulamtskandidaten, welche bei einem Gymnasium ihr Probejahr abhalten würden u. s. w.

Als die Mittel, durch welche wir den Mangel einer allgemeinen Schulordnung zu ersetzen suchten, dienten uns meine regelmäßigen Inspectionsreisen, ferner die Prüfung der jährlichen Lectionsplane der Anstalten, die dem Ober-Schulcollegium eingeschickt werden mußten, und vor allen Dingen die Beurtheilung der Maturitäts-Prüfungsakten, welche den Anstalten auf Grund der Bemerkungen der wissenschaftlichen Prüfungscommission und der eignen Prüfung des Ober-Schulcollegiums mitgetheilt wurde. Da konnten die Lehrercollegien auf die Mängel in den Leistungen der Anstalten, wie sie sich in den Arbeiten der Abiturienten und deren Beurtheilung von Seiten der Lehrer, und in dem Endurtheile über die Reife der Geprüften zeigten, aufmerksam gemacht werden. Da die in der Maturitäts-Prüfungsordnung aufgestellten Forderungen an die zur Universität übergehenden Schüler das Ziel der Leistungen der gelehrten Schule darlegen, also als einer der wichtigsten Hebel für die richtige wissenschaftliche Haltung derselben angesehen werden müssen, so haben wir der zweckmäßigen Einrichtung dieser Prüfungen eine große und anhaltende Aufmerksamkeit gewidmet und in den ersten 8 Jahren unserer Wirksamkeit mehrere Declarationen über wichtige Puncte der Instruction vom Jahre 1829 erlassen, bis im Jahre 1839 der Zeitpunct gekommen zu sein schien, auf den Grund der bis dahin gemachten Erfahrungen eine neue Redaction derselben vorzunehmen. Es wurden die Gutachten der Lehrercollegien, sowie der wissenschaftlichen Prüfungscommission, eingeholt und darauf die Instruction vom 22. Mai 1839 erlassen. Es möchte nun vielleicht nicht am unrechten Orte sein, hier die leitenden Gedanken über diesen, für das höhere Schulwesen so hochwichtigen, Gegenstand wenigstens anzudeuten, da derselbe für die Eltern und Angehörigen der Schüler, welche sie den Gymnasien anvertrauen, von großem Interesse ist und auch vielfach in öffentlichen Blättern besprochen wird; allein ich verspare diese Darlegung besser bis zu der letzten Redaction der Reifeprüfungs-Instruction vom Jahre 1861, vor deren Erlassung jene leitenden Gedanken in einer Conferenz mit

einem Theile der Directoren unserer Gymnasien am entscheidendsten zur Geltung gebracht sind.

Ueberdies ist dieses Kapitel über das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover schon so stark geworden, daß ich, um meine Leser nicht zu sehr mit einem Gegenstande zu ermüden, zu meinen persönlichen Angelegenheiten zurückzukehren mich veranlaßt sehe.

2. Persönliche und Familien-Verhältnisse.

Wenn ich zuerst von meiner Person reden soll, so muß ich zu dem zweiten Jahre meines Lebens in Hannover zurückkehren. Meine Gesundheit war durch die Kur in Wiesbaden zwar gehoben, aber noch nicht befestigt; die krampfhaften Zufälle im Unterleibe kehrten bei den angestrengten Arbeiten mehrmals zurück. Der treffliche Stieglitz, den ich zugleich zum theilnehmenden Freunde gewonnen hatte, hielt eine zweite stärkere Kur in Karlsbad für nothwendig, wie er sie auch meinem Freunde und Wiesbadener Gefährten, dem Geheimen Kabinetsrath Hoppenstedt, verordnet hatte; wir beide traten die Reise zusammen in Hoppenstedt's Wagen mit Extrapost an. In Leipzig blieben wir einen Tag, bestiegen die Sternwarte, um von da einen Ueberblick über das Schlachtfeld vom 16. und 18. October 1813 zu haben, besuchten die Stelle, wo Poniatowsky mit seinem Pferde in die Elster gesprengt war, und — gingen auch in ein akademisches Collegium. Die Veranlassung dazu verdient eine weitere Erläuterung.

Die Stelle eines Abtes von Loccum und ersten geistlichen Mitgliedes des Consistoriums in Hannover war durch den Tod von Hoppenstedts Bruder erledigt. Wie die Regierung durch Errichtung eines Ober-Schulcollegiums ein neues Leben in das höhere Schulwesen zu bringen bemüht gewesen war, so suchte sie auch für die wichtige Stelle eines ersten Geistlichen im Königreiche einen Mann von möglichst bedeutender Persönlichkeit und selbst von Ruf in der kirchlichen Welt zu gewinnen, um in der kirchlichen Oberbehörde ein Element des lebendigen Fortschrittes zu besitzen. Dieses Streben

gereichte der Regierung zur Ehre, und Männer, wie die Minister von Arnswald und von Stralenheim, und wie der Geh. Kabinetsrath Hoppenstedt, welcher letzterer als das anregende Princip in der damaligen Zeit Hannovers betrachtet werden darf, sollen in der Geschichte des hannoverschen Landes nicht vergessen werden. Der Minister von Arnswald, als Curator der Universität Göttingen, und Hoppenstedt, als sein treuer Mitarbeiter in den Angelegenheiten der Universität, haben auch das Verdienst gehabt, Männer nach Göttingen berufen zu haben, wie ich sie in dem vorigen Kapitel als Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungscommission namhaft gemacht habe, und überhaupt die Blüte der Georgia Augusta in dem dritten und vierten Jahrzehend unseres Jahrhunderts herbeigeführt zu haben.

Nun war für die Stelle eines Abtes zu Loccum auch der Professor und Consistorialrath Grosmann in Leipzig in Vorschlag gebracht worden, und Hoppenstedt wollte die Reise nach Karlsbad benutzen, um diesen Mann persönlich kennen zu lernen und den Eindruck seines geistigen Vermögens in einem akademischen Vortrage aufzufassen. Ich begleitete ihn in Grosmanns Vorlesung, — es ist mir entfallen, welches der Gegenstand derselben war, — und wir setzten uns, nicht ohne einige verwunderte Blicke der Studenten, die uns übrigens sehr höflich einen Platz einräumten, unter die Zuhörer. Grosmann ließ sich durch unsere Anwesenheit gar nicht irre machen, sondern fuhr in seinem Vortrage in natürlich unbefangener, sehr ansprechender, Weise fort, so daß er auf uns einen durchaus günstigen Eindruck machte. Es wurden auch wirklich nachher Verhandlungen mit ihm angeknüpft, die jedoch das gewünschte Resultat nicht herbeiführten, weil Grosmann sich von seiner ihm lieb gewordenen Stellung in Leipzig nicht trennen wollte. Die Wahl des Loccumer Kapitels, welches das Wahlrecht besaß, dasselbe jedoch bei einer für das ganze Land so wichtigen Stelle selbstverständlich nicht ohne Einverständniß mit der Regierung übte, fiel darnach auf einen jüngeren inländischen Geistlichen, den Consistorialrath und Hofprediger Rupstein, der zwar nicht den ausgebreiteten Ruf Grosmanns besaß, aber durch seinen gediegenen Charakter, seinen wissenschaftlichen Standpunct, seine

Gewandtheit in Geschäften und endlich durch seinen Scharfblick in der Beurtheilung der Persönlichkeiten der Geistlichen bei Besetzung der Pfarrstellen, seinen Ruf als Mitglied des Consistoriums, der Calenbergschen Landschaft, der ersten Kammer der allgemeinen Ständeversammlung und als Verwalter des Stifts Loccum auf das Ehrenvollste ausgefüllt hat und noch ausfüllt. Ich habe den Abt Rupstein an einer früheren Stelle meinen Freund genannt; ich darf es seiner Bescheidenheit nicht zu Leide thun, hier noch mehr zu seinem Lobe zu sagen.

Ueber den Geheimen Kabinetsrath Hoppenstedt darf ich schon offner reden, da er nicht mehr unter den Lebenden ist und alle, die ihn näher gekannt haben, in mein Lob einstimmen werden. Er war eigentlich mein ältester Jugendbekannter, denn ich lernte ihn schon als sieben- oder achtjähriger Knabe in Landolfshausen kennen, indem er in dem benachbarten Dorfe Wake als Zögling in dem Hause des Pastors Steinhövel lebte und mit diesem meine Mutter in Landolfshausen besuchte, wie ich umgekehrt ihn in Wake. Doch traten wir uns eben nicht näher, weil er zwei Jahre älter und durch frühe körperliche und geistige Entwicklung mir weit voraus war. Auch in Hannover war er mir, als ich dorthin kam, so weit voraus, daß er schon in den oberen Klassen der hohen Schule saß, als ich noch Quinta und die Hofschule besuchte. Und als wir später in Prima zusammentrafen, war er schon dem Abgange auf die Universität nahe. Auch war sein Umgangskreis ein anderer, als der meinige. Gleichwohl war in uns beiden doch immer das Gefühl früher Jugendbekanntschaft lebendig geblieben und als ich im November 1829 nach Hannover wegen meiner Berufung in's Ober-Schulcollegium kam, wurden wir schnell vertrauter. Das engere Band persönlicher Neigung und Freundschaft knüpfte sich aber erst recht auf unserer gemeinsamen Reise nach Karlsbad, indem zu der gegenseitigen Achtung als gleichgesinnter Arbeiter für das öffentliche Wohl in den Geschäften des Staates auch die gewonnene Kenntniß der persönlichen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes, ja selbst der kleinen Züge und Eigenheiten hinzukam, welche die Uebereinstimmung der Charaktere

recht zum Bewußtſein bringt. Bei dem Zuſammenſitzen im Reiſewagen und dem Zuſammenleben Wand an Wand am Badeorte, — denn auch im Karlsbad wohnten wir neben einander in demſelben Hauſe, — zeigt ſich der Menſch in ſeiner natürlichen Geſtalt. Der Geſellſchaftsrock wird abgelegt und der bequemere Stubenrock angezogen, ja oft auch dieſer noch abgeworfen. — Hoppenſtedt war ein ſehr angenehmer Reiſegefährte: lebendig, mittheilſam, für alle Eindrücke offen, ohne Eigenheiten, leicht befriedigt. Das Umfaſſende ſeines Intereſſes an allen Erſcheinungen des Lebens zeigte ſich im Großen und Kleinen. Wie er in Leipzig den Profeſſor Grosmann mit lebendiger Würdigung auffaßte, das Schlachtfeld von der Sternwarte aus überſah und dabei die Erzählung des Aufſehers von ſeinen Erlebniſſen in den Tagen der Schlacht anhörte, wie er in Altenburg das Schloß auf der Höhe aufmerkſam betrachtete und ſich an den Prinzenraub über dieſe Mauern herab durch Kunz von Kauffungen erinnerte, ſo fragte er auch nach dem Namen aller Orte, durch die wir fuhren, und zeichnete ſie ſich auf; und wenn wir auf einer Station anhielten, um neue Pferde anſpannen zu laſſen, ſo ging er indes in die Straßen, betrachtete ſich die Bauart der Häuſer und blieb vor einem Kaufladen ſtehen, indem er die im Fenſter ausgeſtellten Waaren beſah und ſich freute, wenn er darunter etwas fand, was der Induſtrie dieſer Gegend eigenthümlich angehörte. Solche Züge charakteriſiren den gebornen Staatsmann mit hellem Blick und umfaſſender Umſicht. Dieſer offene Blick und dieſes umfaſſende Intereſſe war Hoppenſtedt in vorzüglichem Maße eigen und erſtreckte ſich über alle wichtigen Verhältniſſe, auch über die Erſcheinungen in der Literatur, wodurch er gerade für die Angelegenheiten der Univerſität von ſo hoher Bedeutung war. Und wohin ſein Blick nicht reichte, darüber erholte er ſich Raths bei befreundeten Lehrern der Univerſität, mit welchen er in einem ſehr ſchönen Verhältniſſe des Vertrauens ſtand. Seine Correſpondenz mit Heeren, Dahlmann, Lücke, Hugo, Bergmann, Otfried Müller, Wagner und andern würde, wenn ſie bewahrt wäre, einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geſchichte der Univerſität liefern können. Durch Männer, wie Hoppenſtedt, wo ſie

sich in einem Staate finden, welche das Vertrauen und die Achtung der vorzüglichen Männer der Wissenschaft gewinnen können, werden die Angelegenheiten der Universitäten in vorzüglicher Weise gefördert. Die Decrete von oben sind es nicht, ja nicht einmal die aufgewandten Summen, die da Leben schaffen. Uebrigens darf aber nicht vergessen werden, daß auch der Minister von Arnswald ein trefflicher Universitäts-Curator war, der noch genauer wie Hoppenstedt, den Gang der Literatur verfolgen konnte, weil er mehr freie Zeit dazu hatte und zugleich eine umfassende wissenschaftliche Bildung besaß.

Wie sehr Hoppenstedt bekümmert sein mußte, als im Januar 1831 auch in Göttingen ein unbesonnener, durch einige Privatdocenten und Advocaten angeregter, Aufstand ausbrach und Bürger und Studenten ergriff, welcher leicht den Ruin der Universität herbeiführen konnte, ist begreiflich. Doch war auch er es, der das Vertrauen des milden und edelgesinnten Vicekönigs, des Herzogs von Cambridge, besaß, der mit hochherziger Gesinnung zu der humanen Lösung der ganzen Sache wesentlich mit beitrug, nachdem durch die energischen Maßregeln der Regierung der Aufruhr schnell niedergeworfen war. Als wir nach Karlsbad fuhren, war diese Krisis überwunden und Hoppenstedts Stimmung wieder frei; wir haben sehr angenehme Wochen dort zusammen verlebt, die ausgezeichnete Umgebung recht genossen, auch mit andern hannoverschen Bekannten, die mit uns in Karlsbad waren, mehrere interessante Fahrten in die Umgegend gemacht. — Hoppenstedt bekam die Kur im Verlaufe der Zeit immer besser; mit mir ging es umgekehrt. Zuerst befand ich mich dabei sehr gut, so daß die Bekannten mich beschuldigten, ich sei nur zum Vergnügen nach Karlsbad gekommen; ich konnte rasch von den schwächeren Quellen zu den stärkeren und selbst zum Sprudel übergehen; allein dann kam ein Punct, wie auch in Wiesbaden, über welchen ich nicht hätte hinausgehen müssen. Der Magen konnte das Wasser nicht mehr verdauen und wollte überhaupt keine Speise mehr annehmen; ich mußte aufhören zu trinken, wurde fieberhaft und ängstigte mich mit dem Gedanken, meinen Reisegefährten abreisen sehen und allein zurückbleiben zu müssen. Aber mein Freund wollte mich nicht verlassen,

gab einige Tage zu, bis ich mich einigermaßen erholt hatte, und so fuhren wir über Franzesbrunnen nach Eger, besahen das Haus des Bürgermeisters und die Zimmer, in welchen Wallenstein ermordet war, und übernachteten auf dem Wege nach Baireuth in Alexandersbad, am Ausgange des Fichtelgebirges. Die merkwürdige Felsengegend lud uns ein, einen halben Tag zu verweilen und die meilenweit mit Tausenden von Felsentrümmern übersäete Waldgegend mit der Luisenburg zu besuchen. Es ging nicht anders als auf einem mit vier Ochsen bespannten und mit Strohsitzen versehenen Leiterwagen, denn der Weg ging im eigentlichen Verstande über Stock und Stein und kein Pferd hätte die Fußtritte zwischen den Felsentrümmern finden und keine Chaise mit heilen Rädern hindurchkommen können. Aber die beschwerliche Fahrt belohnte sich. Eine großartigere Trümmerwelt hatte ich selbst in der Schweiz nicht gesehen; die Wirkung eines zerstörenden Erdbebens, welches die Felsen zerrissen und im wilden Chaos über einander geworfen, zeigt sich den erstaunten Blicken, und die oft romantischen Felsengruppen, zwischen welchen die auch in den Trümmern schaffende und treibende Natur überall im Laufe der Zeit ihre grüne Vegetation durch Lücken und Spalten hervorgetrieben hat, überraschen und erfreuen das Auge wunderbar. — Ein Gericht der schönsten Waldforellen erquickte uns nach der anstrengenden Fahrt.

In Baireuth, dem ehemaligen Wohnorte Jean Paul's, verweilten wir ebenfalls so lange, um das Lustschloß Phantasie mit seinen Anlagen, in welchen Jean Paul viele seiner schönsten Naturschilderungen gedichtet hatte, zu besuchen, und eben so ließ ich es mir nicht nehmen, von Jean Paul's Grabe einige Blumen zu pflücken, denn ich wußte, daß ich damit meiner Frau ein noch angenehmeres Geschenk von meiner Reise mitbringen würde, als mit den Tischdecken und der schöngearbeiteten Schatulle, die ich in Karlsbad für sie gekauft hatte. Sie hat die Blumen auch unter ihren zahlreichen Andenken von befreundeten Menschen und lieben Orten treu aufbewahrt.

Ueber Coburg, Meiningen, Liebenstein, wo wir die merkwürdige Höhle zu besuchen nicht unterließen, und Eisenach, wo auch die Wart-

burg beſtiegen wurde, ging es nach Göttingen zurück. Ungeachtet meiner noch fortdauernden Schwäche trennte ich mich doch hier von Hoppenſtedt, um das Gymnaſium, und mit meiner Frau, die mir hier entgegenkam, auch meine Mutter in Landolfshauſen zu beſuchen. In Göttingen trafen wir auch unſere beiden älteſten Söhne, die im Herbſte 1830 von Bonn hierher gegangen waren und die Revolution im Januar, zu meiner Freude ohne alle Theilnahme an derſelben, mit erlebt hatten. Das Soldatenſpiel der Studenten hatte ſie eben ſo wenig gereizt, als politiſcher Eifer für Verbeſſerung der hannoverſchen Zuſtände, die ſie ſo gut als gar nicht kannten.

Nach Hannover zurückgekehrt fand ich auch hier in Folge der politiſchen Aufregung der Zeit große Bewegung zur Auffindung von Einrichtungen, welche die Gemüther beruhigen könnten. Man arbeitete an einem neuen Staatsgrundgeſetze; Männer wie Dahlmann und Stüve waren berufen, ihren Rath zu ertheilen; man hatte, wie ich ſchon erzählt habe, eine neue Zeitung begründet, welche die Anſichten der Menſchen berichtigen ſollte und deren Redaction Pertz übernommen hatte. Mein Intereſſe wurde natürlich in ſo weit hineingezogen, als ich dieſe Beſtrebungen mit Theilnahme verfolgte; einen unmittelbaren Einfluß hatten ſie jedoch auf meinen nächſten Wirkungskreis nicht und ich konnte ruhig an ſeiner weiteren Ausbildung fortarbeiten. Mein Verhältniß zu den an der Spitze der Geſchäfte ſtehenden Perſonen war ein durchaus günſtiges.

Der Vicekönig, Herzog von Cambridge, beehrte mich mit beſonderem Wohlwollen und förderte, wenn die letzte Entſcheidung ihm zufiel, gern die Intereſſen des höheren Schulweſens. Ich wurde oft zur Tafel und zu Abendfeſten geladen, wobei freilich die Nothwendigkeit, mich in eine Uniform zu ſtecken, mir ſehr ungewohnt, die Gelegenheit jedoch, viele der höheren Beamten, mit denen ich ſonſt nicht in nähere Berührung kam, und auch wohl angeſehene Fremde, zu ſehen, willkommen war und Veranlaſſung gab, mich ſowohl über die allgemeinen Angelegenheiten zu belehren, als auch Vorurtheile und Unkenntniß in Abſicht der neuen Schuleinrichtungen zu berichtigen.

Namentlich gaben die Maturitäts-Prüfungen, die häufig als eine Tortur für die Schüler angesehen wurden, den Stoff dazu.

Mein nächster Vorgesetzter, der Minister von Stralenheim, hat mir vom Anfange meiner Wirksamkeit an, bis zu seinem Tode im Jahre 1847 in vorzüglichem Grade sein Zutrauen geschenkt und ich fühle mich verpflichtet, dem Andenken dieses Ehrenmannes, der häufig verkannt ist, ein Wort dankbarer Anerkennung zu widmen. Zwar fehlte ihm die Höhe staatsmännischer Einsicht und die Energie des Willens, welche selbständig Neues zu schaffen oder in aufgeregten und schwer zu lenkenden Zeiten das Steuer mit fester Hand zu lenken vermag; der kräftige König Ernst August duldete ihn mehr, als daß er ihn gebrauchte; allein seine Pflichttreue, seine Gerechtigkeitsliebe, sein wohlwollendes Gemüth, sein Vertrauen auf das Bessere im Menschen, machten ihn zugänglich für jeden Rath, der das Rechte und Gute bezweckte. Die Errichtung des Ober-Schulcollegiums und einer wissenschaftlichen Prüfungs-Commission, die Erlassung eines Maturitäts-Prüfungsgesetzes und einer Prüfungsordnung für das höhere Schulamt, sichern dem Minister Stralenheim einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des hannoverschen Schulwesens. Bei meinem häufigen persönlichen Verkehr mit ihm habe ich sein Ohr immer offen gefunden für meine Anträge, sowohl in sachlichen Verhältnissen, als auch in Absicht von Personen, die ich zu fördern, oder auch vielleicht gegen unrichtige Beurtheilung in Schutz zu nehmen hatte. Er war immer geneigt, die gute Seite anzuerkennen und was man Nachtragen nennt, war ihm fern. — Ich kam auch seiner Familie nahe und wurde wegen der Lehrer für die Söhne zu Rathe gezogen, und die beiden von mir Empfohlenen, Rambke und Pabst, haben meiner Empfehlung Ehre gemacht. — Die Frau Ministerin, eine geborne v. d. Wense, war eine treffliche, nur sehr kränkliche, Frau, die mir ebenfalls viel Vertrauen schenkte und leider zu früh starb, wie ebenfalls der zweite Sohn und die beiden Töchter, von denen die älteste ein ausgezeichnetes Wesen von Tiefe des Gemüthes war.

Von meinen beiden nächsten Collegen, dem Archivrath Pertz und dem Kanzleirath von Lüpke, ihrem amtlichen Zusammenwirken mit mir und der freundschaftlichen Verbindung unserer Familien habe ich schon früher Erwähnung gethan. Durch Pertz kam ich auch in nähere Verbindung mit Dahlmann und seiner Familie. Dahlmann war dem Anscheine nach ein etwas verschlossener Charakter, da er in der gewöhnlichen Unterhaltung in der Regel wenig sprach und seine Gesichtszüge etwas sehr Ernstes hatten. Aber sein Gemüth war warm und freundschaftlichen Gefühlen offen, wenn er den andern als zuverlässig erkannt hatte; und dann hielt er fest an ihm. Seine politischen Ansichten sind bekannt. Niemand wird, wenn er auch nicht in allem mit ihm übereinstimmt, denselben den Charakter besonnener Mäßigung und einer edeln Richtung auf die dauernden Güter des bürgerlichen Gemeinwesens absprechen wollen. Ich habe mich immer sehr gut mit ihm verständigen können. Seine Frau war eine ansprechende, liebenswürdige Natur, die mit der meinigen und noch genauer mit der Frau meines Collegen Pertz befreundet wurde.

Ein jüngerer Mann, der sich unserm Kreise anschloß, war der Dr. Georg Waitz, welchen Pertz zur Hülfe an den Arbeiten für die Monumente der deutschen Geschichte des Mittelalters herangezogen hatte. Auch dieser Mann hat sich als gediegener Geschichtsforscher und Lehrer genugsam bekannt gemacht, so daß ich seiner hier nur als eines belebenden Elementes in unserm geselligen Kreise zu gedenken brauche. Sein empfänglicher Sinn, seine bedeutenden Kenntnisse und sein treffendes Urtheil verschafften ihm bald einen selbständigen Platz in unserm Freundes-Kreise, und mein persönliches Verhältniß zu ihm gestaltete sich nach und nach zu einer achtungsvollen Freundschaft, die sich bis auf den heutigen Tag unwandelbar bewährt hat. An seiner späteren Berufung nach Göttingen darf ich mir einiges Verdienst zuschreiben.

Ein anderer junger Mann, den der Archivrath Pertz zur Hülfe für die Monumente benutzte, war der Dr. Bethmann, jetziger Oberbibliothekar in Wolfenbüttel, kenntnißreich und von trefflichem Gemüthe, der sich schnell mit meinen Söhnen befreundet und über-

haupt in unserer und den uns am nächsten stehenden Familien einheimisch wurde. Er blieb jedoch nicht lange Zeit in Hannover.

Ein Mann von seltener Geisteskraft und Charaktergüte, mit welchem ich, obgleich er mit meinem nächsten Wirkungskreise nichts zu thun hatte, in nähere freundschaftliche Verbindung gekommen bin, war der schon mehrgenannte berühmte Arzt, Hofrath Stieglitz, dessen Name in der ärztlichen Welt bekannt genug ist. Aber, obwohl ich ihm auch als Arzt viel verdanke, so war mir doch der Mann von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung und lebendigem Interesse noch achtungswerther und ich habe manchen erquicklichen Abend in der Unterhaltung mit ihm und seiner sehr gebildeten Frau, die einen Kreis von interessanten Menschen um sich zu versammeln wußte, zugebracht. Des Mannes kräftige, gedankenreiche Urtheile traten mitunter auf ergötzliche Weise mit den etwas sentimental-überschwänglichen Ansichten der Frau in Contrast, ohne daß einer den andern zu seiner Ansicht zu bekehren suchte; sie mochten es oft ohne Erfolg versucht haben. Doch waren beider Naturen zu edel und zu ächt, als daß dieses ihrem innigen Verhältnisse geschadet hätte. — Was mein zweiter Sohn und ich mit ihm Stieglitz zu verdanken gehabt, wird später zur Sprache kommen. Doch mag hier der rechte Platz sein, auf den Lebensweg meiner Söhne überhaupt etwas näher einzugehen.

Die Söhne. — Daß die beiden ältesten, Rudolf und Otto, nach anderthalbjährigen Studien in Bonn im Herbste 1830 nach Göttingen gingen, habe ich berichtet. Hier bestimmte sich Rudolf für den Lehrerstand und machte Mathematik und Naturwissenschaften zu seinen Hauptstudien. Er war einer der letzten Schüler, die Thibaut ausgebildet und promoviert hat. Im Sommer 1832 machte er seine Schulamtsprüfung und im Herbste dieses Jahres trat er sein Probejahr bei dem hiesigen Lyceum an. Wir hätten ihn gern in unserer Mitte behalten; wie er schon als Knabe der Anführer und Anstifter der Spiele seiner Geschwister gewesen war, so hätten die beiden älteren Schwestern, die eben im Begriff waren, mit in unsern geselligen Kreis einzutreten, gern an ihm einen Führer gehabt. Auch

erwarb er sich die Zuneigung aller unserer Freunde durch sein heiteres, natürliches und ansprechendes Wesen. Allein er mußte sein weiteres Fortkommen suchen, und da sich die Gelegenheit darbot, daß er die mathematische Lehrerstelle an der Ritterakademie in Lüneburg erhalten konnte, so ging er schon Ostern 1833 dahin ab.

Der zweite Sohn Otto, der den ärztlichen Beruf zu seiner Lebensbestimmung gewählt hatte, begann mit den dahin einschlagenden Vorlesungen in Göttingen, hegte aber den dringenden Wunsch, noch einmal nach Bonn zurückzukehren, um besonders seine physiologischen Studien, denen er mit Vorliebe anhing, bei dem ausgezeichneten Physiologen Johannes Müller fortzusetzen. Im Herbste 1831 ging er nach Bonn, kehrte aber nach einem Jahre nach Göttingen zurück und promovierte im Herbste 1833 nach fünftehalbjährigen akademischen Studien. Da jedoch der Mediziner, wenn man das Vertrauen zu ihm fassen soll, daß ihm die Sorge für Leben und Gesundheit anderer anvertraut werden könne, viel gesehen und namentlich größere Heilanstalten besucht haben muß, so beschlossen wir, ihn nach Kopenhagen zu schicken, wo große Hospitäler und namhafte Aerzte waren, an welche ihm Stieglitz Empfehlungen mitgab, und wo er zugleich an den Verwandten meiner Frau einen Halt haben konnte. Er ging im Sommer 1834 dahin ab und hat nachher immer seinen Aufenthalt in Kopenhagen, die dortigen Anstalten und Aerzte, sowie das eigenthümlich gemüthliche Zusammenleben der dortigen Studenten, gerühmt. Mit den Verwandten, die ihn sehr lieb gewannen, schloß er eine herzliche Freundschaft. — Im Frühjahr 1835 erhielt ich unerwartet einen Brief von ihm, in welchem er meldete, daß er, wenn ich ihn läse, bereits auf der See schwimmen werde. Er habe durch einen befreundeten Schiffskapitain in Kopenhagen, gegen schiffsärztliche Dienste, freie Ueberfahrt nach England erhalten und möchte sich gern, wenn auch nur einige Wochen, in den Hospitälern Londons umsehen. Glücklich traf es sich, daß gerade zu derselben Zeit der hiesige General-Stabsarzt Spangenberg, mit welchem ich durch Stieglitz bekannt geworden war, im Begriff war, ebenfalls nach London zu reisen. Dieser nahm Geld und Briefe mit und versprach, meinem Sohne

durch ſeine Verbindung mit den Londoner Hospitalärzten behülflich zu ſein. Dadurch erreichte mein Sohn in den 6 Wochen ſeines Aufenthalts in London ſeinen Zweck und kam im Juli 1835 wohlbehalten und mit Erfahrungen bereichert nach Hannover zurück.

Aber wie nun weiter? Die Hauptſtadt war mit älteren und jüngeren Aerzten reichlich verſehen, wie ſollte ein Anfänger Anknüpfung finden? Einige Uebung gewährte die Armenpraxis, aber für ſeine ſelbſtändige Zukunft war damit nicht viel gewonnen. Da half der treffliche Stieglitz weiter. Zunächſt ermahnte er meinen Sohn, den er liebgewonnen hatte, zur Geduld und zum eifrigen Fortſtudieren; namentlich möge er die hieſige chirurgiſche Schule beſuchen und ſich in der Anatomie üben; es werde eine Zeit kommen, wo er es bedauern werde, zu wenig Muße zur wiſſenſchaftlichen Fortbildung übrig zu haben. Mein Sohn befolgte den Rath und kam dadurch in die, für ſein ganzes Leben ſo wichtige, Verbindung mit dem ausgezeichneten Anatomen, Medicinalrath Krauſe, der ſich ſeiner mit Liebe annahm und in Verbindung mit Stieglitz dahin wirkte, daß er mit einem, wenn auch kleinem, Gehalte als Proſector bei der chirurgiſchen Schule angeſtellt wurde. Nun war die Bahn gebrochen. Mein Sohn hielt Repetitionen mit den Schülern der chirurgiſchen Schule, fand bei denſelben durch ſeine Lehrgabe vorzüglichen Beifall und leiſtete mit ſeinen ſcharfen Augen dem Medicinalrath Krauſe bei mikroſkopiſchen anatomiſchen Unterſuchungen weſentliche Dienſte. Es bildete ſich ein ſchönes Verhältniß mit dieſem trefflichen Manne aus, welches ſpäter zur wirklichen Freundſchaft wurde. Auch die ärztliche Praxis gewann, wenn auch langſam, einen größeren Umfang.

Unſer dritter Sohn, Fritz, machte uns in den erſten Jahren unſeres hannoverſchen Lebens eine Zeitlang wirkliche Sorge. Er wurde im Herbſt 1830 in die Prima des Lyceums aufgenommen, und als eifriger Turner richtete er mit einer Anzahl ſeiner Mitſchüler einen Turnplatz ein, mußte das Turnen aber bald aufgeben, weil ſich bei ihm, vielleicht in Folge zu großer Anſtrengung dabei, ein Hüftleiden entwickelte. Es wurde bald ſo heftig, daß die ſtärkſten Mittel, Brennen, offene ſpaniſche Fliegen u. ſ. w. angewendet werden mußten.

Sein Schulbesuch mußte unterbrochen werden und erst im Herbste 1832 konnte er, ziemlich geheilt, die Universität beziehen. Nach dem Beispiele seiner Brüder konnte er sich von der Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen und mathematischen Beschäftigungen nicht trennen, verknüpfte jedoch damit auf meinen Wunsch auch philologische Studien bei Otfried Müller und gewann dieselben ebenfalls lieb. Diese Ausdehnung seiner Studien forderte einige Verlängerung seiner Universitätszeit; er ging noch ein Jahr nach Berlin, machte seine Schulamtsprüfung für Philologie, Mathematik und Naturwissenschaften in Göttingen, promovierte daselbst und trat in die zweite Abtheilung des pädagogischen Seminars, aus welcher er, da mein ältester Sohn aus Lüneburg abgegangen war, später in dessen Stelle als Lehrer der Mathematik und Physik an die Ritterakademie in Lüneburg berufen wurde.

Mutter und Schwester. — Unsere drei Söhne hatten vom Jahre 1830 bis 1837, theils zusammen, theils einzeln, in Göttingen gelebt, und meine gute Mutter hatte ihre Großsöhne, die ihr alle sehr lieb waren, bis zu ihrem Tode im Februar 1834, zum Troste und zur Freude in ihrem Alter recht oft bei sich gesehen. Bei dem Tode der Großmutter war aber nur der jüngste, Fritz, noch in Göttingen und hatte sie in den letzten Monaten ihres Lebens treu besucht. Sie hatte nach Gottes gnädigem Rathschlusse kein beschwerliches Alter. Zwar war ihre Gesundheit im Ganzen sehr zart und von den nach den Gesetzen der Natur mit dem höheren Alter verbundenen Schwächen blieb sie nicht verschont; allein sie konnte sich der Ruhe überlassen. Meine Schwester sorgte mit aller Liebe und Treue für ihre Pflege, und so war es mehr die Altersschwäche überhaupt, als eigentliche Krankheit, welche in ihrem 81sten Jahre ihre Auflösung sanft herbeiführte. Ich konnte mit gerührtem Danke gegen Gott ihrer Leiche folgen. Und sie verdiente ein so sanftes Ende. Es war eine reine, fromme, liebreiche Seele, erfüllt von Güte gegen alle Menschen, die ihr irgend nahe standen, sei es durch die Ordnung des Blutes, sei es durch die Fügungen des Lebens, und in ihrem Dorfe, in welchem sie, wenn auch mit Unterbrechungen, 57 Jahre

lang gelebt hatte, genoß ſie die allgemeinſte Liebe und Achtung der Menſchen. Ihr Sinn war, obgleich ſie nach einer ſehr ſtillen und einfachen Jugend ihr ganzes übriges Leben auf dem Lande zugebracht hatte, offen für geiſtige Anregungen, ihre Briefe zeugten von einem feinen Gefühle, ſelbſt für die Form des Gedankenausdrucks.

Meine gute Schweſter war durch den Tod der Mutter recht vereinſamt, aber ſie hatte ſich ſo in die Verhältniſſe des Landlebens eingelebt, daß ſie allen Verſuchen, ſie zu uns nach Hannover zu ziehen, kein Gehör gab. Sie hatte ſchon angefangen, ſich einen Wirkungskreis in ihrem Geburtsorte zu bilden, auch außer ihrem kleinen Haushalte. Mit den Verhältniſſen vieler Familien des Dorfes bekannt, ertheilte ſie gern Rath, der auch gern angenommen wurde, denn ſie hatte einen richtigen Blick, ein geſundes Urtheil und einen ſehr regen Willen für das Rechte und Gute. Beſondere Freude hatte ſie daran, ſtreitende Parteien zu verſöhnen, namentlich den geſtörten Frieden in Familien herzuſtellen. Sie war gleichſam ein zweiter Seelſorger neben dem Pfarrer. Als ſie einſt zu uns zum Beſuche nach Hannover kam, hielt ſie die im voraus beſtimmte Zeit nicht aus; nach 8 oder 10 Tagen kam ſie auf meine Stube: „Fritz, ich muß wieder zu Hauſe, ich kann es hier nicht länger aushalten; ich komme mir hier vor, wie in Sodom und Gomorra; ich muß wieder zu meinen armen Leuten in Landolfshauſen.“ Der Luxus, den ſie hier ſah, wenn auch nicht in meinem Hauſe, die ſeidenen Möbeln und goldenen Leiſten der Tapeten, die brillanten Galanterieläden mit großen Spiegelfenſtern und hinter dieſen faſt lauter Luxuswaaren, die der einfache Menſch entbehren kann, — das alles kam ihr ſündlich vor, ſo lange daneben Hunger und Armuth unter den Menſchen einheimiſch ſei. Sie reiſte auch wirklich des anderen Tages ab und lebt noch, in ihrem 81ſten Jahre, in ihrem kleinen Witwenhauſe in Landolfshauſen, thut Gutes mit Wort und That und freut ſich, wenn ſie einem Menſchen äußerlich geholfen und innerlich auf einen beſſern Weg gebracht hat. Dabei iſt ihr geiſtiges Intereſſe aber keineswegs auf dieſen engen Kreis eingeſchränkt, vielmehr umfaßt dasſelbe die großen, wie die kleinen Weltbegebenheiten mit großer Lebhaftigkeit,

und unſer Briefwechſel ſowohl, als die mündlichen Unterredungen, wenn ich ſie mit einem Theil der Meinigen beſuche, was bis auf das letzte Jahr faſt jährlich geſchehen iſt, berühren häufig die wichtigſten Fragen der Zeit.

Die Töchter. — Unſere Töchter kamen, die älteſte mit $13\frac{1}{2}$, die zweite mit 12 Jahren, und die beiden folgenden nach längeren Zwiſchenräumen mit 9 und beinahe 6 Jahren, nach Hannover. Eine öffentliche höhere Töchterſchule gab es noch nicht, ich mußte ihnen den nöthigen Unterricht durch Privatlehrer ertheilen laſſen. Sie fanden dazu, wie in Münſter in den Bernuth'ſchen Töchtern, ſo in Hannover in denen des Langerfeld'ſchen Hauſes und in einigen anderen Familien, Gefährtinnen. Die Privatinſtitute habe ich für meine Kinder nicht geliebt, obgleich Hannover deren recht achtungswerthe gehabt hat und noch hat. Indem darin, des hohen Schulgeldes wegen, faſt nur die Töchter der wohlhabendſten Familien zuſammenkommen, ſo trägt ſich leicht der verwöhnte Sinn, der in manchen derſelben herrſcht, die Ueberſchätzung der Aeußerlichkeiten, Eitelkeit und Hochmuth, in die Einwirkung der Kinder auf einander über. Der Sinn der Familien, in welchen meine Töchter ihre Freundinnen und Unterrichtsgenoſſinnen hatten, theilten unſere Liebe für das Einfache und Natürliche. Freilich haben meine Töchter manches von dem, was ich Luxusartikel im weiblichen Unterrichte nennen möchte, nicht mitbekommen, dafür habe ich aber die Genugthuung gehabt, daß ſie, in dem Gefühle wenig zu wiſſen, einen lebendigen Trieb zum Wiſſen behalten haben und auch in ihrem reiferen Alter mit Freude jede Gelegenheit benutzten und noch benutzen, wodurch ſie ihren Geſichtskreis erweitern können.

Für muſikaliſchen Unterricht habe ich die Ausgaben nicht geſcheut, da Klavierſpiel und Geſang eine unverſiegbare Quelle des edelſten Genuſſes für den Ausübenden und den Hörer darbieten, und ich mag es nicht unterlaſſen hier einer gründlichen Lehrerin mit dankbarer Anerkennung zu gedenken, welche bei meinen Töchtern den Grund zu ihrer muſikaliſchen Bildung gelegt hat, der Fräulein Tiek nemlich, die ihnen 5 Jahre lang Unterricht ertheilt hat, der nur dadurch unterbrochen wurde, daß ſie von hier nach Göttingen zog. Sie hatte eine

gründliche Methode und einen geläuterten Geschmack für gediegene Musik.

Als die Zeit der Confirmation für die beiden ältesten Töchter herankam, gab ich sie in den Unterricht des Consistorialraths und ersten Hofpredigers Dr. Leopold; ich gehörte damals mit meiner Familie zu der Schloßkirche, in welcher ich selbst confirmiert war. Dieser treue Seelsorger unterrichtete sie in schlichter und unverfälschter Weise in Gottes reinem Worte und ist 30 Jahre hindurch unser Beichtvater gewesen, hat die vier Töchter confirmiert und drei derselben, so wie unsern zweiten Sohn, ehelich eingesegnet.

Mit dem Heranwachsen der Töchter nimmt das häusliche und gesellige Leben eine etwas veränderte Gestalt an, namentlich wenn neben den 17- und 18jährigen Schwestern ein älterer Bruder steht, wie unser junger Arzt. Das jüngere Element gelangt in geselliger Beziehung zu einer Art Mitherrschaft, ja nimmt wohl selbst die Zügel in die Hand, insofern die Entwürfe zu Partieen in und außer dem Hause von ihm ausgehen und den Eltern so plausibel gemacht werden, daß diese ihr Ja nicht versagen können. Die Jungen müssen ja auch die Altersgenossen zusammenbringen, Wege und Bestellungen ausrichten, für unterhaltende Spiele sorgen und dergleichen mehr. Ich gestehe, daß wir Eltern ihnen schon deshalb diese Sorgen überließen, weil es so bequemer war, und eben so gern gestehe ich, daß ich mich der jugendlichen Heiterkeit des Kreises, der sich so um uns Eltern bildete, mit meiner Frau herzlich gefreut habe, daß wir mit der Jugend wieder jung geworden, in dem Maße, wie sich unser beider Gesundheit wieder befestigte; und das that sie in erfreulichster Weise. In den ersten Jahren, nachdem wir in Hannover angekommen waren, durften wir unsern Kräften nur sehr mäßige Spaziergänge zumuthen; wenn es etwas weiter ging, so mußte ein Wagen zu Hülfe genommen werden, ja, ich erinnere mich noch lebhaft der niederschlagenden Empfindung, daß ich nie wieder im stande sein würde, den Weg nach dem Steuerndiebe, wo wir uns so gern mit den Kindern aufhielten, zu Fuße zu machen. Und kaum waren die ersten 3 oder 4 Jahre unseres hiesigen Lebens verflossen, als wir es versuchten und

mit wirklich erhebenden Gefühlen vollbrachten, dieſen, eine gute Stunde weiten Weg, ohne übermäßige Ermüdung hin und zurück zu gehen.

Dieſer Steuerndieb, in deſſen Fenſterſcheiben mein 50jähriger Wahlſpruch ſtand, war und blieb unſer Lieblingsort, und unſere nächſten Freunde ſchloſſen ſich unſern Beſuchen desſelben gern an. Es kam dahin, daß regelmäßige Nachmittage zur Zuſammenkunft daſelbſt verabredet wurden. Die Jugend unterhielt ſich, wenn das Blumenſuchen beendigt war, mit Ringwerfen, Bäumchenlaufen und dergleichen, und wenn der Abend ſchön war, ſo konnte man ſich häufig zur Heimkehr mit Sonnenuntergang nicht entſchließen. Stieg doch auch der ſchöne Vollmond zu gleicher Zeit am Himmel auf. Es wurde ſchnell Pfannkuchen und Salat beſtellt und die geſellige Freude noch bis 10 Uhr und wohl darüber verlängert. — Eine höchſt erfreuliche Zugabe zu dem Behagen, welches ſchon das bloße Zuſammenſein frohgeſtimmter Menſchen mit ſich brachte, war der Geſang eines Männerquartetts, zu welchem unſer Otto ſich mit drei ſeiner Freunde, Bernhard Hausmann, dem Advocaten Reinhold und dem Maler Oſterwald, vereinigt hatte. Der vierſtimmige Männergeſang, der in den dreißiger Jahren recht in Gang kam und durch die Liedertafeln im Großen ausgebildet wurde, hat einen eignen Reiz, weil die Stimmen ſo nahe zuſammenliegen und nicht durch den hohen Discant der weiblichen Stimmen ſo weit auseinandergezogen werden, daß das Ohr ſie nicht mehr ſo gut vereinigen kann. Wenigſtens iſt mir, als ich zum erſten Male den Geſang einer Liedertafel gehört habe, ſo zu Muthe geweſen, als hörte ich etwas ganz Neues, Ergreifendes, ſich gleichſam unwiderſtehlich in mein Ohr Einſchmiegendes. Und wenn nun in der Stille der Nacht, beim magiſchen Lichte des Mondes, auf dem Rückwege vom Steuerndiebe die gut eingeſungenen jungen Männer ſich unter dem hohen Dome der mit ihren oberen Zweigen ſich gegeneinander neigenden Buchen zuſammenſtellten und ihre Lieder ſangen: „Ich geh' noch Abends ſpät vorbei", oder „Weit über's Meer", oder „das Aennchen von Tara", oder „den Kameraden" von Uhland, oder auch das ſchöne: „integer vitae" und zur Abwechslung

das komiſche Käferlied, — ſo ging Allen das Herz auf und den Aelteren war es, als kehre die Jugend noch einmal in dasſelbe zurück. Und neben dem Mondlichte, welches die weißen Buchenſtämme beleuchtete, ſchienen heimlich aus den Büſchen und Gräſern zur Seite des Weges von unten die Sternchen der Johanniswürmchen herauf.

Als der Sommer vorbei war, wollten die Theilnehmer der Steuerndiebsgeſellſchaft ſich nicht zur Ruhe begeben; wenn das Eis die Gräben der Eilenriede bedeckte, ſo wurden Schlittenpartieen verabredet; die jungen rüſtigen Schlittſchuhläufer fuhren die Damen, beſtellte Schlittenvermiether die älteren Herren, und auf dem Steuerndiebe wurden Mittags- und Abendeſſen gehalten. Abends wurden für die älteren Perſonen Wagen beſtellt, die Jugend wanderte, wenn der Himmel dunkel war, bei Laternenſchein durch den entlaubten Wald zurück. Die Theilnehmer waren faſt ſämmtlich ſehr nahe mit einander befreundet, ſo daß der heiterſte und ungezwungenſte Ton herrſchte und jeder frohe Gedanke bereiten Anklang fand. Ich habe vielen geſelligen Vereinen in meinem Leben beigewohnt, aber keinem, der ſo natürlich heiter und erquicklich geweſen wäre, als dieſer, und alle damaligen Theilnehmer, ſo viele ihrer noch unter den Lebenden ſind, werden dieſelbe Erinnerung daran haben. Es waren die Familien von Lüpke, Pertz, Finanzrath Ubbelohde, Legationsrath Haaſe, Director Tellkampf, die oben genannten Quartett-Freunde meines Sohnes, der Dr. Waitz, Dr. Bethmann, die Gebrüder Küſter, die Gebrüder Siemens, der Stadtſecretair Meißner, der Aſſeſſor Ubbelohde, nachher auch der Kanzleirath Albrecht mit ſeiner Frau und deren Schweſter, endlich die Töchter der oben genannten Familien, ſo wie ſie zur Theilnahme an dieſen Geſellſchaften heranwuchſen.

Mein Sohn war meiſtens der Anſtifter der nicht im voraus verabredeten Partieen, und da er nicht wohl in ſeinem eignen Namen dazu auffordern konnte, ſo gebrauchte er den ſeines Vaters dazu, und ſo kam ich nach und nach zu der Ehre, der Steuerndiebsvater genannt zu werden. Die Kunde von unſerer Geſellſchaft war ſo allgemein, daß ſogar der König Ernſt Auguſt, der ſich gern von dem Leben und Treiben ſeiner Hannoveraner erzählen ließ, davon wußte; und als ich

einſt in einer Sitzung des Staatsraths wegen Unwohlſeins fehlte, ſagte er in ſeiner ſcherzhaften Weiſe zu ſeinem Nachbar, dem Miniſter Strahlenheim: „Ihr Ober-Schulrath iſt gewiß geſtern Abend auf dem Steuerndiebe geweſen und hat ſich auf dem Rückwege in der Nacht erkältet.“

Bald entwickelten ſich aus dieſem geſelligen Zuſammenſein aber auch ernſthaftere Verhältniſſe; es erfolgten Verlobungen: die meines Sohnes mit der Nichte des Legationsraths Haaſe, Tochter der verwitweten Hauptmannin Schäffer; meiner zweiten Tochter mit dem Advocaten Reinhold; des Secretärs Meißner mit der Schweſter der Kanzleiräthin Albrecht, geborene Giſſenich; des Aſſeſſors Ubbelohde mit ſeiner Couſine, der Tochter des Finanzraths Ubbelohde. Ich erinnerte mich von Neuem daran, wie ſich die alte an die neue Zeit gerade an dieſem Orte berührte, denn vor mehr als 60 Jahren hatte ſich hier mein ſeliger Vater mit meiner Mutter verlobt.

Die Heirathen. — Mit dieſen, ich ſage nicht proſaiſchen, aber doch an ernſten Ueberlegungen folgereichen, Entwickelungen verſchwand der poetiſche Duft und die Blütezeit unſeres Steuerndiebs-Lebens nach und nach immer mehr; die alte Unbefangenheit wollte nicht zurückkehren. Der Steuerndiebsvater ſollte doppelter Schwiegervater werden und für die Ausſteuer ſeiner Tochter und das Fortkommen ſeines Sohnes ſorgen helfen; und hier zunächſt muß ich wieder zu einer andern Region übergehen, von welcher aus mir die letztere Sorge auf eine ſehr dankenswerthe Weiſe erleichtert wurde.

Ich habe ſo eben des Königs Ernſt Auguſt gedacht, der im Jahre 1837 nach dem Tode ſeines Bruders Wilhelm IV. Herrſcher des ſelbſtändigen Königreichs Hannover geworden war. Mit ihm und ſeiner erhabenen Gemahlin, der Königin Friederike, kam auch meine Couſine, die Geheimräthin Kohlrauſch, nach Hannover. Sie hatte keine Art officieller Stellung am Hofe und war doch ſehr eng mit der königlichen Familie verbunden; man bezeichnete ſie mit Recht als Freundin der Königin. Während der Herzog von Cumberland in Berlin lebte, war der Geheimrath Kohlrauſch Arzt des Hauſes geweſen. Der einzige Sohn desſelben, faſt gleichalterig mit

dem einzigen Sohne des herzoglichen Paares, war als Gespiele zu demselben herangezogen worden, und der Prinz hatte diesen Gespielen seiner Jugend lieb gewonnen. Dieses Verhältniß führte auch die Mütter zusammen, und es bildete ein sehr nahes Verhältniß zwischen ihnen, als die Herzogin, während der Herzog in England abwesend war, in ein heftiges Nervenfieber verfiel und die Geheimräthin Kohlrausch als treue Pflegerin Tag und Nacht an ihrem Bette wachte. In den Stunden, wo der Tod nahe vor die Seele tritt, schwindet der Unterschied des Standes aus dem Bewußtsein und der Mensch offenbart dem Menschen, dem er vertraut, sein ganzes Herz. Die beiden Frauen blieben für ihr ganzes Leben eng verbunden. Und meine Cousine verdiente die Zuneigung und das Vertrauen der edeln Königin nicht nur durch ihre eigne hingebende Liebe, ihre Verschwiegenheit und taktvolle Zurückhaltung, sondern auch durch die vorzüglichen Eigenschaften ihres Geistes, ihre vielseitige Bildung und Empfänglichkeit, neben einer Gewandtheit der Feder, welche sie zur Privat-Secretärin der Königin vorzüglich geeignet machte. Sie war in der That keine gewöhnliche Frau; ihre Kenntnisse in den Naturwissenschaften, namentlich in der Botanik, waren selbst von Sachkennern anerkannt. Ihr Gemüth war für Freundschaft, auch neben ihrer Anhänglichkeit an die Königin, sehr empfänglich, und da sie außer der königlichen Umgebung keinen Anknüpfungspunct hier hatte, als mit mir und meiner Familie, so schloß sie sich uns mit Vertrauen an und nahm herzlichen Antheil an unseren Familienangelegenheiten. Eine Gelegenheit zur Bethätigung desselben gab die Verlobung meines Sohnes. Die Aussicht auf Verheirathung lag ziemlich fern, da er neben dem kleinen Gehalte von der Chirurgenschule noch keine ausreichende Einnahme hatte; die Praxis war erst im Werden. Nun wurde im Herbste 1840 die Stelle eines zweiten Hofchirurgus frei. Die Leibärzte Stieglitz und Spangenberg empfahlen meinen Sohn zu derselben; allein es war eine Stelle, die bloß das königliche Vertrauen vergab, und es läßt sich denken, daß sich viele Bewerber fanden, von denen manche, die schon ärztlichen Ruf besaßen, hohe Fürsprache hatten. Da vereinigte sich unsere Cousine mit den Leibärzten, deren

Urtheil Bürgschaft für die Tüchtigkeit meines Sohnes gab, sprach für denselben bei dem Könige und der Königin, und die letztere, die mir und den Meinigen nach dem Bilde, welches meine Cousine ihr von uns gegeben hatte, ebenfalls ihr hohes Wohlwollen schenkte, wußte es mit dem zarten Gefühle, welches ihr eigen war, so einzuleiten, daß die Entscheidung gerade am Tage vor Weihnachten getroffen wurde, und daß meine Cousine uns die Nachricht als ein Weihnachtsgeschenk bringen durfte. Ich sehe diese noch ganz außer Athem, mit von der Eile geröthetem Gesichte und Thränen der Freude in den Augen, in meine Thür treten, um mir die frohe Nachricht mitzutheilen. Sie brachte uns in der That eine Weihnachtsfreude, und ihr warmes menschliches Gefühl erhöhte den Werth derselben. — Im Sommer 1841 erfolgte meines Sohnes Hochzeit.

Leider sollten wir bald mit Sorge um die treffliche Frau erfüllt werden. In eben diesem Sommer erkrankte die Königin, und ihre Krankheit wurde bedenklich. Die Geheimeräthin Kohlrausch, deren Gesundheit auch schon schwankend war, wollte nicht von ihrem Bette weichen, verzehrte aber dabei ihre eigenen Kräfte. Am 29. Juni starb ihre geliebte Königin, und die Trauer über diesen Verlust gab der Freundin den letzten Stoß. Im Frühjahr 1842 wollte sie ihre Schwester, die Hofräthin Parthey in Berlin, noch einmal sehen; sie konnte aber nicht ohne sorgsame und umsichtige Begleitung die Reise unternehmen; da ließ der König meinen Sohn auffordern, sie zu begleiten. Dies geschah jedoch in einem Augenblicke, wo dessen eigne Frau an einer gefährlichen Krankheit niederlag; deshalb erbot sich meine Frau, die Reise nach Berlin und zurück mit unserer Cousine zu übernehmen, und auf den dringenden Wunsch der letztern gestattete es der König. Die Reise ging glücklich vorüber, aber der Zustand der Kranken verschlimmerte sich unaufhaltsam. Mein Sohn behandelte sie als Arzt mit der größten Sorgfalt, allein den Tod konnte er nicht abwenden; sie folgte der königlichen Freundin im November 1843. Der König Ernst August hat ihr auf dem altstädter Kirchhofe, wo sie begraben liegt, einen Grabstein mit einer anerkennenden Inschrift setzen lassen.

Den Sohn, den der König aus dem preußiſchen in den hieſigen Militärdienſt herübergenommen hatte, empfahl die Mutter meiner verwandtſchaftlichen Fürſorge, und ich übernahm dieſelbe gern für den Jüngling, den ich liebgewonnen hatte und der ſich mit Vertrauen an mich anſchloß. Es ſind ſeitdem faſt 20 Jahre verfloſſen, unſere freundſchaftliche Verbindung hat ſich ungeſtört erhalten. Dieſer Sohn iſt nicht nur ſeitdem als Flügeladjudant unſerm Könige Georg V. dienſtlich nahe geſtellt, ſondern hat auch die innige Anhänglichkeit des Gemüthes, die er ſchon als Knabe empfunden, für ſeinen König feſt und treu bewahrt.

In unſerer Familie erfolgte ein Jahr ſpäter, im Juni 1843, die Verheirathung unſerer Tochter Auguſte mit Reinhold, der indes die Stelle eines Secretärs bei dem hieſigen Conſiſtorium erhalten hatte.

Zur Vervollſtändigung der Heirathsgeſchichten unſerer Kinder muß ich auch zu unſerm älteſten Sohne Rudolf zurückkehren, der ſchon 6 Jahre früher als ſein Bruder in den Hafen der Ehe eingelaufen war. Als ich im Jahre 1835 auf meiner Inſpectionsreiſe nach Lüneburg kam, fand ich ihn in einer ungewöhnlichen Aufregung und er offenbarte mir ſogleich, ich müſſe für ihn, neben meiner Schulinſpection, auch das Geſchäft eines Brautwerbers übernehmen. Die zweite Tochter des Apothekers Dempwolff hatte ſein Herz gewonnen, er hatte aber mit einer Bewerbung gewartet, bis er eine geſicherte Stellung anbieten konnte, denn als Hofmeiſter bei der Ritterakademie, der mitten unter den Zöglingen wohnen mußte, konnte er ſchon deshalb nicht an's Heirathen denken. Daher hatte er eine Aufforderung der heſſiſchen Regierung in öffentlichen Blättern benutzend ſich zu der mathematiſchen Lehrerſtelle am Gymnaſium in Rinteln gemeldet. Ich war nicht dagegen geweſen, denn für einen Ober-Schulrath iſt ein Sohn als Lehrer in ſeinem Wirkungskreiſe keine eben angenehme Zugabe. Rückt der Sohn raſch vorwärts, ſo kommt leicht die Unparteilichkeit des Vaters in Verdacht, geſchieht jenes nach der Meinung des Sohnes nicht ſchnell genug, ſo ſchieben er und die Mutter und die Schweſtern leicht dem Vater die Schuld zu, der aus über-

großer Gewiſſenhaftigkeit zu wenig für den Sohn thue. Und da mein dritter Sohn ſich auch dem Schulſtande widmete, ſo hätte ich zwei Söhne unter meinen Lehrern gehabt. Gerade vor meiner Ankunft in Lüneburg war die günſtige Entſcheidung aus Kaſſel gekommen und das ſah mein Sohn als einen Fingerzeig an, daß ich nun das Werk vollenden müſſe, und zwar im Laufe der nächſten Tage. Auf meine Frage, ob er denn aber irgend Beweiſe von Gegenneigung ſeiner Erwählten habe, erwiederte er mit Nein; der Vater habe ihn immer fern zu halten gewußt, der ſei ſehr zurückhaltend mit ſeinen Töchtern. „Ich kenne aber weder den Vater, noch die Tochter und ſoll in den paar Tagen meines Lüneburger Aufenthalts ſo mit der Thür in's Haus fallen? Ich muß doch erſt beide einigermaßen kennen lernen.“ — „Du ſollſt ſie beide morgen kennen lernen; du wirſt in eine Geſellſchaft gebeten, wo ſie beide ſein werden.“ — Der ſchlaue Geſelle hatte ſich bei der Tante des Mädchens einzuſchmeicheln gewußt, ihr ſein Herz geöffnet und mit ihr verabredet, daß ſie, wenn ich nach Lüneburg käme, eine Geſellſchaft geben und mich mit ihren Verwandten einladen ſollte. So geſchah es und die kluge Tante wußte es ſo einzurichten, daß ich mich mit dem Vater unterhalten mußte und bei Tiſch neben der Tochter zu ſitzen kam, um ſie kennen zu lernen. Es wurde Muſik gemacht und mein Sohn ſang ſeine Bravourarie, den Erlkönig von Schubert, mit allgemeinem Beifall, auch, wie man wohl bemerken konnte, ſeiner Auserwählten. Uebrigens hielt er ſich ganz im Hintergrunde, um keinen Verdacht zu erregen und mir freie Hand zu laſſen. Es wurde ſpät. Als wir in der Nacht zuſammen zu Hauſe gingen, wollte er durchaus wiſſen, wie mir Marie Dempwolff gefallen habe und ob ich für ihn wirken wolle. Ich mußte ſeine große Hitze mit der Bemerkung abkühlen, daß man einen Menſchen aus einem Tiſchgeſpräche noch nicht kennen lernen könne und daß ich noch erſt mehr von ihr ſehen und hören müßte. Er ſchwieg verſtimmt und wir trennten uns. — Als ich am andern Morgen nach einer kurzen Ruhe, oder vielmehr Unruhe mit etwas Schlaf vermiſcht, um 7 Uhr zur Inſpection nach dem Johanneum ging und da an der Dempwolff'ſchen Apotheke vorbeikam, ſtand die Urſache meiner

Unruhe ſchon ganz angezogen am Fenſter der unteren Wohnſtube und grüßte mich faſt als einen alten Bekannten auf's Freundlichſte. Der ſehr genaue Vater hatte ſeine Töchter, die abwechſelnd das Frühſtück beſorgen mußten, gewöhnt früh aufzuſtehen und gleich angezogen zu ſein. Ich geſtehe, daß dieſer Anblick und die freundliche Miene des Mädchens mich mehr für ſie einnahm, als das Geſellſchafts-Geſicht und Geſpräch vom vorigen Abend.

Um 11 Uhr ging ich aus dem Johanneum zur Ritterakademie, um dort noch ein paar Lectionen beizuwohnen. Als ich in meines Sohnes Zimmer trat, kam er mir mit zwei vollgeſchenkten Weingläſern entgegen und forderte mich auf, auf die Geſundheit von Marie Dempwolff zu trinken, die hoffentlich ſeine Braut würde. Dies that er mit ſolcher Zuverſicht, daß ich ſtutzte und fragte, was vorgefallen ſei. Da beichtete er denn, er ſei, nachdem wir uns in der Nacht getrennt hätten, in der größten Bewegung mehrere Stunden auf dem Hofe der Ritterakademie umhergelaufen und habe am Ende den Entſchluß gefaßt, der Ungewißheit auf irgend eine Weiſe ein Ende zu machen. Sobald es irgend ſchicklich geweſen, ſei er zu der gutmüthigen Tante gegangen und habe ſie dringend gebeten, ihm eine Zuſammenkunft mit Marie zu verſchaffen, und wie denn das Herz einer Tante oft ein ſehr weiches iſt, ſo willigte ſie ein, die Nichte unter irgend einem Vorwande zu ſich rufen zu laſſen. Daß dieſe nicht ſo ganz unvorbereitet auf eine Kataſtrophe dieſer Art war, hatte ich ihrem Gruße am Morgen um 7 Uhr ſchon angeſehen; der Sturm auf ihr Gefühl hatte mit einem: „Sprechen Sie mit meinem Vater“ geendigt. Wie konnte ich mich nun noch weigern, ſtatt ſeiner mit dem Vater zu reden. Der hatte allerdings den heirathsunfähigen, 25jährigen Hofmeiſter der Ritterakademie von ſeiner Tochter abgehalten, jetzt war die Sache aber durch die Anſtellung in Rinteln verändert; indes wurde doch zuerſt die Jugend meines Sohnes, noch nicht 26 Jahre, und die der Tochter, 18 Jahre, und dann die Abweſenheit der Mutter im Bade zu Ems, welche doch auch ihr Wort dazu geben müſſe, als Grund eines Aufſchubes der Entſcheidung angeführt. Ich mußte Friſt geſtatten, bis eine Antwort von Ems angekommen ſei, und

reiſte indes zur Inſpection nach Harburg und Stade, um bei meiner Rückkunft weiteren Beſcheid zu hören. Der lautete denn auch in ſo weit günſtig, daß die Tochter mit mir der Mutter bis Hannover entgegenreiſen durfte. Dieſe kam von Ems, die Mütter und die künftigen Schwiegerinnen lernten ſich kennen, und der Beſchluß war, daß die jungen Leute zwar ihren Willen haben, aber noch 2 Jahre warten ſollten, bis Marie 20 Jahre alt ſei. Mein Sohn trat gleich im Herbſte ſein Amt in Rinteln an und die Braut lebte den Winter von 1835 auf 1836 bei uns in Hannover, wohin denn mein Sohn natürlich in den Weihnachts- und Oſterferien auch kam. Oſtern kehrte Marie nach Lüneburg zurück, aber ſchon im Herbſte wurde beiden ein Jahr ihres Alters geſchenkt und die neue Haushaltung in Rinteln eingerichtet. Als mein zweiter Sohn im Sommer 1842 heirathete, hatte der ältere ſchon eine Tochter und zwei Söhne, wodurch es möglich geworden iſt, daß ich durch ſeine älteſte Tochter im 82ſten Jahre zu der Würde eines Urgroßvaters gelangt bin.

Meine geneigten Leſer wollen nicht ungehalten darüber werden, daß ich eine Heirathsgeſchichte, wie deren Tauſende in der Welt vorkommen, ſo ausführlich erzählt habe. Aber ich rechne eben bei dem Niederſchreiben meiner Lebenserinnerungen auf ſolche wohlwollende Leſer, die nicht bloß den Ober-Schulrath in ſeinem Amtskleide, ſondern auch den Menſchen und Familienvater kennen lernen wollen. Auch hat ſich mein guter, leider mir vorangegangener, Sohn in den Kreiſen, in welchen er in Hannover, Lüneburg, Rinteln, Kaſſel, Marburg und Erlangen gelebt hat, viele Freunde erworben, welche in ſeiner faſt ſtürmiſchen Brautwerbung den lebhaften, raſchen und offnen Charakter wiedererkennen werden, welcher ihm ihre eigene Neigung erworben hat. Und ſein Takt hatte ihn richtig geleitet; er gewann eine Lebensgefährtin, mit welcher er 22 Jahre in einer glücklichen Ehe verlebt, die alle Sorgen ſeines nicht immer leichten Lebens treu mit ihm getheilt und ihm 8 Kinder geboren hat, an welchen er, ſo lange er unter ihnen war, ſeine beſte Freude gehabt hat.

Die vierte Heirath im Kreiſe meiner Kinder war 10 Jahre nach der erſten, im Jahre 1846, da meine älteſte Tochter den Advocater

Dr. Schäffer, Bruder der Frau meines zweiten Sohnes, heirathete, einen talentvollen, begabten Mann von liebenswürdigem Charakter, aber leider von sehr schwacher Gesundheit. Doch war eine so rasche Entwicklung des versteckten Brustübels, welches, da die kritischen Jahre vorüber waren, überwunden zu sein schien, nicht vorauszusehen; allein es brach bald nach der Verheirathung wieder aus und trotz der treuesten Pflege starb er schon im ersten Jahre der Ehe zu unser Aller großem Schmerze. Die Witwe, die kinderlos geblieben, kehrte in das väterliche Haus zurück.

Durch die Verheirathung dreier meiner Kinder in vielverzweigte hannoversche Familien war unser Umgangskreis bedeutend erweitert, besonders trat uns der Stadtsyndicus Evers mit Frau und Töchtern näher und nahm auch an unsern Leseabenden theil, die wir schon längere Zeit mit unsern nächsten Freunden gehalten hatten. Da sind die Nibelungen, die Frithiofssage, die Makkamen des Hariri, Sakontala, Nal und Damajanti, eine Reihe von Dramen des Shakespeare, Calderon und unserer ersten Dichter zum großen Genusse der Theilnehmenden gelesen. Eine besonders günstige Zugabe war es, als Karl Holtey in Hannover erschien und neben seinen öffentlichen Vorlesungen auch in unserm Leseverein bei Evers uns den Genuß verschaffte, einige Shakespeare'sche Stücke mit komischen Scenen vorzulesen, worin er Meister war. Wie wurden wir in die Zeit Immermanns versetzt, nur daß Holtey es doch durch jahrelange Uebung zu einer noch vollendeteren Durchführung gebracht hatte.

Eine größere gesellige Vereinigung, die sogenannte philharmonische Gesellschaft, von dem Legationsrath Haase und dem jetzigen Oberbaurath Hausmann gestiftet, gab Gelegenheit Musik vorzutragen und zu hören, und so auch für meine Töchter den Antrieb, ihre musikalischen Uebungen mit Eifer fortzusetzen. Es wurden Concerte für einzelne Instrumente, Quartette für Streichinstrumente, viele Chöre aus Opern und Oratorien, zur großen Freude der Mitwirkenden und Hörenden ausgeführt. Meine Töchter haben in einigen für mehrere Flügel gesetzten Musikstücken mitgespielt. An die musikalischen Aufführungen schloß sich ein einfach eingerichtetes Abendessen

und meiſtens auch ein Ball an, der nicht zu ſpät in die Nacht dauerte. Die Geſellſchaft, zu welcher ſich viele befreundete Familien verbunden hatten, war von einem angenehmen, natürlich frohen Geiſte beſeelt; ſie lebt noch in der Erinnerung vieler Theilnehmer fort.

Einen Verluſt erlitt unſer Freundeskreis im Jahre 1842 durch den Abgang des Archivraths Pertz als Oberbibliothekar nach Berlin. Der größere Wirkungskreis und die reichen Hülfsmittel für ſeine hiſtoriſchen Arbeiten zogen ihn dorthin. Ich verlor zugleich an ihm einen ſehr unterrichteten Collegen, der mit ſcharfem Urtheile die wiſſenſchaftliche Seite unſeres Geſchäftskreiſes umfaßte, und zugleich einen wirklichen Freund, der mit gemüthlicher Theilnahme mein und der Meinigen Wohl am Herzen trug, meine Frau aber an der ſeinigen eine Freundin, wie ſie deren nicht viele im Leben gehabt hat. Es war ein ſchönes Verhältniß zwiſchen ihnen. Als jüngere Frau und geborne Ausländerin nahm ſie häufig meiner Frauen Rath und Beiſtand in Anſpruch und gab dagegen durch ihr reiches Gemüth und ihre naive Originalität ſo viel wieder zurück, daß keine wußte, welche die Gebende und die Nehmende war. Leider hat ſie das Leben ihres Mannes nicht lange mehr verſchönert, wie ſie es von Anfang an gethan hatte, ſondern ſtarb an einer Herzkrankheit viel zu früh für den trauernden Mann und ihre drei Söhne.

Die eröffnete Stelle im Ober-Schulcollegium wurde durch den Hofrath Bode wieder beſetzt, welcher als Lehrer des Kronprinzen nach Hannover gekommen war. Mit ihm und ſeiner Frau knüpfte ſich auch bald ein Familienumgang an und beide paßten durch Bildung, Biederkeit, natürliche Offenheit und Sinn für Freundſchaft ſo wohl in unſern Kreis, daß ſie bald einheimiſch in demſelben wurden. Ihre rege Theilnahme an unſern Leſeabenden bewährte ihre Empfänglichkeit für geiſtige Genüſſe.

Da ſich mit dieſem Zuwachs der Kreis unſeres näheren Umgangs zunächſt ſchloß, ſo kann ich von dieſen Privatverhältniſſen wiederum zu meiner öffentlichen und geſchäftlichen Stellung zurückgehen.

3. Das hundertjährige Jubiläum der Georgia Augusta 1837.

Bald nach dem Regierungsantritte des Königs Ernſt Auguſt fiel auch das hundertjährige Jubiläum der Univerſität Göttingen, zu deſſen Theilnahme mich mein dreimonatlicher Aufenthalt daſelbſt in meiner Studienzeit, ſowie meine jetzige Stellung, aufforderte. Mein Univerſitätsfreund, der Buchhändler Danckwerts, deſſen Gaſtfreundſchaft ich bei allen meinen Beſuchen in Göttingen in Anſpruch nehmen mußte, wenn ich ihn nicht kränken wollte, lud mich auch jetzt als Gaſt in ſein Haus ein, damit ich dem Wirtshausgedränge entgehen möchte. Ich durfte ſogar unſere dritte Tochter als Freundin ſeiner Töchter mitbringen, damit ſie, die bisher ihre beiden älteren Schweſtern an den größeren geſellſchaftlichen Vergnügungen in Hannover hatte theilnehmen ſehen müſſen, ohne ſelbſt daran theil zu nehmen, auch einmal größere Feſtlichkeiten mit anſehen möchte. Dieſe fehlten denn auch bei dem Jubiläum für die junge Welt nicht. Ein Ball in dem dazu vorgerichteten akademiſchen Reithauſe bot den Studenten und den jungen Damen Göttingens und der Umgegend Gelegenheit zu einem belebten Tanzvergnügen. Dasſelbe ging denn auch mit allem Anſtande bis etwas nach Mitternacht vor ſich, wo dem Balle aus Vorſicht ein Ende gemacht wurde und die Tänzerinnen mit ihren Müttern ſich entfernten. Die Muſik blieb aber und es war ergötzlich anzuſehen, wie ſich die Studenten zu Paaren vereinigten und die zu Damen Erwählten mit zum Theil ſehr witziger Nachahmung mädchenhafter Manieren, zum Theil auch mit wirklicher Gewandtheit in balletartigen Sprüngen und Wendungen, den Tanz eine Zeitlang fortſetzten. Ich hatte meinem Freunde, dem Hofrath von Lüpke, welcher ſeinen erkrankten Freund, den Polizeidirector Beaulieu in der ſtillen Beaufſichtigung des Feſtes vertreten mußte, verſprochen, mit ihm bis zum Ende auszuharren. Viele der Studenten kannten mich aus den Beſuchen der Gymnaſien und hörten vielleicht auf ein Wort von mir, wenn eine freundliche Zuſprache am Platze zu ſein ſchien. Sie war aber durchaus nicht nöthig; bei aller oft ausgelaſſenen Luſtigkeit fiel weder ein Streit, noch eine Unart vor, oder kam die ſo leicht erwachende

Zerstörungssucht zum Vorschein. Die Studenten hatten selbst ihre Monitoren erwählt, die mit Schärpen bekleidet waren und für Ordnung sorgen, die nicht mehr Selbständigen in die sogenannte Todtenkammer befördern, sich selbst aber natürlich bei voller Besinnung halten mußten. Die Studenten sahen mir meine Freude an ihrer Fröhlichkeit an und ließen sich durchaus nicht stören. Einmal kam einer der Lauteren vertraulich zu mir heran und sagte mir in's Ohr: „Heute nicht aus der Schule schwatzen, Herr Ober-Schulrath!" was ich ihm denn auch lachend versprach. Ein anderer, der schon nicht mehr ganz klar sah, ein äußerst jovialer Fuchs, (ich gebrauche den nun einmal officiell gewordenen Ausdruck,) der mich noch kurz vor seinem Abgange von der Schule gesehen hatte, kam mit seinem Glase auf mich zu und bot mir, an das meinige anstoßend, Schmollis an. Als er aber aufsah und mich erkannte, drehte er mit komischem Erschrecken um und verlor sich schnell in der Menge. Nur einmal glaubte ich mit meinem Freunde Lüpke einschreiten zu müssen; es kam nemlich eine Reihe Studenten, die sich angefaßt hatten, mit einem sicher mehr als 70jährigen Pastoren, (es war, wenn ich nicht irre, ein Oldenburger,) in ihrer Mitte singend durch den Nebensaal gelaufen und zogen den alten Mann, wie es schien wider seinen Willen, mit sich fort. Wir riefen ihnen Halt zu und baten, den alten Mann zu schonen. „Ei, was wollen Sie," rief dieser, „so ist es mir recht, so will ich's eben haben." Dadurch waren wir nun allerdings zum Schweigen gebracht.

An diesem Abend lernte ich, wenn auch nur flüchtig, den kurhessischen Minister Hassenpflug kennen, der ebenfalls lange in der Gesellschaft blieb, um sich den Studentenjubel anzusehen; er hatte bekanntlich früher selbst eine lebhafte Rolle als Student in Göttingen gespielt. Es war ein Mann von ausdrucksvollem, und wenn auch etwas strengem, doch keineswegs unangenehmem, vielmehr durch regelmäßige Züge interessantem Gesichte.

Dieser Studentenabend lief ohne allen Anstoß ab, wie sich denn überhaupt die Studenten bei der ganzen Jubelfeier sehr gut benommen haben.

Daß ich aber auch an den Hauptacten der Feier, namentlich dem Rede-Actus, gebührend theilgenommen habe, verſteht ſich von ſelbſt, und zwar an der Seite des Miniſters v. Stralenheim. Vor allem andern intereſſierte mich die lateiniſche Eröffnungsrede von Otfried Müller, Profeſſor der Eloquenz, ſowohl was den Inhalt, als was die Sprache und die ganze Perſönlichkeit des Redenden betrifft. Dieſer Mann mit dem einnehmenden geiſtvollen Geſichte, den klaren ſprechenden Augen, in der Fülle des Lebens und der Geſundheit, auf dem Katheder ſtehen zu ſehen, war ſchon an ſich ein erfreuender Anblick. Und nun floß von ſeinen ſchöngeformten Lippen in volltönender Sprache, mit taktvoller Hervorhebung der langen Silben, ein ſo klares und durchſichtiges Latein, wie ich es für das Ziel der von uns Modernen zu erſtrebenden Nachahmung des Lateiniſchen halte. Da war kein Wort zu viel, keine Wendung der bloßen rhetoriſchen Eleganz wegen eingefügt, die Sätze nicht verſchlungen, um die Gewandtheit im Gebrauche der Partikeln, der Participien, der Relativſätze zu zeigen, ſondern was dazu diente, den auszuſprechenden Gedanken klar zu machen, war in einfacher und doch ächt lateiniſcher Diction zur Geltung gebracht. Man konnte dem Gedankengange mit Leichtigkeit folgen, ohne am Ende langer Conſtructionen erſt wieder an den Anfang derſelben zurückdenken zu müſſen, um den einfachen Sinn herauszufinden. Es war, um es kurz auszudrücken, kein ſpecifiſch ciceroniſches Latein. Ein ſolches trat vielmehr in einer darauf folgenden Rede des Conſiſtorialraths Lücke, als Decan der theologiſchen Facultät, in einer übrigens höchſt anerkennenswerthen Weiſe hervor. Lücke, Zögling der Schulpforte, hatte die dort eingebürgerte Schule des ciceroniſchen Stils mit Erfolg durchgemacht und legte jetzt eine glänzende Probe davon ab. Es waren ſchön gegliederte, lange Perioden, die ſich gut anhörten, aber doch eine angeſtrengtere Aufmerkſamkeit forderten, um den Fortgang der Gedanken zu faſſen. Auch Lücke's Perſönlichkeit hatte ſehr viel Anſprechendes, das mit Geiſt und Anmuth verbundene Gleichgewicht ſeines ganzen Weſens trat auf die angenehmſte Weiſe auch in dieſer redneriſchen Leiſtung hervor. Die übrigen Redner, welche auftraten, löſten ihre Aufgabe

in würdiger Weise, die Georgia Augusta trat an ihrem Jubelfeste noch einmal in einer Gestalt auf, die ihrem altberühmten Rufe entsprach.

Eine Auswahl ausgezeichneter Gelehrten traf ich in einer Mittagsgesellschaft, wozu Otfried Müller die Freundlichkeit hatte mich einzuladen. Es waren etwa ein Dutzend Männer, aber welcher Art und Bedeutung! Von Göttingen Dahlmann, beide Grimm's, Lücke, Müller selbst, Thiersch aus München, noch einige jüngere Männer, aber hervorragend über alle an eminenter Vielseitigkeit des Wissens und der Erfahrung Alexander von Humboldt. Um ihn drehte sich denn auch vorzüglich die Unterhaltung, an welcher die Hälfte der Gesellschaft theilnahm, während die andere Hälfte erstaunt und erfreut über so viel Geist und Wissen zuhörte. Nie habe ich mich so arm an Wissen gefühlt, als diesen Männern gegenüber. Die Verschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Hauptfächer brachte es mit sich, daß das Gespräch bald auf dieses bald auf jenes Gebiet überging. Die Geschichte, die Länder- und Völkerkunde, Italien, welches mehrere kannten, Griechenland, wo Thiersch, die neue Welt, wo Humboldt einheimisch geworden war, die Naturwissenschaften, die Sprachvergleichung, die bildende Kunst und ihre Schätze, die neuesten literarischen Erscheinungen, — alles kam zur Sprache, und wenn es Staunen erregte, wie Humboldt mit seinem ungeheuren Gedächtnisse, seiner raschen Gedankenbewegung und seiner nie stockenden Redefertigkeit in alle Gegenstände, die vorkamen, einzugehen, ja als Kenner aufzutreten vermochte, so konnte es doch auch mit gerechtem Stolze erfüllen, daß die Göttinger Lehrer, wenn der Gegenstand gerade ihre besondern Fächer berührte, sich dem universellen Gelehrten, wie man ihn nennen kann, völlig ebenbürtig zeigten. Besonders entwickelte auch Otfried Müller eine Vielseitigkeit der Kenntnisse und einen Reichthum der Bildung, welche ihn in die erste Klasse der Gelehrten seiner Zeit stellten. Und diese noch so jugendliche Kraft, welche sich erst noch zu höheren Leistungen vorbereitete, sollte so früh für Göttingen, für die wissenschaftliche Welt verloren gehen! Drei Jahre, nachdem ich

ihn so in der Fülle seiner Kraft und seines Strebens gesehen hatte, deckte ihn ein Leichenstein an Platons Hügel bei Athen!

Bei dem Zusammensein vieler akademischen Lehrer und Schulmänner in diesen Tagen des Jubiläums entstand auch der Gedanke an regelmäßige Versammlungen von Philologen und Schulmännern abwechselnd in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Thiersch war es, wenn ich nicht irre, der ihn anregte und gleich Stimmen und Unterschriften für den rasch entworfenen Plan sammelte. Ich war einer der zuerst Unterschriebenen unter den Statuten vom 20. September 1837 und kann in so fern die Ehre eines der Stifter dieser wichtigen Versammlungen in Anspruch nehmen.

Die Philologen- und Schulmänner-Versammlung in Gotha, 1840. — So durfte ich auch bei einer der ersten Versammlungen dieser Art, die im Herbste 1840 in Gotha gehalten wurde, nicht fehlen. Der kurz vorher, im August, erfolgte Tod von Otfried Müller gab die Veranlassung, daß ich den Auftrag dahin mitnahm, mich unter den dort versammelten Gelehrten nach einem Nachfolger für Müller umzusehen. Ich machte die Reise nach Gotha auf die angenehmste Weise mit dem Director Ranke, den ich in Göttingen abholte, und dem gemüthlichen Professor Nitzsch aus Kiel. In Gotha wohnte ich ebenfalls mit Ranke in demselben Hause, und auf dieser Reise und in diesem Zusammenleben habe ich diesen liebenswürdigen Mann noch näher kennen und schätzen gelernt. Ein so offnes Gemüth, eine so warme Liebe für das Gute und für den erwählten Lebensberuf, verbunden mit einem umfangreichen Wissen, wird nicht gar häufig gefunden.

Die Versammlung von akademischen Gelehrten und Schulmännern in Gotha entsprach der Erwartung, welche man von einer solchen Vereinigung hegen durfte. Es sind weniger die ausgearbeiteten Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände, die ja meistens der Art sind, daß sie sich besser lesen als hören lassen, welche das Interesse in Anspruch nehmen, als vielmehr der Austausch von Ansichten und Erfahrungen in der mündlichen Discussion über aufgeworfene Fragen oder Behauptungen, und vor allem der persönliche Verkehr auch außer den

öffentlichen Sitzungen zwischen alten und neuerworbenen Bekannten, ja selbst zwischen Gegnern, die sich bisher nicht persönlich kannten und nun unerwartet eine ganz andere Meinung von einander gewinnen, wenn sie sich gegenseitig in's Auge sehen. Der Ton in den kritischen Schriften der Gelehrten war in der That oft unnöthig scharf und lieblos geworden und gerade die Humanisten bewiesen sehr häufig wenig Humanität. Der einsame Schreibtisch besänftigt die Galle nicht, wenn sie einmal aufgeregt ist, und selbst das Katheder ermahnt nicht zur Mäßigung, wo der Redner nur sich selbst hört. Aber wenn zwei Männer einmal in guter Gesellschaft mit einander geredet und ein Glas Wein getrunken, oder gar sich zu verständigen angefangen haben, so kann die Feder nicht mehr in einen verletzenden Ton fallen. Es herrschte ein heiterer, freundlicher Geist in der Versammlung, wozu die Männer, welche den Vorsitz und meistens das Wort führten, wie der welterfahrene Thiersch und joviale Rost, sehr wesentlich beitrugen.

Ich richtete mein Augenmerk, dem erhaltenen Auftrage gemäß, vorzüglich auf diejenigen Gelehrten, die etwa für Müller's Stelle in Göttingen in Betracht kommen konnten. Der Vorzuschlagende mußte ein Mann von schon bewährtem Rufe sein, denn an jüngeren Männern, die auf dem Wege waren, sich Ruf zu erwerben, wie Schneidewin und v. Leutsch, hatte Göttingen keinen Mangel. Es boten sich meinem Blicke vorzüglich zwei dar, Göttling in Jena und Karl Friedr. Hermann in Marburg. Göttling empfahl sich durch sein kräftiges, lebendiges und ansprechendes deutsches Wesen, bei achtungswerthen Kenntnissen, als ein Mann, der erweckend auf künftige Schulmänner, die mir am meisten am Herzen lagen, wirken könnte. Hermann war zurückhaltender, es war nicht leicht, mit ihm in ein Verhältniß zu kommen, allein die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, sein reges Interesse für die formale, wie reale Seite der Alterthumswissenschaft, traten in seinen öffentlichen Vorträgen, und noch mehr in der Privatunterhaltung, günstig hervor. Auch zeigte die persönliche Haltung des in wohlhabenden Verhältnissen erzogenen Frankfurters eine gefällige Bildung.

Da ich keinen Auftrag zu persönlichen Verhandlungen, sondern nur zur Beobachtung und Berichterstattung hatte, so mußte ich meine Schritte bis auf meine Rückkehr nach Hannover verschieben. Der endliche Erfolg war, um ihn gleich hier vorweg zu nennen, daß eine vorläufige Anfrage bei Göschen ergab, daß er einen mündlichen Ruf ablehnen würde, daß dagegen die Verhandlungen mit Hermann, nach manchen Zwischenfällen, im Jahre 1843 zu seiner Berufung nach Göttingen führten.

Sehr angenehm waren in Gotha die geselligen Unterhaltungen, sowohl in den öffentlichen Localen bei den gemeinschaftlichen Essen, als in Privathäusern, namentlich in dem des gastfreien Professors Rost. Hier lernte ich auch den liebenswürdigen Professor Ritschl aus Bonn kennen und will noch bemerken, daß auch er für Göttingen in Betracht gekommen wäre, wenn nicht seine anscheinend sehr schwache Gesundheit gewarnt hätte. Der Anschein trog zum bedeutenden Gewinn für die Wissenschaft, in welcher er in den 22 Jahren seitdem so viel geleistet hat. In Ritschl's junger Frau fand ich die Tochter eines Bekannten aus meiner früheren Göttinger Zeit, eines genauen Freundes von Richthofen aus Schlesien, des Doctors der Medizin Guttentag, mit welcher ich mich über die Richthofen'sche Familie sehr angenehm unterhalten konnte. Auch mit dem schon bejahrten, aber noch sehr rüstigen, Friedrich Perthes, mit welchem ich schon in Briefwechsel gestanden, kam ich in persönliche Bekanntschaft; den trefflichen Friedrich Jacobs aber traf ich weder in den geselligen Kreisen, noch in den Zusammenkünften der Philologen; seiner Schwerhörigkeit wegen konnte er keinen Theil daran nehmen. Aber ich besuchte ihn in seinem Hause und fand in ihm einen höchst liebenswürdigen Greis, mit welchem man sich in unmittelbarer Nähe, bei langsamem und scharfaccentuirtem Sprechen, recht wohl verständigen konnte. Sein Sohn, der Maler, wohnte bei mir in Hannover im Hause, was mich auch dem Vater sogleich näher brachte.

Der regierende Herzog von Coburg-Gotha, Vater des jetzigen Herzogs und des eben mit der Königin Victoria vermählten Prinzen Albrecht, hatte die besondere Aufmerksamkeit, die ganze Philo-

logen-Verſammlung nach Reinhardsbrunn zur Mittagstafel einzuladen. Die Geſellſchaft war ſo zahlreich, daß im Freien geſpeiſt werden mußte; aber es war noch ein ſchöner Octobertag und der Herzog nahm auf die zum Theil verwöhnten Stubengelehrten die freundliche Rückſicht, ſich zu bedecken und die ganze Geſellſchaft einzuladen, dasſelbe zu thun. Ich wurde neben den Herzog geſetzt, der auf der andern Seite den Hofrath Thierſch hatte; gegen uns über ſaß der jetzige Herzog, ein junger, lebhafter Herr von 21 Jahren. Es war mir ſehr intereſſant, hier einen Theil der Coburgſchen Familie kennen zu lernen, von welcher einer den belgiſchen Thron beſtiegen hatte und zwei den Thronen von England und Portugal ſo nahe geſtellt waren. Der Herzog, ein ſchöner Mann, mit ausdrucksvollen, einnehmenden Zügen und den vollendeten Manieren eines Fürſten, der ſich ſeiner Stellung bewußt iſt, aber in dem Andern den Menſchen zu ehren weiß, ſo weit er es verdient, unterhielt ſich auf die ungezwungenſte Weiſe mit uns Nachbarn, die er ſich ausgewählt hatte, und nicht etwa mit den gewöhnlichen Gegenſtänden einer höflichen Geſelligkeit, ſondern auch ſolchen, die unſerm Zuſammenſein in Gotha nahe lagen. Mich befragte er daneben auf eine freie, durchaus discrete, Weiſe über die neue Königsfamilie in Hannover, die ihn natürlicherweiſe intereſſierte.

Mit angenehmen Erinnerungen kehrte ich von Gotha nach Hannover zurück, wo jedoch bald nachher einige Veränderungen in der Zuſammenſetzung des Ober-Schulcollegiums vorgingen, von welchem ich den Abgang des Oberbibliothekars Pertz nach Berlin ſchon genannt habe. Aber auch mein lieber Freund, der Hofrath v. Lüpke, ſchied im Jahre 1843, ſeiner angegriffenen Geſundheit wegen, aus ſeiner Stellung im Miniſterium und im Ober-Schulcollegium und nahm die, geringere Arbeit fordernde, Stelle eines Lotteriedirectors an. In ſeine Stelle im Miniſterium und im Ober-Schulcollegium wurde der Regierungsrath Bunſen von Hildesheim berufen, der 6 Jahre lang mein treuer und ſehr werther College geweſen iſt.

Einen empfindlichen Verluſt erlitt auch im Jahre 1842 das

Gymnaſium in Göttingen. Der Director Ranke, der ſchon einigen Verſuchen, ihn wieder in den Kreis des preußiſchen Schulweſens zurückzurufen, widerſtanden hatte, entſchloß ſich doch endlich, auf das dringende Zureden ſeines Bruders, des Geſchichtſchreibers Leopold Ranke, die Direction des Friedrich-Wilhelms-Gymnaſiums in Berlin anzunehmen. Wir ſahen ihn mit Betrübniß aus unſerm Kreiſe ſcheiden. In ſeine Stelle rückte der Conrector Geffers ein, der die auf ihn geſetzte Hoffnung vollſtändig erfüllt und die nicht leichte Aufgabe der Leitung eines Gymnaſiums in der Univerſitätsſtadt in einer Weiſe durchgeführt hat, daß dasſelbe gegenwärtig mit ſeinen 400 Schülern an Frequenz den zweiten Platz unter den Gymnaſien des Königreichs einnimmt. Zugleich hat er ſich um die zweckmäßige Anleitung der Mitglieder der zweiten Abtheilung des pädagogiſchen Seminars zu ihrer praktiſchen Ausbildung ein bleibendes Verdienſt um unſer höheres Schulweſen erworben.

Der Realunterricht. — Was die innere Seite der Schulorganiſation betrifft, ſo beſchäftigte in den Jahren zwiſchen 1840 bis 1850 eine wichtige Frage das Ober-Schulcollegium und die Lehrercollegien. Die Schülerzahl der Gymnaſien wuchs immer mehr, aber nicht ſowohl in den oberen Klaſſen, als in den unteren und mittleren, ein Beweis, daß ſowohl immer mehr Söhne der wohlhabendern Familien ſich bürgerlichen Berufsarten widmeten, als auch, daß ſelbſt die weniger bemittelten Bürger für ihre Söhne eine Bildung erſtrebten, die über den Kreis der Volksſchule hinausgeht. Es war dahin gekommen, daß die Mehrzahl der Schüler der untern Gymnaſialklaſſen, oft auch der mittleren, nicht daran dachten, den Weg akademiſcher Studien zu betreten. Und doch ſollte die ganze Maſſe denſelben Weg hergebrachter gelehrter Vorbereitung gehen, auch die Nichtſtudierenden ſollten Zeit und Kräfte hauptſächlich auf das Erlernen der alten Sprachen, wenigſtens der lateiniſchen, verwenden und mitten auf dem Wege abbrechen, ehe derſelbe zu einem genügenden Reſultate hatte führen können, und ohne in demjenigen, was für ihren Lebensberuf das Nützlichere war, ordentlich geübt zu ſein. Nicht nur litten dieſe Schüler ſelbſt durch einen ſolchen Bildungs-

gang, sondern auch ihre studierenden Mitschüler und nicht weniger die Lehrer; denn es war natürlich, daß die Nichtstudierenden großentheils mit Unwillen die alten Sprachen erlernten und daß eine Klasse, in welcher sie die Mehrzahl bildeten, eine schwer zu bewegende Last für die Lehrer war.

Der rechte Weg zur Abhülfe dieser Uebelstände wäre der gewesen, daß neben den Gymnasien auch Bürgerschulen errichtet wären, und zwar nicht nur höhere für diejenigen, welchen die Kenntniß der neueren Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften, Bedürfniß ist und die noch einige Jahre über die Confirmation hinaus dem Schulbesuch widmen können, sondern auch mittlere für die Söhne des Handwerks- und sonstigen mittleren Bürgerstandes, welche die Schule mit der Confirmation verlassen. Allein im hannoverschen Lande sind, außer der Hauptstadt, nur noch 7 Städte zwischen 10,000 und 15,000 Einwohnern: Hildesheim, Göttingen, Clausthal mit Zellerfeld, Celle, Lüneburg, Osnabrück, Emden. Keine derselben kann eine vollständig eingerichtete höhere Bürgerschule, die nach den heutigen Bedürfnissen nicht viel weniger kostet, als ein vollständiges Gymnasium, aus eignen Mitteln neben dem Gymnasium unterhalten; selbst für die mittlere Bürgerschule haben sich nur bei einigen die Mittel finden wollen. Nur Hannover hat, neben dem Lyceum, eine höhere und eine mittlere Bürgerschule und wird wahrscheinlich neben beiden noch Parallelanstalten errichten müssen; aber die Stadt zählt auch, mit den Vorstädten, jetzt 70,000 Einwohner.

Das Ober-Schulcollegium hatte nun die Aufgabe, mit Hülfe der Directoren und Lehrercollegien der Gymnasien auf Wege zu sinnen, wie dem angedeuteten Nothstande abzuhelfen sei. Ein Anfang dazu lag in sofern nahe, daß den Schülern der Quarta und Tertia, selbst der Secunda, die entschieden waren, nicht studieren zu wollen, die Theilnahme am griechischen Unterrichte erlassen wurde. Aber schon das machte Schwierigkeiten, sie neben den griechischen Stunden mit andern, ihnen näher liegenden, Gegenständen zu beschäftigen. Und diese Hülfe war auch noch nicht ausreichend; wenn gründlicher geholfen werden sollte, so mußte den Realisten auch die Theilnahme am

Lateiniſchen ſo weit erlaſſen werden, als dieſe Sprache nicht für ihre gründliche Bildung erforderlich iſt. Denn das Lateiniſche ihnen ganz zu erlaſſen, iſt nach den wohlerwogenen Grundſätzen der höheren Realbildung, nicht rathſam. Die logiſche Grundlage aller gründlichen Sprachkenntniſſe iſt nun einmal nicht beſſer, als durch die lateiniſche Grammatik, zu legen, und die Kenntniß des Lateiniſchen, wenigſtens bis zum Verſtändniß gewöhnlicher Proſa, und des dazu erforderlichen Wörtervorraths iſt für die Erlernung des Franzöſiſchen und Engliſchen von entſchiedenem Nutzen. Aber auf welcher Stufe ſoll die Trennung des Humaniſten und Realiſten, um beide Schülerklaſſen kurz ſo zu bezeichnen, beginnen? In Sexta und Quinta, alſo in einem Alter von 10 bis 12 Jahren, ſcheint ſie noch nicht zweckmäßig zu ſein. Wenn die Realiſten überhaupt Latein lernen ſollen, ſo muß die grammatiſche Grundlage gleich in gehöriger Stundenzahl, zwei Jahre hindurch, gelegt werden. In den genannten Klaſſen alſo mögen beide Schülergattungen um ſo mehr gemeinſchaftlich unterrichtet werden, als dasjenige, was auch übrigens in ihnen gelehrt wird, für alle Berufsarten unentbehrlich iſt. Auch iſt ja mancher Knabe in dieſem frühen Alter noch gar nicht für einen beſtimmten Beruf entſchieden. Aber von Quarta an mag die Trennung ſtattfinden, und da, wo der Stoff, d. h. die Schülerzahl, vorhanden iſt und die Mittel ausreichen, mögen drei Realklaſſen neben Quarta, Tertia und Secunda errichtet werden. Iſt die Zahl beider Schülergattungen ſo groß, daß jede für ſich eine Klaſſe bilden können, ſo mögen ſie in allen Gegenſtänden getrennt unterrichtet werden; wir haben dann eine mit dem Gymnaſium verbundene höhere Bürgerſchule von 5 Klaſſen, unter derſelben Direction und mit vereinigtem Lehrercollegium, von welchem die einzelnen Lehrer ihre Hauptſtellung in einer der beiden Abtheilungen haben mögen, einander aber durch Hinübergreifen aus der einen in die andere, je nach den Fächern und dem vorliegenden Bedürfniſſe, zu Hülfe kommen. Durch eine ſolche Vereinigung wird die Gefahr der Einſeitigkeit beider Richtungen möglichſt vermieden; durch den humaniſtiſch gebildeten Director, — denn ein ſolcher wird ohne Zweifel an der Spitze des Ganzen ſtehen, — und die übrigen

humaniſtiſchen Lehrer werden die Lehrer der Realklaſſen vor dem Verirren in die bloße Nützlichkeitstheorie bewahrt, und das gelehrte Gymnaſium wird in den Leiſtungen der Realklaſſen den Werth gründlicher Betreibung der Naturwiſſenſchaften, der angewandten Mathematik und der neueren Sprachen erkennen lernen.

Wo die Lehrerkräfte und auch die Schülerzahl nicht vorhanden ſind, um eine völlige Trennung durchzuführen, mögen die Schüler der parallelliegenden Klaſſen in ſolchen Gegenſtänden vereinigt bleiben, welche für beide gleichen Werth haben, alſo in Religion, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, auch allenfalls in der deutſchen Sprache.

Das allgemein gefühlte Bedürfniß brachte denn auch einen Antrag der Regierung bei den allgemeinen Ständen um einen Zuſchuß aus Landesmitteln für den Realunterricht in den höheren Schulen zu wege, und die Stände bewilligten im Jahre 1846 die jährliche Summe von 5,000 Thalern für dieſen Zweck.

Die Conferenz in Emden. — Nach den oben in Umriſſen angedeuteten Geſichtspuncten wurde dieſe Angelegenheit zur Berathung in einer Conferenz, die im September 1847 unter meinem Vorſitze in Emden abgehalten werden ſollte, vorbereitet. Es wurden dazu nur die Directoren und einige Lehrer der weſtlichen Gymnaſien eingeladen, weil bei dieſen die Frage wegen des Realunterrichts am bedeutendſten hervorgetreten war. Unter den Gymnaſien im öſtlichen und ſüdlichen Theile des Landes hatten die zu Göttingen, Hildesheim, Celle und Verden, als weniger vom Handel und den Gewerben berührt, wenigſtens damals, weniger unmittelbares Intereſſe dabei, Hannover hatte ſeine Realanſtalten, Lüneburg war ſchon mit der Errichtung von Realklaſſen vorgeſchritten. Emden wurde zur Zuſammenkunft gewählt, weil der Director Brandt ſchon für die vorliegenden Fragen vorgearbeitet hatte. Es kamen alſo dahin die Directoren: Rothert von Aurich, Ahrens von Lingen, Koers von Meppen, Abeken vom Rathsgymnaſium und Nordheider vom Carolinum in Osnabrück, der mathematiſche Lehrer Raydt vom Gymnaſium in Lingen. Die Lehrer der vier oſtfrieſiſchen Anſtalten zu Emden,

Aurich, Norden und Leer durften ebenfalls theilnehmen. Die Verhandlungen waren lebhaft und ansprechend, das ganze Zusammensein erfreulich und belehrend. Ich wurde an die Directoren-Conferenzen in Westphalen erinnert und nahm mir vor, recht bald auch die Directoren der östlichen und südlichen Gymnasien zusammen zu berufen. Die Ansichten und Beschlüsse, welche zu Tage gefördert wurden, waren dieselben, welche ich schon oben für die Beurtheilung der Realunterrichtsfrage angegeben habe.

Ich höre manchen meiner Leser fragen, warum ich nicht überhaupt die Berufung regelmäßiger Directoren-Conferenzen auch in Hannover veranlaßt habe, wie ich sie in der Provinz Westphalen in's Leben gerufen hatte. Die Antwort darauf ist folgende: In den ersten Jahren hatte ich genug zu thun, mich in dem größeren Kreise zu orientieren; hier waren 17 Gymnasien, in Westphalen längere Zeit nur 9. Dazu kamen die Hemmungen, die mir in den ersten 4 bis 5 Jahren meine Gesundheit in den Weg legte. Ferner machte die schon angeführte größere Zahl der Directoren eine Verständigung schwieriger; mit 9 Männern ist es viel leichter, wichtige Fragen zu verhandeln und zu einem förderlichen Resultate zu führen, als mit 17; und unter diesen 17 waren viel verschiedenartigere Naturen, als ich sie in Westphalen gefunden hatte. Endlich und hauptsächlich, die Kosten einer so großen und aus weiten Entfernungen zusammen zu berufenden Versammlung waren schwer zu beschaffen und die Bedürfnisse der Anstalten, namentlich die Zahl der gering besoldeten Lehrer, noch zu groß. Wenn irgend Mittel zu gewinnen waren, so mußte vor allem diesen geholfen werden.

Nach Beendigung der Emdener Conferenz bewog mich das Zureden einiger Mitglieder derselben zu einer Reise über Delfzyl nach Gröningen und von da auf dem Kanal durch das sogenannte Reiderland nach Weener und Leer. Ich machte sie mit dem Director Ahrens, dem Conrector Raydt von Lingen und dem Rector Ehrlenholtz von Leer. Es waren ein paar schöne warme Herbsttage, und der Eindruck der reinlichen Stadt Gröningen, deren Thurm wir bestiegen, um das berühmte Glockenspiel in der Nähe zu besehen und

des ſtattlichen alten Rathhauſes, der eigenthümlichen Tracht
diſchen Frauen mit den goldenen und ſilbernen Spangen
eiten des Kopfes, auf dem Rückwege der Anblick des frucht-
eiderlandes mit ſeinen reichen Plädſen, von welchen wir einen
freundlichſtem Entgegenkommen ſeines Eigenthümers beſahen, be-
nte mir dieſen Abſtecher eben ſo ſehr, als der ſehr angenehme Ver-
kehr mit meinen Reiſegefährten. Es war eine heitere, gemüthliche Stimmung bei uns eingekehrt.

Vielleicht in Emden, vielleicht auch auf dieſer Reiſe, mag der Gedanke, namentlich in dem Director Ahrens und dem Conrector Raydt, aufgeſtiegen ſein, mir als Ausdruck der Achtung und Anhänglichkeit der hannoverſchen Lehrerwelt dadurch eine Freude zu bereiten, daß ſie mein Bild von dem trefflichen Maler Profeſſor Oeſterley anfertigen laſſen und meiner Familie zum Geſchenke machen wollten. Ob es ſich ſo verhält, kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, allein ſo viel weiß ich, daß der Gedanke in dieſer Zeit von den weſtlichen Anſtalten ausgegangen iſt und daß mein Freund Abeken den Auftrag erhielt, mir die Sache mitzutheilen und mich zu veranlaſſen, dem Profeſſor Oeſterley zu ſitzen. Dieſer ſchöne Beweis der Anhänglichkeit der hannoverſchen Lehrer überraſchte mich auf das Angenehmſte, ich konnte ihr Anerbieten nur mit dem aufrichtigſten Danke annehmen. Es waren die erſten Monate des verhängnißvollen Jahres 1848, als ich der Staffelei des Malers mit den freudigen Gefühlen, die eine ſolche Veranlaſſung in mir erwecken mußte, gegenüber ſaß. Dieſe Gefühle hat der Maler als ächter Künſtler auf dem Bilde zum Ausdruck gebracht.

Dieſe Zeit bezeichnet zugleich den Schluß des glücklichſten Abſchnittes in meinem hannoverſchen Leben, wie zwanzig Jahre früher meine Berliner Reiſe einen ähnlichen Abſchnitt meines Lebens in Münſter bezeichnet hatte. Die Jahre 1832 bis 1848 waren durch das Gedeihen meiner amtlichen Wirkſamkeit und die Gewinnung trefflicher Freunde, durch die Wiederherſtellung der Geſundheit meiner Frau und der meinigen, durch glückliche Familienereigniſſe, durch die gelingende Thätigkeit meiner Söhne und ein heiteres geſelliges Leben,

auf eine meiſtens ſehr befriedigende Weiſe verfloſſen. Die nächſten zehn Jahre meines Lebens gehören theilweiſe zu den trübſten, welche Gottes Rathſchluß über mich verhängt hat, obgleich ich auch in ihnen für viele Beweiſe ſeiner gnädigen Fürſorge zu danken gehabt habe.

Das Jahr 1848. — Der große Umſchwung in den öffentlichen Verhältniſſen, der durch die Februar-Revolution in Frankreich auch im übrigen Europa hervorgebracht wurde, ſollte auch in den Gang meines friedlichen Berufes eingreifen. Die bisherigen Miniſter gingen ebenfalls in Hannover ab, und es wurde von dem Könige Ernſt Auguſt das ſogenannte Märzminiſterium unter dem Vorſitze des Grafen von Bennigſen, mit Stüve als Miniſterialvorſtand des Innern, Lehzen der Finanzen und Braun der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten, berufen. Der letztere zeigte ſogleich die beſten Abſichten für die Hebung des öffentlichen Unterrichts, namentlich für Vermehrung der Geldmittel für denſelben, und da er mit Lehzen und Stüve befreundet war, welche beide die Wichtigkeit des Schulweſens für das Leben des Staates ebenfalls erkannten, ſo gelang es, die ſchon im Jahre 1846 bewilligten Zuſchüſſe aus Landesmitteln nach und nach ſo zu vermehren, daß für den Realunterricht jährlich 13,000 Thaler, zu Gehaltsverbeſſerungen der Lehrer 12,000 Thaler, als Penſionsfond 4000 Thaler, und für das Turnweſen jährlich 800 Thaler, außer einer einmaligen Summe von 2500 Thalern zur Einrichtung von Turnplätzen bewilligt wurden. (Später iſt auch noch der allgemeine Kloſterfond mit nach und nach zu vervollſtändigenden 12,000 Thalern für Gehaltsverbeſſerungen der Lehrer hinzugekommen.)

Daß es mit den äußeren Mitteln aber nicht gethan ſei, wenn nicht auch zugleich das innere Leben der Schulen geſtärkt und der gute Wille und die Einſicht des Lehrerſtandes zu Hülfe genommen würde, ſah unſer neuer Miniſter ſehr wohl ein und billigte deshalb meinen Vorſchlag, noch im Laufe des Jahres 1848 eine größere Verſammlung von Directoren und Lehrern zu berufen, welcher mehrere Cardinalfragen in Abſicht des höheren Unterrichts zur gutachtlichen Berathung vorgelegt werden ſollten. Es gehörte dahin das ſchon durch die Emdener Conferenz vorbereitete Kapitel über den

Realunterricht, dasjenige über die Reifeprüfungen, über das Verhältniß der Hauptunterrichtszweige und mehreres andere. Diese Gegenstände mußten aber so vorbereitet und den zu Berufenden vorher mitgetheilt werden, daß bestimmte Antworten darauf erfolgen konnten, und diese Arbeit fiel natürlich im Wesentlichen mir zu. Ich begann damit, aber sei es, daß diese wichtigen Aufgaben mich zu sehr anspannten, sei es, daß die große damit zusammentreffende Aufregung über die außerordentlichen Begebenheiten in Frankreich, Oestreich, Preußen und den meisten deutschen Ländern diese Anspannung vermehrte, — ich verfiel im Mai in eine Krankheit, die sich zwar zunächst als heftige, rheumatische Affection äußerte und mich zwei Monate an's Bett gefesselt hielt, aber auch die Nerven in Mitleidenschaft versetzte. Da lag ich nun die Nächte, wie im Frühjahr 1830 in Münster, schlaflos durch Schmerzen und eben so sehr durch die Gedanken an die mir vorliegenden Arbeiten, die nun nicht vollendet werden konnten. Was sollte werden, wenn dieser wichtige Augenblick für unser höheres Schulwesen nicht benutzt wurde? Zwar übernahmen meine beiden Collegen, der Hofrath Bode und der Regierungsrath Bunsen, mit der größten Bereitwilligkeit die nöthigsten laufenden Geschäfte, allein die Vorarbeiten für die beabsichtigte Lehrerconferenz konnten sie mir nicht abnehmen. Sehr tröstlich waren mir in dieser Zeit die freundlichen Besuche der Ministerialvorstände Stüve und Braun, welche beide mich von dem Gange der ständischen Verhandlungen in Bezug auf das Schulwesen in Kenntniß hielten und mir zugleich Muth einsprachen, daß ich bald genesen und das Versäumte nachholen werde, so wie durch die Zusage, daß noch ein sachkundiger praktischer Schulmann zu meiner Erleichterung in das Ober-Schulcollegium berufen werden solle. Ich selbst fühlte auch, daß ihre Vertröstung auf mein Besserwerden in Erfüllung gehen werde. Ich war, wenn auch länger bettlägerig, doch in einer andern Gemüthsstimmung, als damals in Münster; der Krankheitsstoff, der sich dort auf die innern Theile geworfen hatte, hatte sich nach außen gewendet und ließ die Lebensorgane frei. In dieser Weise hat sich auch von jener Zeit an mein Gesundheitszustand gehalten; ich habe viel von Rheumatis-

mus in den Gliedern gelitten, aber der Kopf iſt frei geblieben, ſo daß ich mich vor Tauſenden glücklich preiſen darf.

Sobald ich ſoweit hergeſtellt war, um die Reiſe nach Wiesbaden unternehmen zu können, begab ich mich in Begleitung zweier Töchter dahin. Wie wirkſam dieſes treffliche Bad iſt, habe ich damals recht erfahren; als ich ankam, konnte ich nicht ohne Krückſtock gehen, nach wenigen Wochen brauchte ich denſelben kaum noch zur Stütze. Mein Arzt, der herzogliche Leibarzt Dr. Fritze, lernte bald meine Natur kennen und behandelte mich mit großer Aufmerkſamkeit. Auch ſpäterhin bin ich bei wiederholten Beſuchen von Wiesbaden dieſem wackern, vielſeitig gebildeten Manne, mit welchem ich mich wirklich befreundete, und deſſen Familie auch meinen Töchtern viele Gaſtfreundſchaft bewies, aufrichtigen Dank ſchuldig geworden.

So wohl fühlte ich mich bald in Wiesbaden, daß ich, freilich gegen die Warnung meines beſorgten Arztes, auf den Grund der von den Directoren eingegangenen Gutachten, die Vorlagen ausarbeiten konnte, welche der nach Hannover zu berufenden Conferenz zur mündlichen Berathung mitgetheilt werden ſollten. Dieſe Gedanken ließen mir keine Ruhe bis ich ſie zu Papier gebracht hatte. Doch müßigte ich mich auch zu Spazierfahrten mit meinen Töchtern in die ausgezeichnete Umgegend und ſogar zu einer Fahrt nach Frankfurt ab. In ſolcher Nähe der Paulskirche geweſen zu ſein und ſie nicht beſucht zu haben, ſchien mir unverantwortlich. Es war die Zeit, wo man noch von dort Heil für das Vaterland erwartete. Einen Mann, wie Heinrich von Gagern, ſehen und reden zu hören, war ſchon anlockend genug, und wir haben ihn geſehen und gehört und uns an ſeiner höchſt würdigen Erſcheinung erfreut. Es war eine wenig bedeutende Discuſſion, welcher wir beiwohnten, es redeten nur der Vicepräſident Soiron und Rösler aus Schleſien (der ſogenannte Reichscanarienvogel, weil er ſtets hellgekleidet mit gelbem Nanquin-Beinkleide in der dunkelgekleideten Verſammlung erſchien). Er redete lange, ohne Ernſt und Würde, und erregte oft das Lachen der Verſammlung. Auch andere merkwürdige Perſönlichkeiten wurden uns gezeigt, wie Robert Blum, Moritz Hartmann, Fürſt Lichnowsky, der bald darauf ſchmäh-

lich ermordet wurde. Mit einer eignen Empfindung sah ich in dem verschiedenartig zusammengesetzten Gemisch meine alten Freunde: Jacob Grimm, in ernster Aufmerksamkeit da sitzend, Ernst Moritz Arndt und Dahlmann, ebenfalls still und ernst; es lag ein gewisser Druck auf ihren Gesichtern, die Dinge gingen schon nicht mehr nach ihrem Sinne. Der Waffenstillstand von Malmoe war schon nahe, und bald folgte der September-Aufstand und die Versammlung auf der Pfingst-Wiese. Der Turnvater Jahn mit seinem langen Barte hatte keine Ruhe zum Sitzen und Hören, er stand im Hintergrunde und sprach mit diesem und jenem. Die Kürze meines Aufenthalts verhinderte mich, die Freunde aufzusuchen; ich sprach nur den Professor Waitz, mit dem wir am Nachmittage eine Tasse Kaffe auf der Maininsel tranken; er hatte seine Frau bei sich. Ich eilte nach Wiesbaden zurück, meine Kur zu vollenden. Der Eindruck der ganzen Frankfurter Scene war ein ziemlich unklarer, nicht erhebender und wenig aussichtsreicher. Meine Gedanken weilten auch schon wieder in Hannover bei der Aufgabe, die meiner dort wartete. In jener Zeit, wie in späterer, habe ich wenig Neigung gespürt, mich über meinen nächsten Kreis hinaus auf das Feld unsicherer politischer Experimente zu wagen. Die Zeit, wo ich Plane für Deutschlands Zukunft entwarf, war eine ganz andere, außerordentliche; das Leben und die Erfahrung hatten mich seitdem belehrt, daß es am besten mit der menschlichen Gesellschaft steht, wenn jeder, um es recht populär auszudrücken, nur recht treu vor seiner eignen Thür fegt und das Schaffen neuer Gestalten des öffentlichen Lebens denen überläßt, die dazu von der Natur mit den nöthigen Gaben ausgerüstet sind und auf einem Platze stehen, der ihnen den Beruf dazu giebt. Unter der eignen Thür verstehe ich natürlich nicht die persönlichen Verhältnisse und das eigne Wohl, sondern den Lebensberuf, der einem jeden von der Vorsehung angewiesen ist. Man mag dieses die Stimmung des Alters nennen; ich verlange sie auch nicht von der frischen Jugend, halte es aber für sehr heilsam, wenn neben dieser recht viele ältere besonnene Männer von Erfahrung stehen, die zu dem Fegen vor der eignen Thür ermahnen und selbst das Beispiel dazu geben.

Die Zeit der Lehrerverſammlung in Hannover kam denn auch bald nach meiner Rückkehr heran, ſie wurde in den Michaelisferien 1848 abgehalten. Die Directoren der 17 Gymnaſien und die Rectoren der 10 Progymnaſien wurden berufen und außerdem konnten die Lehrercollegien der Gymnaſien noch einen ihrer Lehrer deputieren. Ferner wurde der Profeſſor Hermann von Göttingen als vorzüglich ſachkundiger Mann eingeladen, ſo daß alſo, wenn die Verſammlung vollzählig war, außer den Mitgliedern des Ober-Schulcollegiums 45 Perſonen zuſammenkamen, eine Zahl, die für eine geregelte und ſinnige Discuſſion ſchon mehr als hinreichend war. Der Geiſt der damaligen Zeit hatte jedoch die jüngere Lehrerwelt ſchon ſo lebhaft aufgeregt, daß ſie mitzureden ſich gedrungen fühlte, und wie neben der Ständeverſammlung auch freiwillige Condeputierte ſich eingefunden hatten, ſo kam auch eine Anzahl jüngerer Lehrer nach Hannover, welche, allerdings in beſcheidener Weiſe, um Zulaſſung zu den Verhandlungen der Conferenz baten. Sie wurde ihnen mit weiſer Berückſichtigung des Augenblicks von dem königlichen Miniſterium gewährt, ſelbſt die Theilnahme an den Berathungen wurde ihnen zugeſtanden und bei den Abſtimmungen erhielt der Präſident die Befugniß, auch ihre Stimmen zu ſammeln und im Protokolle verzeichnen zu laſſen. Da die Beſchlüſſe der Conferenz keine die Behörden bindende, ſondern nur eine begutachtende Kraft haben ſollten, ſo waren dieſe Geſtattungen unverfänglich und die Regierung erreichte den Zweck, daß die Gegenſtände möglichſt vielſeitig erörtert wurden und daß die jüngere Lehrerwelt bei der Ausführung des Mitberatheneu ſich um ſo williger finden laſſen mußte. Und zur Ehre unſeres geſammten Lehrerſtandes ſei es geſagt, daß bei den Verhandlungen der beſte Ton herrſchte, daß keine Unbeſcheidenheit hervortrat und daß gerade die jungen Lehrer, die als Redner mit auftraten, faſt ohne Ausnahme ihre Stellung auf eine tactvolle Weiſe einzunehmen wußten. Die Verſammlung hatte volle Freiheit der Selbſtregierung erhalten; ſie wählte ihren Präſidenten und deſſen Stellvertreter, welche die Verhandlungen leiteten, ſo wie ihre Secretäre, und konnte auch, außer den vom Ober-Schulcollegium vorgelegten Gegenſtänden, ſelbſtändig andere zur Sprache

bringen. Die Wahl des Präsidenten fiel auf den Director Schmalfuß vom Johanneum in Lüneburg und die Versammlung hatte darin ihren richtigen Tact bewährt. Mit Sachkenntniß und rascher Auffassung, mit großer Gewandtheit, kräftiger Stimme und unermüdeter Ausdauer leitete er die Verhandlungen. Der Gedanke, ihn als neues Mitglied in das Ober-Schulcollegium zu berufen, der schon in stille Ueberlegung genommen war, reifte in diesen Tagen durch den Eindruck seiner Leistungen zum wirklichen Beschlusse. Und ebenso bereitete die gewinnende Persönlichkeit des zu seinem Stellvertreter erwählten Conrectors Hoffmann vom Gymnasium in Celle diesem den Weg, Nachfolger des Directors Schmalfuß am Johanneum in Lüneburg zu werden, nachdem dessen Uebertritt in's Ober-Schulcollegium entschieden war.

Ueber die Gegenstände und Ergebnisse der Conferenz ausführlicher zu reden, würde hier der unrechte Ort sein. Nur so viel sei im Allgemeinen bemerkt, daß das Ober-Schulcollegium die Genugthuung hatte, seine Wirksamkeit von der Conferenz durch fast durchgängige Billigung seiner bisherigen Anordnungen, namentlich in Absicht der Reifeprüfungen und des Realunterrichts, anerkannt zu sehen, und daß sogar lebhafte Stimmen laut wurden, es möge das Patronatverhältniß der Ortsbehörden, wo dasselbe bestand, aufgehoben und die Gymnasien unmittelbar unter die Leitung des Ober-Schulcollegiums gestellt werden. Was die äußern Angelegenheiten betrifft, so drehten sich die Wünsche sehr natürlicher Weise um die Vermehrung der Geldmittel für die höheren Schulen, damit eine Scala der Gehälter nach den Dienstjahren eingehalten werden könne. Auch die Rangstellung der Lehrer und Abschaffung der lateinischen Titel, mit Ausnahme desjenigen des Directors und des Professors für die ältesten und verdientesten Lehrer, kamen zur Sprache, lauter Gegenstände, die nicht von der Entscheidung des Ober-Schulcollegiums abhingen, also zur weiteren Ueberlegung und Entscheidung des Ministeriums und theilweise der Ständeversammlung gebracht werden mußten.

Die Geldangelegenheit war schon in Gang gebracht und hatte, wie ich bereits angeführt habe, einigen Erfolg gehabt, doch nicht in

dem Maße, daß darauf ein Gehaltssyſtem nach dem Dienſtalter der Lehrer hätte gebaut werden können, was überhaupt auch ſeine Kehrſeite hat. — Die Rang- und Titelfrage wurde nicht weiter verfolgt, weil man nichts Genügendes an die Stelle der bisherigen Benennungen zu ſetzen wußte, denn den Profeſſor-Titel hatte die hannoverſche Regierung nun einmal als eine Bezeichnung der akademiſchen Würde der Univerſität vorbehalten. Auch ging kein Jahr vorüber, ehe nicht einzelne Lehrer um die Ertheilung eines lateiniſchen Titels, namentlich den des Conrectors, anzuhalten ſich getrieben fühlten. — An eine Abſchaffung der Patronatrechte der Städte war nun, abgeſehen von andern Gründen, am wenigſten in einem Augenblicke zu denken, wo die Deputierten derſelben Geldmittel aus der Landescaſſe für die höheren Schulen bewilligen helfen ſollten.

So hat die Conferenz, genau beſehen, wenig praktiſche Reſultate gehabt und iſt dennoch von entſchiedenem Nutzen geweſen. Viele der mit ihren Ideen und Wünſchen am weiteſten greifenden Lehrer haben die Unausführbarkeit derſelben eingeſehen und wurden ſelbſt von ihren beſonnenern Standesgenoſſen davon überführt; alle aber mußten erkennen, daß die Regierung, und zunächſt das Ober-Schulcollegium, mit dem beſten Willen für das höhere Schulweſen erfüllt ſeien. Das Vertrauen zu den höheren Behörden befeſtigte ſich von neuem. Und auf der andern Seite erkannten die Behörden, d. h. die an den Verhandlungen theilnehmenden Mitglieder des Miniſteriums und des Ober-Schulcollegiums, was ich durch meine perſönliche Berührung mit dem Lehrerſtande von vorn herein wußte, daß bei aller lebhaften Bewegung der Gemüther doch eine ſo noble Geſinnung, ein ſolcher Eifer für die Sache ſelbſt und eine ſo beſcheidene Haltung in dieſem Stande ſei, wie gewiß nicht beſſer in irgend einem andern. Ich geſtehe, daß dieſe acht Tage der Conferenzverhandlungen mir ein ſehr angenehmes Gefühl hinterlaſſen und meine Achtung vor unſerm höheren Lehrerſtande noch erhöht haben. Derſelbe hat ſich überhaupt der großen Mehrzahl nach bei der Aufregung des Jahres 1848 mit großer Mäßigung benommen. Daß auch aus ſeiner Mitte viele Wünſche laut wurden und daß viele derſelben auf Verbeſſerung der äußeren

Lage gingen, war nicht zu verwundern, denn die Gedrücktheit derſelben war offenkundig; aber es würde ungerecht ſein, wenn man dieſes Verlangen als das einzige, oder auch nur vorherrſchende, bezeichnen wollte; vielmehr faßten die Stimmen, ich darf ſagen der Mehrzahl, die Aufgabe der Zeit aus einem höheren Geſichtspuncte; ſie wollten die Schule heben, den Einfluß derſelben auf die ganze Geſtaltung unſerer Zukunft von innen heraus vermehren, und betrachteten die Verbeſſerung der äußern Lage des Lehrerſtandes als einen der Hebel, die vorzüglichern Kräfte der Nation heranzuziehen, ſich dem ſchwierigen und ſehr mühſamen Berufe des Schulmannes zu widmen.

Auch die Haltung der Schuljugend war, mit wenigen Ausnahmen, in dieſer gefährlichen Zeit bei den Anſtalten, wo das rechte Verhältniß zwiſchen Lehrern und Schülern ſtattfand, durchweg zu loben. Die Lehrer behielten die Zügel in der Hand und wirkten beruhigend auf den Sinn, beſonders der oberen Klaſſen, ſo daß ihr Verhältniß zu den Schülern faſt noch inniger wurde.

Eine zweite Lehrerconferenz von Deputierten aus dem Stande der Volksſchullehrer war noch von dem Miniſterium veranſtaltet, um die Einrichtung von Schullehrer-Seminaren einer erneuten Berathung zu unterwerfen, und auch in dieſer wurde mir der Vorſitz anvertraut. Sie wurde im December abgehalten, und ſo endigte dieſes Jahr, welches mit Krankheit und Schwäche für mich angefangen hatte, mit ziemlich anſtrengender Arbeit. Dafür bekam ich aber im Anfange des nächſten Jahres kräftige Hülfe an dem zum Mitgliede des Ober-Schulcollegiums ernannten Schulrath Schmalfuß, der ſeit dieſer Zeit die Arbeiten und Sorgen des Amtes mit einer Treue und Hingebung mit mir getheilt hat, die ich nicht dankbar genug anerkennen kann. Und es war nicht blos eine Theilung der Arbeit, ſondern eine wahre innere Hülfe, ſowohl durch Einſicht und Verſtändniß, als auch durch warmes Eingehen des Gemüthes in die menſchlichen und ſittlichen Erwägungen und in die perſönlichen Verhältniſſe der Lehrer, ohne welches die Schulverwaltung ein Opus operatum, ein Abmühen ohne Leben und Gedeihen iſt. Ich hätte

mir keinen angenehmeren Collegen wünſchen können; es iſt nie eine Differenz in unſern Anſichten geweſen, die ſich nicht durch ruhige Verſtändigung ausgeglichen hätte. Ich darf unſerm Verhältniſſe den Charakter der Pietät zuſprechen, welches noch mehr ſagt, als der weite Begriff der Freundſchaft, und eben dieſe Pietät verbietet mir auch, mehr zum Lobe meines Collegen zu ſagen. Eine weitere Ergänzung unſeres Verhältniſſes ergab ſich daraus, daß meine beiden älteſten Söhne mit demſelben ſehr befreundet und daß ſeine und Rudolfs Frauen Schweſtern waren.

Die Hülfe meines neuen Collegen kam mir in den nächſten Jahren in ſofern ſehr zu ſtatten, als meine Geſundheit noch nicht ſo weit hergeſtellt war, daß ich eine Badekur im Sommer hätte entbehren können; ich habe noch drei fernere Jahre Wiesbaden beſuchen müſſen. Und doch lagen gerade wichtige Veränderungen in mehreren Anſtalten vor.

1) Das Andreanum in Hildesheim war durch manche zuſammenwirkende Urſachen zurückgegangen. Nach der Verſetzung des Directors Seebode nach Coburg im Jahre 1834 war die Direction der Anſtalt dem in die erſte Stelle einrückenden Conrector Lipſius anvertraut, allein das ſchon vorher wenig in ſich einige Lehrercollegium ging unter ſeiner nicht hinreichend kräftigen Leitung noch mehr auseinander; die Schüler wuchſen den Lehrern über den Kopf; ihre Zahl verminderte ſich auffallend, weil die Anſtalt das Vertrauen des Publicums verloren hatte. Lipſius wurde kränklich und ſtarb im November 1848. Es mußte eine Radicalkur mit der Anſtalt vorgenommen werden; eine Maßregel zog die andere nach ſich, und ſo wurden, außer einem ſchon früher in Ruhe getretenen, nach und nach vier der älteſten Lehrer penſioniert, nachdem die Directorſtelle mit dem Director Brandt aus Emden beſetzt war; die andern eröffneten Stellen wurden theils durch Aufrücken, theils durch neu berufene Zehrer, unter denen der Profeſſor Gravenhorſt von der indes aufgehobenen Ritterakademie war, wieder ausgefüllt. Die Kur forderte demnach große Opfer, aber ſie haben ſich im Laufe der Zeit reichlich belohnt. Das Andreanum iſt gegenwärtig, wie ſchon früher bemerkt

iſt, das beſuchteſte Gymnaſium des Königreichs; es zählt 16 Lehrer und 479 Schüler.

2) In die Directorſtelle in Emden rückte der zweite Lehrer, Rector Schweckendieck, auf, ein kenntnißreicher und zuverläſſiger Mann noch aus der Schule von Otfried Müller, der trotz vieler Schwierigkeiten den ehrenwerthen Standpunct des Gymnaſiums aufrecht gehalten hat.

3) Der Director Grotefend vom hieſigen Lyceum hat im Jahre 1848, nach 50jähriger Dienſtzeit, im Alter von 73 Jahren, um ſeine Penſionierung; ſie wurde ihm in der ehrenvollſten Weiſe mit dem Titel als Schulrath und unter Belaſſung ſeines vollen Gehaltes gewährt. Die Wichtigkeit des Gymnaſiums der Hauptſtadt forderte einen Nachfolger, welcher den Ruf der Anſtalt zu erhalten im ſtande ſei; der Magiſtrat wählte den, allerdings noch jungen, aber als Gelehrten und Lehrer ausgezeichneten, Director Ahrens von Lingen. Er hat, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und ungeachtet vieles Wechſels und häufiger Krankheiten im Lehrercollegium, die Anſtalt auf einem Standpuncte gehalten, der ſie in die erſte Reihe der Gymnaſien des In- und Auslandes ſetzt. Ich kann nicht nur als Ober-Schulrath, ſondern auch als Familienhaupt, dieſes Urtheil vertreten, denn zwei meiner Großſöhne haben das Lyceum vom Anfange ihrer Schulzeit an durchgemacht und ſtehen nahe vor ihrer Reifeprüfung. Ich habe ihren Bildungsgang mit aufmerkſamem Auge verfolgt. Außer ihnen beſucht ein dritter Großſohn die Secunda, ein vierter die Quarta und ein fünfter die mittlere Vorbereitungsklaſſe.

4) Der Abgang des Directors Ahrens von Lingen gab die Gelegenheit, den Rector Nöldeke aus der, ſeiner Natur wenig angemeſſenen, Stellung in Harburg zu erlöſen; er wurde als Director nach Lingen geſetzt und hat durch ſeinen warmen Eifer für die wiſſenſchaftliche und Charakterbildung ſeiner Schüler, mit Hülfe treuer Amtsgenoſſen, die anziehende Kraft der Anſtalt für fremde Schüler ſo erhalten, daß, neben 78 einheimiſchen, 92 fremde Schüler dieſelbe in dieſem Augenblicke beſuchen.

5) Bei dem Gymnaſium in Meppen wurde im Jahre 1849 durch den Abgang des Directors Koers als Pfarrer nach Sögel die Directorſtelle frei. Es war ſchwer, einen ſchon erprobten Nachfolger zu finden. Die Behörden mußten ſich entſchließen, einem noch ziemlich jungen Manne, dem Oberlehrer Wilken vom Carolinum in Osnabrück, die Leitung des Gymnaſiums in Meppen anzuvertrauen. Aber ihre Wahl hat ſich bewährt. Der gewiſſenhafte, achtungswerthe und ſtrebſame Mann hat die Anſtalt, trotz vielfachen Lehrerwechſels, in einem Zuſtande erhalten, daß ſie ihre Beſtimmung für den ihr angewieſenen Wirkungskreis in zufriedenſtellender Weiſe erfüllt.

6) Ich knüpfe hieran, des Zuſammenhanges wegen, ſogleich die Veränderungen, die in der Direction des Carolinums zu Osnabrück vorgingen, obgleich ſie in eine etwas ſpätere Zeit fallen. Im Jahre 1855 ſtarb nemlich der treffliche Director Nordheider, deſſen ich ſchon früher erwähnt habe, zum großen Bedauern der Collegen, der Schüler, des ganzen Publikums. Da ſich kein, zu den Verhältniſſen paſſender, Erſatz im Lande fand, — der eben nach Meppen verſetzte Director Wilken zog es vor, in ſeiner neuen Stelle zu bleiben, — ſo mußte ein Erſatz von außen her geſucht werden. Ich wandte meine Blicke wieder nach meiner lieben Provinz Weſtphalen und reiſte, nach vorher durch den Schulrath Savels in Münſter eingezogener Erkundigung, ſelbſt nach Paderborn, um ein paar der dortigen mir empfohlenen Lehrer perſönlich kennen zu lernen. Mein Wiederſehen mit dem Director Ahlemeyer und einigen andern aus früherer Zeit mir bekannten Lehrern trug noch ganz den Charakter der alten Herzlichkeit und that mir außerordentlich wohl. Dieſe Reiſe hatte die Berufung des Oberlehrers Schmidt zum Director des Carolinums zur Folge. Aber die wohlgeordnete Wirkſamkeit deſſelben dauerte nur kurze Zeit; der Biſchof von Münſter, der ihn ſeiner Verpflichtung als Angehöriger ſeiner Diöceſe nicht entlaſſen, rief ihn ſchon im Jahre 1859 zurück, da ihm die Directorſtelle an dem neuerrichteten Gymnaſium in Brilon übertragen war. Die neue Verlegenheit des Carolinums wurde durch die Vermittlung unſers neuen Biſchofs Melchers von Osnabrück, der ſich der Anſtalt ſogleich mit

Liebe und Einsicht annahm, glücklich gehoben; er machte auf den Director Dr. Höting in Kempen aufmerksam, einen Mann von gründlichen philologischen Kenntnissen und lebendigem wissenschaftlichem Sinne, der, obgleich er schon in die praktische geistliche Wirksamkeit eingetreten war, aus Liebe für das höhere Lehrfach noch die Universität Berlin besucht, eine vorzügliche Prüfung bei der dortigen wissenschaftlichen Prüfungs-Commission gemacht hatte und dann Director des neuerrichteten Gymnasiums in Kempen geworden war. Meine Erkundigungen bei meinem Freunde, dem Geheimen Rathe Brüggemann in Berlin, bestätigten das vortheilhafte Urtheil über ihn und meine Bitte, diesen Mann uns zu überlassen, vereinigt mit den Bemühungen unseres Bischofs Melchers bei dem Bischof von Münster, hatten den gewünschten Erfolg. Der Dr. Höting wurde zum Director des Carolinums berufen und wirkt in Liebe und Hingebung an dieser Anstalt mit solcher Anerkennung seiner vielseitigen Tüchtigkeit, daß er von der Regierung auch zum Mitgliede des katholischen Consistoriums in Osnabrück ernannt ist.

7) Die wichtigste Veränderung ging mit der Ritterakademie in Lüneburg vor. Dieselbe war, trotz aller Versuche ihr aufzuhelfen, immer mehr zurückgegangen. Der Professor Gravenhorst, der als erster Inspector zu Hülfe genommen war, gab zwar dem Unterrichte für kurze Zeit einen neuen Schwung, allein das Jahr 1848 zog auch ihn mit in seine politische Richtung hinein, er nahm die Wahl zum Deputierten bei der Nationalversammlung in Frankfurt an und ging im Sommer 1848 dahin ab. Dadurch wurde seine Wirksamkeit an der Ritterakademie für längere Zeit unterbrochen und zu gleicher Zeit wandte sich der aufgeregte Zeitgeist mit solcher Entschiedenheit gegen aristokratische Anstalten, wie man die Ritterakademie bezeichnete, daß die Lüneburgsche Ritterschaft, deren Eigenthum die Anstalt war, selbst zu ihrer Aufhebung sich bereit zeigte. Die Zahl der Schüler war Ostern 1849 auf 11 und Michaelis dieses Jahres auf 4 zusammengeschmolzen. Durch einen vom Könige Ernst August bestätigten Vertrag trat die Ritterschaft das Stiftungsvermögen der Akademie gegen eine ansehnliche Entschädigung in

Summe, deren Zinſen zu Stipendien für ſtudierende Söhne der Ritterſchaft beſtimmt wurden, an den Kloſterfond ab, der außerdem die Fortzahlung der Gehälter des Landſchaftsdirectors, des Ausreuters und der vorhandenen Lehrer übernahm. Dieſe letzteren wurden dann andern Anſtalten, wo gerade eine Vacanz war, zugetheilt und dieſen dadurch eine anſehnliche Unterſtützung gewährt. So kam der Profeſſor Gravenhorſt an das Andreanum in Hildesheim; der Profeſſor Herrmann an das Gymnaſium in Celle; der Profeſſor Muhlert an dasjenige zu Clausthal; der Profeſſor Clottu als Lehrer der franzöſiſchen Sprache und der Dr. Kohlrauſch als Lehrer der Mathematik an das Johanneum in Lüneburg; der Collaborator Krauſe an das Gymnaſium in Stade; der Collaborator Schultze endlich an das Progymnaſium in Leer, wodurch dieſen Anſtalten ein mittelbarer Zuſchuß von jährlich 4250 Thalern zugewendet wurde, denn ſie brauchten nur einen geringen Theil der Beſoldung dieſer Lehrer zu übernehmen. In ſolcher Weiſe kamen die unverhältnißmäßig hohen Koſten einer Anſtalt, die durchſchnittlich nur 12 bis 20 Zöglinge zählte, dem ganzen höheren Schulweſen des Königreichs zu gute und dieſes iſt dem Könige Ernſt Auguſt und dem Miniſterialvorſtande Braun, ſo wie dem damaligen freiſinnigen Landſchaftsdirector von Hodenberg, der zu der ganzen Maßregel im Namen der Ritterſchaft willig die Hand bot, wohlbegründeten Dank ſchuldig. — Die Gebäude der Ritterakademie wurden zu einem Schullehrerſeminar benutzt.

Wird zu den Arbeiten, welche die angegebenen Veränderungen verurſachten, auch noch die Mühe gerechnet, die eine zweckmäßige Vertheilung der durch die Stände bewilligten neuen Mittel erforderte, die vielen Anfragen und Berichte, die nöthig wurden, ſo läßt ſich ermeſſen, daß die Jahre von 1848 bis 1851 und noch ferner geſchäftsreich für das Ober-Schulcollegium geweſen ſind. Das Jahr 1849 allein zählte 6 Penſionierungen von Lehrern, 27 neue Anſtellungen, 130 Fälle von Verbeſſerungen der Lehrer, theils durch Verſetzung, theils durch Zulagen.

Zu den vielen Veränderungen in den Schulen kam im Jahre

1849 auch noch ein Verlust im Ober-Schulcollegium hinzu. Der Regierungsrath Bunsen, der seit 1843 sehr nützlich in demselben mitgewirkt und sich auch mit theilnehmendem Verständniß in die innern Aufgaben einer Schulbehörde hineinzuarbeiten gewußt hatte, starb, nach längerem Siechen, im September 1849 auf der Insel Wangeroge, wo er das Seebad gebrauchte, an einem heftigen Krankheitsanfalle. Sein Platz wurde zwar im nächsten Jahre durch den Ministerialreferenten Regierungsrath Küster wieder besetzt, welcher mit gleicher Liebe und gleichem Verständniß sich unsern Arbeiten widmete, allein seine Wirksamkeit dauerte nur kurze Zeit, indem er schon im Jahre 1853 zum Generalsecretär des geistlichen Ministeriums ernannt wurde und seine Stellung im Ober-Schulcollegium aufgeben mußte. Seine theilnehmende Fürsorge für die Schulangelegenheiten übertrug er aber auch in seine neue Stellung und bethätigte sie durch eifrige Förderung von Seiten des Ministeriums.

Es folgte dann mein jetziger lieber College, der Regierungsrath Brüel, und es erfüllt mich, wenn ich die Reihe dieser Mitglieder des Collegiums, die zugleich Referenten in Schulsachen im Ministerium waren, von dem Hofrath von Lüpke an, in Gedanken durchlaufe, ein Gefühl des innigsten Dankes gegen die Vorsehung, daß sie mir solche Mitarbeiter gegeben hat, die ihr Amt nicht als ein Geschäft im gewöhnlichen Sinne, sondern als eine ihrer Lebensaufgaben, mit Herz und Verstand und gemüthlicher Hingebung, versehen und sich, obgleich ihre Lebensrichtung sich auf das Gebiet der Verwaltung vom juristischen und staatsmännischen Standpuncte aus bezogen hatte, mit Wärme und scharfem Eindringen auch in die innere Seite des Unterrichtswesens hineingedacht und gelebt haben. Es ist dieses zugleich ein Beweis von der, diesem Gebiete einwohnenden, Anziehungskraft, einer Kraft der Verinnerlichung, wie ich es nennen möchte. Die höheren Zwecke der Menschheit treten mit nicht abzuweisender Gewalt vor die Seele und zwingen uns, ihnen nachzuforschen, um sie möglichst im Leben zur Geltung zu bringen.

Das 25jährige Jubiläum des Ober-Schulcollegiums. — Das Ober-Schulcollegium ging im Jahre 1855 dem

Zeitpuncte ſeines 25jährigen Beſtehens entgegen. Es ſchien paſſend zu ſein, dem Publikum eine kurze Rechenſchaft über die Wirkſamkeit des Collegiums in dem erſten Vierteljahrhundert ſeines Daſeins zu geben, und ich fertigte einen ſolchen Bericht für die hannoverſche Zeitung an, welcher zugleich in einer Anzahl von Exemplaren beſonders abgedruckt und an die höheren Schulen, ſo wie an mehrere Behörden, vertheilt wurde. Er enthielt einen großen Theil deſſen, was ich in dieſen meinen Lebenserinnerungen niedergelegt habe, aber zugleich noch einige Zuſammenſtellungen, die auch hier ihren Platz finden mögen.

Es wird darin unter anderm die Maßregel der perſönlichen Inſpectionsreiſen der Mitglieder des Ober-Schulcollegiums beſprochen und erwähnt, daß ich in dem abgelaufenen Zeitraume 76 Dienſtreiſen gemacht, welche großentheils mehrere Anſtalten befaßten, ſo daß ich 2 Anſtalten 14 mal, 5 Anſtalten 13 mal, eine Anſtalt 12 mal, 6 Anſtalten 11 mal, 7 Anſtalten 10 mal, 2 Anſtalten 9 mal, 3 Anſtalten 7 mal, 1 Anſtalt 5 mal, 10 Anſtalten 3 mal, 1 Anſtalt 2 mal, beſucht habe, wodurch 290 Inſpectionen herauskommen.

Der Schulrath Schmalfuß hatte in den 6 Jahren ſeit ſeinem Eintritte in das Collegium 14 Dienſtreiſen gemacht und auf denſelben 23 Inſpectionen vorgenommen.

Die Zahl der in dieſen 25 Jahren geprüften Abiturienten betrug 3629, alſo im Durchſchnitt abgerundet jedes Jahr 145. Unter jener Zahl waren 1320 Theologen, 118, die Theologie und Philologie verbinden wollten, 139 Philologen, 1229 Juriſten, 564 Mediziner, 21 Mathematiker; die übrigen waren theils ſolche, deren Fach noch unbeſtimmt war, theils bei der Prüfung abgewieſene, oder ſolche, die mit dem Zeugniſſe *M.* III. die Univerſität nicht hatten beſuchen wollen. Es ſtellte ſich dabei das Reſultat heraus, daß das Studieren im Verhältniß zu der Zunahme der Bevölkerung ſichtbar abgenommen hatte. Denn während im Jahre 1833 die Zahl der Abiturienten 179 betragen hatte, hatten im Jahre 1850 nur 111 die Prüfung gemacht, und hatte in den 12 letzten Jahren nur das Jahr 1849 die

Durchschnittszahl von 145 Abiturienten um 11 überschritten, die übrigen waren sämmtlich darunter geblieben.

Die größte Abnahme hatte das Studium der Jurisprudenz erfahren.

Die Universität Göttingen besuchten von den obigen 3629 Studierenden 2675; dann kam zunächst Heidelberg mit 123. Die katholischen Theologen hatten Münster, Bonn und das theologische Seminar in Hildesheim gewählt; doch waren auch 14 nach Rom in das Collegium germanicum gegangen.

An Schulamtskandidaten waren geprüft 288, darunter 29 katholischer Confession.

An den Gymnasien und Progymnasien arbeiteten

im Jahre 1830 — 117 Hauptlehrer und 34 Hülfslehrer,
„ „ 1855 — 237 „ „ 49 „

Unter den 237 Hauptlehrern hatten 197 studiert, 40 nicht studiert. Verheirathet oder Witwer waren 142, unverheirathet 95.

Im Jahre 1830 waren vorhanden 2684 Schüler in 124 Klassen,
„ „ 1855 „ „ 4300 „ „ 194 „

Die Gesammteinnahme der 15 Gymnasien, ohne die Ritterakademie und das Pädagogium in Ilfeld, und der Progymnasien, ohne Duderstadt, hatte betragen

im Jahre 1830 — 94,808 Thaler, die Ausgaben 94,808 Thaler,
„ „ 1855 — 163,300 „ „ „ 159,995 „

also im Jahre 1855 mehr Einnahme 68,500 Thaler gegen 1830.

Um die Veränderungen in den äußern Verhältnissen der Anstalten fortwährend verfolgen zu können, war im Jahre 1848 auf Veranlassung der allgemeinen Schulconferenz die jährliche Einsendung von statistischen Berichten über die Lehrer, ihr Alter, Dienstalter, Stundenzahl und Einkommen, die Schüler- und Klassenzahl, Verhältniß der studierenden und nichtstudierenden Schüler, Höhe des Schulgeldes, Einnahme und Ausgabe der Schulkasse, eingeführt worden. Das Aeußere ist nicht an sich ein Bild des innern Zustandes, allein es bildet oft ein nicht unbedeutendes Moment zur Beurtheilung

Zeitpuncte seines 25jährigen Bestehens entgegen. Es [illegible] zu sein, dem Publikum eine kurze Rechenschaft über [illegible] des Collegiums in dem ersten Vierteljahrhundert [illegible] geben, und ich fertigte einen solchen Bericht [illegible] Zeitung an, welcher zugleich in einer Anzahl [illegible] ders abgedruckt und an die höheren Schule[illegible] hörden, vertheilt wurde. Er enthielt ein[illegible] ich in diesen meinen Lebenserinnerung[illegible] gleich noch einige Zusammenstellung[illegible] den mögen.

Es wird darin unter an[illegible] spectionsreisen der Mitgl[illegible] und erwähnt, daß ich in[illegible] gemacht, welche große[illegible] Anstalten 14 mal, [illegible] stalten 11 mal, [illegible] 7 mal, 1 Anst[illegible] habe, wodu[illegible]

D[illegible] Eintr[illegible] 23

[illegible] Programme die Gelegenheit, eine neue Ansicht, [illegible] Interpretation der Schriftsteller oder beim geschicht- [illegible] mathematischen Unterrichte, gekommen, oder über pädago- [illegible] didactische Fragen, in einigen Bogen niederzulegen. Und [illegible] Lehrer, der in Gefahr ist, neben seiner täglichen Arbeit das [illegible] gar zu sehr zu versäumen, erhält einen neuen Antrieb [illegible] wenn die Reihe des Programmschreibens bald an ihn kommt.

Eine Veranlassung zur Zusammenberufung einiger Lehrer hatte [illegible] Verwirrung, in welcher der Unterricht in der deutschen Rechtschreibung sich befand, gegeben. Die Schulen hatten in diesem Unterrichte keinen festen Boden mehr unter den Füßen. In der hergebrachten, großentheils nach Adelung geregelten Schreibweise fanden sich doch gar viele Inconsequenzen: die historische Erforschung unserer Muttersprache brachte diese Fehler noch mehr zum Bewußtsein und suchte durch Herleitung der richtigen Schreibweise aus den früheren Perioden unserer Sprache und Literatur eine größere Folge-

herzustellen. Wäre diese Reform mit Maß und langsamen
gegangen, so hätte ein allmähliger geregelter Fortschritt
können. Der Deutsche, der keine Central-Akademie
diese Weise von dem einmal eingenommenen
n. Diese Vorsicht wurde von vielen der
wollten durch einen Sprung reformieren.
der deutschen, die kleinen Anfangs-
großen, das Wegschneiden aller
tion nicht so ohne weiteres aufdrän-
e Lehrer, der sich mit dem Studium der
beschäftigt hatte, manches angenommen, was
nicht billigte. Der Schüler mußte oft bei seiner
s einer Klasse in die andere seine Orthographie umän-
ieser Verwirrung wo möglich in unserm Kreise Schranken zu
n, wurden zuerst Gutachten der Lehrercollegien über diese Angele-
genheit eingeholt, und dann wurde eine Commission von sachkundigen
Directoren und Lehrern, unter welchen auch die Directoren der hiesi-
gen höheren Bürger- und Töchterschule sich befanden, zur Bearbei-
tung der Sache niedergesetzt. Das königliche Consistorium deputierte
einen der Ober-Schulinspectoren zur Theilnahme an den Berathun-
gen, und auch die Mitglieder des Ober-Schulcollegiums betheiligten
sich an denselben.

Die rein praktische Absicht ging nicht darauf hinaus, die Sprach-
forschung zu hemmen, oder selbst in dieselbe einzugreifen, sondern nur
dahin, für die höheren Schulen des Landes, vielleicht auch in gewis-
sem Maße für die Volks- und Bürgerschulen, einen mittleren Weg
aufzufinden, welcher das durch den allgemeinen Gebrauch Hergebrachte
beibehielte, in dem Schwankendgewordenen aber diejenige Schreibung
für den Unterricht feststellte, die sich durch Ableitung, Analogie und
Consequenz als die bessere empfehlen möchte. Wir wußten dabei recht
wohl, daß nichts für längere Zeit Aushelfendes werde zu stande
kommen, denn wir leben auch in dieser Beziehung in einer Periode
der Gährung und des Ueberganges; allein in einer solchen Zeit schien
es schon ein Gewinn zu sein, auch nur für Jahrzehende einen Ruhe-

des Innern, namentlich, wenn es in einer fortlaufenden Zeitfolge überſehen werden kann.

Eine Maßregel, die auch bei uns nach und nach in's Leben geführt iſt und die Lehrer mit einem erweiterten Kreiſe von Schweſteranſtalten in Verbindung bringt, iſt der gegenſeitige Tauſch von Schulſchriften. Der Programmentauſch beſteht jetzt mit dem Königreiche Preußen, dem Königreiche Sachſen, dem Kurfürſtenthum Heſſen, dem Fürſtenthum Braunſchweig und einigen kleineren Ländern. Ich überſchätze dieſe Maßregel nicht. Die Maſſe deſſen, was auf ſolche Weiſe jährlich in einer Schulbibliothek zuſammenfließt, iſt faſt zu groß, als daß es vollſtändig benutzt werden könnte; auch ſind es nicht alles Goldkörner, was bei dieſer Gelegenheit unter die Preſſe kommt; allein es ſind doch auch Goldkörner darunter, die ſonſt vielleicht nie an's Tageslicht gekommen wären, und das kundige Auge wird ſie aus der Maſſe herauszufinden wiſſen. Und, was eine Hauptſache iſt, der Lehrer, der bei ſeinen bedeutenden amtlichen Geſchäften ſelten Zeit hat, eine literariſche Arbeit zu unternehmen, oder der, einiger treffender Gedanken wegen, vielleicht verleitet worden wäre, ein Buch zu ſchreiben, hat im Programme die Gelegenheit, eine neue Anſicht, die ihm bei der Interpretation der Schriftſteller oder beim geſchichtlichen oder mathematiſchen Unterrichte, gekommen, oder über pädagogiſche und didactiſche Fragen, in einigen Bogen niederzulegen. Und mancher Lehrer, der in Gefahr iſt, neben ſeiner täglichen Arbeit das Weiterſtudieren gar zu ſehr zu verſäumen, erhält einen neuen Antrieb dazu, wenn die Reihe des Programmſchreibens bald an ihn kommt.

Eine Veranlaſſung zur Zuſammenberufung einiger Lehrer hatte die Verwirrung, in welcher der Unterricht in der deutſchen Rechtſchreibung ſich befand, gegeben. Die Schulen hatten in dieſem Unterrichte keinen feſten Boden mehr unter den Füßen. In der hergebrachten, großentheils nach Adelung geregelten Schreibweiſe fanden ſich doch gar viele Inconſequenzen; die hiſtoriſche Erforſchung unſerer Mutterſprache brachte dieſe Fehler noch mehr zum Bewußtſein und ſuchte durch Herleitung der richtigen Schreibweiſe aus den früheren Perioden unſerer Sprache und Literatur eine größere Folge-

richtigkeit herzuſtellen. Wäre dieſe Reform mit Maß und langſamem Schrittes vorgegangen, ſo hätte ein allmähliger geregelter Fortſchritt gewonnen werden können. Der Deutſche, der keine Central-Akademie hat, läßt ſich nur auf dieſe Weiſe von dem einmal eingenommenen Standpuncte weiter führen. Dieſe Vorſicht wurde von vielen der Reformatoren verſäumt; ſie wollten durch einen Sprung reformieren. Aber die lateiniſche Schrift ſtatt der deutſchen, die kleinen Anfangsbuchſtaben der Hauptwörter ſtatt der großen, das Wegſchneiden aller Dehnungszeichen, ließ ſich die Nation nicht ſo ohne weiteres aufdrängen. Nun hatte aber der eine Lehrer, der ſich mit dem Studium der älteren Sprache mehr beſchäftigt hatte, manches angenommen, was ſein älterer College nicht billigte. Der Schüler mußte oft bei ſeiner Verſetzung aus einer Klaſſe in die andere ſeine Orthographie umändern. Dieſer Verwirrung wo möglich in unſerm Kreiſe Schranken zu ſetzen, wurden zuerſt Gutachten der Lehrercollegien über dieſe Angelegenheit eingeholt, und dann wurde eine Commiſſion von ſachkundigen Directoren und Lehrern, unter welchen auch die Directoren der hieſigen höheren Bürger- und Töchterſchule ſich befanden, zur Bearbeitung der Sache niedergeſetzt. Das königliche Conſiſtorium deputierte einen der Ober-Schulinſpectoren zur Theilnahme an den Berathungen, und auch die Mitglieder des Ober-Schulcollegiums betheiligten ſich an denſelben.

Die rein praktiſche Abſicht ging nicht darauf hinaus, die Sprachforſchung zu hemmen, oder ſelbſt in dieſelbe einzugreifen, ſondern nur dahin, für die höheren Schulen des Landes, vielleicht auch in gewiſſem Maße für die Volks- und Bürgerſchulen, einen mittleren Weg aufzufinden, welcher das durch den allgemeinen Gebrauch Hergebrachte beibehielte, in dem Schwankendgewordenen aber diejenige Schreibung für den Unterricht feſtſtellte, die ſich durch Ableitung, Analogie und Conſequenz als die beſſere empfehlen möchte. Wir wußten dabei recht wohl, daß nichts für längere Zeit Aushelfendes werde zu ſtande kammen, denn wir leben auch in dieſer Beziehung in einer Periode der Gährung und des Ueberganges; allein in einer ſolchen Zeit ſchien es ſchon ein Gewinn zu ſein, auch nur für Jahrzehende einen Ruhe-

punct zu ſchaffen, welcher der Wiſſenſchaft Zeit ließe, ihre Forſchungen fortzuſetzen und der allgemeinen Einſicht nahe zu bringen. So kam denn, nach vielfachen mündlichen und ſchriftlichen Berathungen, die kleine Schrift zu ſtande, welche unter dem Titel: „Anleitung zur deutſchen Rechtſchreibung für Elementarklaſſen der höheren Schulen und für Mittel- und Volksſchulen, Hannover bei Rümpler 1857“ zum zweiten Male gedruckt iſt und kurze Regeln für Rechtſchreibung und ein Verzeichniß der allenfalls zweifelhaften Wörter enthält.

Da es von Anfang an nicht die Abſicht war, etwa eine officielle hannoverſche Orthographie zwangsweiſe einzuführen, ſo wurde die Commiſſionsarbeit allen Lehrercollegien zur Beſchlußnahme, ob ſie bei ihrer Anſtalt eingeführt werden ſolle, zugeſtellt, und die Anſtalten haben ſie angenommen; um ſie auch in dem Kreiſe der Volksſchule nach und nach einheimiſch zu machen, hat das hieſige königliche Conſiſtorium die genannte Anleitung bei dem Unterrichte in den Schullehrer-Seminaren zum Grunde zu legen verordnet.

So wie die im Jahre 1848 ſtattgefundene große Lehrerverſammlung die Schulmänner aus ſo entfernten Theilen des Landes zuſammengeführt hatte, ſo gab auch die Beſtimmung in der Verfaſſung von 1848, daß der Lehrerſtand des Königreichs Deputierte in die erſte Kammer der allgemeinen Ständeverſammlung ſchicken ſollte, und zwar die höheren Schulen ihren eigenen, Veranlaſſung zur Zuſammenkunft der von den Anſtalten deputierten Wahlmänner, hier in Hannover. Es ſind ſolcher Verſammlungen drei hier gehalten worden. Zuerſt wurden Lehrer zu Deputierten für die erſte Kammer gewählt; dann zeigte es ſich, daß die dadurch veranlaßte längere Abweſenheit eines der bedeutendſten Mitglieder eines Lehrercollegiums, — denn ein ſolches mußte doch der Repräſentant des ganzen Standes in der Landesverſammlung ſein, — zu nachtheilig für die Anſtalt, der es angehörte, ſei. Auch entgehen dem Lehrer in der Regel zu ſehr die juriſtiſchen, finanziellen und adminiſtrativen Kenntniſſe, welche für die bei weitem meiſten Gegenſtände der ſtändiſchen Berathungen nothwendig ſind. Der Deputierte muß entweder eine ſtumme Rolle ſpielen, oder ſich auf ein Feld wagen, auf welchem er in Gefahr iſt,

zu straucheln. Eigentliche Schulfragen kommen aber in den Ständen selten vor, und wenn von Geldbewilligungen für Schulen die Rede ist, so macht das Wort eines Dritten, z. B. des königlichen Commissarius, mehr Eindruck, als das des Lehrers, von dem die Versammlung leicht das Gefühl hat, er rede pro domo. Daher kam man bald zu dem Entschlusse, einen kundigen Geschäftsmann, bei welchem man Einsicht in das Schulwesen und Liebe für die Zwecke und Organe desselben voraussetzen durfte, zum Vertreter des höheren Lehrerstandes zu wählen. Und später wurde durch die Verfassungsveränderung die Vertretung desselben in der ersten Kammer ganz aufgehoben. Auch aus der zweiten Kammer sind die von Corporationen gewählten Lehrer bald wieder zurückgetreten.

Dieses Experiment, so heißt es in meiner Schrift über unser höheres Schulwesen weiter, hat von neuem die Wahrheit des Grundsatzes an den Tag gebracht, daß die Bühne des Lehrers die Schulstube, der Stoff, den er bearbeiten soll, die Jugend, die Lebensluft, in welcher er am besten gedeiht und wirkt, das Reinmenschliche, von allen Schlacken des Parteiwesens und der Parteiansichten Gereinigte, ist. Mag er als Familienvater theilnehmend im Leben stehen, als Bürger das Wohl seines Vaterlandes, als Mensch das Wohl der Menschheit, warm am Herzen tragen, er wird dadurch um so wohlthätiger durch Unterricht und Gesinnungsäußerung auf seine Schüler wirken; wird er dagegen durch anderweite öffentliche Thätigkeit von seinem wahren Arbeitsfelde abgezogen, so ist sein Herz schon der Schule entfremdet, und läßt er sich gar auf lebhafte Parteinahme ein, so verliert er bei dem einen oder dem andern Theile der Familien seiner Schüler das reine Vertrauen, welches die Stütze seiner Einwirkung sein muß.

Die 25jährige Wirksamkeit des Ober-Schulcollegiums bezeichnete auch die Dauer der meinigen im hannoverschen Lande. Der König Georg V., der im Jahre 1851 seinem erlauchten Vater in der Regierung gefolgt war, und der mir schon als Kronprinz vielfache Beweise seiner hohen Gewogenheit gegeben hatte, hatte die Gnade, mir zur Anerkennung

meiner Dienſte das Commandeurkreuz zweiter Klaſſe des Königlichen Guelfenordens zu ertheilen. Ich hatte freilich, als ich in meinem 50ſten Jahre mit geſchwächter Geſundheit in meine hieſige Stellung eintrat, nicht erwarten können, daß ich noch ein Vierteljahrhundert mit im Ganzen ungebrochener Kraft einem nicht gerade leichten Amte würde vorſtehen können, und lebhafter Dank für Gottes gnädige Leitung war natürlich in dieſen Tagen das vorherrſchende Gefühl in meiner Seele. Auch die Briefe vieler Directoren und Lehrer rührten mich innig durch den Ausdruck warmer Anhänglichkeit.

Familien-Ereigniſſe. Verluſte. — Aus unſerm Familienkreiſe habe ich nachzuholen, daß unſer dritter Sohn, Fritz, der nach Aufhebung der Ritterakademie an das Johanneum verſetzt war, dieſe neue Stellung benutzte, ſich ebenfalls einen häuslichen Herd zu gründen. Sein gutes Glück führte ihm eine Lebensgefährtin in einer vater- und mutterloſen Waiſe, meiner lieben Schwiegertochter, Thereſe Drewſen, zu, die mit ihren Geſchwiſtern in Lüneburg lebte. Sie war die Tochter des verſtorbenen Beſitzers der Papierfabrik zu Lachendorf bei Celle, und ihre ältere Schweſter war mit dem Paſtor Haccius in Lüneburg, einem Freunde meines Sohnes, verheirathet; daher die Bekanntſchaft. Im März 1851 war die Hochzeit, welcher ich mit meiner Frau und meinen Töchtern beiwohnte. Der treue, für häusliches Glück geſchaffene, Menſch hatte ein glückliches Loos gezogen.

In demſelben Jahre bahnte ſich eine andre Verheirathung in unſerer Familie an. Ich habe ſchon erwähnt, daß ich in den vier Jahren von 1848 bis 1851 im Sommer meine Badekuren in Wiesbaden fortſetzen mußte. Bei der letzten nahm ich unſere dritte Tochter, Minna, zur Stärkung ihrer angegriffenen Geſundheit in die Kaltwaſſeranſtalt zu Rolandseck mit, wo einige bekannte Frauen aus Hannover ebenfalls die Kur gebrauchten. Nach Vollendung meiner Kur in Wiesbaden hielt ich mich noch eine kurze Zeit bei meiner Tochter in Rolandseck auf und machte mit ihr einige ſchöne Ausflüchte: nach Remagen, wo die neue, von dem Grafen von Fürſtenberg geſtiftete, Apollinaris-Kapelle von Düſſeldorfer Malern mit herrlichen

Gemälden geſchmückt wurde, ferner nach dem Kloſter Heiſterbach unter dem Drachenfels, und zuletzt nach Köln, um die Fortſchritte zu ſehen, welche der Ausbau des herrlichen Domes gemacht hatte. In Rolandseck hatte meine Tochter einen Lehrer aus Berlin, den Dr. Goldmann, kennen gelernt, der als Lehrer der Naturwiſſenſchaften in den leeren Stunden des Badelebens ihre Wißbegierde mit Unterhaltungen über phyſikaliſche Gegenſtände auf eine angenehme Weiſe zu befriedigen gewußt hatte. Es knüpfte ſich daran ein näheres Verhältniß, welches im Jahre 1851 zur Verheirathung beider führte. Und mir gab dieſe Verbindung Gelegenheit, noch zweimal Berlin zu beſuchen, im Jahre 1851 und 1853. Meinen Freund Kortüm, bei welchem ich in dem erſtgenannten Jahre einkehrte, fand ich in ſeiner gemüthlichen Häuslichkeit ſo wohlbehalten wieder und lernte ſeine treffliche Frau von einer ſo liebenswürdigen Seite kennen, daß mir dieſe Reiſe im beſonders freundlichen Andenken geblieben iſt. Kortüm war auch mit mehreren meiner älteren Freunde und Bekannten in freundſchaftlichen Verhältniſſen, z. B. mit meinem hannoverſchen Collegen Pertz, mit unſerm Düſſeldorfer Collegen Brüggemann, mit der Familie Grimm, mit der Generalin Lützow, mit dem Neffen meines Freundes Abeken, dem im auswärtigen Departement angeſtellten Legationsrath Abeken, mit einem am Friedrich-Wilhelms Gymnaſium als Lehrer ſtehenden Sohne unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Strack, auch mit dem Director dieſes Gymnaſiums, meinem Göttinger Freunde Ranke. Alle dieſe ſah ich bei ihm wieder, und in der griechiſchen Geſellſchaft, in welche er mich mitnahm, traf ich, außer Pertz, Ranke und Brüggemann, auch den trefflichen Director Meinecke, den Neffen meiner Couſine Kohlrauſch, den gelehrten Dr. Parthei und den wohl noch gelehrteren Profeſſor Emanuel Becker. Daß ich meinen Freund Pertz und die Seinigen öfter wiederſah, verſteht ſich von ſelbſt, leider war ſeine uns ſo nahe ſtehende, liebe Frau von ihrem Herzleiden ſchon ſehr angegriffen; ſie ſtarb auch bereits im folgenden Jahre.

Im Jahre 1853 beſuchte ich mit meiner Frau unſere Tochter in ihrer neueingerichteten Häuslichkeit und habe von dieſer Reiſe

beſonders einige großartige Kunſteindrücke im Gedächtniß; vor allem das Rauch'ſche Denkmal Friedrichs des Großen, zu welchem es mich faſt täglich hinzog; dann auch die einfach ſchöne Statue Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten von Drake, mit den ſinnigen Basreliefs, denen ich nichts Schöneres in dieſer Art an die Seite ſetzen möchte; ferner das Atelier von Cornelius, wohin uns die Schweſter desſelben, die Frau meines Freundes Brüggemann, führte, mit den großartigen Studien der Bilder aus der Apokalypſe für das von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. beabſichtigte Grabgewölbe des Domes. Auch das neue Muſeum mit ſeinen Kunſtſchätzen und das reich ausgeſtattete ägyptiſche Muſeum beſchäftigten uns ſehr, letzteres beſonders die lebhafte Phantaſie meiner Frau, die ſich in dieſe fremdartige, zum Theil düſtere, zum Theil als Carricatur ihr erſcheinende, Welt nicht zu finden wußte und dieſelbe in ihrer humoriſtiſchen Weiſe oft treffend parodierte. Es war die letzte größere Reiſe, die ich mit ihr gemacht habe.

Ueberhaupt fängt von nun an eine Reihe von trüben Ereigniſſen und Verluſten in unſerer Familie, die mich immer mehr vereinſamt haben und mein Herz wiederholt in einer Weiſe trafen, wie der Verluſt unſeres Sohnes Karl vor 26 Jahren dasſelbe getroffen hatte. Das Jahr 1854 machte dazu den Anfang.

Unſer Sohn Otto war in ſeiner Laufbahn raſch zu einer, ich darf wohl ſagen bedeutenden Stellung gelangt. Seine Aufgabe an der chirurgiſchen Schule hielt ihn mit der Wiſſenſchaft, und namentlich der Anatomie und deren ausgezeichnetem Lehrer, Hofrath Krauſe, in lebhafter Verbindung. Mit dem letzteren ſtellte er viele mikroſkopiſche Unterſuchungen an und arbeitete, als deren Ergebniß, auch eine gut aufgenommene Schrift über die Beckenorgane mit ſehr genauen Zeichnungen aus. Die Gabe eines klaren Vortrages deutete auf eine akademiſche Beſtimmung hin, welche er auch ſtets im Auge behielt und vielleicht erreicht hätte, wenn ihm Gott ein längeres Leben ſchenkte. Seine Schüler hingen mit großer Achtung und Liebe an ihm, und er nahm ſich auch der Einzelnen wohlwollend an. Dieſe Neigung und Gabe, auf Andere zu wirken, zeigte ſich auch in ſeinem

ganzen übrigen Leben; er bildete einen gewiſſen Mittelpunct unter den jüngeren ſtrebenden Aerzten und erwarb ſich eine nicht gewöhnliche freundſchaftliche Anhänglichkeit von mehreren. An einem Turnverein nahm er eifrigen Antheil und wirkte auch in den Familien dahin, daß die Töchter durch angemeſſene Leibesübungen körperlich gekräftigt wurden. Seine ärztliche Wirkſamkeit zeichnete ſich beſondes dadurch aus, daß er außer der ärztlichen Hülfe auch geiſtige in Anwendung brachte, indem er den Willen zum Widerſtande anzuregen, die Phantaſie zu zügeln, die Furcht zu mäßigen wußte. Es war keine gewöhnliche Anhänglichkeit, die viele ſeiner Kranken zu ihm fühlten, und ſelbſt die Kinder, die ſonſt den Arzt ſcheuen, der ihnen bittere Arznei verſchreibt oder körperliche Schmerzen verurſacht, freuten ſich, wenn er erſchien. Sie fühlten ſeine herzliche Theilnahme und ſeine mit wahrer Herzensgüte verbundene geiſtige Gewalt durch.

Als im Jahre 1847 das neugebildete Ober-Medizinalcollegium in's Leben trat, erhielt er anfangs eine proviſoriſche Stellung in demſelben und nach Spangenbergs Tode im Jahre 1849 eine wirkliche Anſtellung als Medizinalrath. Dieſe Thätigkeit entſprach ſeiner Neigung ſehr. Den ärztlichen Stand durch organiſche Einrichtungen und durch eine ehrenvolle Stellung zu heben, war das Ideal ſeiner Bemühungen. Und mit dem Willen, den Arbeiten des Medizinalcollegiums möglichſt viel von ſeiner Zeit und Kraft zu widmen, that er einen Schritt, der ihm von manchem verdacht wurde, er legte ſeine Stelle als Hofchirurgus, die ihm 400 Thaler Gehalt einbrachte, freiwillig nieder. Ein Beweggrund, den er vielleicht nur mir anvertraut hat und der ſeinem Charakter Ehre macht, war auch folgender: „Ich eifere", ſagte er, „unter den jungen Aerzten ſtets gegen das Jagen nach Praxis und den gemeinen Brodneid, der unſern Stand erniedrigt, und möchte ſo gern ein nobleres Verhältniß zwiſchen uns einführen, und nun ſoll ich zwei Aemter mit feſtem Gehalte für mich behalten. Dann werden ſie natürlich ſagen: „„er hat gut Uneigennützigkeit predigen!"" Wenn ein anderer meine Hof-Chirurgenſtelle mit 400 Thalern erhält, das iſt ihm mehr werth, als das Doppelte von unſicherer Praxis!"

Wenn eine frische Arbeitskraft in ein Collegium kommt, welche gern Arbeit an sich zieht, so fehlt es ihr auch nicht daran, und da mein Sohn rasch und gut die Feder führte, so bekam er so viel zu schreiben, daß er oft einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen mußte, denn seine wissenschaftlichen Studien wollte er auch nicht aufgeben. Dieser Anstrengung wäre er gewachsen gewesen, wenn nicht schon der Keim eines unheilbaren Uebels in ihm gelegen hätte; und da er, ungeachtet des zunehmenden Krankheitsgefühls, doch nicht nachgeben wollte, so verschlimmerte sich das Uebel so rasch, daß er im Sommer 1854 bettlägerig wurde. Seine Leiden waren herzergreifend. Die Mutter vermochte es nur selten, ihn zu sehen; ich überwand mich, so oft ich konnte, denn ich gehörte zu den wenigen, die er gern kommen sah; aber, was ich dabei gelitten, beschreibe ich nicht. Es ist eine der schmerzlichsten Aufgaben des armen Lebens, einen Sohn dieser Art, der schon unser Freund ist, mit solcher Tüchtigkeit des Verstandes und Herzens, in einer gesegneten Laufbahn, glücklichen Gatten und Vater von 4 zum Theil noch unmündigen Kindern, so leiden zu sehen, ohne helfen zu können. Die sorgsamste ärztliche Pflege des Medizinalraths Krause, zu welchem sich auch zwei jüngere Freunde, die Doctoren Brandis und Burghard gesellten, und die aufopferndste Sorgfalt seiner, selbst gar nicht starken, Frau, die nicht von seinem Lager wich, sie konnten ihm hin und wieder Erleichterung schaffen, aber keine Rettung. Er starb am Tage vor meinem 75sten Geburtstage, den 14ten November 1854, in seinem 44sten Lebensjahre, nachdem seine Leiden in den letzten Tagen gelinder gewesen waren. Wenn allgemeine Theilnahme, und dazu eine solche, die sich auch bei vielen seiner Freunde durch stille That für die Zukunft seiner Witwe und Kinder bewährte, einen Trost geben kann, so haben wir Eltern und seine Geschwister, die ebenfalls mit großer Liebe an ihm hingen, denselben in reichem Maße gehabt. Ein Nekrolog in dem von dem Dr. Schneemann herausgegebenen medizinischen Correspondenzblatte, von dem Herausgeber selbst verfaßt, ehrte das Andenken meines Sohnes auf eine Weise, welche seine Angehörigen innig gerührt hat.

Ich entschuldige mich nicht wegen meiner obigen Auslassungen über meinen Sohn. Er war ein Theil meines hiesigen Lebens während beinahe 20 Jahren gewesen, es war kein Tag hingegangen, wo wir uns, wenn ich in Hannover war, nicht gesehen hätten, die ganze Familie war mit ihm und er mit uns innig verwachsen. Wenn ein solcher Riß in's Leben gemacht wird, so heilt er nie völlig wieder zu, und das Herz will sich wenigstens durch das Wort liebender Erinnerung erleichtern. Wie lange hat es gedauert, daß ich nicht bei dem Anblicke von Männern seines Wuchses zusammengefahren wäre, indem mich das Gefühl durchzuckte, ihn zu sehen, und wie viele Nächte habe ich im Traume mit ihm als mit einem eben von der Krankheit Genesenen verkehrt. Denn die Krankheit, die ich mit so starker Empfindung vor Augen gesehen, konnte auch der sonst so vieles verwischende Traum nicht wegläugnen.

Es trat nun ein gewisser Ruhepunct ein. Das Jubiläum im Jahre 1855 gab mir Beschäftigung, und meine Frau benutzte den Sommer zu einer Reise zu ihren Verwandten nach Kopenhagen. Daß dieselbe bei ihrem auch schon 74jährigen Alter die letzte sein würde, konnte sie sich sagen, sie nahm ihre beiden jüngsten Töchter, die Kopenhagen und die dortigen Verwandten noch nicht gesehen hatten, die Doctorin Goldmann und die unverheirathete Klärchen, mit sich. Sie reisten unter dem Geleite meines jüngsten Sohnes, der diese Gelegenheit benutzte, seine Sehnsucht, den Norden noch weiter zu bereisen und die malerischen Norwegischen Küsten zu sehen, zu einem Ausfluge bis Christiania. Sie kamen alle von der Reise sehr befriedigt zurück.

Aber schon das nächste Jahr brachte eine neue Trauer in unser Familienleben. Der Mann meiner dritten Tochter, Dr. Goldmann, erkrankte an einem Brustleiden, welches einen so schnellen Verlauf nahm, daß derselbe schon im Frühjahr 1856 starb. Die kurze Ehe und das Leben in einer entfernten Stadt hatte das eigentliche Verwachsen dieses Schwiegersohnes mit unserer Familie nicht zur Reife kommen lassen, aber unsere Achtung wegen seiner braven Gesinnung

und ſeiner aufrichtigen Anhänglichkeit an unſere Tochter folgte ihm in's Grab. Da die Ehe kinderlos geblieben war, ſo kehrte unſere Tochter in das väterliche Haus zurück, und wir hatten nun wieder drei Töchter bei uns.

Die goldene Hochzeit, 1857. — Der Wechſel des menſchlichen Lebens zwiſchen Leid und Freude ſollte auch an uns offenbar werden; im März des nächſtfolgenden Jahres ſtand die Feier unſerer goldenen Hochzeit bevor. Unſere 6 noch übrigen Kinder und 15 Großkinder freuten ſich auf das ſeltene Feſt und unſere Freunde bereiteten ſich vor, dasſelbe nicht ohne feſtliche Freude vorübergehen zu laſſen. Es wurde ein Polterabend veranſtaltet, an welchem die Großkinder ihre kleinen Vorſtellungen und Glückwünſche den mit dem goldenen Brautkranze und dem goldenen Strauße bekleideten Großeltern darbrachten und ſich darauf an einem kurzen Tanze ergötzten. Auch meine Schweſter hatte ſich, trotz ihrer ſchwachen Geſundheit, aus ihrer ländlichen Stille wieder in die geräuſchvolle Stadt gewagt, die ſie, ohne eine ſolche feſtliche Veranlaſſung, nicht wieder aufgeſucht haben würde. Es fehlte kein Familienglied, außer den jüngſten Knaben von Rudolf und Fritz, welche die Reiſe von Marburg und Lüneburg nach Hannover noch nicht hatten mitmachen können, und die Lüneburger Schwiegertochter Thereſe wegen Unwohlſeins.

Am Tage nach der Hochzeitsfeier genoſſen alle Mitglieder der Familie, im Beiſein der Nichtconfirmierten, das heilige Abendmahl in der Kirche, in welcher ich und meine vier Töchter confirmiert und drei unſerer Kinder getraut waren, bei dem Conſiſtorialrath Leopold, der auch des jetzigen Feſtes als einer zweiten Hochzeit in erhebender Weiſe gedachte. Es war ein ſchönes Feſt, und alles freute ſich des noch immer rüſtigen Jubelpaares. Unſer Rudolf gab noch in ſeinem erſten Briefe nach ſeiner Abreiſe ſeine Freude über den Anblick der Mutter mit den Worten zu erkennen: ſie ſei in ihrer noch immer geraden, kräftigen Haltung mit einem aus Stolz und Verlegenheit gemiſchten Geſichtsausdrucke wie eine wirkliche Braut erſchienen, als ſie am Polterabend an meinem Arme in die Geſellſchaft getreten ſei. Und er ſelbſt ſchien uns, nachdem er einige Jahre, wenn auch nicht

bedeutend, gekränkelt hatte, in den Tagen seiner heiteren Anwesenheit in unserer Mitte wieder in kräftiger Gesundheit vor uns zu stehen, namentlich indem er mit seinen ältesten Kindern ein selbgedichtetes komisches Hochzeitslied zur großen Ergötzlichkeit der ganzen Gesellschaft absang. So sehe ich ihn noch immer vor meinen Augen. Und wie stand es nach 6 Monaten mit Mutter und Sohne! Es ist eine der größten Wohlthaten unseres gnädigen Gottes, daß er den Menschen den Blick selbst in die nächste Zukunft versagt hat.

Der 8. September 1857 und 8. März 1858.

— Mein Sohn bekam noch während seiner kurzen Anwesenheit bei uns die Zusicherung seiner Anstellung als ordentlicher Professor der Physik an der Universität Erlangen, wodurch sein Lebenswunsch nach einer selbständigen Stellung als akademischer Lehrer mit freier Verfügung über ein gut geordnetes physikalisches Kabinet in Erfüllung ging. In Marburg war er nur außerordentlicher Professor und mußte die Hauptcollegia, so wie die Verfügung über das physikalische Kabinet dem Ordinarius, Professor Gerling, überlassen, oder vielmehr dasselbe nach dessen Anordnung verwalten. Zu der akademischen Laufbahn hatte er sich endlich durchgekämpft, nachdem er schon als Gymnasiallehrer in Rinteln zu der Erkenntniß gekommen war, daß ihm die Aufgabe der Schule als Lebenszweck nicht genügen werde; denn seine Neigung ging doch fast ausschließlich auf das Studium der Physik und er beschäftigte sich mit Lösung von Problemen im Gebiete der Optik, der Elektricität und des Magnetismus, welche ihn besonders mit dem ausgezeichneten Professor Wilhelm Weber in Göttingen in Verbindung brachten. In Marburg, wohin er im Jahre 1850 versetzt wurde, nahmen seine physikalischen Untersuchungen über die Bewegungsgesetze der elektrischen Strömungen einen immer größeren Umfang an, er vervollkommnete die für diesen Zweck erfundenen Apparate, wobei ihm die in der Jugend erworbene mechanische Geschicklichkeit sehr zu statten kam, und lieferte mehrere Abhandlungen für das Poggendorff'sche Journal, ich glaube 10 bis 11, über verschiedene physikalische Gegenstände, die ihn in der gelehrten Welt bekannt machten und, wie schon bemerkt, im Jahre 1857 zu der

Berufung nach Erlangen führten. Sein Freund, der Professor Weber, hatte vorzüglich wohlwollend für ihn gewirkt. Voll Freude und Hoffnung übersiedelte er im Mai dieses Jahres nach Erlangen und begann sogleich die Einrichtung eines ausgesuchten physikalischen Kabinets, zu welchem die baiersche Regierung sehr liberal die Mittel gewährt hatte. Ein Lieblingswunsch seines Lebens war erfüllt. Aber was sind die Wünsche und Plane der Menschen! Mit dem Keime des Todes in sich trat er in seinen neuen Wirkungskreis ein. Die Anstrengungen der letzten Jahre hatten eine Drüsenkrankheit in ihm erzeugt, oder nur aus dem in ihm liegenden Keime entwickelt, — wer kann in diese Geheimnisse eindringen? — welches, seiner Seltenheit wegen vielleicht lange von den Aerzten verkannt war. In den ersten Monaten nach seiner Ankunft in Erlangen hatte er seine Vorlesungen und die Arbeiten am Kabinet mit Eifer begonnen und sofort die Achtung der Zuhörer und die herzliche Theilnahme vieler Männer der Universität gewonnen, von denen mehrere an seinen Vorlesungen theilnahmen. Es lag in seinem offnen, einfachen und natürlichen Wesen, daß er schnell mit ähnlich gestimmten Menschen in ein nahes Verhältniß gegenseitiger Achtung kam, und wie er in Marburg viele Freunde zurückließ, so gewann er deren auch bald in Erlangen. Die dortigen Aerzte, besonders der Dr. Herz, der bald ein Freund des Hauses wurde, wandten alle Sorgfalt an; sein Freund, der Professor Roser, kam selbst aus Marburg, seinen Rath zu ertheilen; er selbst konnte, bei seiner Begierde zu wirken und zu schaffen, die Hoffnung der Genesung nicht aufgeben und schrieb uns von Zeit zu Zeit, wenn es leidlich mit ihm ging, in dieser Stimmung hoffnungsvoll, um in uns die Trauer zu mildern. Auch hatte er noch die große Freude, daß ihm und seinem Freunde Weber vom Könige von Baiern der Maximilianspreis wegen ihrer wichtigen Entdeckungen zuerkannt wurde, die in dem Werke: „Elektro-dynamische Maßbestimmungen, insbesondere Zurückführung der Stromintensitäts-Messungen auf mechanisches Maß, von R. Kohlrausch und W. Weber", enthalten waren. Es war rührend, wie der genügsame Mensch, der sich häufig mit Wenigem hatte behelfen müssen, in einem seiner Briefe seine Freude über die neu-

geprägten 150 Ducaten ausspricht, die er so unerwartet in seiner Hand halte. Es war die Hälfte des Preises, den er mit Weber theilte. Und dieser Freund machte ihm auch selbst noch die Freude, ihn in seiner Krankheit zu besuchen.

Bei diesem Sohne war es wiederum, wie bei unserm Karl, die Mutter, welche am längsten die Hoffnung festhielt. Sie hatte mit zweien Töchtern, während ich in Wiesbaden war, einige Wochen in Grund, am Harze, zugebracht, wo unsere Tochter Goldmann die Fichtennadelkur gebrauchen sollte, und wir trafen erquickt in Hannover wieder zusammen.

Im Anfange des September trat ich noch eine Inspectionsreise nach dem Harze an und wollte den Anfang mit dem Progymnasium in Goslar machen. Bei meinen so häufigen Reisen wurde stets nur ein kurzer Abschied auf baldiges Wiedersehen genommen; dieses Mal begleitete mich meine Frau, was sonst selten geschah, bis an den Wagen und nahm, mit der Ermahnung, mich ja recht in Acht zu nehmen, einen herzlicheren Abschied als gewöhnlich. Auf der Haustreppe stehend winkte sie mir noch auf das Freundlichste nach. Es war das letzte Mal, daß ich sie in ihrer festen, angenehmen Haltung und in ihr ausdrucksvolles, klares Gesicht sah.

In Goslar erhielt ich noch einen Brief von ihr mit einigen Zeilen von Rudolf, die nach meiner Abreise eingelaufen waren, und mit erheiternden Worten, mit welchen sie mich ermunterte, an Rudolfs Genesung zu glauben. Als ich Nachmittags nach dem Schlusse der Schule in den Gasthof zurückkehrte, kam mir der Wirt mit einer telegraphischen Depesche von meinem Collegen Schmalfuß entgegen, worin dieser mich bat, sogleich nach Empfang derselben nach Hannover zurückzukehren, da meine Frau bedenklich erkrankt sei. Ich nahm einen Wagen, traf noch den Harzburger Bahnzug in Vienenburg und kam um 1 Uhr in Hannover an; es war in der Nacht vom 4. auf den 5. September. Auf dem Bahnhofe erwartete mich Schmalfuß mit meinem Schwiegersohne Reinhold und ich erfuhr, daß es ein Choleraanfall sei, wie meine Frau ihn schon vor 4 Jahren gehabt und glücklich überstanden hatte. Es seien zum Glück wenig

Schmerzen damit verbunden. Meine Frau ſchlummerte, als ich in's Haus kam; die Töchter baten mich, ſie nicht zu ſtören, der Arzt habe die möglichſte Ruhe anbefohlen. Ihren Geſichtern ſah ich es jedoch an, wie wenig Hoffnung ſie hatten. Das Uebel hatte am Dienſtage, vier Tage vorher, nach einem Spaziergange, bei welchem ſie ſich ſchon ermattet gefühlt, angefangen, doch hatte ſie ſich nicht ergeben wollen und Mittwoch noch an mich den Brief nach Goslar geſchrieben.

Als ich am folgenden Morgen an ihr Bett trat, richtete ſie ihre matten Augen auf mich, gab mir die Hand und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Haben Sie Dich doch herbeigerufen? Ich wollte es ja nicht haben.“ So wenig dachte ſie an ihr nahes Ende. Dann ſank ſie in Betäubung zurück. Ihre veränderten Züge konnte ich nicht ertragen und mußte mich abwenden; ſie ſah ganz ihrer verſtorbenen Mutter ähnlich. Als ſie nach einiger Zeit wieder zur Beſinnung kam, fragte ich ſie: „Ich ſchreibe an Fritz, was ſoll ich ihm ſagen?“ — „Sag' ihm, ich ſei recht krank, hätte aber einen trefflichen Arzt, der werde mir ſchon helfen.“ (Der Medizinalrath Krauſe.) Das waren die letzten Worte, die ich aus ihrem Munde gehört habe, und ſie hat auch noch ſehr wenige geſprochen. Die Kinder entfernten mich von ihrem Bette, da ich ihr durchaus nicht helfen konnte, vielmehr bei der nöthigen Hülfe, die ſie noch gebrauchte, nur im Wege war; auch kam ihre Beſinnung ſo gut wie gar nicht zurück. Und, will man es Feigheit nennen, ich folgte meinen Kindern gern. Das Bild eines ſo verwandelten Geſichtes mir einzuprägen, dem widerſtrebte meine ganze Natur; ich hielt dasjenige feſt, was mir noch von dem Abſchiede bei meiner Reiſe nach Goslar vor Augen ſtand, und ſo ſehe ich ſie noch, auf der Haustreppe ſtehend, vor mir.

Im Schlummer, oder vielmehr in fortwährender Betäubung, ohne Zeichen des Schmerzes, lag ſie noch bis zum achten Tage nach ihrer Erkrankung, Dienſtag den 8. September; da iſt ſie ſanft entſchlafen. Die Kräfte, die ein 76jähriges Alter noch übrig gelaſſen, — ſie war am 27. Juli 76 Jahre alt geworden, — hatten die erſten heftigern Tage der Krankheit aufgezehrt.

Die erſten Stimmen, die ich nach dem Tode der Mutter hörte, waren die Bitten meiner Töchter, ich möge es nicht verſchmähen, noch bei ihnen zu bleiben. Dieſe Worte haben mich wunderbar getröſtet und aufgerichtet.

Sie ruhet neben ihrem Sohne Otto in einem Erbbegräbniß auf dem Neuſtädter Kirchhofe, welches ich nach dem Tode desſelben ankaufte; mein Platz iſt neben ihr abgemeſſen.

Ich habe ſie nachher oft glücklich geprieſen, daß ſie die Leiden unſerer dritten Tochter und den Tod ihres älteſten Sohnes Rudolf nicht mehr erlebt hat. Dieſe unſere Tochter, verwitwete Goldmann, war, wie ich erzählt habe, nach dem Tode ihres Mannes zu uns zurückgekehrt. Aber ihre Geſundheit war gebrochen, ein, wahrſcheinlich von der Mutter geerbtes, wenn auch nicht gefährliches, Herzleiden hemmte den freien Gebrauch ihrer Kräfte; die Sorge um das Leben der Mutter, an welcher ſie mit aller Innigkeit hing, dann die Trauer über den Verluſt derſelben, wirkten ſo nachtheilig auf ihren Zuſtand, daß ſie bald nach deren Tode bettlägerig wurde, daß ſtarke Mittel, neben ſehr ſorgfältiger Pflege und völliger Ruhe, nöthig wurden, um den drohenden Ausbruch des Uebels zurückzuhalten, und daß ſie, nach einigen kurzen Perioden der Erholung, ganz das Bett hüten mußte. Die Glieder fingen an ihren Dienſt zum Stehen und Gehen zu verſagen.

Zu dieſer neuen Sorge kam die vermehrte um den Sohn in Erlangen. Die Nachrichten lauteten immer trauriger. Am Weihnachtsabend hatte er ſich noch einmal in das Chriſtzimmer führen laſſen, um die Freude der Kinder zu ſehen; ſonſt konnte er gar kein Geräuſch vertragen und mußte in dem entfernteſten Zimmer ſtill gepflegt werden, denn ſeine Krankheit brachte ein bei Tage und Nacht ſchnell wechſelndes Bedürfniß nach irgend einer Erquickung mit ſich. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer übte meine Schwiegertochter dieſe mühſame Pflege, ſo daß der Arzt verſicherte, ſolche Aufopferung noch nicht geſehen zu haben. Wenn ein irgend freierer Tag dazwiſchen trat, ſo beſchäftigte ſich der Kranke immer noch mit ſeinem phyſikaliſchen Cabinet, ließ ſich von ſeinem älteſten Sohne, der über-

[illegible]

[illegible] — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[

... vermochte, das Bild einer Natur, wie unser Dichter ...in derberes Wort es nennt, eines Mannes aus ...er das wirklich war, was er zu sein schien und ...eisterter Forscher, der viel geleistet hat und ...ein zuverlässiger Ehrenmann, der mit dem Geiste ...schritt und mit Gemüth und Willenskraft auf desto ...e stand.

...einer Asche!"

...d nach dem Tode des Vaters sollte der zweite Sohn Otto ...niert werden. Der Vater meiner Schwiegertochter, Apotheker ...mpwolff in Lüneburg, wollte zu dieser Feier nach Erlangen reisen, um der Tochter an diesem doppelt bewegten Tage zum Troste zu sein. Er reist ab, obgleich er sich nicht ganz wohl fühlt; — er litt oft an Brustbeklemmung und Unruhe des Herzens. In Magdeburg angekommen, geht er längs der Eisenbahn spazieren, um den Abgang des Zuges nach Merseburg abzuwarten. Da schellt es zur Abfahrt, wie er glaubt zu seinem Zuge, er läuft, um noch zur Stelle zu kommen, fällt aber nach einigen Schritten und stirbt nach wenigen Athemzügen; es wird ein Gefäß am Herzen gesprungen sein. Welcher neue Schlag für die Tochter, die statt des Vaters seine Todesnachricht erhält! Sie hatte an ihm eine Stütze durch Rath und That mit ihren 6 Kindern zu finden gehofft. So kommt das Schicksal zur Zeit mit scheinbar unerbittlicher Härte über eine Familie. Da lernt man in Demuth das Haupt beugen und sich in Gottes Rathschluß ergeben in der Hoffnung, daß Er früh oder spät unsere Augen öffnen werde, um auch in solchen Schicksalen seine leitende Vaterhand zu erkennen.

Meine Schwiegertochter entschloß sich nun, obwohl die Freunde in Erlangen ihr zuredeten, dort zu bleiben, und sie selbst sehr ungern das Grab ihres Mannes verließ, hierher nach Hannover zu ziehen, wo ihre Kinder mit denen von Otto und Reinhold im Heranwachsen verwandtschaftliche Freundschaft schließen konnten. Leider war die Zahl der hiesigen Großkinder schon um eins vermindert worden. Otto's hinterlassene einzige Tochter Anna, ein Bild von Güte des Herzens

und ſanften Charakters, zart von ihrer Geburt an, erkrankte nach einander am Scharlachfieber und darauf an einer Lungenentzündung und ſtarb im Januar 1858 in ihrem 14ten Jahre, da ſie eben der kränklichen Mutter zur Hülfe und zum Troſt heranwuchs. Und die Mutter hätte eines ſolchen Troſtes um ſo mehr bedurft, da ſie vor nicht langer Zeit durch den Tod ihrer eignen Mutter, der Hauptmannin Schäffer, tief betrübt, ja zum zweiten Male vereinſamt war, denn dieſe Mutter war von ihrer Geburt an nie von ihrer Seite gewichen, hatte mit ihr gelebt, auch nachdem ſie verheirathet war, und hatte jede Freude und jedes Leid des Lebens mit ihr getheilt. Jetzt ſtand ſie nun ganz allein mit drei Söhnen von 6 bis 15 Jahren, deren Erziehung ihr oblag. Und welche Wittwe zagt nicht bei dem Gedanken, vaterloſe Söhne erziehen zu ſollen?

Und warum ſchildere ich dieſe Reihe von ſchweren Schickſalen, und nicht etwa, der hiſtoriſchen Treue wegen, als einfache Facta, ſondern mit Umſtänden, welche das Mitgefühl rege zu machen geeignet ſind?

Erſtlich, weil ſie in mein Leben als Menſch und Familienvater ſo innig verwachſen ſind, daß ich lieber ganz ſchweigen, als ohne ſie nur von meinem amtlichen Leben und Wirken reden würde. Beſteht denn das Leben im Acten- und ſelbſt Bücherſchreiben, Schulen beſuchen, Plane und Verordnungen machen, mit intereſſanten Menſchen umgehen u. ſ. w.?

Zweitens aber mag die jüngere Welt erfahren, daß keiner, auch der vom Schickſal Begünſtigte, — und ich rechne mich zu dieſen, — erwarten darf, auf Roſen gebettet zu werden, und daß es rathſam iſt, ſich für die ſchweren Zeiten, die nicht ausbleiben werden, durch innere Mittel zu ſtärken. Ohne unerſchütterliches Gottvertrauen iſt ſelbſt im Glücke das Leben leer und dürr, im Unglück aber oft zermalmend. Da liegt der Kern des Ganzen. — Aber es giebt auch äußere Hülfsmittel. Das erſte und ſicherſte iſt Arbeit. Man ſtürze ſich nur, ſobald die Beſinnung einigermaßen die Herrſchaft gewonnen hat, in tüchtige, zuſammenhängende Arbeit. Und ferner verſchmähe man auch die kleineren und leichteren Mittel nicht, die Gedanken von

den trüben Betrachtungen abzuziehen. Dahin rechne ich die Gewohnheit, auch auf die kleinen Freuden zu achten, die das Leben bietet, ja, sie recht hoch anzuschlagen. Wenn ich nach einem schweren Verluste, mit niedergedrücktem Gemüthe, fast daran verzweifelnd, je wieder einen frohen Gedanken haben zu können, mich zusammenraffte und in's Freie ging, — allein mit mir selbst, denn für den Zuspruch anderer wird man erst später empfänglich, — und blickte in den Frieden der Natur, in den heitern Schein der Sonne auf Wiese und Wald, selbst nur auf eine Blume zu meinen Füßen, oder ein junges Blatt, welches eben aus dem dunkeln Stamme eines Baumes an das Licht des Tages hervorgekeimt war, so erweiterte sich die Brust wieder, der Athem ging freier, das Gefühl drang aus der Tiefe alter Erinnerungen an ähnliche Eindrücke wieder herauf: „Gottes Welt ist doch schön!" — Einen überwältigenden Eindruck hat auf mich immer, in trüber, so wie froher Stimmung, der Anblick des blauen Himmels gemacht; keinen andern kann ich mit diesem vergleichen; und nicht nur der Anblick des großen blauen Gewölbes über mir, ohne das leiseste Wölkchen, welchem an Erhabenheit nur das dunkle Himmelsgewölbe der Nacht mit seinen tausend und abertausend glänzenden Lichtern gleich kommt; sondern auch das tiefe Blau durch die Oeffnung des Laubes der Baumkrone angesehen, welches durch die grüne Umgebung wunderbar erhöht wird, je länger man es ansieht; oder wie es sich an den scharfen, geraden Linien großer Gebäude im antiken Stile, oder an den schönen Zacken und Spitzen gothischer Bauwerke abschneidet und diese gleichsam in einen großen, glänzenden Mantel einfaßt. Wenn ich noch jetzt, im hohen Alter, an einem klaren Tage auch nur auf Augenblicke hinausgehe und Stellen aufsuche, wo ich solche Zeichnungen gegen das Himmelsgewölbe sehen kann, so preise ich Gott, daß er mir das Augenlicht geschenkt und bewahrt hat, meine Seele an solchem Anblicke zu erquicken. Diese Freuden sind leicht und wohlfeil und knüpfen auch den Traurigen allmählig wieder an das Leben an.

Und daß ich eines der sichersten Mittel, eine solche Anknüpfung an's Leben wieder zu gewinnen, nicht vergesse, — es ist der Verkehr

mit der unbefangenen Jugend, die in ihrem natürlichen Gefühle jeden Morgen wieder frisch und leicht in's Leben hineinblickt. Diese Freude habe ich in vollem Maße genießen können, da mit den 6 Enkeln aus Erlangen 11 Großkinder hier in Hannover um mich versammelt waren und ich auch die in Lüneburg entweder dort oder bei mir oft sehen konnte. An dieser lieben Schaar konnte ich zum dritten Male ein Jugendgefühl gewinnen, und eigentlich noch reiner, als früher an den eigenen Kindern. Der Vater ist meistentheils noch zu sehr im öffentlichen Leben beschäftigt und hat dann die tägliche Sorge der Erziehung mit der Mutter allein zu tragen; während der Großvater diese Sorge größtentheils den Eltern überläßt und die Enkel mehr zu seinem Vergnügen heranzieht, wenn er Muße hat.

Ich habe mein Leben ein von der Vorsehung begünstigtes genannt und das Gefühl der Dankbarkeit dafür ist und war ein wahres und inniges in mir, an dem heutigen Tage, wie vor vielen Jahren. Würde ich dieses Gefühl haben können nach der Reihe von großen Verlusten, die mein Herz getroffen, und Uebeln, die mein leibliches Wohlsein gestört haben, wenn ich nicht durch die angedeuteten Mittel immer wieder die Spannkraft der Seele und das Gleichgewicht des Gemüthes herzustellen vermocht hätte? Auch dabei hat allerdings die Gnade Gottes das meiste gethan, indem sie mir die Fähigkeit zur Arbeit und die Empfänglichkeit des Gemüthes, wie der Sinne, für Freuden der bezeichneten Art über das gewöhnliche Ziel hinaus erhalten hat.

Zu der dankbaren Anerkennung solcher Gnade gaben mir denn auch schon die nächsten Jahre Veranlassung, denn sie forderten mich zu verstärkter Thätigkeit auf, und ich komme damit wieder in das Gebiet meiner amtlichen Aufgaben.

Das Georgianum in Lingen. — Unter den Gymnasien des Landes hatte das in Lingen das schlechteste Schulhaus. Es war zu klein, im Innern fast baufällig, die meisten Schulzimmer waren zu dunkel, für Bibliothek und Sammlungen war kein Platz vorhanden. Es mußte an einen Neubau gedacht werden, und da die Schule eigentlich als eine Landesanstalt angesehen werden konnte,

indem bei der Uebernahme der Niedergrafſchaft Lingen durch die Krone Hannover die Fonds der ehemaligen Lingener Akademie in die Landescaſſe übergegangen waren, die dagegen die Dotation des Gymnaſiums übernommen hatte, ſo wurde der Antrag bei den Ständen des Königreichs gemacht und glücklich durchgeführt, daß aus Landesmitteln die erforderlichen Baukoſten eines neuen Schulgebäudes geleiſtet würden. Es wurden 25,000 Thaler bewilligt, der Bau wurde begonnen, und, obgleich mit jener Summe nicht völlig ausgereicht wurde, in einem für längere Zeit ausreichenden Maßſtabe im Jahre 1859 vollendet. Während des Baues hatte Se. Majeſtät der König bei Gelegenheit ſeiner Reiſen nach Norderney von demſelben Kenntniß genommen und, da er erfahren, daß das Gymnaſium ein königliches ſei, demſelben beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, auch den Hofbaumeiſter Tramm beauftragt, dafür zu ſorgen, daß ein würdiges Gebäude, übrigens ohne überflüſſigen Luxus, aufgerichtet werde. Und als dasſelbe fertig daſtand und der Schule übergeben werden ſollte, erklärte der König ſeine Abſicht, bei der Einweihungsfeier ſelbſt zugegen ſein und der Anſtalt den Namen Georgianum geben zu wollen. Zum Tage der Feier wurde der 12te October feſtgeſetzt.

Es war natürlich, daß auch das Ober-Schulcollegium bei dem Feſte vertreten wurde, und daß eines ſeiner Mitglieder die Einweihungsrede hielt. Es wäre dieſe Pflicht mir, als Vorſitzendem des Collegiums, zugekommen, da ich aber die Anſtrengungen der Reiſe und der Feſtlichkeiten im rauhen Herbſtwetter bei meiner ſchwachen Geſundheit ſcheuen mußte, ſo übernahm mein College Schmalfuß meine Vertretung. Allein auch ſeine Geſundheit hatte in dem abgelaufenen Sommer geſchwankt, er litt an einer Gallenkrankheit, und als der 12te October herankam, wurde ſein Uebel ſo ſchlimm, daß er die Reiſe nach Lingen völlig aufgeben mußte. Da trat die Nothwendigkeit an mich heran, Muth zu faſſen und ſelbſt meine Rolle durchzuführen. Und wie ſchon häufig in meinem Leben, wenn nur einmal der Entſchluß gefaßt war, auch das Glück zu Hülfe kam, ſo fühlte ich nicht nur meine Kräfte bei dem ganzen Actus gehoben, ſondern auch das Wetter und andere Umſtände begünſtigten die Feier

ſo, daß ſie als vollſtändig gelungen betrachtet werden konnte. Mein lieber College Brüel, der ſich überhaupt in den weitläuftigen Bauverhandlungen vorzüglich thätig und kundig bewieſen hatte, übernahm für mich alles, was für mein Alter ſchwierig war, namentlich, was unter freiem Himmel bei dem Empfange des Königs auf dem Bahnhofe und vor dem Schulgebäude bei Ueberreichung der Schlüſſel mit durchzumachen war, ſo daß ich nur in bedecktem Raume mitzuwirken und in der Aula des neuen Gymnaſiums zu reden hatte. Meine Einweihungsrede war in dem Sinne eines altbewährten Freundes der Schule, der Lehrer, der Jugend und ſpeciell des niederdeutſchen Volksſtammes gehalten, der ſeine Segenswünſche für das in dieſem Gebäude zu entwickelnde wiſſenſchaftliche und ſittliche Leben auszuſprechen ſich gedrungen fühlte. Nach mir ſprach der König mit der ihm eigenthümlichen warmen Beredſamkeit ſeine Theilnahme an dem Feſte des Tages aus und entwickelte zugleich die geſchichtlichen Verhältniſſe, in welchen die Grafſchaft Lingen ſchon früher zu dem Welfiſchen Fürſtenhauſe geſtanden habe. — Zuletzt dankte der Director Nöldeke in einer ſchwungvollen lateiniſchen Rede für die hohe königliche Theilnahme und die der Schule gewährte Wohlthat des neuen Gebäudes. Der Actus endigte, wie er angefangen hatte, mit wohleingeübten Geſängen der Schüler.

Ich laſſe den weſentlichen Theil meiner Rede in einem Anhange abdrucken, weil ſie meinen Standpunct in meinem weſtphäliſchen und hannoverſchen Wirken von der gemüthlichen Seite darlegt und es zugleich mit erklären wird, wie ſich der König bewogen fühlte, mir ſein hohes Wohlwollen, ſowohl bei dem Feſte ſelbſt, als an meinem bald darauf folgenden 80ſten Geburtstage, auf eine ſo höchſt huldreiche Weiſe auszudrücken. Ich war in den letzten Jahren nicht in ſeine Nähe gekommen, weil mein hohes Alter mich verhinderte, an den Hoffeſten theil zu nehmen; allein das Andenken an meine, auch ihm theuer geweſene Verwandte, die Geheimräthin Kohlrauſch, und meine fortdauernde Verbindung mit deren Sohne hatte, neben der Theilnahme an meinem Wirken als Vorſteher des höheren Schulweſens des Königreichs, auch meine Perſon dem Könige gegenwärtig gehalten.

Es lag eine wirkliche Herzlichkeit in dem Ausdrucke seiner Freude, nach längerer Zeit wieder mit mir zu reden, und seine Erkundigungen während der sehr belebten Tafel nach meinen Familienverhältnissen und die Erinnerung selbst an meinen Geburtsort Landolfshausen, zeigten den Menschen im Könige in einer so liebenswürdigen Gestalt, daß ich es von neuem begriff, wie er überall, bei den persönlichen Begegnungen mit den Menschen, die Herzen gewinnen müsse. Der Eindruck dieser Gewalt über die Herzen der Menschen war auch bei dieser ganzen Festlichkeit der vorherrschende und wahrhaft erfreuliche. Und eben so erfreute mich die natürlich freundliche, unbefangene Weise, mit welcher der Kronprinz sich mit den Anwesenden, namentlich den Lehrern des Gymnasiums, zu unterhalten wußte. Ich kannte ihn schon von dieser Seite von den Begegnungen her, wenn er mit seinem Gouverneur, dem Major von Issendorf, die Prüfungen im Lyceum in denjenigen Klassen besuchte, in welchen Schüler seines Alters und seiner Bekanntschaft saßen; denn auch dafür hatte der sehr verständige Major von Issendorf gesorgt, daß er mit wohlgesitteten Knaben seines Alters, die ich ihm aus den Schülern des Lyceums empfehlen mußte, Umgang hatte. Es ist eine sehr gute Natur in unserm Kronprinzen Ernst August.

Als der König abreisen wollte, bot er mir einen Platz in seinem Coupé an, damit ich schnell und wohlbehalten wieder in Hannover käme; ich bat um die Erlaubniß, den Abend noch in Lingen bleiben zu dürfen, um mit den Schulmännern, die sich aus den benachbarten Gymnasien zu der Feier eingefunden hatten, noch manches zu besprechen. — Am nächsten Morgen, als ich eben aufgestanden war, erhielt ich eine telegraphische Depesche von meinem Vetter, dem Major von Kohlrausch, — der König hatte ihm den persönlichen Adel verliehen, — mit der Anfrage im Namen des Königs, wie mir der gestrige Tag bekommen sei. Und da ich in meiner Rede erwähnt hatte, daß ich bald das achtzigste Jahr erreichen werde, erhielt ich an meinem Geburtstage, den 15. November, ein huldvolles Schreiben des Königs mit der Ernennung zum General-Schuldirector und den Insignien des Commandeur-Kreuzes erster Klasse des königlichen Guelfenordens.

Ja, die Aufmerksamkeit der königlichen Familie ging so weit, daß mir auch im Namen unserer huldvollen Königin und der beiden liebenswürdigen Prinzessinnen Blumenbouquets aus den königlichen Gärten gebracht wurden. Ich erkannte die Auszeichnungen von der Hand des Königs dankbar als solche, die nicht meiner Person, sondern dem ganzen Dienstzweige, welchem ich vorstand, gelten sollten, und der König nahm auch meinen ehrfurchtsvollen Dank, den ich ihm persönlich in diesem Sinne aussprach, gern in demselben Sinne an. Es hatte eine Zeitlang nach den Jahren 1848 und 1849 ein gewisses, wenn auch nur leises, Mißtrauen gegen den höheren Lehrerstand an hoher Stelle geherrscht, als seien in demselben republikanische Freiheitsideen, die durch die Lectüre der griechischen und römischen Klassiker genährt würden, vorherrschend, und drei oder vier jüngere Lehrer hatten durch unzeitige Theilnahme an Parteibestrebungen für kurze Zeit Anlaß dazu gegeben, sich jedoch bald besonnen und ihre ruhige Stellung als Lehrer wieder eingenommen. Die Regierung hatte nun versöhnliche Mäßigung gegen sie bewiesen und sie eben dadurch zur Besonnenheit zurückgeführt. Sie bedachte, daß es in der That ein sehr erfreulicher Beweis verständiger Haltung in dem ganzen Stande sei, daß in einer Zeit, wo so viele, auch ältere ehrenhafte Menschen, von den Zeitideen mehr oder weniger hingerissen waren, nur ein paar aus den drittehalbhundert Lehrern der höheren Schulanstalten sich nicht ganz frei von Ausschweifung der Gedanken und Bestrebungen gehalten hatten. Diese Ansicht hatte sich denn auch nach oben Bahn gebrochen, und als unser wohlwollender König sah, daß der Lehrerstand seine gute politische Haltung bewahrte, wendete er demselben sein volles Vertrauen zu und bezeugte dasselbe durch sein Interesse für ein Gymnasium, welches gewissermaßen einen neuen Lebensabschnitt begann, und damit zusammenhängend durch Auszeichnungen, die er dem Vorstande des höheren Schulwesens zu theil werden ließ.

Es möchte nicht am unrechten Orte sein, wenn ich hier meine, schon mehrmals angedeuteten, Gedanken über die Pflicht des Lehrerstandes in Beziehung auf Parteibestrebungen aller Art ausführlicher ausspreche. Es giebt natürlich Vereinsbestrebungen der edelsten Art,

nemlich für die Verwirklichung alles deſſen, was die Herrſchaft der Wahrheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, was das Gemeinwohl und die Menſchenveredelung fördern kann; ſich dazu mit allen Wohlgeſinnten zu verbinden und, wenn es nöthig iſt, auch gegen Böswilligkeit anzukämpfen, iſt vor allem die Pflicht des Lehrers; allein wenn die Verbindungen dieſes reine Feld menſchlicher Beſtrebungen verlaſſen und wirkliche Parteizwecke verfolgen, wenn die Leidenſchaft ſich einmiſcht und die Gemüther mit Haß der Gegner erfüllt, dann ſoll der Lehrer ſich von aller Parteinahme frei halten und auf ſein eignes nächſtes Gebiet zurückziehen, auf das der Erziehung ſeiner Schüler zu gottesfürchtigen, Wahrheit und Recht liebenden, Menſchen und brauchbaren Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft. Da iſt ſeine Arena. Und wenn ihm ein Vater zumuthen will, ſeinen Sohn zu den Grundſätzen der Partei zu erziehen, der er ſelbſt angehört, ſo darf der Lehrer ihm dreiſt entgegnen, daß ſein Beruf auf dem rein menſchlichen Gebiete liege, wo von keiner Partei die Rede ſei. Wenn er ſeinen Sohn zu der Liebe zu allem Guten und zur gewiſſenhaften Erfüllung ſeiner Pflichten erziehe, ſo werde er künftig ſeinen Platz ehrenhaft ausfüllen, wohin ihn die Vorſehung berufen werde. — Jede Parteinahme führt den Lehrer zur Gegnerſchaft der entgegenſtehenden Partei und bringt Zwieſpalt in ſein Thun. Der Standpunct über oder außer den Parteien iſt dem Lehrer nie nöthiger geweſen, als in unſerer durch Parteiungen auf dem politiſchen, religiöſen, ſocialen Gebiete unglücklich zerriſſenen Zeit. Ich habe dieſe Grundſätze überall und bei jeder Gelegenheit warm ausgeſprochen und die Freude gehabt, daß die große Mehrzahl der Lehrer mir mit Ueberzeugung beigeſtimmt, die geringere wenigſtens aus Achtung und Rückſicht auf meinen Wunſch ſich von offner Parteinahme zurückgehalten haben. Und unſer Lehrerſtand hat dadurch an Achtung bei den Wohlgeſinnten aller Parteien, geſchweige bei allen Unbefangenen, gewiß nicht verloren.

Um noch ein Wort über das Georgianum, welches zu dieſer Abſchweifung Gelegenheit gegeben, hinzuzufügen, ſo iſt dasſelbe ſeinem Charakter gewiſſenhafter Pflege ſeiner Schüler auch in dem neuen

Schulgebäude bis auf den heutigen Tag treu geblieben, und die Schulden, welche zur vollständigen Ausführung des Baues auf Kosten der Schulcasse gemacht werden mußten, sind durch die Fürsorge unseres wohlwollenden Ministeriums der völligen Abtragung nahe.

Die Maturitäts-Prüfung. — Im folgenden Jahre 1860 beschäftigte sich das Ober-Schulcollegium mit einer Revision des Maturitäts-Prüfungsgesetzes, und ich darf es nicht unterlassen, diesen Gegenstand, der auch einem großen Theile der Väter und Mütter unserer Schüler so sehr am Herzen liegt, etwas näher zu beleuchten.

Ich habe die Maturitäts- oder besser Reifeprüfungen seit beinahe 50 Jahren in verschiedenen Gestalten theils praktisch mit durchgemacht, theils ihre Wirkungen in meiner amtlichen Stellung aufmerksam beobachtet. Schon in Düsseldorf führten wir im Jahre 1815 die Maturitäts-Prüfungen nach dem älteren preußischen Regulativ ein; als Schulrath in Münster habe ich nach demselben Regulativ die Prüfungen am Münsterschen Gymnasium immer geleitet und denen in den übrigen Gymnasien häufig beigewohnt. Hier in Hannover hat ein ganz ähnliches Gesetz, wie das ältere preußische, bis zum Jahre 1839, ein etwas modificiertes bis 1846, und von da an ein noch mehr vereinfachtes gegolten, und die von mir in der längeren Zeit und von unsern Lehrercollegien in der Zeit von 1830 an gemachten Erfahrungen sollten nun als Maßstab an die Instruction vom Jahre 1846 mit ihrem Zusatze vom Jahre 1849 gelegt werden.

Mein Glaubensbekenntniß nach der langen Erfahrung und dem unausgesetzten Nachdenken über diese wichtige Maßregel, die einen der Lebensnerven unseres gelehrten Schulwesens so nahe berührt, sowie nach der Prüfung zustimmender und entgegengesetzter Ansichten in den zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand, ist im Allgemeinen dieses: daß die Reifeprüfungen als Schluß der Schulzeit und als Maßstab für die Befähigung der Abgehenden zum Uebergange zu den akademischen Studien, wenn nicht im absoluten Sinne unentbehrlich, so doch entschieden nützlich und durch keine andere Maßregel zu ersetzen sind. Der Mensch bedarf in jeder Stellung, ja selbst in jedem

Alter, außer den innern Motiven zum Rechtthun und zur Anſtrengung ſeiner Kräfte, auch der äußern Antriebe. Es iſt eine bequeme, aber im innerſten Grunde unwahre Behauptung, daß die volle Freiheit der Selbſtbeſtimmung der normale Zuſtand für den Menſchen ſei. Es liegt dieſem Satze die falſche Selbſtgerechtigkeit und der falſche Tugendſtolz zum Grunde, welcher ſo oft der Deckmantel der Trägheit iſt. Wer es ernſtlich mit ſich ſelbſt meint und ſtreng auf die Motive ſeiner Wünſche, Entſchlüſſe und Handlungen achtet, wird in hundert Fällen ſich bewußt werden, daß er auf verkehrtem Wege ſein würde, wenn nicht, außer der Ehrfurcht vor dem göttlichen Geſetze, auch die Rückſicht auf das Urtheil anderer, die ein Recht der Controle über ſein Thun und Laſſen hatten, oder auf die Nachtheile, die aus ſeinen Handlungen oder Unterlaſſungen folgen konnten, ihn aus dem Schlummer der Bequemlichkeit geweckt und zur neuen Anſtrengung ſeiner Kräfte geſpornt hätte. Für die Jugend ſind dieſe äußern Antriebe doppelt nöthig, da außer der Trägheit auch ſo viele Lockungen ihrer lebhaften Begierden und die Verführung durch das Beiſpiel anderer ſie vom rechten Wege abzubringen drohen. Der Naturen, die durch den Reiz des Wiſſens von innen heraus ſchon genug zum Fleiße angetrieben werden, ſind nur wenige; für die Mehrzahl ſteht der Gedanke, am Ende der Schulzeit von der Anwendung ihrer Zeit Rechenſchaft ablegen zu müſſen, als ein heilſamer Antrieb, wenigſtens in den letzten Jahren ihres Schullebens, vor den Augen, und in den früheren Jahren iſt eben ſo das Ziel, aus einer Klaſſe in die andere verſetzt zu werden, ein ähnlicher Antrieb des Fleißes. Es iſt eines der Zeichen der Verweichlichung unſerer Zeit, daß ſo oft über die Ueberanſtrengung der Jugend und das Schreckbild der Reifeprüfungen geklagt wird.

Was ſo eben von den Schülern geſagt iſt, gilt in ſeiner Art auch von den Lehrern; auch für dieſe iſt die Maturitäts-Prüfung eine heilſame Mahnung zur ſtrengen, tüchtigen Pflichterfüllung, nicht im Sinne der gewöhnlichen Pflichttreue, welcher kein Vorwurf gemacht werden kann, ſondern der höheren, welche ſich ſelbſt immer nicht genug thun kann, denn nur dadurch werden auch die Schüler zu der An-

ſtrengung emporgehoben, welche zur wirklichen Erfüllung der Forderungen des Geſetzes nöthig iſt. Ich ſpreche es ruhig im Angeſichte der ganzen Lehrerwelt aus, daß ich den Antrieb, der in der Reifeprüfung liegt, auch für den Lehrer hoch anſchlage, und ſtelle mich ganz ihnen gleich, indem ich es auch für mich ſelbſt als eine Wohlthat erachte, daß auch mein Thun und Laſſen einer menſchlichen Controle unterworfen iſt, theils meiner Oberen, theils meiner Mitarbeiter, theils des Publikums, ſo weit mein Thun zu deſſen Kenntniß gelangt.

Es iſt dabei auch nicht zu überſehen, daß der Staat die Pflicht und das Recht hat, ſich von den Leiſtungen ſeiner Schulen zu überzeugen und die Eltern ihrer Schüler in dieſer Hinſicht ſicher zu ſtellen. Dieſe genauere Kenntniß erhält er aber, neben den ſonſtigen Inſpectionen, am vollſtändigſten durch eine wohleingerichtete Prüfung der Schüler am Ende ihrer Schullaufbahn.

Ich fürchte nicht, dahin mißverſtanden zu werden, als ſtellte ich die äußern Antriebe für Lehrer und Schüler, die in den Prüfungen liegen, oben an; ich glaube durch die Schilderung meiner ganzen Wirkſamkeit als Schulaufſeher gezeigt zu haben, daß ich die edlern Motive, die aus der hingebenden Liebe des Lehrers für ſeinen Beruf und ſeine Schüler, ſowie aus ſeiner Treue gegen Gottes Gebot, und bei den Schülern aus der Liebe zu dem Lehrer und zur Wiſſenſchaft fließen, viel höher anſchlage. Ich hebe auch die ganze Prüfung aus dem Charakter einer bloßen Controle-Maßregel in den einer ſittlichen That empor und brauche zu dem Ende mich nur auf meinen in der Mützel'ſchen Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen abgedruckten Aufſatz über das höhere Schulweſen zu berufen, in welchem es wörtlich heißt:

„Warum geht man nicht von dem edleren Geſichtspuncte aus, daß die Schlußprüfung der zu den akademiſchen Studien abgehenden Schüler ein Ehrentag der Schule ſei, an welchem ſie die Frucht ihrer langen, mit Liebe geübten, Pflege an den ihr übergebenen Zöglingen darlegen will, und ein Ehrentag dieſer letzteren ſelbſt, ſo viele ihrer nach dem Maße der ihnen verliehenen Kräfte ihre Pflicht als Schüler treu vollbracht haben? Die Schule und ihre Zöglinge

erfüllen damit eine Pflicht der Pietät, der Achtung und Dankbarkeit, gegen die Gründer und Erhalter der Anstalt, gegen die Eltern, welche ihnen Vertrauen geschenkt haben. Wenn der ganze Act in diesem Sinne angeordnet und vollzogen wird, so werden alle die oben genannten Zwecke und Motive auch ihre Erfüllung finden; der Staat und die Obrigkeit, welche die Anstalt unterhalten, werden erkennen, was sie an ihr haben; die Schüler werden einen Beweis ihres Fleißes, ihrer Kenntnisse und Gaben und dadurch ein vorläufiges Maß für ihre künftige Brauchbarkeit abgeben; die natürlichen Regungen des Gemüthes, welche eine treibende Kraft in der menschlichen Brust sind und ewig sein werden, Ehrgeiz, Furcht, Hoffnung, Wetteifer, sie werden im Laufe der Schulzeit ihre Wirkung auf die Jugend auch im Hinblick auf die Endprüfung üben; allein, — und das ist der große Unterschied, — dieses alles wird sich als natürliche Folge anschließen, nicht als Hauptsache an der Spitze stehen und nicht dem Ganzen die Gestalt eines Zerrbildes geben. U. s. w."

Von dem Gedanken ausgehend, daß die Reifeprüfungen zweckmäßig und durch keine andere Veranstaltung zu ersetzen seien, hat das Ober-Schulcollegium fortwährend darnach gestrebt, die Uebelstände, welche damit verbunden sind, wenn die Prüfungen im Sinne einer bloßen Controle-Maßregel gehandhabt werden und die Form zu sehr hervorgehoben wird, möglichst zu vermeiden. Die ältere Instruction, welche in mancher Beziehung zu viel von den Schülern forderte oder doch zu fordern schien, wenn man den absoluten Maßstab anlegte, den die Worte enthalten konnten, und nicht mit sachkundigem Takte einen Unterschied zwischen den Leistungen eines durchgebildeten Mannes und denen eines Schülers zu machen verstand, und welche ferner auf ein gleichmäßiges Wissen in allen Zweigen des Unterrichts ein zu großes Gewicht legte, hatte die Schüler mit ihren Nummern 1, 2 und 3 ängstlich gemacht und zu übermäßigen, oft nächtlichen, Repetitionen in dem letzten ganzen oder halben Jahre in Prima und zu oft sehr erfindungsreichen Unterschleifen bei der Prüfung selbst verleitet. Die ganze Prüfung war dadurch in der öffentlichen Meinung in Mißcredit gekommen. Daher war bei jeder Revision des Prüfungs-

reglements, ſowohl in den Jahren 1839 und 1846, als in den zuſätzlichen Beſtimmungen von 1849, etwas nachgelaſſen: Die Zeugnißnummern waren abgeſchafft und die einfache Erklärung: „reif oder unreif“ vorgeſchrieben; die ſchriftliche Arbeit über Geſchichte und die griechiſche Ueberſetzung waren geſtrichen; der freie lateiniſche Aufſatz, der von den Schülern beſonders gefürchtet wurde, war in ein lateiniſches Exercitium verwandelt, und vor allen Dingen war zugelaſſen, daß ſtärkere Leiſtungen in einzelnen Fächern zur Ausgleichung ſchwächerer in andern dienen durften. Die nach dieſen Veränderungen gemachten Erfahrungen hatten auch gezeigt, daß dieſelben wohlthätig gewirkt hatten. Das Schreckhafte der Maturitäts-Prüfungen war gemildert, die ängſtlichen Vorbereitungen und die Unterſchleife waren ſo gut als verſchwunden, und die Schüler gingen im Ganzen der Prüfung mit gutem Muthe entgegen. Gleichwohl ſchien nach Ablauf von ferneren zehn Jahren die Zeit gekommen zu ſein, wo die Frage wegen Beibehaltung der Reifeprüfungen von neuem erwogen, und wenn dieſelbe bejaht würde, eine noch feinere Politur, um es ſo zu benennen, an der ganzen Maßregel vorgenommen werden möchte. Es wurde daher beſchloſſen, die zu beſprechenden Fragen allen Gymnaſien zur Begutachtung vorzulegen und dann etwa die Hälfte der Directoren, nebſt einigen Lehrern, zu einer mündlichen Conferenz zuſammen zu berufen. Dieſes geſchah in den Pfingſt-Ferien 1861, und es kamen die Directoren Geffers von Göttingen, Plaß von Verden, Hoffmann von Lüneburg, Brock von Celle, Nöldeke von Lingen, Rothert von Aurich und der Profeſſor Möller vom Joſephinum als Stellvertreter des Directors Renke in Hannover zuſammen. Der Director Ahrens, welchem das Referat über das Kapitel der Reifeprüfungen übertragen war, trat hinzu, und zu mitſtimmenden Protokollführern wurden die Lehrer Lattmann von Göttingen, Pertz von Clausthal und Müller vom hieſigen Lyceum zugezogen. Die drei Mitglieder des Ober-Schulcollegiums brachten die Zahl der Theilnehmer auf 14.

Die Verhandlungen nahmen die Woche nach Pfingſten vom Dienſtag bis Sonnabend in Anſpruch. Sie waren ſehr intereſſant.

Daß die Reifeprüfungen beizubehalten seien, war, mit Ausnahme einer Stimme, das Urtheil aller Anwesenden; auch wurde anerkannt, daß die Grundgedanken unserer bisherigen Instruction sich durch die Erfahrung bewährt haben und etwas Wesentliches kaum daran zu ändern sein werde. Gleichwohl wurden einige Puncte ausgefunden, bei welchen eine Modification als zweckmäßig erschien.

1) Dahin gehörte zuerst die lateinische Prüfungsarbeit, die nach der Bestimmung von 1849 nur in einer Uebersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische bestehen sollte. Sie war an die Stelle des freien Aufsatzes gesetzt, weil bei einer, in beschränkter Zeit und unter beständiger Aufsicht anzufertigenden, Clausurarbeit den Stoff der Aufgabe zu beschaffen, zu ordnen und in einem, doch immer fremden, Idiom darzustellen für manchen Schüler eine zu schwierige Aufgabe zu sein schien. Eine bloße Uebersetzung hatte für die Schüler viel weniger Abschreckendes, weil dabei der Stoff vollständig gegeben war; und von dem Standpuncte der Wissenschaft ließ sich der Beweis recht wohl führen, daß die Kenntniß der lateinischen Sprache in ihrer vollen Eigenthümlichkeit sich noch vollständiger in einer guten Uebersetzung, welche den modernen deutschen Ausdruck eines Gedankens in ächtem Latein wiederzugeben verstehe, darlegen lasse, als in einer freien Arbeit, bei welcher sich der Gedanke nach dem, vielleicht sehr beschränkten, Vorrathe der Redensarten bequemen müsse, die im Gedächtnisse des Schreibenden gerade zur Hand seien. Indeß mußte doch zugegeben werden, daß die Pflege des freien Lateinschreibens von den Schülern etwas vernachlässigt sei, seit sie in der Reifeprüfung mit einer Uebersetzung abkommen konnten, und eben so wurde die Thatsache in Betracht gezogen, daß manche, mit der Fähigkeit leichter Aneignung einer fremden Sprache begabte Schüler, die dahin gekommen sind, die Gedanken, die sie ausdrücken wollen, nicht mehr deutsch, sondern unmittelbar lateinisch zu denken, sich eine Leichtigkeit im lateinischen Stile zu erwerben vermögen, welche ihrer Prüfungsarbeit einen erhöhten Werth verleihen könne. Bei der großen Verschiedenheit des Sprachgefühls und Taktes unter den Schülern schien es nun billig zu sein, beiden Klassen derselben, denen, die es nur zu einer

treuen, grammatisch richtigen Uebersetzungsfertigkeit, und denen, die es bis zu einer freieren Bewegung im Lateinschreiben gebracht haben, Gelegenheit zur Darlegung ihrer Fähigkeit durch eine Aufgabe zu geben, welche gleichsam die Mitte zwischen dem freien Aufsatze und der Uebersetzung hielte. Es heißt deshalb in der Bekanntmachung über die Reifeprüfungen so:

„Zu der lateinischen Arbeit hat der Lehrer das Thema in lateinischer Sprache zu dictieren und sodann den Stoff in deutscher Sprache mündlich in solcher Weise auszuführen, daß die Schüler die Hauptsachen aufzeichnen können. Es bleibt denselben sodann überlassen, die lateinische Arbeit hiernach entweder mehr einer Uebersetzung anzunähern oder in freierer Gedankenbewegung auszuführen." In solcher Weise wird die Arbeit den Schülern in Rücksicht des Inhalts leicht gemacht, in Rücksicht der Form aber der individuellen Neigung und Fähigkeit möglichster Spielraum gelassen.

Die übrigen Arbeiten bestehen 1) in einem deutschen Aufsatze, dessen Thema so zu wählen ist, daß der Stoff als wohlbekannt vorausgesetzt werden kann; 2) einer Uebersetzung aus dem Deutschen in's Französische; 3) einer mäßigen Anzahl mathematischer Aufgaben aus der Elementar-Mathematik. Die dazu gestattete Zeit ist: 5 Stunden für den deutschen Aufsatz und eben so viel für die lateinische Arbeit, 4 Stunden für die mathematischen Aufgaben und 3 Stunden für die französische Uebersetzung, also insgesammt 17 Stunden an verschiedenen Tagen.

2) In der mündlichen Prüfung werden nur die beiden alten Sprachen, die französische und die englische Sprache vorgenommen, doch macht die letztere keinen nothwendigen Gegenstand für alle Geprüfte aus; für die Theologen und Philologen das Hebräische. Endlich Religion, Geschichte und Mathematik. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei einer Durchschnittszahl von etwa 6 Abiturienten 9 bis 10 Stunden auf die mündliche Prüfung zu verwenden sind, daß also zwei Vormittage dazu ausreichen. Und da die Examinatoren abwechseln und jeder Schüler nach der obigen Berechnung nur etwa anderthalb Stunden in verschiedenen Pausen zur thätigen Theilnahme in

Anſpruch genommen wird, ſo iſt auch dieſe Anſtrengung für beide Theile gewiß nicht zu groß.

Gleichwohl glaubte man in Abſicht der Geſchichte noch eine Erleichterung und Abkürzung gewähren zu können. Es war nemlich immer noch hin und wieder Klage darüber, daß die Schüler in der letzten Zeit vor der Prüfung auf die Repetition der Geſchichte zu viel Anſtrengung verwendeten, obgleich durch die Inſtruction von 1846 das geſchichtliche Feld, in welchem geprüft werden ſollte, ſchon auf die griechiſche Geſchichte vom Jahre 500 bis 323 v. Chr., auf die römiſche vom Anfange der Republik bis zum Tode des Kaiſers Auguſtus, und die deutſche von Karl dem Großen an, beſchränkt war. Jetzt wurde beſchloſſen zu geſtatten, daß in der Prima, neben dem für dieſelbe beſtimmten Geſchichtsabſchnitte, eine Repetition der übrigen Theile der Geſchichte angeſtellt und daran eine Prüfung über das Repetierte angeknüpft werde, und daß das Reſultat dieſer in Gegenwart dreier von dem Ober-Schulcollegium zu beſtimmenden Lehrer angeſtellten Prüfung für die Reifeprüfung gültig ſein ſolle, ſofern es den mittleren Standpunct für dieſen Theil der Geſchichte bezeuge. In der Reifeprüfung ſelbſt brauchte alſo nur der Theil der Geſchichte vorgenommen zu werden, über welchen noch nicht geprüft war.

Wenn zu dem allen in Betracht gezogen wird, daß die Forderungen in allen Prüfungsgegenſtänden für den mittleren Standpunct, der mit dem Prädicate befriedigend bezeichnet werden ſoll, äußerſt gemäßigt ſind, ſich z. B. bei den Sprachen nur auf das Verſtändniß der Schriftſteller von mittlerer Schwierigkeit erſtrecken und in den Wiſſenſchaften mehr einen gewiſſen Grad wirklicher Einſicht, als einen großen Umfang der Kenntniſſe verlangen; daß ferner relative Mängel in dem einen Gegenſtande durch Vorzüge in andern aufgewogen werden können, und endlich, daß das Urtheil der Lehrer über die Leiſtungen des einzelnen Schülers aus den Erfahrungen der Schulzeit bei der Reifeerklärung weſentlich berückſichtigt werden ſoll, — ſo darf man gewiß behaupten, daß unſere Reifeprüfung keine Schreckensmaßregel iſt. Ja, ich ſetze hinzu, ſie iſt wegen des Umſtandes, daß Prüfende und Geprüfte einander ſchon genau kennen, die natürlichſte

in der ganzen Reihe der Prüfungen, welche im Staatsorganismus vorkommen, und will man nicht alle Prüfungen aufheben und das Princip völliger Gewerbefreiheit auch auf die Aemter im Dienste des Staates, der Kirche und der Schule anwenden, so werden die Reifeprüfungen der zu den akademischen Studien übergehenden Schüler am ersten ihren Platz behaupten und verdienen.

Dieses ist, ich wiederhole es, mein Glaubensbekenntniß in Absicht der Reifeprüfungen, wie sie jetzt, in einer auf sorgfältige Beobachtung von 32 Jahren gegründeten Gestaltung, bei uns bestehen.

Das System des gelehrten Unterrichts. — Nun wird man von mir, der ich in 60jähriger Erfahrung die verschiedenen Gestalten des höheren Unterrichts theils praktisch, theils beobachtend und ordnend, kennen gelernt habe, auch ein Glaubensbekenntniß darüber verlangen, wie ich den Unterricht der Gymnasien in Beziehung auf die Streitfragen über das Zuviel desselben beurtheile. Ich gebe die Antwort am besten durch einen Auszug aus einem Aufsatze, welchen ich im Jahre 1856 in die Mützel'sche Zeitschrift für das Gymnasialwesen über diesen Gegenstand eingesandt habe. Es heißt darin unter anderm so:

„In pädagogischen und andern Zeitschriften sind Aufsätze über die Krankheitssymptome unseres modernen Schulwesens, die Ueberfüllung mit Lehrgegenständen, die Erschlaffung der Jugend u. s. w. erschienen und Heilmittel verschiedener Art vorgeschlagen.

Diese Bewegung in der pädagogischen Welt hat einen ernsten sittlichen Grund, sie entspringt aus der Wahrnehmung, daß der jetzigen Jugend, sowohl auf der Schule als der Universität, so vielfach die Spannkraft und Selbstthätigkeit des Geistes, die Freudigkeit an ihrem Thun, das Versenken in ihren Gegenstand, das Ringen nach einem hohen Ziele, die Idealität in ihren Ansichten und Bestrebungen, fehlen. Empfänglichkeit ist wohl vorhanden, Kenntnisse werden willig erworben, aber das individuelle Verarbeiten und die eigene schaffende Kraft werden vermißt.

Viele messen die Schuld dieser allerdings betrübenden Erscheinung hauptsächlich der Schule bei, welche die Jugend durch Ueberanstrengung,

ſowie durch Ueberladung mit zu vielen Gegenſtänden ermüde, zerſtreue und an oberflächliches Abſchöpfen gewöhne, anſtatt ſie durch Concentration auf Weniges und Tüchtiges anzuhalten, auf den Kern der Dinge durchzudringen. Andere, welche den Tadel von der Schule abwehren möchten, klagen das Leben der Familie, die Schlaffheit und Verkehrtheit der Eltern, die Verzärtelung der Jugend und ihre durch das häusliche und öffentliche Leben beförderte Genußſucht, die materielle Richtung der Zeit, die Erbärmlichkeit der Tagesliteratur, mit den bitterſten Beſchuldigungen an und kommen auf dieſem Wege zur Verzweiflung an dem ganzen Zeitalter.

Das Wahre wird hier, wie überall, wo ſchroffe Gegenſätze gegen einander treten, in der Mitte liegen. Die Schuld iſt auf beiden Seiten, und durch Wechſelwirkung beider wird das Uebel genährt. Darum ſuche jeder an ſeinem Theile zur ſcharfen Erkenntniß ſeines Antheils an der Schuld zu kommen; aus der Erkenntniß werden die Mittel der Heilung und wird, bei redlichem Willen, auch das rechte Thun ſich ergeben.

Hier haben wir es mit der Schule zu thun und wollen ihr Verfahren einer ſtrengen Prüfung unterziehen, ohne Rückſicht auf die Entſchuldigungsgründe, welche in anderſeitiger Verkehrtheit und Fehlerhaftigkeit liegen mögen; denn gerade, wenn dieſe vorhanden iſt, ſoll die Schule um ſo ſtrenger ihre Pflicht zu erfüllen ſuchen, um ihr entgegen zu arbeiten.

Nur einige Bemerkungen möchte ich vorausſchicken, um das Urtheil über unſere Jugend auf das rechte Maß zurückzuführen und ungerechte Forderungen abzuwehren.

Die Jugend ſoll Originalität und Schöpferkraft zeigen; — ſind dieſe denn allen Zeiten eigen geweſen? Hat nicht vielmehr, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, ſtets ein Auf- und Abwogen in dieſer Hinſicht ſtattgefunden, ohne daß man ſagen kann, die Schule oder das öffentliche Leben ſeien daran ſchuld geweſen? Hier liegen Geheimniſſe verborgen, ſo gut ſie im Leben der übrigen organiſchen Natur verborgen liegen, denn der Menſch iſt von der einen Seite auch ein Er-

zeugniß des großen Weltorganismus. Statt der Originalität, die ſich immer nur in einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Individuen, ſelbſt in den ſchöpferiſchſten Zeitaltern, offenbart hat, iſt in den darauf folgenden Perioden, wenn ſie nicht in ein völliges Sinken verfielen, häufig als Erſatz eine größere Verbreitung von Einſicht, Kenntniſſen, Fertigkeiten und Thatkraft eingetreten, wie, um einen Vergleich zu gebrauchen, bei ſtarkbewegtem Winde das Meer wenigere, aber größere Wellen in die Höhe treibt, deren Spitzen durch viele untergeſchobene Maſſen getragen werden, bei mäßigem Winde aber eine bei weitem größere Zahl kleinerer Wellen mit ihren Spitzen an das Licht des Tages kommen und dasſelbe wiederſpiegeln. Ich glaube, wir dürfen unſer Zeitalter mit dieſem Zuſtande einer mittleren Bewegung der geiſtigen Kräfte bezeichnen, der auch ſeine erfreuliche Seite hat, nicht aber mit der Stagnation, die bei der völligen Windſtille eintritt und, wenn ſie lange dauert, Fäulniß erzeugt. — Fordern wir alſo von unſerer Jugend nicht etwas, was ihr nicht von der Natur gegeben iſt.

Die Jugend ſoll ferner Enthuſiasmus, Idealität und ein großartiges Streben entwickeln; — dieſe Forderung iſt wiederum ungerecht in einer Zeit, wo es keine großartigen Schöpfungen giebt, auf welche die emporſtrebende Jugend den Blick richten und an denen ſie ſich begeiſtern könnte. Gehen wir nur die Geſchichte der letzten anderthalb Jahrhunderte durch. Die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war eine ähnliche Zeit wie die unſrige, nur daß Ermattung und geiſtiger Schlaf entſchieden größer geweſen ſein dürften. Da wecken der ſiebenjährige Krieg von der einen, das Erwachen unſerer Literatur und die Schöpfungen der großen Geiſter auf dem Gebiete der Philoſophie, der meiſten übrigen Wiſſenſchaften und der Poeſie die Geiſter zur lebendigen Theilnahme auf und reißen vor allem die Jugend der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts mit ſich fort. Wer einen Theil jener Zeiten als Jüngling mit durchlebt und an ſich erfahren hat, wie ein neues Werk von Göthe, Schiller, Herder, Jean Paul, eine Bühnendarſtellung Göthe'ſcher, Schiller'ſcher, Shakeſpeare-

ſcher Stücke durch Iffland, Fleck, Wolff und andere, eine kritiſche Schrift von den Gebrüdern Schlegel, ein Geſchichtswerk von Johannes Müller, deſſen Briefe eines jungen Gelehrten, und im philoſophiſchen Kreiſe eine Vorleſung oder ein neues Werk von Fichte oder Schelling, Geiſt und Gemüth und Sinne anregten, in einem Maße, daß ſelbſt die ungeheuren Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution faſt unbeachtet an ihm vorübergingen, der hat es empfunden, wie auch mittelmäßige Fähigkeiten durch großartige Eindrücke gehoben werden und wie Bewunderung, Verehrung, Emporblicken, zur höchſten Anſtrengung aller Kräfte begeiſtern können.

Aus dieſem literariſchen Leben und künſtleriſchen Genießen, ja Schwärmen, ſchreckte die Napoleoniſche Zeit auf und lenkte alle Gefühle auf die Drangſale des Vaterlandes, bei den ſchwächeren Gemüthern freilich entmuthigend, bei den kräftigeren dagegen zu ſittlicher Entrüſtung und Ermannung emporhebend, welche dann auch zu der herrlichen Periode der Freiheitskriege führten. Das Vaterland war die begeiſternde Idee, welche an die Stelle der Kunſt, der Poeſie, der Philoſophie getreten war. Ihre Nachwirkung kühlte ſich allmälig in den burſchenſchaftlichen Beſtrebungen, zum Theil Ausartungen ab. Aber es waren doch mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch ſtarke, treibende Gedanken und Gefühle geweſen, welche die jugendliche Seele in Beſitz nehmen, erwärmen und kräftig bewegen konnten.

Die neuere Zeit hat auch ihre großartige Seite und bringt erſtaunenswerthe Werke hervor; die Naturwiſſenſchaften haben einen außerordentlichen Aufſchwung genommen, ihr haben ſich viele der beſten Kräfte zugewendet, und die Werke, welche durch ihre, auf die Bedürfniſſe des Lebens, des Verkehrs und der Gewerbe angewendeten, Entdeckungen hervorgebracht ſind, reißen zur Bewunderung hin. Allein *zu begeiſtern* vermögen ſie nicht. Wahrhafte Begeiſterung kann nur von der ethiſchen Seite des menſchlichen Weſens ausgehen; die Religion, die mit dem Ethiſchen verwandten Wiſſenſchaften, die ſchöne Kunſt, die Ideen der Menſchenveredlung, des Vaterlandes, der Familie, ſie vermögen auch die gewöhnlichen Naturen unter der empfäng-

lichen Jugend über ſich ſelbſt emporzuheben, wenn ſie in erhabenen Vorbildern vor ihre Augen treten. Führt das Leben ſie ihnen aber jetzt mit der Friſche der Gegenwart in dem großartigen Maßſtabe vor Augen, wie es in den Zeiten geſchehen iſt, die im Laufe der Geſchichte als die hervorragenden daſtehen?

Fordern wir alſo von unſerer Zeit auch nicht den Grad der Begeiſterung, den nur die gewaltigen, ein ganzes Zeitalter beherrſchenden, Ideen geben können, ſondern ſein wir zufrieden, wenn unſere Schüler ſich unſerer Einwirkung durch Unterricht und Vorbild ſo hingeben, daß wir den falſchen Richtungen und Gewöhnungen der Zeit in ihnen einen Damm ſetzen, ſie zur Sammlung ihrer Kräfte und ihrer Theilnahme und ſo zu einer möchlichſt intenſiven Thätigkeit bringen, ihren Sinn auf das Wahre, Gute und Schöne richten und ſie ſo vorbereiten können, daß ſie künftig in ihrem Wirken und Leben, wenn auch nicht das Außerordentliche, ſo doch Tüchtiges und Lobenswerthes leiſten. Und für die Dürftigkeit der Gegenwart wollen wir ſie durch das Beſte, was uns die Vergangenheit in Werken des Geiſtes und in den Denkmälern der Geſchichte darbietet, zu entſchädigen ſuchen.

Für ein ſolches Ziel den geſammten Unterricht der höheren Schulen mit ſorgfältiger Abwägung des Platzes, der jedem Gegenſtande zukommt, einzurichten, iſt doppelte Pflicht in einer Zeit, die ſich nicht ſelbſt aufgeben, aber auch nicht mit ſich zufrieden ſein, ſondern ſich zu einem beſſeren Zuſtande emporarbeiten ſoll.

Von dieſem Geſichtspuncte ausgehend, ſollen die folgenden Vorſchläge gemacht werden, denen ich einige Grundgedanken voranſtelle:

1) Wofür zu allen Zeiten das jugendliche Gemüth zu ſtimmen und in der Stille ſeines Innern zu begeiſtern iſt, das iſt die Religion. Das in der menſchlichen Seele unzerſtörbar liegende Bedürfniß nach Gotteskenntniß und Vereinigung mit Gott bietet dem Lehrer, der ſelbſt mit der rechten chriſtlichen Wärme erfüllt iſt, eine ſichere Anknüpfung dar, und gerade für dieſe Einwirkung fängt unſere Zeit an, günſtiger zu werden, als es einen langen Zeitraum hindurch

der Fall gewesen ist. Das religiöse Leben rührt sich fast überall mit Macht. Die Schule benutze diese beste aller Hülfen für ihr Werk an der Jugend, und nicht allein im eigentlichen Religionsunterrichte, sondern indem sie ihr ganzes Leben und Wirken von religiösem Geiste durchdringen läßt.

2) Für ihren übrigen Unterricht suche sie einen starken Mittelpunct, der mit seinen Radien den ganzen Kreis kräftig zusammenhält; sie gebe demselben so viel Raum, als sie den jugendlichen Kräften zur Verarbeitung zumuthen darf, nachdem den übrigen Gegenständen gerade nur so viel Platz zugemessen ist, als nöthig, damit jeder seinen Zweck an der Jugendbildung erfüllen könne.

Die bisher in den Lectionsplan der Gymnasien aufgenommenen Gegenstände sind: Religion, die beiden alten und die deutsche Sprache, Französisch, häufig auch, im hannoverschen Lande allgemein, das Englische, für die Theologen und Philologen das Hebräische, Mathematik, Rechnen, Naturgeschichte, Physik, Geschichte, Geographie, in manchen Ländern philosophische Propädeutik, und Uebungen im Schreiben, Zeichnen und Singen. Allerdings eine lange Reihe von Gegenständen. Man hat, in dem Streben nach Vereinfachung, die einzelnen Fächer auf die Wagschale gelegt, um die zu leicht befundenen ganz aus dem Gymnasialunterrichte herauszuwerfen. Auch dieses Kapitel hier ausführlich durchzugehen, erlaubt der Raum nicht; es dürfte aber ebenfalls unnöthig sein, da es noch keiner Argumentation gelungen ist, die Entbehrlichkeit auch nur eines Faches überzeugend zu beweisen. Darum nur kurz das Nöthigste!

1) Man hat das Französische angegriffen, allein gegen eine Stimme der Art würden sich hunderte erheben, denn diese Sprache ist nun einmal eine Weltsprache geworden und die gebildeten Stände unserer europäischen Völkerfamilie können ihre Kenntniß nicht entbehren. In der Jugendzeit bis zum vollendeten 18. oder 19. Jahre, — so lange besucht der Studierende das Gymnasium, — muß der Grund zur Erlernung dieser Sprache gelegt sein; später ist dieses viel schwieriger. Es ist aber hinreichend, wenn der Anfang im Franzö-

ſiſchen mit 3 wöchentlichen Stunden in Tertia gemacht wird und wenn demſelben je 2 Stunden in Secunda und Prima gewidmet werden.

2) Das Engliſche ſteht nicht mit auf dem Normalplane der preußiſchen Gymnaſien. Auf den hannoverſchen iſt es nach und nach unter die öffentlichen und verbindlichen Lectionen aufgenommen. Mag die frühere Verbindung mit England und die Lage an den nördlichen Meeren mit eingewirkt haben, ſo viel iſt gewiß, daß ſich keine Anſtalt dieſe Lection gern wieder wird nehmen laſſen, am wenigſten die Schüler und der im Engliſchen unterrichtende Lehrer. Das liegt in der Leichtigkeit, womit dieſe Sprache von einem im Lateiniſchen feſtgeſetzten Secundaner, — und vor Secunda braucht das Engliſche nicht angefangen zu werden, — erlernt wird, ſowie in dem Gehalte der engliſchen Literatur. Sie zieht den Schüler viel mehr an, als die franzöſiſche, und wie wenig Zeit braucht der in Secunda über die erſten Schwierigkeiten weggeführte Schüler in Prima, um die nöthige Präparation für ein paar engliſche Stunden vorzunehmen! Ja, wie viele tüchtige Primaner präparieren ſich überhaupt noch, genau beſehen, auf einen engliſchen Autor, wenn es nicht gerade der Shakeſpeare iſt? — Gönne man ihnen doch die Erholung und Erhebung durch eine Lection, die ihnen leicht wird und Genuß gewährt neben ſo vielen anſtrengenden Stunden!

3) Bedeutende Angriffe haben die Naturwiſſenſchaften erfahren, die Phyſik in den oberen Klaſſen noch mehr, als die Naturbeſchreibung in den unteren und mittleren. Man will die Phyſik für die Univerſität verſparen, die Naturgeſchichte der Privatbeſchäftigung überlaſſen. Allein die zahlreichſten und gewichtigſten Stimmen nehmen beide Unterrichtsgegenſtände in Schutz. Soll denn die Jugend nicht in dem reichen Tempel der Natur einigermaßen einheimiſch gemacht werden, in welchem der Menſch ſelbſt einen ſo bedeutenden Platz einnimmt? In der Jugend ſind die Augen für die äußere Welt am meiſten geöffnet, ſelbſt das leibliche Organ iſt für ſie ſchärfer, als im ſpäteren Alter, um auch das Kleine als Kenn-

zeichen für Gattungen und Species aufzufassen. Das ungeübte Auge geht an hundert Erzeugnissen der Natur vorbei, ohne sie zu sehen, während das aufmerksame in jedem Frühling von hundert, zu neuem Leben erwachten, Freunden begrüßt wird. — Man kann auch den Rigorismus in der Vereinfachung zu weit treiben und sich an der Jugend versündigen.

Was aber die Physik betrifft, wie könnte man es verantworten, dem künftigen Staatsbeamten, Geistlichen, Lehrer, einige Einsicht in dasjenige vorzuenthalten, was jetzt die stärkste bewegende Kraft in den Fortschritten des Zeitalters nach außen hin bildet? Auf der Universität werden die Studierenden, mit Ausnahme der Mediziner, das Versäumte sehr selten nachholen; auch kann es ihnen der eigne Lehrer auf der Schule, wenn er überhaupt die Sache versteht, viel näher bringen, und sich durch Fragen und Repetitionen überzeugen, ob sie es begriffen haben. Jeder auch nur halbgebildete Mann aus den gewerbtreibenden Ständen würde den Beamten für unwissend und nicht urtheilsfähig halten, der nicht wenigstens einigermaßen auf das eingehen kann, was ihn hauptsächlich beschäftigt. Und wie wenig Raum nimmt doch auch diese Wissenschaft ein, wenn ihr nur in Secunda und Prima zwei wöchentliche Stunden eingeräumt werden? Ja, Secunda erhält in manchen Anstalten nur eine wöchentliche Stunde in der Physik.

So stehen denn noch immer 15 bis 16 verschiedene Lehrgegenstände auf dem Plane unseres Gymnasiums, und wir müssen um so ernstlicher Hand anlegen, sie in das rechte Verhältniß zu einander zu setzen. Doch wolle man auch bedenken, daß sie nie in einer Klasse alle gelehrt werden; vielmehr haben die unteren Klassen deren nur 9, worunter Schreiben, Zeichnen und Gesang, die mittleren nur 10 bis 11, einschließlich Zeichnen und Gesang, die oberen 9, wozu für die Theologen und Philologen noch das Hebräische und für die mit Stimme Begabten auch der Gesang kommt.

Zur Uebersicht und Anknüpfung weiterer Bemerkungen möge hier gleich das Schema des Lehrplanes folgen:

Reines Gymnasium.	2 Jahre. Prima	2 Jahre. Secunda	2 Jahre. Tertia	1 Jahr. Quarta	1 Jahr. Quinta	1 Jahr. Sexta
Religion	3	3	2	2	3	3
Latein	8	10	9—10	10	11	12
Griechisch	6	6	5—6	4	—	—
Deutsch	2	2	2	2	3	3
Französisch	2	2	3	—	—	—
Englisch	2	2	—	—	—	—
Hebräisch	(2)	(2)	—	—	—	—
Mathematik	3	3	4	2	—	—
Rechnen	—	—	—	2	4	4
Physik	2	1—2	—	—	—	—
Naturgeschichte	—	—	1—2	2	2	2
Geschichte	3	2	2	2	3	—
Geographie	—	—	2	2		2
Gesang	(2)	(2)	(2)	2	2	2
Zeichnen	—	—	—	2	2	2
Schreibübungen	—	—	—	—	2	2
Summa 195 Wochenstunden einschl. des Hebräischen.	31	32	32	32	32	32

1) Es wird auf den ersten Blick erkannt werden, daß in diesem Plane ein so großes Gewicht auf die beiden alten Sprachen gelegt wird, wie es in dem Maße in den bisher üblichen Planen selten geschieht. Durch den ganzen Cursus der Anstalt geht nur ein Grundton mit vorwiegender Gewalt hindurch, der die Hälfte der Schulzeit und mindestens drei Viertel der Arbeitszeit des Knaben und Jünglings 9 bis 10 Jahre seines Lebens hindurch in Anspruch nimmt. In Sexta und Quinta fallen 11 bis 12 Stunden in der Woche dem Lateinischen zu, neben 14 bis 15 Stunden in anderen leichteren

Fächern, — denn Schreiben, Zeichnen und Gesang dürfen, als mit geistiger Anstrengung nicht verbunden, hier aus der Rechnung bleiben. In Quarta sind 14 Stunden dem Lateinischen und Griechischen gewidmet neben eben so vielen in andern Fächern, in Tertia und Secunda 15 bis 16 neben der gleichen Zahl in andern, endlich 14 in Prima neben 17 andern Stunden. Wenn die Lehrer mit diesen 2 bis 3 täglichen Stunden nicht den Mittelpunct des Interesses und der geistigen Thätigkeit der Schüler in die alten Sprachen und ihre Literatur zu legen vermögen, so ist der gelehrten Schule überhaupt nicht zu helfen.

2) Denn, und dieses ist das Zweite, einem jeden der übrigen Fächer ist nur gerade so viel Zeit zugemessen, daß es von den Lehrern nothwendig in den Schranken gehalten werden muß, die sein Ueberwuchern über die ihm gebührende Wichtigkeit unmöglich machen. Viele Fachlehrer, das ist vorauszusehen, werden mit der ihnen karg zugemessenen Zeit unzufrieden sein, auch aus dem lobenswerthen Grunde, daß sie in ihren Fächern recht viel leisten möchten; allein sie müssen sich bescheiden, daß sie Glieder eines organischen Ganzen sind und dem Hauptsitze des Lebens dieses Ganzen dienstbar sein müssen. Ein guter Lehrer — und auf solche muß jeder Schulplan rechnen — kann auch jeden dieser Unterrichtszweige so behandeln, daß er seine Pflicht an dem Bildungswerke des Schülers erfüllt; er beschränkt sein Ziel nach dem gegebenen Maße von Zeit und Kraft nur extensiv, nicht intensiv, d. h. er sucht um so mehr den Kern der Sache auf und sucht ihn den Schülern vorzuführen, je weniger ihm Zeit gelassen ist, sich auszudehnen.

Zu dem Obigen glaube ich noch einen Vorschlag machen zu können, welcher den Wunsch für eine reiche geistige Ausstattung der zur Universität abgehenden Schüler zu erfüllen geeignet sein dürfte.

Es ist mir immer ein störender Eindruck gewesen, wenn ich in einer sonst ganz wackeren Prima eine Anzahl Schüler fand, die der Lectüre der schwereren Klassiker noch nicht recht gewachsen waren und denen auch nach der Erklärung des Pensums der Sinn und Zusammenhang noch mehr oder weniger dunkel blieb; und daneben andere,

die mit aller Anſtrengung in den mathematiſchen Stunden den Entwickelungen des Lehrers nicht folgen konnten. Und doch waren unter dieſen Schülern nicht wenige, welche zu einer genügenden Sicherheit gekommen wären, wenn man ſie nicht auf jeder Stufe mit einigen zu ſchweren Aufgaben belaſtet, ſondern in dem Leichteren hätte reif werden laſſen. Es iſt nun einmal nicht jedermanns Sache, bis zum 19. oder 20. Jahre den Sophokles, Thucydides, Platon, die horaziſchen Satiren und die ſchwereren philoſophiſchen Schriften Cicero's mit Leichtigkeit leſen zu lernen, oder verwickelten mathematiſchen Gedankenreihen lückenlos zu folgen. Es gehören dazu glückliche Gaben, die ſich nicht jeder geben kann, und ein ſtufenweiſe gut durchgeführter Unterricht, der auch nicht jedem von Anfang an zu theil wird. Sollen deshalb die langſameren oder lückenhaft unterrichteten Köpfe ganz vom Studieren zurückgehalten oder die talentvolleren, der mittelmäßigen wegen, gar nicht zum Genuſſe der vollendetſten Werke des klaſſiſchen Alterthums geführt werden? Beides wäre eine Gewaltthat. Eine ähnliche Frage wäre in Abſicht der Mathematik aufzuwerfen, und hier faſt noch mit mehr Recht, weil es bei der Mathematik noch mehr auf natürliche Anlage ankommt, um in ihre ſchwierigeren Aufgaben eindringen zu können. Wie alſo beiden Theilen gerecht werden?

Es giebt eine Reihe griechiſcher und römiſcher Schriften, zu deren gutem Verſtändniß auch der mittelmäßige Kopf gebracht werden, an denen er die Sprache kennen lernen und in deren Nachahmung er ſich üben kann. Livius, Salluſt, viele ciceronianiſche Reden und Briefe, die leichteren philoſophiſchen Schriften Cicero's, Ovid, Virgil, die horaziſchen Oden können jedem Primaner, der einigermaßen reif aus Secunda übertrat, geläufig gemacht werden; ſelbſt Tacitus kann ihn durch ſeinen gewichtigen Inhalt anſprechen, wenngleich ſein Verſtändniß ihm noch Mühe macht. Im Griechiſchen kann und muß ihm Homer ganz geläufig, Xenophon, Plutarch, Herodot im Ganzen leicht werden, auch kann ihm, wie Tacitus im Lateiniſchen, ſo ein Stück von Sophokles und Euripides als Reizmittel zu einer größeren, aber auch belohnenden, Anſtrengung dargeboten werden, nur daß der Lehrer dabei ſehr langſam zu Werke geht und keinen Zeitaufwand ſcheut, bis

nach mehrfacher Wiederholung ein wirkliches Verſtändniß zu ſtande gekommen und das Kunſtwerk einigermaßen durchſichtig geworden iſt. Sollte aber die ganze Lectüre der Prima ſo getrieben werden, ſo würden die zwei Jahre nur einen kleinen Bruchtheil der Klaſſiker umfaſſen können und die Fähigern würden über Gebühr beeinträchtigt.

In gleicher Weiſe kann man ſagen, daß auch der nicht mathematiſche Kopf durch Fleiß und guten Unterricht zum Verſtändniß der einfacheren Disciplinen der Elementarmathematik gebracht werden kann, während ſchon die Stereometrie und die verwickelten combinatoriſchen Aufgaben über ſeine Kräfte gehen, die begabteren Naturen aber gerade in dieſen eine treffliche und ihnen zuſagende Uebung finden. Soll ihnen die Schule dieſe nicht gewähren, und ſollen ſie bis zur Langenweile mit den Unfähigern wiederholen, was ihnen längſt geläufig iſt?

Aus dieſem Dilemma führt ein beruhigender Ausweg zum Rechten.

Man ſtecke das geſetzliche Ziel der Reife in den Schulkenntniſſen nach dem ab, was mit der mittleren Begabung bei ordentlichem Fleiße erreicht werden kann, führe aber die Begabteren noch über dieſes Ziel hinaus, indem man ihnen die ſchwierigeren, für den Jüngling paſſenden Schriften des Alterthums bis zur Geläufigkeit zum Verſtändniß bringt, in der Mathematik aber diejenigen Disciplinen hinzufügt, die den weniger für dieſes Fach Begabten oder zu wenig Vorbereiteten zu ſchwer ſind. Dieſes wird durch eine Eintheilung in Unter- und Ober-Prima oder Selecta bewirkt werden können, welche den Unterricht in der Religion, Geſchichte, der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sprache und Phyſik gemeinſchaftlich haben, auch einige Klaſſiker zuſammen leſen können, aber in 6 bis 8 philologiſchen und 2 bis 3 mathematiſchen Stunden getrennt ſind. In dieſen leſen die Selectaner der alten Sprachen die ſchwereren Klaſſiker und haben die Selectaner der Mathematik — beide brauchen nicht dieſelben zu ſein — ihren beſondern Unterricht.

Nach dem erſten Jahre in Prima, in Ausnahmefällen auch nach einem halben Jahre, kann der für die ſchwereren Aufgaben gereifte

Primaner nach Selecta verſetzt werden; das Urtheil der Lehrer entſcheidet. Der zweijährige Primaner wird ſo gut zur Maturitäts-Prüfung zugelaſſen, als der, welcher in Prima und Selecta zuſammen 2 Jahre zugebracht hat. Das Prüfungsgeſetz fordert für ein Reifezeugniß nur das Maß der Primakenntniſſe. Da die Zahl der Selectaner nicht groß ſein wird, ſo kann der die Schüler beſchäftigende Lehrer ganz darauf hinarbeiten, ihre Selbſtthätigkeit zu wecken, mehr mit ihnen zuſammen zu arbeiten, als ſie zu unterrichten, ja, den Neigungen der Schüler, wenn ſie ſich zufällig auf einen beſondern Gegenſtand gemeinſchaftlich richten ſollten, nachzugeben. Und kommen einmal größere Arbeiten, ſo können die Selectaner auch einen freien Arbeitstag erhalten.

Wenn ſich ſo dieſe Einrichtung als eine gute ausweiſt, ſo können nur zwei Umſtände ihrer Ausführung im Wege ſtehen; erſtlich die fehlenden Lehrerkräfte und zweitens der Mangel an Schülern. Eine Zahl von nicht mehr als 12 Schülern in Prima wird man freilich ungern in zwei Theile theilen, und bei der geringen Zahl kann auch der Lehrer die Individualitäten ſo genau kennen, daß er den Einzelnen in ſeiner vorwiegenden Richtung durch Aufmunterung zu Privatſtudien fördern kann. Und was bei einer ſtärkeren Schülerzahl den Mangel an Lehrerkräften betrifft, ſo ſtellt ſich, bei genauer Ueberlegung, die Sache doch nicht ſchwierig dar. Die 195 Wochenſtunden des aufgeſtellten Planes können durch 9 Lehrer beſorgt werden, wenn der Director 15—16 wöchentliche Stunden, 3 Oberlehrer jeder 20, 4 Collaboratoren jeder 24, 1 Elementarlehrer 26 Stunden übernehmen und die Fähigkeiten in ihrer Mitte vereinigen, auch im Geſange und im Zeichnen zu unterrichten. Will man aber für die 12 Stunden im Zeichnen und im Geſange einen oder 2 beſondere Hülfslehrer anſtellen, ſo iſt für die mäßige Beſoldung derſelben ſchon die nöthige Stundenzahl in Selecta für das übrige Lehrercollegium gewonnen.

Ferner bin ich überzeugt, daß mancher der oberen Lehrer und ſelbſt der Director, um des Genuſſes willen, den die Beſchäftigung mit der gewiß nicht zahlreichen Elite talentvoller Schüler im Kreiſe

der anziehendsten Klassiker gewährt, gern ein paar Stunden mehr übernehmen werden, das eine Jahr der eine, für ein zweites der andere.

Drittens können auch jüngere Lehrer mit für unsern Zweck verwendet werden, sei es in Selecta-Stunden, sei es zur Vertretung des in Selecta zu beschäftigenden Lehrers der Prima. Es ist gewiß eine oftmals gemachte Erfahrung, daß man einen jungen, talentvollen, gründlich unterrichteten Lehrer, der eben in's Lehrfach eintritt, getroster mit einer Lection über Sophokles, Horaz, Virgil in die oberen Klassen werfen kann, als mit der Aufgabe des Elementarunterrichts in Sexta. Die Frische der jugendlichen Auffassung paßt zu den am Alter ihm nahe stehenden Primanern vortrefflich, und mit den Selectanern wird er gemeinschaftlich suchen, statt ihnen fertige Resultate vorzulegen. Und welche Aufmunterung für den jungen Lehrer, der in den unteren Klassen sein mühsames Tagewerk mit täglich sich wiederholenden Elementarübungen hat, wenn er in einigen Stunden der Woche die Blüthen des Baumes pflücken kann, dessen Wurzeln er in seinen übrigen Lectionen zu pflegen hat! Das jugendliche Element darf in den oberen Regionen der Schule nicht vorherrschen, aber es darf gern zu Hülfe genommen werden.

Ich bemerke noch, daß der im Obigen entwickelte Gedanke einer Selecta in den alten Sprachen und der Mathematik in der Conferenz vom Jahre 1861 aufgenommen und der Hauptsache nach den größeren Gymnasien des Königreichs zur Einführung empfohlen ist.

So das reine Gymnasium in seiner einfachsten Gestalt, wie es nach meiner Ueberzeugung den Forderungen einer möglichsten Concentration der Kräfte entsprechen und unsere Jugend zu einer würdigen Gestaltung ihres Innern und einer wirksamen Stellung im Leben vorbilden wird. Daß mit der Vorschrift und Form noch nicht das wirkliche Gelingen gegeben ist, sondern der Geist und das Leben nur von tüchtigen Lehrern ausgehen kann, versteht sich von selbst; aber es ist für die Lehrer schon eine große Hülfe, wenn die Form dem Wesen der Sache nicht widerspricht.

In ähnlicher Weise ist in dem bezeichneten Aufsatze auch die Organisation derjenigen Gymnasien auseinandergesetzt, welche ihrer

ganzen Lage nach die Zwecke des gelehrten Unterrichts mit denen der Bürgerschule zu vereinigen genöthigt sind und deren Zahl in unserm Lande die bei weitem größere ist. Es würde jedoch zu weitläuftig sein, dieses Kapitel auch hier weiter zu erörtern, und ich darf in dieser Beziehung auf die schon früher entwickelten Gedanken über den Realunterricht verweisen. Hier will ich nur noch bemerken, daß wir drei Gymnasien haben, nemlich zu Lüneburg, Hildesheim und Göttingen, welche eine vollständig abgesonderte Reihe von 3 bis 5 Realklassen neben den humanistischen, von Quinta oder Quarta bis Secunda, besitzen und daß die übrigen die Trennung beider Schülerklassen mehr oder weniger vollständig durchgeführt haben.

Das Gewerbeschulwesen. — Nachdem ich aus dem Gebiete des höheren Schulwesens manche Hauptpuncte berührt habe, bleibt mir noch übrig, eines andern Unterrichtskreises Erwähnung zu thun, für welchen ich ebenfalls thätig zu sein veranlaßt worden bin. Im Jahre 1831 wurde hier in Hannover der Grund zu einer höheren Gewerbeschule gelegt und bei ihrer Einrichtung ein Mann an die Spitze berufen, welcher bis auf den heutigen Tag derselben zur Stütze und Zierde gereicht und ihren Ruf über die Gränzen Deutschlands hinaus hat verbreiten helfen, nemlich der als einer der ersten technologischen Lehrer und Gelehrten berühmte Director Karmarsch. Zur nächsten Aufsichtsbehörde der neuen Anstalt und bald auch der in den meisten übrigen Städten des Königreichs errichteten niederen Gewerbe- oder Handwerkerschulen wurde eine Verwaltungs-Commission der Gewerbeschulen eingesetzt, deren Vorsitz mir im Jahre 1835 anvertraut wurde. Da die Lehrer der städtischen Gewerbeschulen zum Theil aus den Lehrern der höheren Schulen, wo sich solche befanden, genommen wurden, so kam meine persönliche Kenntniß dieser Lehrer auch den Gewerbeschulen zu gute und ich habe mit Interesse die eigentliche Aufgabe dieser Schulen als Fortbildungsanstalten für Handwerkslehrlinge und Gesellen mir klar zu machen gesucht, auch mitunter bei meinen Inspectionsreisen die eine oder andere derselben revidiert. Im Laufe der Zeit ist noch eine Baugewerkschule in Nienburg hinzugekommen, welche bestimmt ist, die schon

übten Gesellen der Baugewerke für ihre Aufgabe als Meister aus-
bilden. In neuerer Zeit ist noch eine höhere Gewerkeschule in
ildesheim errichtet, welche auch andere Handwerker, neben den Bau-
andwerkern, durch weiter führenden Unterricht in ihrer Gesellenzeit
fördern sucht. Genauer in die Natur dieses Unterrichtskreises ein-
zugehen, ist hier wohl nicht der Ort, obgleich dieses Nebengeschäft
sich nicht unbedeutend in Anspruch genommen hat. Als Notiz will
ich hier nur noch hinzufügen, daß außer der polytechnischen und den
beiden andern höheren Gewerkeschulen in Nienburg und Hildesheim,
gegenwärtig 37 gewöhnliche Gewerbeschulen im Königreiche vorhan-
den sind.

Die polytechnische Schule hat zwei Directoren, 20 ordentliche Lehrer, 3 Assistenten und 3 außerordentliche Docenten, und zählte in den letzten Jahren durchschnittlich über 400 Schüler.

Die Fortschritte, welche die polytechnische Schule seit ihrer Gründung gemacht hat, geht aus folgender Uebersicht hervor:

Jahr.	Zahl der Lehrer.	Zahl der Schüler und Zuhörer.	Geldverwendung.
1834	11	153	7881 Thlr. } ohne die Gehälter.
1844	10	214	6160 „ }
1848	13	335	19,026 „ } Wirkliche Gesammt-Ausgabe.
1856	14	272	25,104 „
1858	17	384	22,462 „
1861	22 (incl. 3 Assistenten.)	460	29,752 „
1863	28 (incl. 3 Assistenten und 3 außerordentliche Docenten.)	gegen 440	32,605 „ (Voranschlag; dazu werden 24,600 Thlr. aus Landesmitteln gezahlt.)

Die Baugewerkschule in Nienburg zählt 14 Lehrer und gegen 200 Schüler;

die höhere Gewerkſchule in Hildesheim 4 Hauptlehrer, 7 Hülfslehrer und 92 Schüler;

die übrigen 37 Gewerbeſchulen zuſammen 175 Lehrer und 4300 Schüler.

Die Baugewerkſchule hat ein Ausgabe-Budget von 7335 Thlrn., die höhere Gewerkſchule in Hildesheim von 3000 Thlrn., die übrigen Gewerbeſchulen haben im Jahre 1862 insgeſammt 12,492 Thlr. verausgabt.

Es geſchieht alſo im Königreich Hannover nicht wenig für die Bildung der Handwerker und der höhern techniſchen Berufsarten.

Der hiſtoriſche Verein für Niederſachſen. — Einen Vorſitz anderer Art, welcher mir durch ſeinen wiſſenſchaftlichen Charakter von hohem Intereſſe geweſen iſt, nemlich in dem Ausſchuſſe des hiſtoriſchen Vereins für Niederſachſen, habe ich etwa 20 Jahre hindurch zu führen die Ehre gehabt. Dieſe Stellung hat mich mit den Männern zuſammengeführt, welche ſich durch Kenntniß der Landesgeſchichte, der im alten Sachſenlande ſo reichlich aufgefundenen germaniſchen Alterthümer und noch vorhandenen hiſtoriſchen Monumente auszeichnen, und ich gedenke mit wahrer Genugthung der lehrreichen Stunden, welche ich mit dieſen Männern in den Ausſchußſitzungen des Vereins zugebracht habe. Erſt im vorigen Jahre habe ich, meiner anhaltenden Kränklichkeit wegen, die mich an der Theilnahme der Sitzungen verhinderte, zu meinem Leidweſen die Stellung als Vorſitzender aufgeben müſſen. Sie iſt dann auf den bisherigen Stellvertreter des Vorſitzenden, den ehemaligen Miniſterialvorſtand Braun, übergegangen. Es wäre nicht unintereſſant, auf die Arbeiten des Vereins in den Jahren meiner Theilnahme einen Blick zu werfen, allein ich muß mir dieſe, wie ſo manche andere, Mittheilung aus Mangel an Raum verſagen und bemerke hier nur noch, daß die Sammlung germaniſcher Alterthümer aus der älteren Zeit durch den Ankauf größerer Privatſammlungen, wozu Se. Majeſtät der König in großartiger Weiſe hauptſächlich die Mittel gewährt hat, und durch Benutzung jeder Gelegenheit zur Erwerbung einzelner Funde bei der Anlage von Eiſenbahnen, Chauſſeen u. ſ. w. ſo bedeutend geworden

ist, daß sie mit den vorzüglichsten Sammlungen dieser Art die Vergleichung aushält.

Die Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser. — Soll ich nun auch noch von meiner literarischen Thätigkeit während meines Lebens in Hannover Rechenschaft ablegen, so muß ich berichten, daß mir mein Amt nicht viel Zeit dazu übrig ließ und daß ich, außer den Arbeiten für die neuen Auflagen meiner Schulbücher, die ich mit den Fortschritten der Wissenschaft in Einklang zu erhalten suchen wußte, nur noch eine größere historische Arbeit im Anfange der vierziger Jahre unternehmen konnte. Die erneute Bekanntschaft mit Friedrich Perthes auf der Philologenversammlung zu Gotha gab Veranlassung dazu. Perthes fragte mich nemlich einige Zeit nachher um Rath wegen der Herausgabe der Bildnisse deutscher Könige und Kaiser nach möglichst genauen Copieen von Abbildungen auf den Siegeln von Urkunden, auf Münzen, Gebetbüchern, Denk- und Grabmählern u. s. w. nebst einer entsprechenden Lebensbeschreibung, um der Phantasie und dem Gedächtnisse der Kinder durch die Anschauung der Personen in ihrer zeitgemäßen Gestalt zu Hülfe zu kommen. Ich möge ihm einen Mann empfehlen, dem er die Lebensbeschreibungen der Personen in angemessener Darstellung übertragen könne. Für die Anfertigung der Bildnisse habe er einen tüchtigen Künstler, den Professor Schneider aus Koburg, gefunden und seine vielfachen Verbindungen mit den Vorstehern von Archiven, Bibliotheken und Sammlungen würden es möglich machen, die Originale zu den Bildnissen, wo sie sich fänden, zu benutzen.

Der Gedanke gefiel mir sehr, und da ich gerade im Amte eine etwas freiere Periode vor mir sah, auch meine wieder befestigte Gesundheit mir Muth machte, so übernahm ich selbst die Anfertigung des Textes. Die Thatsachen der allgemeinen deutschen Geschichte waren in meinem größeren Buche, so wie in der kurzen Darstellung, für höhere und niedere Schulen aufgezeichnet; hier kam es darauf an, alles aufzusuchen, was die Person und die persönlichen Verhältnisse charakterisierte, und ich mußte deshalb vielfach in die Quellenschriften zurückgehen, um möglichst viele bezeichnende Einzelheiten herauszu-

finden. Je mehr ich in dieſe hineinkam, deſto mehr zog mich die Darſtellung des Einzelnen an, aber deſto umfangreicher wurden auch die Schilderungen, und der erſte Geſichtspunct, für die frühere Jugend zu ſchreiben, erweiterte ſich zu einer objectiveren Auffaſſung im Großen, ſo daß ein Werk mehr für die Freunde der deutſchen Geſchichte im reiferen Alter hervorging. Auch ſchien dieſes dem Aufwande von Zeit und Koſten für die Herſtellung der Bildniſſe mehr zu entſprechen, denn es war in der That durch den Profeſſor Schneider eine Reihe von Kaiſerbildern zu ſtande gebracht, unter welchen ſich ſehr viele gelungene befanden, und die Bilder waren zugleich mit Randzeichnungen verſehen, in welchen Thaten und Begebenheiten aus dem Leben der Könige und Kaiſer ſehr bezeichnend dargeſtellt oder angedeutet waren. Dieſen Bildern mußte ein der Wiſſenſchaft würdiger Text zur Seite gehen.

Das Werk erſchien im Jahre 1846 heftweiſe und erreichte das Zeitalter Maximilian's I. Allein bei dieſem erſten Bande iſt es geblieben. Die bedeutenden Koſten der Vorbereitung und der würdigen Ausſtattung des ziemlich umfangreichen Werkes machten einen Preis desſelben nöthig, durch welchen dasſelbe aus der Klaſſe der eigentlichen Schulbücher heraustrat; es konnte nur einen mäßigen Abſatz im Buchhandel finden. Auch würden meine in den Jahren 1847 und den folgenden ſehr vermehrten Arbeiten mir eine Fortſetzung unmöglich gemacht haben, ſelbſt wenn der Verleger dieſelbe hätte unternehmen wollen. Ich ſpreche aber, nach erneuerter Prüfung des Buches, obgleich es meine eigene Arbeit iſt, offen die Anſicht aus, daß dasſelbe noch immer einen Platz in den Schülerbibliotheken der höheren Schulen verdient, indem es für die Privatlectüre der Schüler der oberen Klaſſen belehrend ſein kann.

Perſönliches. — Ich knüpfe mit meinen Lebenserinnerungen wieder an das Jahr 1860 an. Dieſes und die erſte Hälfte des folgenden Jahres war für mich eine in vieler Hinſicht gehobene Zeit: meine Geſundheit war geſtärkt, ich vermochte angeſtrengt zu arbeiten und mir auch im Winter die nöthige Bewegung in freier Luft zu machen. An den Winterabenden von 1860 auf 1861 ging ich ziemlich

regelmäßig, auch bei Schnee und Eis, zweimal in der Woche, zu meiner Schwiegertochter, der Witwe meines älteſten Sohnes, welche außerhalb der Stadt wohnte, um ihren Kindern und häufig auch einigen meiner übrigen hieſigen Enkel auf ihren Wunſch aus meiner Jugendzeit zu erzählen. Dieſe abendlichen Gänge bei Mondlicht, oft auf hellen Schneewegen, gaben mir ein lange nicht gekanntes Gefühl von Rüſtigkeit. — Es war vorzüglich Rudolfs älteſte Tochter, Luiſe, mit ihrem kindlich anhänglichen Gemüthe, welche mich an dieſen Mittheilungen feſthielt; ſie wollte vor ihrem Scheiden aus dem mütterlichen Hauſe und aus Hannover noch recht viel von meinem Leben wiſſen, und ihr Zureden iſt es auch geweſen, welches den Vorſatz zu den vorliegenden Aufzeichnungen in mir geweckt hat. Sie war mit dem kurheſſiſchen Hauptmann Hoen, deſſen Bekanntſchaft ſie in Marburg gemacht hatte, verlobt und es war ſchon ausgemacht, daß die Hochzeit um Oſtern 1861 ſein ſollte. Dieſe Zeit kam heran, und die Hochzeit wurde mit großer Innigkeit im Familienkreiſe gefeiert. Das junge Paar reiſte mit frohen Hoffnungen, von unſern Segenswünſchen begleitet, der neuen Heimath meiner Enkelin hinzu; ſie hatte einen Mann von ſeltener Biederkeit und Charakterfeſtigkeit gefunden und ihre gegenſeitige Liebe war der innigſten Art.

Für mich folgten bald darauf die Arbeiten für die ſchon erwähnte Lehrer-Conferenz und deren Sitzungen, und gleichzeitig gaben mir die Angelegenheiten der polytechniſchen Schule als Vorſitzendem der Verwaltungscommiſſion nicht unbedeutende Geſchäfte, welche zum Theil angreifend für das Gemüth waren. Unordnungen unter den Schülern der Anſtalt, deren Erzählung nicht hierher gehört, forderten viele langdauernde Sitzungen mit den Lehrern und perſönliche Verhandlungen mit den Schülern, die meine Vermittlung in Anſpruch nahmen. Ich wirkte mit Theilnahme in dieſer Sache, welche für die Schule einen unangenehmen Ausgang hätte nehmen können, und hatte auch die Freude, daß dieſer abgewendet wurde. In der Aufregung des Gemüthes fühlte ich nicht, daß ich meinen Kräften doch faſt zu viel zugemuthet hatte, ſondern machte vielmehr gleich darauf noch ein paar Dienſtreiſen, die bei der früh eintretenden ſtarken Sommerhitze auch

nicht dazu beitrugen mich zu ſtärken. Ich vollendete ſie ſchnell, um dann ein Verſprechen gegen meine Töchter zu löſen, mit ihnen nun auch eine Erholungsreiſe nach Kaſſel, Marburg, Frankfurt und Heidelberg zu machen. Die Reiſe war ſehr genußreich. In Kaſſel verlebten wir einige gemüthliche Tage bei dem glücklichen jungen Ehepaare und beſuchten die Wilhelmshöhe mit ihren ſchönen Anlagen und Ausſichten; in Marburg lebten wir mit der uns ſehr befreundeten Familie des Profeſſors Waitz und ſahen die bekannten, ebenfalls ſehr anmuthigen, Plätze wieder. In Frankfurt verweilten wir mit großem Intereſſe in dem zoologiſchen Garten und erfreuten uns in Heidelberg des Schloſſes, des Wolfsbrunnens und des Molkenhauſes, und wurden, trotz der gewitterhaften Atmoſphäre, an den ſchönſten Plätzen von günſtigem Wetter begleitet. Aber, wie im Frühjahr die geiſtige Anſtrengung, ſo war jetzt im Sommer die körperliche, namentlich im Erſteigen der Berge, für mein Alter zu groß geweſen; als ich auf der Rückreiſe bei meiner Schweſter in Landolfshauſen einkehrte, fühlte ich die alten rheumatiſchen Schmerzen in den Hüften wieder in drohender Geſtalt, mußte eilen, nach Hannover zurückzukehren und hier vom Auguſt an, die erſten Monate faſt anhaltend und ſpäter doch einen großen Theil des Tages im Bette zubringen, bis ich es gegen das Ende des Winters dahin brachte, ein Drittel des Tages außer Bette ſein zu können. In mehr als 8 Monaten habe ich das Haus nicht verlaſſen. Das war wieder eine peinliche Zeit. Mit dem Gefühle freier Geiſteskräfte auf das Leſen der bei dem Ober-Schulcollegium eingehenden Sachen und der darauf concipierten Verfügungen der Collegen, Unterſchreiben der Reinſchriften, dictiren einiger eignen Concepte, das mühſame Schreiben einiger nothwendigen Briefe, und endlich auf das Leſen von Zeitungen und Büchern oder das Vorleſenlaſſen von meinen Töchtern und Enkelinnen, die ſich meiner treulich annahmen, beſchränkt zu ſein, — da galt es wieder, Geduld zu üben und die Hoffnung feſtzuhalten. Ich würde daran gedacht haben, mein Amt niederzulegen, wenn die Aerzte mich nicht mit der Verſicherung vertröſtet hätten, ich würde einen arbeitsfähigen Zuſtand

wiedergewinnen, und wenn ich nicht selbst ein Vorgefühl davon gehabt hätte.

Im April versuchte ich an einem warmen Tage eine Fahrt in's Freie und im Mai bezog ich mit meiner kranken Tochter eine Gartenwohnung. Mein Vetter, der Secretär Dr. Petersen, der mit seiner Frau eine längere Reise machen wollte, bot mir freundlichst seine schöne und gesunde Wohnung außer dem Thore mit einem angenehmen Garten auf 7 bis 8 Wochen an, in welcher ich zugleich Bäder nehmen konnte. Da habe ich bis Anfang Juli sehr behaglich gelebt, habe trotz des wenig günstigen Wetters jeden guten Augenblick im Garten zugebracht und, neben meiner Theilnahme an den Geschäften des Ober-Schulcollegiums, die ersten Blätter meiner angefangenen Lebenserinnerungen wieder hervorgezogen und in der Stille des Gartenlebens eifrig fortgeschrieben, so daß diese Wochen mir in angenehmer Erinnerung bleiben werden, obgleich wieder in die Zeit derselben ein harter Schlag für mein Familiengefühl gefallen ist.

Meine Enkelin Luise hatte mir nemlich am 13. März den ersten Urenkel geschenkt und befand sich anfangs unter dem wachsamen Auge der Mutter, die sogleich zu ihr nach Kassel geeilt war, dem Anschein nach ganz erwünscht. Doch zeigte sich bald ein fieberhafter Zustand, kehrte, nach besseren Pausen, bedenklicher zurück, und trotz der sorgsamsten Pflege der Mutter bei Tage und Nacht, — es waren für diese wiederum Wochen, wie die im Jahre 1858 in Erlangen, — starb das junge liebe Wesen am 5. Juni. Wir Zurückbleibenden, die wir sie alle so von Herzen liebten, konnten uns nur unter Gottes unerforschlichen Rathschluß beugen und uns damit trösten, daß er ihr ein, wenn auch nur sehr kurzes, doch ungewöhnlich schönes Erdenglück beschieden hatte. — Das Kind nahm die Großmutter zur ersten Pflege mit sich nach Hannover und gab es im Herbste im glücklichsten Gedeihen dem sehr gebeugten Vater zur Aufrichtung in seinem Schmerze zurück. Der Knabe gleicht der Mutter in den milden Zügen ihres lieben Gesichtes. Er ist nach mir, seinem Pathen, Friedrich getauft und der vierte dieses Vornamens in unserer Familie.

Noch einmal Dienſtliches. — Das Jahr 1862 brachte vor ſeinem Ende noch eine Miniſterveränderung. Das Cultus-Miniſterium, welches ſeit dem im Frühjahr erfolgten Tode des Miniſters von Bothmer unbeſetzt geblieben war, erhielt den Ober-Juſtizrath Lichtenberg, Großſohn des berühmten Göttinger Profeſſors, zum Vorſteher. Die Schule kann ſich zu dieſer Ernennung Glück wünſchen, denn obgleich unſer Miniſter ſeinem Hauptfache nach Juriſt iſt, — wie allerdings alle Miniſter, außer dem Kriegsminiſter, zu ſein pflegen, — ſo ſteht doch die Liebe für das große Gebiet der geiſtigen Bildung höher bei ihm, als die Fachwiſſenſchaft. Es ziemt ſich nicht für mich, hier das Lob dieſes ausgezeichneten Mannes in weitere Worte zu bringen; doch ſo viel darf ich ſagen, daß ich mit froher Hoffnung für unſer Schulweſen in die Zukunft ſchaue, ſo lange ein ſolcher Mann an der Spitze unſeres Miniſteriums ſteht und meinen bisherigen theuren Collegen, den Geheimen Regierungsrath Brüel, als General-Secretär zum Mitarbeiter hat, und daß ich von Herzen wünſche, ſo lange es mir noch vergönnt ſein wird, auf dieſem Gebiete zu wirken, beide Männer auf dieſem Platze zu ſehen. Dieſer Wunſch rechtfertigt ſich auch gewiß ſchon dadurch, daß ich ſeit dem Tode des Miniſters von Stralenheim im Jahre 1847 nicht weniger als 8 Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelcgenheit als meine Vorgeſetzten zu betrachten gehabt habe.

Eine Hauptaufgabe für alle, die für das Wohl des höheren Schulweſens mitzuwirken haben, iſt, ich ſpreche es unumwunden aus, die Verbeſſerung der äußeren Lage des Lehrerſtandes, wenn nicht die täglichen Sorgen die beſſeren Kräfte der Lehrer verzehren und den Lebensmuth untergraben ſollen. Hannover ſteht zwar, ſo viel es ſich überſehen läßt, in dieſer Hinſicht den andern deutſchen Staaten nicht nach. Der Durchſchnitt des Einkommens der Lehrer an unſern höheren Schulen iſt gegenwärtig, alle Emolumente mit eingerechnet, 700 Thlr. Der Durchſchnitt der Directorengehälter 1483 Thlr. Die höchſte Beſoldung an den evangeliſchen Gymnaſien, die aber noch einzeln daſteht, iſt 1875 Thlr. In andern Dienſtzweigen kann es der Vorſteher eines Collegiums weiter bringen, ohne daß er einen größeren

Aufwand von Zeit und Kraft auf seine Bildung zu machen nöthig gehabt hätte, oder daß seine tägliche Arbeit schwerer wäre. Aber dieser Maßstab soll gar nicht einmal angelegt werden, denn wer sich dem Lehrerstande widmet, muß von vorn herein darauf verzichten, Reichthum zu erwerben, oder auch nur seine Tage im äußern Wohlbehagen hinzubringen. Wer nicht den Lohn seiner Arbeit in dieser selbst und dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung zu finden vermag, der wähle nicht den Lehrerstand. Das kann er jedoch mit Recht verlangen, daß er das zum Leben Nothwendige erhält, und dieser Punct ist im Ganzen noch keineswegs erreicht. Das Einkommen der Volksschullehrer ist auch noch theilweise sehr dürftig, allein der Lehrer auf dem Lande zieht sich einen Theil des täglichen Unterhalts selbst; die Lehrer der höheren Schulen dagegen leben sämmtlich in Städten und müssen alles, was zu den nothwendigen täglichen Bedürfnissen gehört, mit baarem Gelde bezahlen. Dazu dürfen sie mit den Ihrigen in Wohnung und Kleidung sich nicht unter dem Stande gebildeter Menschen halten. Wie ist das aber bei den jetzigen Preisen mit einem Einkommen von 700 Thlrn. möglich? Und die Mehrzahl unserer Lehrer im mittleren Lebensalter hat nicht einmal so viel. Um aber das Ziel zu erreichen, daß jeder Lehrer seinem Lebens- und Dienstalter angemessen gestellt werden und, wenn er sich im passenden Alter verheirathet, auch eine Familie ernähren kann, dazu würden, nach mäßiger Berechnung, für die 15 Gymnasien (mit Ausschluß des Pädagogiums in Ilfeld), noch etwa 24,000 Thlr. und für die 11 Progymnasien noch 10,000 Thlr. nöthig sein. Werden diese Summen sich erschwingen lassen? Durch Erhöhung des Schulgeldes ist nicht viel zu gewinnen, dasselbe steht im Ganzen schon ziemlich hoch. Indes wird auch dieses Mittel zu Hülfe genommen werden müssen und mag höchstens jährlich 4000 Thlr. mehr einbringen, als jetzt.

Die Städte, in welchen eine höhere Anstalt sich befindet, über welche sie das Patronat üben, werden auch zu verpflichten sein, ihren Beitrag aus städtischen Mitteln zu erhöhen; allein die mehr als dreißigjährige Erfahrung hat gelehrt, daß die meisten Städte nicht im stande sind, neben den immer steigenden Bedürfnissen für ihr

Volks- und niederes Bürgerſchulweſen noch etwas Namhaftes für die höhere Schule zu thun. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß von den Städten mehr als 4000 Thlr. zu erhalten ſein wird. So bleibt alſo noch die große Summe von 26,000 Thlrn. übrig, die aus den Landesmitteln zugeſchoſſen werden müßte. Einen Theil davon, ich will annehmen 6000 Thlr., könnte vielleicht die allgemeine Kloſtercaſſe übernehmen, obwohl dieſelbe auf einen geſchloſſenen Kreis von Einkünften beſchränkt iſt und für die Volksſchulen, die kirchlichen Zwecke und die Landesuniverſität ebenfalls in Anſpruch genommen wird. Die fehlenden 20,000 Thlr. ſind nun aber nicht anders zu beſchaffen, als wenn Regierung und Stände, in hochherziger Sorge für die Anſtalten, auf deren geſunder und kräftiger Wirkſamkeit das Gedeihen der kommenden Geſchlechter in tüchtiger wiſſenſchaftlicher Bildung und praktiſcher Brauchbarkeit beruht, einen ſolchen Zuſchuß auf die Landescaſſe übernehmen.

Die ganze obige Berechnung iſt nach einem ſehr mäßigen Zuſchnitte gemacht. Sollten, nach dem Wunſche der Mehrzahl der Lehrer, beſtimmte Gehaltsklaſſen aufgeſtellt werden, in welche die Lehrer nach ihrem Dienſtalter aufrückten, ſo würde ſicher das Doppelte der genannten Summe noch aufgebracht werden müſſen. Ich möchte von Herzen wünſchen, daß es möglich zu machen wäre, aber ich habe, dem Grundſatze meines Lebens getreu, auch hierbei das Gute dem Beſten vorziehen wollen, um wenigſtens jenes erreicht zu ſehen.

Es iſt nicht zu verkennen, daß auch jetzt ſchon viel geſchieht; die folgende Ueberſicht wird es zeigen:

Wir haben in unſern 16 Gymnaſien 3680 Schüler und 177 ordentliche Lehrer, nebſt 22 Hülfslehrern; in den 11 Progymnaſien, welche hier in Betracht kommen, 1395 Schüler und 73 Lehrer mit Einſchluß von 9 Hülfslehrern. Unter der Geſammtzahl von 272 Lehrern ſind 194 ſtudierte.

Aus Landesmitteln werden zur Unterhaltung der Anſtalten, mit Ausſchluß von Ilfeld, welches ſeine eigenen Fonds hat, 61,867 Thlr. beigeſteuert, aus ſtädtiſchen Mitteln, einſchließlich der Einkünfte vom Grundvermögen, von Stiftungen und Gerechtſamen, 40,400 Thlr.,

an Zinsen von Capitalien 15,300 Thlr., aus den Erlegungen der Schüler 79,500 Thlr., aus verschiedenen Quellen etwa 2433 Thlr., insgesammt also 200,500 Thlr.

Es ist, wie gesagt, viel, und viel ist, was ich noch hinzuwünsche; allein nicht zu viel für ein Land, welches jährlich Millionen für die Bedürfnisse des gemeinen Wesens aufzubringen hat.

Wenn ich, ehe sich meine Augen schließen, die Freude haben könnte, daß die höheren Schulen meines Vaterlandes aus ihrer noch immer gedrückten äußern Lage in einen gehobenen Zustand versetzt würden, so würde ich meinem Gotte aus noch vollerem Herzen für die Gnade danken, daß er mich in diese meine Lebenslaufbahn gebracht und mir ein so hohes Alter geschenkt hat, um noch dieses Glück zu erleben!

Das hohe Alter. — Die Worte „hohes Alter" erwecken vielleicht bei manchem meiner Leser ein Gefühl des Mitleids; damit würde er mir aber zu nahe treten. Die mit dem Alter nach den Gesetzen der Natur verbundenen Hemmungen und Beschwerden sind mir nicht erspart worden. Die Spannkraft ist aus den Gliedern gewichen, sie bewegen sich nur langsam; die rheumatischen Beschwerden hemmen mich auch in den vergleichungsweise gesunden Tagen, so daß ich nur kleinere Wege machen und die freie Luft nicht, wie ich möchte, genießen kann. Die Sinne werden stumpfer, das Auge muß sich bewaffnen, um lesen und das Schreiben regieren zu können; das Ohr reicht für die schwächeren und entfernteren Töne nicht mehr aus; in der Gesellschaft, wo lebhaft durch einander geredet wird, entgeht mir der Zusammenhang des Gesprächs; der Genuß des Theaters ist für mich verloren, und was schmerzlicher ist, in der Kirche verstehe ich nur noch die wenigen Redner, die langsam und scharf articuliert sprechen. Bei Schulprüfungen verstehe ich das meiste von den Antworten der Schüler und vieles von der Rede der Lehrer nicht mehr. Das sind große Entbehrungen, zum Theil Uebelstände, und gleichwohl rechne ich mich zu den Glücklichen auf dieser Erde. Die Entbehrungen trage ich nach allgemeinen Gesetzen, von welchen eine Ausnahme machen zu wollen eine Anmaßung wäre. Was mir noch übrig

bleibt, nehme ich dankbar an als ein Geſchenk der höheren Gnade und Weisheit. Kann ich doch immer noch von Zeit zu Zeit in die freie Natur gehen und mich des blauen Himmels und der grünen Erde freuen, faſt inniger, als in den Tagen der Kraft und des oft von Gedanken und Gefühlen ſtark bewegtem Innern. Im Einzelgeſpräch reicht mein Gehör noch zu lebhafter Mittheilung aus, wenn der andere nur nicht zu raſch und undeutlich ſpricht; das Auge iſt zwar ſchwächer und reizbarer, als früher, aber im Freien ſehe ich noch ganz gut in die Ferne und mit mäßig ſcharfer Brille kann ich beim Tages- und beim Lampenlicht noch anhaltend leſen und ſchreiben; ich nehme das Glas nicht in die Hand ohne ein Dankgefühl gegen Gott, der dem Menſchen die Geiſteskraft zu ſolchen Erfindungen gab, die den Schwächen der menſchlichen Natur ſo wohlthuend zu Hülfe kommen. — Obwohl die Geiſteskräfte nicht mehr die Friſche des männlichen Alters haben und namentlich das Gedächtniß für die neueſten Eindrücke ſchwächer wird, ſo reichen ſie doch noch hin, mein mir ſo theures Amt mit Hülfe treuer Mitarbeiter verſehen zu können. Ja, ſelbſt in äußern Dingen, die oft als Nebenſachen angeſehen werden, die aber in ihrem täglichen Einfluſſe wichtig genug ſein können, muß ich mich in hohem Grade begünſtigt fühlen: Die Regiſtratur und Kanzlei des Ober-Schulcollegiums iſt in meinem Hauſe, ich brauche nur eine Treppe hinunter zu gehen, um mir zu jeder Zeit die nöthigen Acten zu holen, und zu unſern in der Regel nur einmaligen Sitzungen in der Woche kommen meine beiden Collegen zu mir auf die Stube. Müßte ich zu denſelben bei jeder Witterung das Haus verlaſſen, ſo hätte ich vielleicht ſchon längſt mein Amt aufgeben müſſen.

Und wenn ich auf meine Familienverhältniſſe ſehe, wie viele Freuden ſind doch, trotz der großen Verluſte, meinem Alter noch aufbehalten! Drei Töchter im Hauſe und die Verheirathete mir ſo nahe im Freien wohnend, daß ich ſie in ihrem Garten, wenn es das Wetter irgend erlaubt, täglich beſuchen kann, und alle in Liebe und theuren Lebenserinnerungen mit mir verbunden. Die dritte Tochter iſt zwar ſeit 5 Jahren an ihr Bett gefeſſelt, aber ſo ergeben, geiſtesthätig und

lebendig, daß ſie mich beſchämen würde, wenn ich über geringere Beſchwerden klagen und den Muth ſinken laſſen wollte, und es mitunter auch wirklich thut, wenn ich eine Anwandlung der Art habe. Es iſt in der That eine Ermuthigung, ja Erquickung, zu ſehen, wie erfindungsreich ſie iſt, ſich ihre Lage erträglich zu machen, indem ſie Thätigkeiten ſchafft, die ihren Kräften angemeſſen ſind. Ihre ſchwachen Augen erlauben ihr nicht, viel zu leſen, oder feinere weibliche Arbeiten zu machen, und das übrigens leichte Stricken würde durch die eigenthümliche Bewegung der Arme und Hände ihr Herz in Unruhe verſetzen. Dafür hat ſie ſich eine Menge von Arbeiten anderer Art, in Pappe, Holz, Papier, Leder u. ſ. w. ausgeſonnen, welche ſie Tage und Wochen lang beſchäftigen und in ihrer Art ſo mannigfach und wohlgerathen ſind, daß ſie, außer den Kindern und Erwachſenen der eignen Verwandtſchaft, eine Menge anderer Menſchen damit erfreut hat. Der menſchliche Geiſt beſitzt eine Elaſticität, daß er, wenn er ſie nur anwenden will, ſelbſt in einem ſchwachen Körper doch ſeine Herrſchaft über die Natur zur Geltung bringen und Hemmungen überwinden kann, die auf den erſten Blick ihn lähmen zu müſſen ſcheinen. Und nicht nur durch Beſchäftigungen der bezeichneten Art, ſondern auch zur Befriedigung des Triebes nach Wiſſen macht ſich die Kranke ihre Lage erträglicher. Es iſt ihr wiederholt gelungen, einen Kreis von Freundinnen um ſich zu verſammeln, welchem der kenntnißreiche Dr. Guthe mit freundlicher Bereitwilligkeit Vorträge über Gegenſtände aus der Erd- und Himmelskunde, der Phyſik, der Naturbeſchreibung gehalten hat und noch hält. Ich wünſche oft in der Stille, Leidende, die ihren Zuſtand für unerträglich halten, an das Bette meiner Tochter führen zu können, damit ſie an ihr ein Beiſpiel, nicht nur der Geduld, ſondern der wirklichen Erhebung über ein wahrlich nicht leichtes Schickſal nehmen können.

Außer den Töchtern habe ich noch zwei Schwiegertöchter, einen Schwiegerſohn und acht Enkel und Enkelinnen von 8 bis zu 18 Jahren in meiner unmittelbaren Nähe, ſo daß die Familie von 15 Mitgliedern dem gemeinſamen Haupte Abwechſelung von Freude und Sorge

genug bereiten kann; denn auch die Sorge gehört nothwendig zu der Würze des Lebens.

Und welcher Genuß liegt nicht, um noch dieſes Eine zu nennen, auch in der brieflichen Mittheilung mit entfernten Freunden, welche auch im Alter fortgeſetzt werden kann! Der Briefwechſel mit zweien meiner nächſten Freunde, Strack und Kortüm, hat zwar aufgehört, ſeit mir der Tod den einen ſchon 1852 und den andern 1859 entriſſen hat; aber der lebhafteſte mit meinem gleichalterigen Freunde Abeken dauert ununterbrochen fort, ſo wie der mit meiner Schweſter, dem Sohne in Lüneburg und den auswärtigen Enkeln. Und in dieſer Beziehung hat mir auch die gegenwärtige Aufzeichnung meiner Lebenserinnerungen den erfreulichen Dienſt geleiſtet, daß ſie meinen brieflichen Verkehr mit meinem lieben Zöglinge und Freunde Wolf Baudiſſin wieder aufgefriſcht hat. Dieſer hatte uns ein paar Mal hier in Hannover beſucht und uns auch ſeine zweite Frau zugeführt, welche uns und unſere Töchter durch ihr ausgezeichnetes Clavierſpiel erfreute. Dann war, wie es oft geſchieht, wenn die Verſchiedenheit der Lage und Beſchäftigungen den Anlaß zum Schreiben immer ſeltener macht, unſer Briefwechſel nach und nach auf die Meldung der wichtigſten Familienereigniſſe beſchränkt worden. Jetzt aber fand ſich, als ich mit meinen Erinnerungen in die früheren Zeiten zurückging, Veranlaſſung genug zu Fragen und Mittheilungen, und Baudiſſin's Erwiederungen trugen ſo ganz das Gepräge der alten Herzlichkeit, ſo wie ſeines geiſtvollen Weſens, daß mir ſein Eingehen in das gemeinſchaftlich Erlebte und Genoſſene eine ſeltene Freude bereitet hat. Ich erfahre, daß er des Sommers auf einem, bei Dresden an der Elbe gekauften Weinberge, des Winters in der Stadt lebt, daß er ſich mit Literatur und Muſik mit der alten Liebe beſchäftigt und ſich in dem Leben mit ſeiner Frau und ſeinem Bruder Otto glücklich fühlt. Dieſer Otto, der wegen ſeiner Theilnahme am ſchleswig-holſteinſchen Kriege in den Jahren 1848 bis 1851 ſein Geburtsland meiden muß, hat mich mehrfach an den General Lützow erinnert. Gleich dieſem iſt er eigentlich für eine kriegeriſche Thätigkeit geſchaffen; Geiſt und Körper verlangen kräftige Bewegung und anſtrengende Arbeit. Wenn er noch

jetzt das Bedürfniß der körperlichen Bewegung fühlt, so geht diese gleich, trotz seiner Wunden, in's Große und Weite und er kehrt nicht zurück, bis er völlig ermüdet ist. Und der arme Mensch muß Lützow's Schicksal theilen, der auch nach dem Ende der Freiheitskriege kein Feld für seinen Thätigkeitstrieb finden konnte.

Die Bilder dieser theuren Menschen und so vieler andern mir lebendig zu vergegenwärtigen, dazu hat mir die vorliegende Arbeit seit länger als einem halben Jahre die höchst anziehende Veranlassung gegeben und ich habe sie mit reichem Genusse vollenden können. Sollte ich dabei über die Oede des Alters klagen?

Nein, ich darf nach allem Obigen meine geneigten Leser recht inständig bitten, ihr wohlgemeintes Mitleid für trübere Fälle von Alterszuständen zu versparen und das Bild meines Alters in einem freundlicheren Lichte zu sehen.

Allgemeine Betrachtungen. — Gern möchte ich mit der obigen Bezeugung dankbarer Lebensbefriedigung schließen, allein da es sich geziemt, am nahen Ziele eines so langen und bewegten Lebens auch noch einen Blick auf die allgemeinen Zustände zu werfen, so muß ich leider gestehen, daß dieser nicht so befriedigend ist, als der auf meine persönlichen Verhältnisse.

Man sagt wohl, es sei eine Eigenthümlichkeit, ja Schwäche, des Alters, die Gegenwart im Vergleich mit den vergangenen Zeiten zu tadeln, allein wenn die Berechtigung des Tadels so am Tage liegt, wie jetzt, so bedarf es nicht der Stimmung des Alters, um sich darüber zu betrüben. Ich will die Verkehrtheiten, die in den verschiedenartigsten Verhältnissen die Herrschaft des Vernunftgemäßen hindern, nicht einzeln aufzählen, sondern gleich die Hauptkrankheit der Zeit hervorheben, nemlich die Unzufriedenheit, die sich im Großen wie im Kleinen überall kund giebt. Sie stört alle Verhältnisse, zerreißt die Bande der Pietät, stellt Mißtrauen an die Stelle des Vertrauens, trübt die gesunde Ansicht des Lebens und lähmt die Thatkraft zum Schaffen des Rechten und Guten. Und wenn wir auf die Quelle dieser allgemeinen Verstimmung zurückgehen, so ist es die Selbstsucht, der Hochmuth, der Trotz auf die eigne Einsicht, der Mangel an

religiöser Demuth und Ergebung. Daher das Wühlen von unten herauf, der Mangel an Gehorsam, wo doch Gottes Ordnung Gehorsam fordert, im Hause, in der Gemeinde, in dem Verhältniß des Lehrlings zum Meister, des Dienstboten zur Herrschaft, der Unterthanen zu ihrer Obrigkeit. Freiheit, oder vielmehr Ungebundenheit, ist das Losungswort der Zeit geworden, auf dem Gebiete des Staates sowohl, als der Kirche, und das Streben darnach kleidet sich in das bessere Wort: „Fortschritt". Und wie das eine Extrem das andere hervorruft, so glaubt die Gegenpartei den Strom nicht anders hemmen zu können, als durch unbedingtes und oft unverständiges Festhalten am Alten. Die Parteien trennen sich in den schärfsten Gegensätzen, in dem leidenschaftlichen Eifer geht die Liebe zur Wahrheit verloren, und die Lüge tritt oft genug an ihre Stelle; die Gemäßigten aber, welche die Mitte halten, indem sie wohl Fortschritt, aber keinen Umsturz, sondern den Weg der Natur wollen, welche das Neue aus den Keimen entwickelt, die in dem Vorhandenen liegen, sie werden von beiden Parteien verworfen, sie heißen die Matten, die Unentschiedenen, Charakterlosen.

Indem die Zerrissenheit, die in den Parteibestrebungen fast überall herrscht, im Großen auch ganze Völker ergreift, sehen wir die Grundfesten der Staaten erschüttert, die Bande zerrissen, die durch Verträge als geheiligt erschienen, und wenn die Gewaltthat glückt, den Grundsatz selbst von vielen Lenkern der Staaten vertheidigt, daß eine gelungene Empörung, ein glücklicher Verrath, anerkannt werden müsse. Man möchte diese sittlichen Verirrungen für eine ansteckende Krankheit halten, die sich nach uns unbekannten Gesetzen der Ansteckung von einem Lande in das andere verbreitet und nicht einmal durch das Weltmeer gehemmt wird, denn unerwarteter und unerhörter ist wohl nicht leicht eine Erschütterung ausgebrochen, als die, welche die für so groß und glücklich gehaltenen Freistaaten von Nordamerika ergriffen hat.

So betrübend für den Menschenfreund dieser Zustand der Welt im Großen ist, so kehrt sein Blick doch immer am besorgtesten auf das eigne Vaterland zurück, und er würde einen Trost gewinnen,

wenn ſich da nur ein geſundes Leben erhalten hätte. Aber leider fehlt dem Deutſchen auch dieſer Troſt. Denn wenn auch nicht Empörung und offne Gewaltthat zum Ausbruch gekommen iſt, ſo hat die Zwietracht doch leider ein großes Feld gewonnen, und anſtatt durch innere Einigkeit den Gelüſten des Auslandes die ſtarke Stirn zu bieten, herrſchen Eiferſucht und Mißtrauen, oder ein einſeitiges und leidenſchaftliches Streben nach formeller Einheit, die uns nun einmal verſagt iſt. Die Geſchichte, die uns nicht zur äußern Einheit eines geſchloſſenen Staates geführt hat, ermahnt uns nachdrücklich, dieſes als den Willen der Vorſehung zu betrachten und nur zu fragen, wie wir bei dieſer Vielheit getheilter Staaten und Verſchiedenheit der Volksſtämme durch innere Mittel und zweckmäßige Einrichtungen den Mangel der äußern Geſchloſſenheit erſetzen mögen. Und der innere Lebenstrieb des deutſchen Volkes zeigt uns auch den Weg dazu, wenn wir nur mit unbefangenen Augen ſehen wollen. Die Bildung von Vereinen aller Art, die ſeit Jahrzehnden immer allgemeiner geworden ſind und die Genoſſen derſelben Wiſſenſchaft und Kunſt, desſelben Standes und Berufes, aus allen Gauen zuſammenrufen, um das, was auf einem Puncte gebildet, verſucht und bewährt iſt, zum Gemeingut Aller zu machen, was bezwecken ſie anders, als die Vereinigung aller deutſchen Stämme zu gemeinſamer Erkenntniß und Thätigkeit und zur gegenſeitigen Anerkennung der Vorzüge, wo ſie ſich finden? Liegt darin nicht mehr Antrieb zum allſeitigen Wetteifer, als wenn wir eine große Hauptſtadt als Mittelpunct der politiſchen Einheit und als Geſetzgeberin im Gebiete der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des Geſchmacks, der Sitte, wenn nicht gar der Unſittlichkeit, beſäßen? Iſt von Paris in allen dieſen Dingen wirklich Heil für Frankreich hervorgegangen? — Wenn die Vereinbarungen über Einheit in Maß und Gewicht, über den Münzfuß eifrig fortgeſetzt werden, wenn der ſo überaus wichtige Zollverein ſich wieder kräftigt und auch die deutſch-öſtreichſchen Länder in ſich aufnimmt, wenn die Bemühungen für gemeinſame Geſetzgebung, für Freizügigkeit, für den Schutz des literariſchen Eigenthums und techniſcher Erfindungen fortgeſetzt werden, wenn vor allem die Pflege der Volksbildung, die in Deutſchland

höher ſteht, als in allen übrigen Ländern der Erde, fortdauert, was fehlt uns dann noch, um das Gefühl in jedem Deutſchen zur vollen Geltung zu bringen, daß er einem wohlverbundenen Ganzen angehöre? Einem Volke, welches ſchon jetzt durch gemeinſame Sprache, Literatur, freien Verkehr, viele Lebenseinrichtungen, vor allem aber durch ſeinen deutſchen Grundcharakter in Einheit verbunden iſt, und welches unter der ſo bitter geſchmähten Herrſchaft des Bundestages in den letzten 50 Jahren einen ſo wunderbaren Aufſchwung auf geiſtigem und materiellem Gebiete gewonnen hat, wie man es gar nicht ahnen konnte? Und dieſe Fortſchritte ſind zum großen Theile dadurch gewonnen, daß Deutſchland viele Mittelpuncte gehabt hat, welche in der Förderung des Guten und Nützlichen mit einander gewetteifert haben.

Man *kann* ſich nicht weigern, dieſes alles anzuerkennen, allein man ſtellt es in den Schatten, um deſto lauter hervorzuheben, daß wir trotz dem allen ſchwach gegen das zum Theil feindſelig geſinnte Ausland ſeien. Allein daß wir nur ſchwach waren, wenn wir *uneinig* unter uns ſelbſt waren, aber ſtark, wenn nur *ein* Gedanke alle erfüllte und zum Widerſtande begeiſterte, das vergißt man, anſtatt die Lehre daraus zu ziehen, daß es vor allem auf die Geſinnung ankomme und viel weniger auf die Formen der äußern Einheit, die ohne die rechte Geſinnung doch kraftlos ſind. Und zu einer Reviſion des Bundes im Sinne ſtärkerer Einheit auch der Formen bieten gerade jetzt viele der deutſchen Regierungen die Hand, und es kommt wiederum auf den guten Willen Aller an, daß das Rechte gefunden werde.

Und ſo will ich, dem Charakter meines ganzen Lebens getreu, den Glauben *an den Sieg des Guten* auch für das geliebte deutſche Vaterland feſthalten bis an mein Ende!

Geſchloſſen den 21. Februar 1863.

Anlage I.

Aus der zur Einweihung des Georgianums in Lingen am 12. October 1859 gehaltenen Rede.

Nachdem ich Se. Majestät den König bewillkommnet und den ehrfurchtsvollen Dank der Anstalt für die huldreiche Theilnahme an dem Bau des neuen Schulhauses, sowie für Seine Allerhöchste Gegenwart bei der heutigen feierlichen Einweihung desselben dargebracht und einiges über die Geschichte des Baues erzählt hatte, fahre ich also fort:

„Zur Besiegelung der königlichen Theilnahme gewährte Se. Majestät auch der Anstalt in ihrer neuen Heimath die hohe Gnade, sich nach dem königlichen Namen Georgianum benennen zu dürfen, ein Name, der den kommenden Geschlechtern bezeugen soll, daß es einem königlichen Landesvater nicht zu gering sei, einer gelehrten Anstalt, selbst in einer kleineren Provinzialstadt und in einem sonst weniger beachteten Theile des Reichs, Seine besondere Aufmerksamkeit und Huld zuzuwenden.

Und nun ist das Werk so weit vollendet, daß die Schule mit froher und dankbarer Stimmung einziehen und ihre Saaten geistigen und gemüthlichen Lebens auszustreuen beginnen kann.

Nun möchte man von mir, der ich die Ehre und die hohe Freude habe, an so festlichem Tage zur Einweihung des Georgianums reden zu dürfen, vielleicht erwarten, daß ich über Bedeutung und Bestimmung der gelehrten Schule, die Pflichten der Lehrer und Schüler, sowie derjenigen, welche ihre Angehörigen der Schule anvertrauen, und manche andere allgemeine Schulfrage, redete. Allein es

dürfte dazu dieſe Veranlaſſung doch nicht die paſſendſte und die Zeit für eine ſo umfaſſende Aufgabe zu kurz ſein. Auch hat man, ich geſtehe es offen, zu Auseinanderſetzungen, die mehr oder weniger der Theorie angehören und über welche es, faſt kann man ſagen, Bibliotheken von Schriften giebt, nicht mehr viel Zeit und Neigung, wenn man in wenigen Wochen ſein 80ſtes Lebensjahr anzutreten im Begriff iſt. Vielmehr macht das Gewicht der Erfahrung ſich geltend, und man zieht den einzelnen Fall gern in ihr Licht. So ſei es denn auch mir erlaubt, von meiner eigenen Lebenserfahrung in Beziehung auf unſere gegenwärtige Feier einige Worte zu reden.

Ich habe vom Jahre 1818 bis 1830 als Schulrath in Münſter die Angelegenheiten der Gymnaſien und Progymnaſien der königlich preußiſchen Provinz Weſtphalen bearbeitet und, wie auch nachher im hieſigen Königreiche, einen Haupttheil meiner Thätigkeit darauf verwendet, daß ich die einzelnen Anſtalten in regelmäßigen Zwiſchenräumen beſucht, dem Unterrichte der einzelnen Klaſſen beigewohnt und mich in möglichſt nahe perſönliche Beziehung mit den Vorſtehern und Lehrern der Anſtalten zu ſetzen geſucht habe. In meiner dann folgenden Wirkſamkeit in meinem theuren hannoverſchen Vaterlande vom Jahre 1830 an habe ich die gleiche Aufmerkſamkeit, neben den Anſtalten der übrigen Provinzen, auch auf diejenigen gerichtet, welche dem weſtphäliſchen Boden angehören, und wenn ich, als ſtammverwandt, auch die oſtfrieſiſchen dazu rechne, ſo darf ich ſagen, daß ich über 40 Jahre lang das Weſen und die Eigenthümlichkeit faſt aller gelehrten Schulen des weſtphäliſchen Lebenskreiſes, und zwar beider Confeſſionen, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Und ich habe mich mit Liebe mit ihnen beſchäftigt. Je länger und tiefer wir in die Natur eines Gegenſtandes eindringen, deſto mehr Liebe gewinnen wir für ihn.

Es iſt ein guter und dankbarer Boden, auf welchem die Lehrer der weſtphäliſchen Schulen zu arbeiten haben. Die Schüler kommen ihnen, der großen Mehrzahl nach, mit Vertrauen entgegen; es iſt etwas Natürliches, Biederes und Treuherziges in dieſem Charakter. Nicht mit ſchlauer Beobachtung der etwaigen Schwächen und Sonder-

barkeiten des Lehrers, nicht mit selbstgefälliger Kritik seiner Worte und Handlungen; nicht mit der Neigung, die eigene Klugheit den Vorschriften des Gesetzes entgegenzustellen und dasselbe so schlau zu umgehen, daß die Strafe nicht treffen kann; nicht mit dem frühreifen Uebermuthe, welcher die eigene Ansicht höher stellt, als die Einsicht ihrer Lehrer und überhaupt der älteren und gereifteren Personen, nicht mit solchen verkehrten Richtungen, die sich nur zu häufig in unserer Zeit herrschend zeigen, beginnen diese Schüler ihr Schulleben und verderben sich dadurch den rechten Gewinn desselben. Auch mit dem Leichtsinn und der talentvollen Oberflächlichkeit, welche bei der Jugend mancher anderen Gegenden Deutschlands nicht selten sind, haben die Lehrer in diesen Landschaften verhältnißmäßig viel weniger zu kämpfen.

Dagegen geht freilich die Entwicklung oft langsamer, die Früchte zeigen sich später, es gehört eine kräftige geistige Anstrengung der Lehrer dazu, den Sinn zu wecken und eine raschere Bewegung zu erzeugen; auch stellt sich wohl ein Eigensinn entgegen, dessen Quelle nicht leicht zu entdecken und dessen Widerstand nicht leicht zu überwinden ist. Allein wenn einmal ein gewisser Punct erreicht und die Selbstthätigkeit angeregt ist, so wird nicht leicht ein Schüler aus anderem Stamme den westphälischen an Ausdauer und Nachhaltigkeit übertreffen, und der Gewinn ist eine erfreuliche Gründlichkeit der Leistungen. Auch das Gemüth hat seinen Antheil an dieser gedeihlichen Entwickelung vieler Schüler. Es ist Sinn und Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke in dieser Jugend; richtig gepflegt bilden sie sich zu einem festen Kerne des Glaubens und der religiösen Ueberzeugung aus, welcher dem ganzen Leben eine höhere Weihe verleiht. Auch in den übrigen Verhältnissen zeigt sich diese gemüthliche Wärme. Kein anderer Schüler wird leicht den westphälischen an treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen seine Lehrer übertreffen, welche in ihm geistiges Leben und die Liebe zu allem Guten, Wahren und Schönen geweckt haben; auch nicht in der Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern, sowie zu seiner väterlichen Heimath, welche Heimathsliebe ja zur fast sprichwörtlichen Eigenthümlichkeit des Westphalen geworden

iſt. Und aus den Wurzeln einer ſolchen, im heimathlichen Boden gepflegten Wärme und Treue des Gemüths entwickelt ſich ſpäter im Leben des Mannes die treue Liebe zu ſeinem größeren Vaterlande und zu ſeinem angeſtammten Herrſcherhauſe.

Es iſt nicht meine Abſicht, hochverehrte Anweſende, und es iſt auch nicht gut, zu ſehr in's Helle zu malen. Der Mangel innerer Wahrheit fühlt ſich bald durch. Auch ſei es fern von mir, andere Provinzen unſeres theuren Vaterlandes hinter Weſtphalen zurückſetzen zu wollen. Allein bei einer ſo freudigen und erhebenden Gelegenheit, wie die heutige, ſoll der Menſch das Recht haben, vor Allem die guten Seiten der Sache zum Bewußtſein zu bringen, um Hoffnung und Muth zu erregen, zum friſchen Handeln aufzufordern und das Vertrauen zu erwecken, daß ein ſolches Handeln unter Gottes Beiſtande zum Siege des Guten führen werde.

Und ſo fordere ich die Lehrer und Schüler dieſes Gymnaſiums heute auf, mit dem Sinne, in welchem ich die guten Seiten des weſtphäliſchen Volkscharakters hervorgehoben habe, dieſes neue, würdige Schulhaus zu beziehen, in ihm zu wirken, zu ſchaffen und zu lernen. Die Lehrer mögen mit gutem Vertrauen zu der Natur ihrer Schüler ihr Werk an ihnen beginnen, ſich nicht durch Hemmungen und langſameres Aufgehen des ausgeſtreuten Samens bei dieſem oder jenem ihrer Schüler ermüden laſſen, immer von Neuem die geiſtigen Hebel anſetzen, und wenn ſie die Saat keimen, wachſen und reiche Aehren gewinnen ſehen, mit ganzer Seele und verdoppelter Hingebung das Beſte, was in ihnen iſt, der Jugend darbieten. Das Beſte aus ihrem eigenen geiſtigen Leben iſt noch immer nicht zu gut für die Jugend, und je begeiſterter ſie ſelbſt beim Unterrichte waren, deſto reicher iſt die Bewegung im Innern ihrer Schüler. Es iſt ein nicht leichtes, ja ein recht mühſames, aber auch ein recht belohnendes Tagewerk, welches der Lehrer treibt. Ich kenne es. Aber ich erinnere auch an die Erfahrung, welche ein jeder von uns ſo oft an ſich ſelbſt gemacht hat, daß er herabgeſtimmt und ſogar mit kranken Gefühlen am Morgen in ſeine Klaſſe ging und nach einigen Stunden, angeregt durch die auf ihn gerichteten erwartungsvollen

Augen seiner Schüler und gehoben durch die aus seinem Unterrichtsstoffe in ihn überströmende Kraft, mit freiem, genesenem Gefühle die Schule verließ.

Und Ihr versammelten Schüler dieses Gymnasiums, wenn Ihr das wohl aufgefaßt habt, was ich von Euch gerühmt habe, so macht durch Euer Streben das Wort eines bejahrten Freundes, der sein ganzes Leben Eurer Sache gewidmet hat, wahr! Vertraut Euren Lehrern, folgt gern ihrem Worte, verlaßt Euch darauf, daß Euch durch die Schulordnung und die vorgeschriebenen Unterrichtsgegenstände keine willkürliche Last aufgelegt ist, sondern daß sie alle nach reiflicher Prüfung als nothwendig zu Eurer gründlichen Bildung erkannt sind. Macht Eurem Volksstamme, Euren Lehrern, Eurem Georgianum Ehre und bewährt das Lob einer kräftigen Ausdauer in der Ueberwindung aller Schwierigkeiten, das Lob einer treuen Gesinnung und eines unerschütterlich für alles Gute und Ehrenhafte fest entschlossenen Charakters!

Wir leben in einer Zeit, wo solche Festigkeit des Willens und der Grundsätze vor allem Noth thut. Die Welt ist in vielfacher Hinsicht erschüttert und vieles steht auf schwankendem Boden. Die Begriffe über Recht und Unrecht, über das was im Kampfe der näheren und entfernteren Pflichten, namentlich in den größeren Weltverhältnissen, das Richtige ist, sind vielfach unklar geworden. Daher so manche betrübende Verirrung vom geraden Wege. Da gilt es, daß der Mann entschieden wisse, was die nächste Pflicht von ihm fordert, damit er sich nicht durch verführerische Bilder eines erträumten idealen Zustandes irre machen lasse. Die Aufgabe eines treuen Lehrers der Jugend aber ist in solcher Zeit um so ernster, die, seine Schüler in der Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten, in der Bekämpfung der Selbstsucht und der eigenen Ueberhebung, in dem Gehorsam gegen Obrigkeit und Gesetz und in der ehrerbietigen Liebe zu ihrem Landesvater, der ihr und aller seiner Unterthanen Wohl im Herzen trägt, recht festzumachen.

Gern vertrauen wir den wackeren Lehrern dieser Anstalt, daß sie in solchem Sinne unwandelbar auf ihre Schüler wirken werden

und ſo wolle der gütige Vater im Himmel die Vorſätze, welche ſich in dieſer Stunde in den Herzen von Lehrern und Schülern regen, mit Seinem Segen begleiten und ſie wohl hinausführen helfen! Er verleihe dieſer bisher von ihm beſchützten Anſtalt auch ferner ſeinen heiligen Schutz, daß dieſes Haus ein Tempel zu ſeiner Ehre werde, wozu wir es heute weihen!“

Anlage II.

Erinnerungen von einer Schweizerreiſe.

Bei Erwähnung der Schweizerreiſe, die ich im Herbſte 1808 mit meinen Freunden Baudiſſin und Hudtwalker von Heidelberg aus machte, habe ich verſprochen, Erinnerungen von dieſer Reiſe, die ich drei Jahre ſpäter in einer zu Barmen erſcheinenden Zeitſchrift, „die Aehrenleſe“, habe drucken laſſen, als Anhang hier beizugeben. Ich laſſe einige der bezeichnendſten Stellen folgen:

1. Die Alpen, von Zürich aus geſehen.

Von allen Eindrücken des Lebens bleiben wohl wenige ſo unauslöſchbar lebendig in unſerer Seele, als die, welche die Natur in ihrer vollen Schönheit und Erhabenheit im günſtigen Momente auf uns macht. Aber auf keinem Puncte vereinigt ſie gerade dieſe beiden Eigenſchaften ſo vollkommen, als in den Wundern der Schweiz, dieſes zauberiſchen Fleckes im Herzen von Europa; im Anblicke der Alpen, die mit ewig weißen, ehrwürdigen Rieſenhäuptern aus reiner Himmelshöhe auf uns herabblicken; in den ſeegrünen Gletſchern, die wie ein plötzlich erſtarrtes Meer zwiſchen ihren Rücken bis in die bebauten Thäler der Menſchen herabragen, und an deren Fuße, dicht neben dem Eiſe, die reife Erdbeere ſteht; in den dunkelblauen, ſpiegelhellen Seen, mit himmelhohen Felſen umkränzt; in den unzähligen Waſſerfällen, an denen das Auge, ohne zu ermüden, ſtundenlang feſtgehalten

wird, verloren in den Anblick des pfeilſchnellen Sturzes der Waſſer, des Emporſpritzens ihres ſchneeweißen Schaumes, und der unendlichen Abwechſelung der Farben und Geſtalten ihrer Wellen.

Ich wenigſtens weiß kein Bild von irgend einem Werke der Natur oder der Kunſt, das mit ſo lebendigen Farben noch immer vor meiner Seele daſtände, als die, welche meine Reiſe in die Schweiz mir gegeben hat; und nie werde ich z. B. den Eindruck vergeſſen, den der erſte Anblick der Alpen auf mich und meine Reiſegefährten machte. Im dichten, grauen Septemberregen waren wir von Heidelberg ausgefahren, hatten Tag und Nacht zu Hülfe genommen, um ſchnell, durch Schwaben hindurch, die Grenzen der Schweiz zu erreichen, und dann zu Fuß ihre Berg- und Felſenpfade zu durchwandern. Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe, faſt anhaltend durchnäßt, von wenigen, ſparſamen Sonnenblicken erquickt, — von denen doch einer uns gerade den Rheinfall bei Schafhauſen im günſtigſten Augenblicke gezeigt hatte, — langten wir an einem Sonntag Morgen in Zürch an. Wir quartierten uns im Schwerdt, dem erſten Gaſthauſe der Stadt, ein, der dicht am See liegt und aus deſſen Fenſtern man dieſen, mit ſeinen ſchönen Ufern, faſt ganz vor Augen hat. Gedankenvoll ſtanden wir am Fenſter und ſchauten auf den Spiegel des Waſſers und auf die Abwechſelung ſeiner Ufer. Eine grüne Hügelkette, beſäet mit freundlichen Dörfern und einzelnen Häuſern, bildet dasſelbe zunächſt am See; hinter ihnen und über ſie emporſteigend erhebt ſich eine Reihe anſehnlicher Berge, mit Wald und Felſen bekränzt, doch ohne ſehr ausgezeichnete, hervorſtechende Formen; man ſieht ähnliche Geſtalten ſchon bei uns. Aber als dritte Stufe dieſes großen Amphitheaters, — man ſieht wohl ein paar Meilen über den See hin, — erheben ſich in der Ferne ſchon ungeheure Bergkoloſſe, mit Zacken und Spitzen und Ecken und wunderbaren Figuren, hoch in die Wolken; und wirklich war auch ihr Gipfel unſerm Auge durch ſie verſteckt; die graue Wolkendecke ruhte auf ihnen, wie auf ihren Pfeilern, und umhüllte ihre Häupter. Sie drückte auch ſchwer auf unſere Sinne, die die ſchöne Nähe nicht ganz aufzuhei-

tern vermochte; denn nun, ſeit mehreren Wochen, hatte der Himmel dieſe Farbe getragen.

Schweigend, ein jeder in trüben Betrachtungen verloren, ſtanden wir neben einander und blickten in die graue Wolkenmaſſe; auf einmal zeigte ſie uns mannigfaltige, ſonderbare Geſtalten, hoch über der letzten und höchſten Bergreihe, deren Gipfel wir nicht ſahen; wir machten einander aufmerkſam auf dieſe ſonderbar zackigen Formen in den Wolken, um vielleicht eine Hoffnung ihrer Zertheilung und des beſſeren Wetters daraus zu ſchöpfen. Die Spitzen und Zacken und die ſchroffen Bogen wurden immer deutlicher und ſchärfer, wie wir ſie nie am Himmel geſehen, ja ſie fingen an zu glänzen, als ſeien ſie von oben her von der durchbrechenden Sonne beſchienen; — plötzlich durchfuhr uns Drei zu gleicher Zeit der faſt erſchreckende Gedanke: ſollten das die Schneegipfel der fernen Alpen ſein, die hoch über die Wolkenhülle hinausragen, und jetzt ſie durchbrechen, um uns die Strahlen der Sonne zuzuſpiegeln, die wir nicht ſehen? — Aber keiner wagte es, dem andern dieſen Gedanken zu ſagen, der ihn freudigerſchreckend getroffen hatte, er war zu kühn, es ſchien unmöglich, denn ſolche Berge konnte die Erde nicht tragen.

Doch das freudige Zittern der Ahndung auf dem Geſichte verrieth auch ohne Worte unſere Gedanken einander, und plötzlich riſſen wir die Fenſter auf und ſchrien den Haufen der Menſchen an, die unten am Ufer des Sees ſtanden: „Sind denn das Eure Alpen?“ — „Was anders?“ erwiederten einige gleichgültig, nur verwundert über unſere unkundige Frage; — und nun war es uns, als hätten wir erſt in dieſem Augenblicke den heiligen Boden der Schweiz betreten; frohlockend, und mit Thränen des Entzückens in den Augen, fielen wir bald einander um den Hals, bald wandten wir uns wieder zu den Alpenhäuptern, die in immer hellerer Pracht die Wolken durchdrangen. Jeden Moment der Verwandlung und des Klarerwerdens verſchlangen wir gleichſam mit hungrigen Augen, und mit jedem Augenblicke wurde das Schauſpiel entzückender. Eine Spitze und Zacke nach der andern, von deren wunderbaren Geſtalten man früher keine Ahndung hat, kam hervor mit ihrem vergoldeten Rande; dick

und ſchwer lag noch der Nebel auf den übrigen Bergen und ſeine graue Wand reichte noch bis zu ſehr beträchtlicher Höhe ununterbrochen empor; dann erſt theilte ſich der Schleier und ſonnige, goldenglänzende Schneegipfel blickten aus ihm hervor und herab, wie aus ſeligen Höhen; es war uns, als öffne ſich unſerm Blicke wahrhaft der Himmel. Der Eindruck, den das Erhabene auf den Menſchen macht, fiel mit ſeiner ganzen Kraft auf unſere Seele. Da löſt ſich jeder Gedanke an das nichtige Treiben der Menſchen, jede Unzufriedenheit mit den kleinen Verwirrungen des Lebens, plötzlich in einen leeren Nebel auf, und verſchwindet vor den Strahlen, die die unendliche Größe des Schöpfers und die Herrlichkeit ſeiner Natur auf uns wirft.

Das zauberhafte Spiel, welches uns entzückte, verſchwand immer mehr, je mehr ſich die Wolken zertheilten; ſchon nach einer Stunde war der Himmel klar, und die ganze Kette der Glarner und Appenzeller Gebirge lag aufgethürmt und in ſchneidender Klarheit vor unſern Augen. Eine unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit von Bergformen beſchäftigte den Blick, und er konnte ſo recht die ungeheuren Körper der Rieſen, vom Fuße, der auf andern ſchon ſehr hohen Bergen ruhte, bis zu ihrem ſchneebedeckten Haupte durchmeſſen. Aber nicht ſo magiſch und einzig wundervoll war dieſer Anblick, als vorher der der erleuchteten Gipfel über dem Erdennebel; und wir prieſen uns glücklich, gerade ſo den erſten Eindruck dieſer hehrer Naturwunder empfangen zu haben. Bei klarem, ſchönen Wetter hätten wir ſchon aus weiter Ferne, von Schwaben aus, die Alpen geſehen, wir hätten uns, beim Näherkommen immer mehr an ihren Anblick gewöhnt, ſo daß ſie uns in der Nähe nicht mehr ſo einzig neu und groß überraſcht hätten. Jetzt aber leerten wir den ganzen Kelch des andächtigen Erſtaunens, bis auf den letzten Tropfen, in Einem Zuge.

2. Der St. Gotthard und der Lago maggiore.

Von Zürich nahmen wir unſern Weg über den Zuger See, auf welchem wir zuerſt die wunderbar ſchöne Farbe der Schweizer Seen erblickten, die ſo rein dunkelblau erſcheint, daß man verſucht wird,

ein weißes Tuch darin durch Eintauchen blau zu färben, nach dem Rigi. Unſere dortige Begegnung mit unſerm Führer Jacob Michel zu der verabredeten Stunde habe ich bereits erzählt. Die fernere Reiſe ging über Luzern und den Vierwaldſtädter See auf Altorf; das Wetter war aber wieder trüber geworden und auch unſer Sinn war trübe, als wir von Altorf aus die Gotthardſtraße betraten. Etwas wurden wir aus unſerer unfreundlichen Stimmung ſchon eine halbe Stunde jenſeits Altorf aufgeweckt, indem uns der alte Michel an einer hohen Felſenwand, deren Gipfel in Nebel gehüllt war, ſtillſtehen hieß und einige Töne aus dem gewöhnlichen Alpenruf der Schweizer mit heller Stimme erſchallen ließ. Sogleich wurden ſie, ganz vollſtändig, durch das ſchönſte Echo wiederholt, das wir je gehört hatten, ſo melodiſch und rein und zauberartig, daß wir uns nicht ſatt daran hören konnten und wohl eine halbe Stunde an dem Orte verweilten, um immer neue Tonreihen und neue Accorde, die wir zuſammen ſangen, dem antwortenden Felſen zuzuſenden. Unſer größter Wunſch war, ein Waldhorn die einfache Melodie des Jägerliedes von Göthe hier tönen zu hören. — Dies Echo gehört zu den ſchönſten der Schweiz.

Nun ging es weiter bergan, bei einigen kleinen Orten vorbei, in das immer enger werdende Thal der Reuß hinein. Noch immer waren uns die Gipfel, der höheren Berge nicht nur, ſondern auch mäßiger Felſenwände durch den Nebel verdeckt, der jedoch immer klarer und durchſichtiger wurde. In den niedern Regionen blieb er am dichteſten, oben blickte ſchon an einigen Stellen das Blau des Himmels durch und plötzlich ſchimmerte auch der herrlich vergoldete Saum einer Schneeſpitze durch das Himmelsfenſter, faſt gerade über unſern Häuptern, in unermeßlicher Höhe. Schon in Zürich hatten wir dieſes Schauſpiel des Durchleuchtens der ſonnenhellen Schneeberge durch den Wolkenſchleier geſehen, und es war einer der erhabenſten Augenblicke geweſen, die wir in der Schweiz erlebten. Der jetzige aber war faſt noch erhabener und gewaltiger. Dort waren die Schneegebirge wenigſtens in einer Weite von 4 bis 10 und mehreren Meilen von uns entfernt, hier waren wir dicht an ihrem Fuße; und durch

die sonderbare optische Täuschung, die der dichtere Nebel um uns herum und der viel dünnere und durchsichtigere weiter nach oben, hervorbrachte, kam es, daß wir alle Fähigkeit des Messens dieser unerreichbaren Höhe verloren hatten, daß diese golden erleuchteten Spitzen und Zacken der höchsten Felsen wahrhaft aus reinen Himmelshöhen auf uns herabzublicken schienen, und daß wir, wenn dieses Gleichniß nicht zu kühn ist, gleichsam den Himmel offen und die goldenen Auen der Seligen zu sehen glaubten. Ein Grieche, mit seiner feurigen Phantasie, würde den Sitz der Götter, und sie selbst auf goldenen Stühlen, um das ambrosische Mahl versammelt, gesehen und besungen haben, wie:

— — — nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Gesangs der Musen, mit hold antwortender Stimme.

Ein ganz neuer Geist hatte uns durchdrungen, wir waren wie verwandelt nach diesem Anschauen; der Himmel in uns war schneller klar geworden, als der über uns; und wir hätten nun, mit dem Schatze im Herzen, einen ganzen Tag voll Nebel ruhig und heiter erduldet. Aber wir sollten die volle Gunst des Wetters erfahren; auch um uns wurde es hell, und es trat nach und nach ein Riese nach dem andern aus dem Dunkel hervor und schlug den Wolkenschleier zurück. Unser Weg ging zwischen ihnen immer bergan; neben, vor und hinter uns donnerte die Reuß von einem Falle zum andern über hohe Felsenblöcke fort, oft unergründlich tief unter uns, oft dicht neben unserm Fuße. Die steilen Bergwände zur Seite sind entweder mit Felsentrümmern oder mit schwarzen Tannen bedeckt, und Hunderte von diesen, die der Sturm, oder Lauwinen, oder das Alter hinabgestürzt, liegen in der Tiefe, in grauser, chaotischer Verwirrung, quer über dem Bette des Flusses. Man glaubt in diesem Thale in die Werkstatt der Natur zu schauen und ihrem Arbeiten zuzusehen, wie sie Ordnung und Harmonie aus dem Ungeordneten und Rohen erschafft; so liegt beides in einem wunderbaren Gemische vor unsern Augen da.

Das furchtbar Erhabene dieser Einöde steigt von Stufe zu Stufe,

je weiter man kommt. Die Felsen werden ſchwärzer und drängen ſich zuſammen; die Tannen hören auf und nur einzelne Kräuter und Mooſe bezeugen auch hier noch die unermüdliche Zeugungskraft der Natur. Die Reuß iſt nur Ein beſtändiger, donnernder Waſſerfall, indem ſie wüthend, aber vergeblich, gegen die Felſentrümmer tobt, welche von Bergſtürzen in ihr Bette gerollt ſind. Die Felſenſchlucht wird immer enger, daß nur Raum für die Reuß und den ſchmalen Pfad bleibt; man ſieht nur die ſchwarzen, öden Wände der Felſen zerriſſen und zerborſten, wie von einem ungeheuren Feuer der Erde, das ſie zugleich ſchwärzte; nur wenn man den Kopf ſehr zurückbeugt, ſieht man ein kleines Stück vom dunkelblauen Himmelsgewölbe, das auf ihnen, wie auf Pfeilern, ruht. Das Toben der Reuß betäubt die Ohren, vor uns ſchließt ſich das Felſenthal, als ſei kein Ausweg, und endlich ſteht man auf einer ſchmalen, hohen, ſteinernen Brücke, unter welcher herab die ſchäumende Reuß ſenkrecht in den Abgrund ſtürzt, ſo daß man von ihrem Staubregen auf der Brücke benetzt wird. Nicht mit Unrecht wahrlich hat die Phantaſie dieſen furchtbaren Abgrund, über welchem man mitten auf dem Bogen einer engen Brücke gleichſam ſchwebt, mit der Hölle verglichen und der Brücke ſelbſt den Namen Teufelsbrücke gegeben. Man ſtaunt über die Kühnheit der Menſchen, die ſich durch die Schreckniſſe der Natur zuerſt einen Weg zu bahnen wagten; und in den älteſten Zeiten hatten die Lombarden, oder andere, ſogar nur eine in Ketten hängende Brücke über den furchtbaren Waſſerfall geworfen. Im letzten Kriege war die Brücke in der Mitte abgetragen, aber die Ruſſen banden Balken mit den Schärpen der Offiziere zuſammen, legten ſie hinüber und drangen über dieſen ſchwankenden Steg vorwärts.

Wir machten uns aus dem ſchaudervollen und doch angenehmen Schauſpiele los; jenſeits der Brücke ging der Weg faſt treppenartig ſteil gegen die Felſenwand hinan, welche den ganzen großen Felſenkeſſel nach vorn zuſchloß. Wir ſahen keine Möglichkeit des Ausweges; allenthalben ſtarre ſchwarze Wände und Zacken; da ſtanden wir am Eingange einer dunkeln Höhle, die in den Felſen hineinging, ſo weit und hoch, daß wohl ein paar beladene Maulthiere neben einander

Platz hatten. Wir betraten den finstern Gang, er führt 75 Schritte lang durch den Felsen; mit den Händen und unserm langen Alpenstocke tappten wir mühsam hindurch. Da leuchtete uns das Tageslicht wieder entgegen, und noch einige Schritte, und wir standen vor einem weiten, lachenden Thale mit grünen Wiesen, und diese mit duftenden Alpenkräutern und Blumen bedeckt, rund umschlossen in der Ferne von hohen Schneespitzen, ein Paradies zwischen Tod und Erstarrung. Freundlich winkte uns in einiger Entfernung das Dorf Urseren und weiter im Hintergrunde lag ein anderes, Hospital; neben uns schlängelte sich die Reuß, mit schönen, dunkelgrünen Wellen, und milde wie ein Kind, durch die blumigen Auen, sie, die wir noch eben wüthend und zornig, in weißen Schaum aufgelöst, in den Höllengrund stürzen sahen. Hier spielten Forellen in ihrem klaren Wasser. Welch ein Kontrast, und welch schneidend scharfe Uebergänge für die ergriffene Phantasie! Keine Beschreibung vermag den gewaltigen Eindruck dieser Wunder nur entfernt wiederzugeben.

Das wechselvolle Herbstwetter sollte jedoch nun einmal unser Reisegefährte sein; als wir am folgenden Tage aus unserm behaglichen Nachtlager in Andermatt aufbrachen, empfing uns dichter Bergnebel mit Regen, der sich bald in Schnee verwandelte, und nach stummer Ueberschreitung des Gotthardspasses kamen wir ganz durchnäßt gegen Mittag in dem Städtchen Airolo an und mußten, um unsere Kleider trocknen zu lassen, bis zum andern Morgen dort bleiben. Aber schon der nächste Tag brachte wieder Heiterkeit und Wärme, und wir wanderten wohlgemuth dem schönen Italien zu. Der Weg schlängelte sich durch das Thal des Ticino oder Tessin hinab, welches immer schöner und romantischer wurde. Der Fluß ist breiter und schöner wie die Reuß, und eben so wie diese stürzt er eine Zeitlang fast in unaufhörlichen und zusammenhängenden Wasserfällen von einem großen Felsenblock zum andern fort. Die Felsen-Umgebungen sind erhaben, aber nicht so schauerlich schwarz, als im Thale der Reuß, und an den entferntern Bergen schweben und flattern unzählige weiße Cascaden von kleineren Bächen, die oft mehrere hundert Fuß herabstürzen, gleich weißen seidenen Bändern die Felsen-

höhen herab; und die Berge ſind nicht nur mit ſchwarzen Tannenwäldern bedeckt, ſondern mit den, uns Nordländern neuen und unbekannten ächten Kaſtanienwäldern, vermiſcht mit anderem Laubholz. Die erſte Ahndung der italieniſchen Natur kam hier in unſere Seele. Von allen dieſen entferntern Schönheiten zogen uns aber immer wieder die unbeſchreiblich herrlichen Stürze des Ticino an und feſſelten unſere Betrachtung.

Ich entſinne mich, daß wir wohl eine halbe Stunde lang auf einer, recht in einen ſolchen Waſſerfall hineinragenden, Felſenſpitze geſtanden und unverwandten Blicks in ſein mannichfach wechſelndes Spiel hineingeſehen haben. Ueber den Rand des Felſens bricht die gewaltige Waſſermaſſe mit der Schnelle des Pfeiles herein, in ihrer natürlichen, dunkelblau-grünen Farbe, aber bald verwandelt ſich dieſe in weißen, aufbrauſenden Schaum; und kaum hat das Auge dieſen Wechſel ergriffen, als es auch ſchon mit ihm in die Tiefe hinabgeriſſen iſt, und faſt ohne es zu wiſſen, auf dem donnernden, ziſchenden, ſchäumenden Strudel ruht, der da unten emporkocht. Mit furchtbarer Gewalt und Schnelligkeit, mit Wuth, möchte man ſagen, ſtürzen die Waſſermaſſen einander nach, und jede folgende treibt die vorhergehende, in Schaum aufgelöſt, hoch empor, und weißer Staub bedeckt wie Dampf den ungeheuren, kochenden Felſenkeſſel und ſteigt zu dem betäubten Zuſchauer herauf. Am ſchönſten iſt das herrliche Spiel der Farben in dieſem krauſen Gemiſch; den ſchneeweißen Schaum durchziehen in buntem Wechſel die dunkelgrünen Furchen der eigentlichen Farbe des Waſſers, und über dem Ganzen ſchwebt ein ſchöner roſenfarbener Schimmer, den das Auge anfangs gar nicht, ſondern erſt bei langem, unverwandtem Hineinſchauen bemerkt, und den ich für ein phosphoriſches oder vielmehr elektriſch-galvaniſches Leuchten halten möchte; um ſo mehr, da Phyſiker an den großen Waſſerfällen wirklich den eigenthümlichen, galvaniſchen Geruch wollen bemerkt haben.

Das Thal des Ticino bis zum Lago maggiore iſt voll der reizendſten Abwechſelung. Die großen Waſſerfälle des Fluſſes hören zwar bald auf, ſein Bett wird breiter, das Thal ebener, Felſen hemmen weniger ſeinen Lauf; aber dafür fängt nun auch die ganze Natur

immer mehr an, den italieniſchen Charakter an ſich zu tragen. An den Bergen umher, in den Kaſtanienwäldern halb verſteckt, liegen eine Menge von einzelnen Häuſern, oder kleinen Ortſchaften, oder einſamen Kapellen, nach denen die Pilger wallfahrten. Die weißen Mauern ſchimmern hell in der Mittagsſonne. Bald auch fangen die großen, eigenthümlichen Weinpflanzungen an, da die Rebe nicht, wie am Rhein, an kleinen Stöcken in die Höhe wächſt und jede abgeſondert für ſich bleibt, damit ja die Sonne von allen Seiten hinzudringe; ſondern ſie bilden ganze große Laubengänge, unter denen man halbe Stunden lang fortwandelt, und die vollen ſchwarzen Trauben hängen über unſerm Haupte.

Sehr reizend iſt unter andern auch die Gegend bei Bellinzona oder Bellenz, welches mit ſeinen alten Mauern und Zinnen recht ritterlich daſteht und das ganze Thal ausfüllt. Hier war es, wo die tapferen Schweizer im Mittelalter eine der letzten großen Schlachten gegen die Italiener fochten; ſie waren unglücklich, durch zu große Kühnheit, aber der Feind wagte es nicht, ſeinen Sieg weiter zu verfolgen.

Am Abend des zweiten Tages langten wir an den Ufern des langen Sees an. Unübertrefflich ſchön ging die Sonne über ſeinen blauen Wellen unter und vergoldete ſie ſelbſt, ſowie die fernen Gipfel der Schneegebirge. Mit Ungeduld erwarteten wir den nächſten Morgen, um dieſe Wellen ſelbſt zu befahren.

Noch vor Sonnenaufgang beſtiegen wir unſere Barke, mit einem leinenen Zelte überdeckt, doch ſo, daß wir die freie Ausſicht nach allen Seiten hatten. Sie war geräumig genug, um uns alle ſehr bequem zu faſſen, und in der behaglichſten Ruhe ſchwebten wir nun auf den ſanften Wellen dahin, vom Schlage der Ruder taktmäßig bewegt. Es war ein ſeliger Morgen; majeſtätiſch ſtieg die Sonne hinter uns die Berge herauf und machte unſern Wellenpfad goldenglänzend; Berge und Hügel und die unzähligen weißen Villen an ihnen wurden von ihren Strahlen auf's Schönſte beleuchtet; unſere Schiffer ſtimmten ein Lied an, und der italieniſche Sinn für Muſik zeigte ſich ſchon hier an der Gränze in jedem Tone, den ſie vorbrachten. Der Tag

war der klarſte auf unſerer ganzen Reiſe und gab uns eine Idee von dem tiefen, dunkeln Blau des Himmels, in welches er ſich über dieſem ſchönen Lande faſt immer kleidet. Unſere nordiſchen Nebel und ſelbſt das matte Weißblau des Himmels ſind dort Seltenheiten.

Unſere Schiffer legten am Mittage an einem kleinen, lebhaften Städchen, Namens Intra, an, und noch früh am Nachmittage ſahen wir die Borromäiſchen Inſeln, wie ſchöne Hesperidiſche Gärten, mit den goldenen Aepfeln der Orangen- und Citronen-Bäume, auf den Wellen vor uns ſchweben. Die nächſte bei uns war die Isola Madre (Mutter-Inſel), kleiner, aber meinem Gefühl nach ſchöner, als die Isola bella (die ſchöne Inſel). Wir ſtiegen auf ihr aus und durchwanderten die Gänge ihres kleinen Parks. Die ganze Inſel iſt ein ſolcher, nebſt einem ländlichen, einfachen Schloſſe und einem kleinen Terraſſen-Garten. Und was das Intereſſanteſte iſt, und für den Nordländer ſo ganz neu, iſt, daß die ganze Inſel nur mit ſolchen Gewächſen bepflanzt iſt, die im Winter ihr Laub nicht verlieren; da prangt die hohe Pinie mit ihrem Schirmdach neben der höheren Cypreſſe und der Steineiche, mit dunkelm Laube, und der ſchlanke Lorbeerbaum verſchönert die Gruppe mit ſeiner zierlichen Geſtalt. An Spalieren erheben ſich kleine Wälder von Orangen und Citronen und Apfelſinen, und zwiſchen der eben aufbrechenden Blütenknospe und der nußgroßen grünen Frucht glüht die völlig reife Goldorange in voller Pracht. Die ganze Inſel iſt von den ſüßeſten Gerüchen erfüllt, und in den Zweigen der Bäume wiegen ſich Schaaren von Goldfaſanen. Ein Frühling auf dieſer glücklichen Inſel verlebt, müßte eine ewige Jugend des Gemüthes in uns zurücklaſſen. Wir trennten uns ſchwer von dem ſchönen Eilande, um zur Isola bella zu fahren, die eine halbe Stunde davon liegt.

Dieſe Inſeln waren einſt kahle Felſen; ein reicher, vornehmer Mailänder, Borromeo, ließ ſie mit großen Koſten und jahrelanger Arbeit mit Erde befahren und legte dann Gärten und Schlöſſer auf ihnen an; von ihm tragen ſie den Namen. Sie ſind klein; Isola bella, die größte, kann in weniger als 10 Minuten bequem umgangen werden. Ihr Schloß iſt groß und prächtig, ihre Anlagen ſind

ſehr künſtlich, Terraſſe thürmt ſich über Terraſſe, und die ganze Inſel iſt eigentlich eine ſolche, in breiten Abſätzen aufſteigende, blühende Pyramide. Auf der höchſten Terraſſe ſteht eine hohe Bildſäule und überſchaut ernſt die Blüten- und Frucht-Fülle der Inſeln und die fernen Hügel mit Kaſtanienwäldern und Weingärten, beſäet mit freundlichen Oertern. Und über jene Hügel und Berge ſchauen die Rieſen der Alpen, ernſt und erhaben, zu uns hernieder, und ihr weißes Haupt redet wie eine Stimme der grauen Vorwelt in die blühende Gegenwart hinein. Aber dieſe Stimme ſtört nicht, ſie erhöht den Genuß, ſie iſt ein ehrwürdiger Zeuge des Bleibenden, neben dem Wechſel, ein herrliches Band des Erhabenen mit dem Schönen.

3. Das Walliſer Thal und Ober-Geſtelen.

Isola bella war der ſüdlichſte Punct unſerer Reiſe geweſen; wir kehrten uns wieder nach Norden und hatten, gleichſam zur Strafe dafür, auf dem Wege über den Simplon nach dem Walliſer Thale mit Regen und Schnee zu kämpfen. Ermüdet und niedergeſchlagen kamen wir in der kleinen Stadt Brieg an, welche an der Rhone liegt, und mit unruhigen Blicken verfolgten wir jedes vorüberfliegende Gewölk, ob es ſich nicht über die Berggipfel weg aus dem engen Thale heraushebe und uns die Gipfel ſelbſt und den blauen Himmel ſehen laſſe. Aber die weißen Schneewolken blieben feſt an den Bergwänden kleben und ſtreuten ihre Flocken auf uns herab. Wir hätten noch einige Stunden Weges an dem Tage machen können, aber nach welcher Seite? Nach Weſten zu öffnete ſich das Thal von Wallis in langen Windungen hinab, wir hätten mit der Rhone in ein paar Tagen den Genfer See erreichen können, wo uns ein freier Weg in die Thäler des Waadtlandes offen ſtand; nach Oſten, an der Rhone hinauf, führte der Pfad immer höher im Thale hinan, bis zu den Quellen dieſes Fluſſes, und wenn wir ihm folgten, ſo ſtanden wir vor zwei hohen Bergpäſſen, wovon uns der eine über die Grimſel nach dem Hasli-Thale, der andere über die Furca auf den Gotthard führte. Unſerm ganzen Reiſeplane nach mußten wir den Weg in Wallis hinauf und über die Grimſel nehmen, denn unſer

nächſtes Ziel war das Hasli-Thal; aber wenn der Schnee dauerte, ſo wurde dieſer Weg mit jedem Schritte mühſamer und am Ende ſo gefährlich, daß wir nur mit Lebensgefahr die Grimſel beſteigen konnten.

Wir ſchwankten hin und her; der alte Michel rieth zu dem Wege nach dem Genfer See, er kannte die Gefahren der Alpen und ſeine Stimme mußte uns etwas gelten; aber unſer friſcher Muth empörte ſich gegen ein feiges Umkehren von dem vorgeſetzten Ziele, der Gedanke gefiel uns heimlich, einmal etwas Tüchtiges zu wagen.

Das Wandern zwiſchen den hohen Wundern der Natur und unter einem kräftigen Volke hatte die träge Zaghaftigkeit etwas vertrieben, die den meiſten unter uns ſonſt leider das ſitzende Bücherleben anbildet; wir rechneten uns vor, was denn ein Krieger und ein Seemann und ein Gemſenjäger täglich wagen muß und gern wagt, und wie ſein Leben an einem zarten Faden hängt, und er ſchreitet doch muthig vorwärts. So redeten wir uns nach und nach Muth ein, und das Wageſtück ward beſchloſſen. Doch ſollte dieſer Tag noch in Brieg verbracht werden, vielleicht war ja der Himmel am nächſten Morgen wieder heiter. — Er war es und ſchien uns ein freundliches Lob über unſern Entſchluß zuzurufen. Munter ergriffen wir die Stäbe und gingen auf dem ſchmalen Wege zwiſchen der tief unter uns brauſenden Rhone und den ſteilen Felſen zu ihrer Seite bergan.

Die Ausſichten waren ſehr reizend und romantiſch; meiſtens ſahen wir den Fluß gar nicht und hörten ihn nur unter uns, ſo tief hatte er ſich zwiſchen die Berge und Felſen hineingewühlt; dann blickte uns ein kleiner runder Fleck von ihm aus der dunkeln Tiefe wie ein blaues Auge an, oder wir ſtellten uns auf eine der vielen ſchönen, hohen Bogenbrücken, die über ſein tiefes Bett gewölbt ſind, und blickten in den ſchäumenden Abgrund hinab. Nach allen Seiten hin bedeckten grüne Alpwieſen, Dörfer, Sennhütten und dunkle Wälder die unteren Berge, über welche hie und da ein hoher Schneegipfel hervorragte. Der ganze Tag war reich an Genüſſen, und einer der ſchönſten auf unſerer Reiſe, wozu die Freude über das Gelingen

unſeres Wageſtücks nicht wenig beitrug. Wir langten den Abend in Ober-Münſter an, einem Städtchen, ſchon ganz nach Art hoher Bergörter meiſt aus hölzernen Häuſern beſtehend. Bis zur Grimſel hatten wir noch anderthalb Stunden, die konnten wir am nächſten Morgen bequem machen und noch bis über den Gipfel des Berges zum Hospital, auch wohl, mit einiger Anſtrengung, über den ganzen Berg weg bis Guttannen kommen, welches ſchon am Eingange des Hasli-Thales liegt. Mit den angenehmſten Reiſegedanken begaben wir uns zur Ruhe. Aber in der Nacht weckte uns plötzlich das ſchreckliche Heulen des Sturmes und das Schlagen des Regens und Schnees an unſere Fenſter; das hölzerne Haus wankte, unſer ſchöner Muth von geſtern wankte mit; das Dunkel der Nacht führte alle die Gefahren, welche uns bevorſtanden, wenn wir dennoch vorwärts dringen wollten, wie ſchwarze, drohende Geſpenſter vor die Seele; wir ſahen uns ſchon vom Wege verirrt, im Schnee verſunken, von Lauwinen begraben, oder am jähen Abhange, wo kein Fußtritt mehr haftet, ausgleitend in die grauſige Tiefe geſtürzt. Da ſchien uns nichts klarer, als daß unſer Heroismus am vorigen Tage nur thörigte Aufwallung des Augenblicks geweſen, daß wir viel beſſer gethan, umzukehren und den gefahrloſen Weg nach dem Genfer-See einzuſchlagen. In dieſer Stimmung beſchloſſen wir alle drei heimlich, wie wir uns nachher geſtanden, wenn es irgend mit guter Manier geſchehen könne, noch am nächſten Morgen für das Umkehren zu ſtimmen, obgleich es jetzt noch feiger war; kurz, wir waren wieder ganz die Stuben- und Bücher-Menſchen, als da wir ausgingen. Es hat wohl ſchon jeder mehr als einmal die Erfahrung gemacht, wie die Dunkelheit der Nacht die Kraft der Seele lähmt und erſchlafft und uns feige macht. Das Licht iſt das Bild des Lebens und des Geiſtes, und ihre Nahrung. Kaum brach der erſte Strahl des Tages hervor, kaum leuchteten die weißen Schneedächer in unſer Fenſter herein, als wir uns ſchon wieder gehoben fühlten; die ſchimpflichen Entſchlüſſe wankten, wir ſtanden auf, kleideten uns an, erfriſchten uns mit einem tüchtigen Frühſtücke aus Milch, Brod und Honig und beſprachen die Reiſe. Da ſchämte ſich jeder noch mehr vor den andern, die Anſchläge der Nacht laut

werden zu laſſen, ein jeder that, zu ſeiner eignen Strafe, recht tapfer gegen die andern, und ſo wuchs unſer Muth immer mehr; es ward beſchloſſen, unter keiner Bedingung umzukehren, und ſollten ſich die Gefahren noch mehr häufen. Der alte Michel vermochte kaum, uns nur noch einige Stunden in Ober-Münſter aufzuhalten, um vielleicht die erſte Wuth des Sturmes und Schnees vorübergehen zu laſſen; ſie ging nicht vorüber, und wir brachen mitten in dem Unwetter um 10 Uhr Morgens nach dem Dorfe Ober-Geſtelen auf, welches hart am Fuße der Grimſel liegt. Wir langten um Mittag an und fragten gleich nach einem Boten über den Berg, der den Weg auf das Genaueſte kenne; denn Michel hatte uns erklärt, daß er nicht im Stande ſei, den Weg, den er im Sommer, wenn alles ſichtbar ſei, recht gut kenne, jetzt tief unter dem Schnee zu finden, der Alles zu einer großen, weißen, gleichförmigen Fläche mache. Aber die Leute ſahen uns ſehr verwundert an, als wir von einem Boten redeten, und lachten uns endlich gerade in's Geſicht, als wir darauf beſtanden, bei dieſem Wetter den Berg zu erſteigen. „Ob wir denn nicht wüßten," redeten ſie uns an, „daß auf dieſem Berge ſchon im Auguſt Menſchen erfroren ſeien, die ein plötzlicher Nordwind mit Schnee droben überfallen, wie das nicht ſo gar ſelten geſchehe? Der Wind ſei da oben ſo ſcharf, wie Meſſerſpitzen, er mache alle Glieder erſtarren, er treibe den feinen Schnee, der gleichfalls ſo ſcharf wie Nadeln ſei, in die Augen und mache ſie völlig blind; die Kleider würden ſteif von dem ſie durchdringenden Schnee, hinderten die Bewegung der Glieder, und wer nicht eine außerordentliche Kraft habe, ſich immer in Bewegung zu erhalten, und ſich nur einen Augenblick, von Müdigkeit überwältigt, hinſetze, der ſei unfehlbar verloren. Und jetzt ſei überdies der Schnee ſchon ſo tief, daß man bei dem ſchönſten Wetter ſchon Mühe genug haben werde, ſich durchzuarbeiten; wie viel mehr wenn Sturm und fallender Schnee hinzukäme."

Das klang freilich abſchreckend; dennoch trauten wir den Worten der Wirthsleute nicht ganz, ſie konnten ja die Abſicht haben, uns feſtzuhalten. Wir ſchickten wirklich nach Boten, aber alle erklärten, daß ſie für keinen Preis das Wageſtück unternähmen; ſie wollten uns

gern durch den Schnee über den Berg führen, aber von oben müsse das Toben aufhören. — So mußten wir uns wohl gedulden und konnten es, ohne unsern Entschlüssen untreu zu werden.

Aber, welch ein Aufenthalt in dieser Spelunca! welche Probe unserer Geduld! Eingesperrt in eine niedrige Stube, die ganz mit schwarzbraunen Tannenbrettern ausgeschlagen war und wenig Licht hatte, mit einer Gesellschaft von Menschen, wie man sie nur in Wallis zusammenfindet, sahen wir einem unsäglich langen Nachmittage entgegen. Der Bier- und Branntweingäste aus dem Dorfe gedenke ich gar nicht, mit denen ließ sich immer noch ein verständiges Wort sprechen, wenn nur der übrige Unfug in der Stube es zuließ, den einige große und kleine Kinder auf eine empörende Weise mit einem Wesen trieben, welches eben so viel Thier als Mensch war. Hinter dem Ofen nemlich saß zusammengekrümmt eine etwa $3^1/_2$ Fuß hohe Figur, mehr einem Bären als Menschen ähnlich, mit großer Pudelmütze auf dem Kopfe, unter welcher hervor langes, dickes, von Schmutz zusammenklebendes Haar über Gesicht und Schultern hing, und mit keiner weiteren Kleidung angethan, als mit einem braunen, grobhärenen Kapuzinerrock, der bis auf die Füße reichte. Wir hatten das Geschöpf nicht bemerkt, bis die Kinder anfingen es zu necken, und wir nun plötzlich ein grunzendes Geschrei hinter dem Ofen aus vernahmen; wir blickten hin und sahen die Gestalt, und zwischen den Haaren hervor ein Gesicht, welches kaum menschliche Züge trug und auf welchem, neben dem Ausdruck der völligen Vernunftlosigkeit, ein thierischer, fürchterlich anzusehender Grimm gegen die Kinder lag. Das Unding sprang auf und schlug und biß nach den Kindern, aber mit einer körperlichen Ungeschicktheit und Schwäche, daß diese leicht ausweichen konnten. Wir erschraken sehr, brachten aber bald die Kinder zur Ruhe und erkundigten uns nun nach dem widernatürlichen Geschöpfe. Es war wirklich ein menschliches Wesen, das von Jugend auf völlig vernunftlos war, nie Sprache verstehen und noch weniger reden gelernt hatte, obgleich sein Gehör gut war; nicht unklug, sondern blödsinnig, oder vielmehr weit schlimmer als blödsinnig; ein Verwandter des Hauses, etwa 40 Jahre alt, der so zu Tode

gefüttert wurde. Es giebt bekanntlich in Wallis, beſonders aber in dem untern Theile, ſehr viele ſogenannte Kakerlaken, eine menſchliche Ausartung, die rothe, blöde Augen, ſchneeweißes Haar und ganz blaſſe Haut haben und gewöhnlich blödſinnig ſind. Man ſchreibt es dem ungeſunden Klima und Waſſer des engen, eingeſchloſſenen Thales zu, das im Sommer das Klima von Afrika hat, und im Winter im Schnee vergraben liegt. Unſere Mißgeburt gehörte nicht eigentlich zu den Kakerlaken, denn er hatte nicht rothe Augen und weißes Haar, aber er war doch ein ähnliches Product unnatürlicher Ausartung.

Wir gaben uns alle Mühe dem Unweſen zu ſteuern, aber umſonſt; das wüſte Gelächter der Neckenden und das thieriſche Geheul des Blödſinnigen wurde immer ſtärker, und wir waren eben im Begriff das Zimmer zu verlaſſen und lieber in Sturm und Schnee hinauszulaufen, als eine ganz wunderbare Spur eines Gedankens bei dem Unglücklichen uns zurückhielt. Einer der Anweſenden nemlich machte mit den Fingern ein Kreuz und hielt es ihm vor, und nun ſtieg ſeine Wuth auf den höchſten Grad. Wir fragten, warum gerade das Kreuz ihn ſo aufbringe, und erfuhren zu unſerm höchſten Erſtaunen, daß in dieſem Weſen, in welchem es ſonſt ſo ganz finſter zu ſein ſchien, dennoch eine Ahndung und Verehrung religiöſer Gegenſtände war. Man erzählte uns, daß er regelmäßig in die Meſſe gehe und keine Ruhe im Hauſe habe, ſobald die Glocke läute, daß er ſehr ſtill und faſt andächtig daſitze, alle äußeren Gebräuche pünctlich mitmache, den Knaben in ſeiner Nähe drohe, wenn ſie unruhig wären u. ſ. w., und das Alles, ohne je auch nur eine Spur von religiöſem Unterricht erhalten zu haben; und wie ſollte er das, da er ſprachlos und dem Anſcheine nach völlig vernunftlos war und die menſchliche Sprache gar nicht verſtand?

Wir konnten unſer Erſtaunen über dieſes Wunder gar nicht mäßigen und noch bis dieſen Augenblick iſt mir die Erſcheinung dieſes Unglücklichen eines der größten Räthſel in meiner Erfahrung über die menſchliche Natur. Wie unbegreiflich, daß in dem traurigen Dunkel dieſer Seele dieſer einzige Lichtſtrahl der Religion einen ſchwachen Schimmer verbreitete! — Um uns noch mehr von dieſen Dingen zu

überzeugen, holte eine Tochter des Hauses ein sonderbar zusammengesetztes, aus Holz geschnitztes und mit vielem Flittergold behangenes und beklebtes Bildwerk hervor, von einigen Fuß in der Höhe und Breite, worin Kreuze, Altäre, Monstranzen, Sonnen, Sterne ꝛc. auf die wunderbarste Weise mit einander verbunden waren, freilich alles sehr roh gearbeitet. Wir wollten eben fragen, was es bedeute, als der Unkluge mit noch schrecklicherem Geheule als je vorher, hervorstürzte, mit aller Gewalt auf das Mädchen eindrang und ihr sein Kleinod entriß; denn wirklich war er es, der sich dieses Werk mit jahrelangem Fleiß geschnitzt hatte, nach den Dingen, die er in der Kirche sah; und es hatte für ihn, wie wir nun deutlich sahen, eine heilige Bedeutung.

Der unglückliche Mensch wurde uns von diesem Augenblicke an interessant und erweckte unser tiefstes Mitleiden; denn was konnte nicht in seinem Innern vorgehen, wovon keine äußere Spur zu sehen war? Wir beschützten ihn gegen jede Neckerei und es gelang uns die übrigen zur Ruhe zu bringen; wir gaben ihm von unsern Speisen, besonders aber Schnupftaback, den er leidenschaftlich liebte, und er wurde in kurzer Zeit so anhänglich an uns, daß er nicht aus unserer Nähe wich und uns freilich dadurch wieder lästig wurde. Nur einmal noch brachte ihn einer der Anwesenden in Harnisch, indem er ihm die Pantomime eines Schlafenden vormachte, die Hand unter den Kopf legend. Wir erfuhren, daß ihm dieses bedeute, er solle bald sterben; — also auch vom Tode hatte er einen Begriff. — Doch genug von einem so unglücklichen, widerwärtigen Gegenstande!

Der Nachmittag verging, so lang und unangenehm er war; draußen tobte es fort, bis gegen Abend, da legte sich der Wind und Schnee etwas, und nur Nebel zogen im flüchtigen Laufe die Thäler und Bergschluchten herauf. Wir traten oft in die Thür und forschten seinen Zügen nach. Wir befanden uns in einer ganz ähnlichen Lage wie Göthe, als er über die Furca nach dem Gotthard wollte, auch spät im Jahre und bei hohem Schnee. Uns kamen seine herrlichen Schilderungen dieser Reise aus seinen Schweizer Briefen recht lebendig

vor Augen und beſonders die Schilderung des Wolkenzuges in einem Briefe aus dem Leuckerbade, am Fuße des Gemmiberges.

4. Die Grimſel.

Am andern Morgen ſchien die Sonne freundlich in unſere Betten, die wir aus Furcht eines neuen ſtürmiſchen, widerwärtig zu verlebenden Tages nicht ſo früh verlaſſen hatten, wie ſonſt auf Reiſen recht und in der Ordnung iſt. Schnell machten wir uns auf, ſchnürten unſer Bündel und ſchickten, während wir frühſtückten, nach einem Boten; denn wenn es nur von oben ruhig ſei, ſo verſprachen ſie ja am vorigen Tage, wollten ſie uns durch den tiefſten Schnee führen; und es war ruhig, keine Wolke an dem blauen Himmel zu ſehen, und vom Dache tropfte es ſchon ſtark durch die Gewalt der Sonnenſtrahlen. Es kam ein kleines altes Männchen, wohl ſchon einige 60 Jahre alt und ſtellte ſich als unſern Führer dar. Wir maßen ihn mit etwas bedenklichen Blicken von oben bis unten; er verſtand die Blicke und rief nun mit zuverſichtlichem Lächeln die ganze Dorfgeſellſchaft, die der Sonntag Morgen in der Wirtsſtube verſammelt hatte, zu Zeugen auf, ob ein Mann im Orte ſei, der durch Kunde des Weges und durch Kraft der Schenkel beſſer zum Boten tauge, und ob er den Weg nicht 50 Jahre lang, zu jeder Jahreszeit und mit ſchweren Trachten italieniſchen Weines auf dem Rücken, gemacht habe? Einſtimmig gaben ihm alle das verlangte Zeugniß, und ſo konnten wir nicht anſtehen ihn zu nehmen. Nun erſt holte er zum Ueberfluß aus ſeiner Taſche ein ganzes Packet Zeugniſſe von vornehmen und geringen Reiſenden hervor, die er auf die rühmlichſte Weiſe über den Berg geführt hatte; wir fanden darunter auch eines von einigen unſerer Heidelberger Bekannten, noch vor wenigen Tagen geſchrieben, die er im Anfange des Schneewetters hinübergeleitet hatte. Das gab uns doppelten Muth und wir drangen auf ſchnelle Abreiſe. Aber dazu verſtand ſich unſer Alter nicht, er mußte erſt die Meſſe hören, und vor 10 Uhr konnten wir dann nicht aufbrechen. Dagegen verſprach er, uns in 5 bis 6 Stunden zu dem Wirtshauſe auf dem Berge, das Grimſel-Hospital genannt, zu bringen.

Nach 10 Uhr brachen wir auf. Unſer Bote nahm, unſerer Gegenvorſtellungen ungeachtet, alle unſere Reiſetaſchen auf den Rücken und, den langen Alpenſtock in der Hand, ſchritt er tapfer voran. Der Weg fing gleich außerhalb des Dorfes an zu ſteigen, der Schnee lag wohl bis unter die Wade, aber muthig trabten wir durch ihn hin, die Fußſtapfen der Voranſchreitenden wenig achtend. Bald wurde es ſteiler, der Schnee tiefer bis an die Knie und wir fingen ſchon an, einer in die Fußſtapfen des andern zu treten, dadurch bekam es der letzte am leichteſten; denn es war wahrlich keine leichte Arbeit für die Erſten, bei jedem Schritte in die nachgebende Schneemaſſe zu verſinken und dann den mühſam herausgezogenen Fuß hoch über den Schnee weg zu neuem Einſinken zu erheben. Die Sonne ſchien ſehr warm, der Schweiß brach uns aus, die Bruſt keuchte gewaltig, ich verlangte, daß der Zug ſtille ſtehen und die Plätze gewechſelt werden ſollten; denn ich hatte mich unbeſorgt beim Ausgehen gleich hinter unſern Führer geſtellt und war alſo der zweite in der Reihe. Ich begab mich nun an den letzten Platz, der alte Michel, der bisher der dritte geweſen, nahm den zweiten ein, und der Zug ging weiter.

Nach etwa 2 Stunden heftiger Arbeit waren unſere Kräfte ziemlich erſchöpft; wir freuten uns, in einem Tannenwalde eine für Reiſende errichtete kleine Strohhütte zu finden, welche freilich nur aus 4 Wänden und einem Dache beſtand; doch war ſie uns ſehr willkommen, uns gegen den mit jedem Schritte, den wir in die Höhe machten, ſchärfer werdenden Wind zu ſchützen. Wir traten auf einige Minuten hinein und erquickten uns köſtlich durch einen Schluck rothen, feurigen Weines. Verweilen durften wir nicht, wir waren zu ſehr erhitzt, und unſere Führer ermahnten uns bald zum Weitergehen. Nun kamen wir aus dem Holze heraus und eine unermeßliche weiße Wüſte, nicht Fläche, ſondern Abwechſelung von Berg und Hügel und Felſenzacken lag vor unſern Augen, durch den Alles bedeckenden Schnee zu Einem öden Ganzen verbunden. Eine unbeſchreibliche Stille herrſchte in dieſer Einöde, eine Stille, wie man ſie nur auf den höchſten Gebirgen empfindet, da man gleichſam über das Geräuſch der Erde erhoben iſt; kein lebendiges Weſen auf mehrere Stunden weit vor

oder hinter uns, nur wir fünf einſamen Menſchen, ſchweigend und emſig hinter einander fortſchreitend und einer in die Fußſtapfen des andern tretend; und in der ganzen, weiß überzogenen Weite keine Spur des Lebens, als die Furche, die wir ſelbſt gezogen hatten. Der Schnee war hier im Freien, wo ihn der Wind zuſammenwehen konnte, an manchen Stellen ſo tief, daß der einſinkende Fuß den Boden gar nicht erreichen konnte; wir fielen oft bis über die Hüften hinein und am ſchlimmſten, wenn der eine Fuß vielleicht auf einem Felſenſtücke einen Ruhepunct gefunden hatte und der andere, beim Fortſchreiten, daneben hinabgleitend in den bodenloſen Schnee gerieth; dann fielen wir auf die Seite nieder oft bis über den Kopf, denn auch der ſtützende Arm ſank immer tiefer in den Schnee und es war kein Aufſtehen möglich, wenn nicht ein anderer mit ſeinem langen Stocke zu Hülfe kam. So klimmten wir mühſam die ſteilen Pfade hinan; unſer Muth und unſere Kräfte, die uns ſo groß geſchienen, nahmen merklich ab, und noch lag des Berges Gipfel in ferner Höhe über uns. — Da erſchallte plötzlich über dem weißen Gefilde her ein helles Rufen und Pfeifen zu uns herab; wie ein elektriſcher Schlag durchfuhr uns alle der Ton; entzückt über das Daſein lebendiger Weſen außer uns in dieſer Oede wandten wir die Blicke nach dem Gipfel, woher der Ruf erſchollen, aber unſer ungeübtes Auge ſah nichts; nur die beiden Führer, obwohl ſo viel älter als wir, entdeckten menſchliche Geſtalten, mit Kühen vor ihnen her, die eben über den Gipfel gekommen waren; die Treiber hatten uns früher geſehen, als wir ſie, und ihr Ruf drang in der todtenähnlichen Stille der Natur ſo weit her zu uns. Wir antworteten ſogleich und ſteuerten mit erneuertem Muthe der kommenden Karavane entgegen, die nun auch wir Ungeübten bald erblickten. Wir kamen einander immer näher; es waren, wie unſer Bote gleich vermuthet, Hirten aus Ober-Geſtelen, welche der Schnee mit ihren Kühen auf dem Berge überraſcht und feſtgehalten hatte und die nun den erſten ruhigen Augenblick benutzten, in das Thal zurückzukehren.

Die beiden Züge erreichten einander; treuherzig ſchüttelten ſich die Bekannten die Hand und wünſchten ſich Glück zu der halb über-

ſtandenen Gefahr; ein jeder pries dem andern den großen Vortheil, den er dadurch habe, daß ihm nun die Bahn gebrochen und gezeigt ſei, auf der er nur fortzuſchreiten brauche; in Wahrheit war aber der Vortheil für uns ſehr viel größer, wir ſollten bergan ſteigen und die Thiere hatten den Schnee wacker niedergetreten; Gott weiß, wie viel mehr Noth wir ohne dieſe Hülfe noch hätten erdulden müſſen. Aber es war kläglich anzuſehen, mit welcher unſäglichen Anſtrengung die armen Thiere ſich durcharbeiten mußten; durch ihre Schwere und wegen der unverhältnißmäßig kleinen Fläche ihrer Fußſohlen ſanken ſie bei weitem tiefer in den Schnee, als die Menſchen; kaum durch die heftigſten Schläge und oft nur durch Nachheben der Hirten konnten ſie wieder emporgebracht werden, und nach einigen Schritten wiederholte ſich die Scene. Wir ſtanden einige Augenblicke neben einander ſtill, tranken uns aus unſern Flaſchen zu und klimmten nach kurzem Abſchiede weiter. Das Steigen wurde uns jetzt ſehr viel leichter, ſchon nach einer Stunde hatten wir den höchſten Gipfel des Paſſes erreicht, der ſo fern von uns gelegen hatte, und unſer Blick in das Chaos weißer Gipfel und Bogen und Zacken war unendlich weit.

Uns wurde der ſcharfe und ſichere Blick ſehr erſchwert durch das Blenden des Schnees, das über alle Begriffe ging; denn dieſe Reinheit und Weiße erreicht er in unſern Thälern nicht. Die Kraft der Sonne wurde keinen Augenblick durch Wolken nur etwas gebrochen und der Himmel war ſo rein über uns, daß er gegen den weißen Schnee vollkommen wie dunkelblaues Tuch ausſah. Ich hatte mich, auf den Rath anderer Reiſenden, zum Glück mit einem grünen Schleier verſehen und litt am wenigſten; aber meinen beiden Gefährten waren die kleinen Blutgefäße des Auges ſo ausgedehnt und die kleinſten gewiß auch geſprungen, daß mehrere Tage lang keine Spur des Weißen in ihren Augen zu ſehen war. Sie litten ſchon hier auf der Spitze heftige Schmerzen, und zugleich erinnerte uns der ſchärfer werdende Wind an die Schilderungen der Berggefahren. Da eilten wir ſchnell bergab. Tief unter uns, in einem Keſſel des Berges, lag das erſehnte Grimſel-Hospital; der Führer verſprach, uns in einer halben Stunde hinzuſchaffen, wenn wir ſeinem Beiſpiele folgten,

— (4 und eine halbe hatten wir zum Hinaufſteigen gebraucht.) — Und nun verließ er alsbald den Pfad, den uns die Kühe gebahnt hatten, ſuchte ſich einen ſteilen Abhang aus, der gerade auf das Haus hinführte, ſtellte die Füße dicht bei einander, den langen Alpenſtock, den er mit beiden Händen faßte, feſt an ſeinem linken Schenkel vorbei hinten in den Schnee, ließ ſich nun gleiten und fuhr ſo mit Schnelligkeit die ſchneebedeckte Felſenwand bis zu dem nächſten Abſatze hinab, den Stock gleichſam als Steuerruder gebrauchend, um das Gleichgewicht zu erhalten. Dieſe ſchnelle und bequeme Reiſe gefiel uns; der alte Michel machte uns die Handgriffe dabei noch einmal vor, glitt dem Boten nach, und wir ſetzten uns nun auch, freilich mit großer Mühe, in Poſitur. Aber kaum waren wir einige Schritte hinabgerutſcht, als die Füße vorn ausglitſchten, und wir alle drei, der Reihe nach rücklings in den Schnee fielen. Das erſte Mißlingen ſchreckte uns nicht ab, wir verſuchten es zum zweiten und dritten Male, und nach dem mühſeligſten Arbeiten, recht eigentlich mit Fallen und Aufſteigen, kamen wir dem Gaſthauſe endlich nahe. Michel und der Bote waren längſt dort und die, über ſo ſpäte und unzeitige Reiſende erſtaunten, Wirtsleute kamen uns eilig, mit tüchtigen Beſen in den Händen, entgegen. Dieſe ungewohnte Bewillkommnung erſchreckte uns faſt, denn ſo waren wir noch nie empfangen; aber bald erkannten wir ihren Zweck; mit großer Emſigkeit nemlich gaben ſich die Leute daran, uns vom Kopf bis zu den Füßen abzufegen, und das war nach unſerer letzten Niederfahrt beſonders ſehr zweckmäßig, ſonſt würde uns der aufthauende Schnee in der Stube noch völlig durchnäßt haben. Nachdem wir gereinigt waren, führte man uns in's Haus, aber noch nicht in die warme Stube, ſondern in eine ungeheizte und hier wechſelten wir Strümpfe und Wäſche, und nun erſt durften wir dem Ofen nahen. Es war ein unbeſchreiblich angenehmes Gefühl, eines der angenehmſten, deren ich mich erinnere, nach fünf ſo verlebten Stunden, aus den Schreckniſſen der Natur heraus, unter freundliche, dienſtfertige Menſchen und in eine bewohnte, warme Stube zu treten. Wir Städter, die wir uns die Menſchen faſt zum Ueberdruß ſehen und ſtündlich mit mehreren verkehren, als uns oft lieb iſt,

wir wissen den Werth der Gesellung und der natürlichen Bande, die unser Geschlecht verbinden, nicht zu erkennen; unser eigentlich menschliches Gefühl wird abgestumpft und schmählich verdorben, und daher oft so ungerecht. Aber, wem in wahrer Noth ein Mensch die Hand gereicht und ihn zu sich gezogen hat, der fühlt, daß jeglicher Mensch sein angeborner Bruder ist.

Unsere erste Frage, nach dem Eintritt in die Wirtsstube, war nach einer warmen Tasse Thee; aber die Leute hatter nur Kräuter, die sie auf dem Berge gesammelt, und wovon sie sich Thee machten, wenn sie krank waren. Wie erwünscht war es uns daher, als wir uns erinnerten, daß wir in unserm Bündel ein Päckchen Thee mitgenommen, welches wir bis dahin noch nicht gebraucht hatten. Schnell wurde er herbeigeschafft und bereitet, und wir stimmten alle drei überein, daß uns noch nie in unserm Leben eine Tasse Thee besser geschmeckt habe. Der Wirt brachte uns vortreffliches Weißbrod dazu und die schönste, kräuterreiche Alpenbutter, und so hielten wir ein Mahl, wie es kein König halten kann. Dabei wurden unsere Schreibtafeln herausgeholt, traulich saßen wir um den Theetisch, tranken und schrieben in der behaglichsten Ruhe; der Wirt und Michel saßen in einer andern Ecke und erzählten sich ihre Fata, seit sie sich zuletzt sahen, — sie wären durch Michels häufige Reisen nun vieljährige Bekannte; — draußen heulte ein schneidender Wind, der die Wellen des schwarzen Sees, welcher dicht vor unsern Fenstern im Kessel des Berges lag, plätschernd an das Ufer trieb; der helle Mond am klaren Himmel erleuchtete den See und die weißen Schnee-Abhänge umher, die Sterne funkelten glänzend darein, und so vereinigte sich alles, uns das durchdringendste, behaglichste Gefühl von Wohlsein zu geben, welches uns bei jedem Blicke in die kalte Wüste und Nacht umher ordentlich durchschauerte. — Unsere Federn ruheten bald, die Gespräche zwischen dem Wirt und Michel, und einige hineintretende Kinder, zog uns mehr an, wir mischten uns hinein und fühlten bald den herrlichsten Genuß an den kernigten Reden des Schweizers, der an Körper und Geist aus einer alten kräftigeren Zeit zu sein schien. Er war ein geborner Haslithaler und zog jedes Frühjahr, wenn der

Schnee die Berge zu verlaſſen anfing, in ſeine Wolkenwohnung, die Wanderer zu bewirten, und erſt, wenn der ſtrengſte Winter ihn zwang, in ſein Thal zurück; kaum 3 bis 4 Monate im Jahre ließ er ſich ſo von dem kalten Herrſcher von ſeiner Höhe herabtreiben. Er erzählte uns mit rechter Freude an der Uebermacht der menſchlichen Kraft, wie er die Natur auch da oben noch zwinge, ihm einiges friſches Gemüſe zu liefern, und wie er Bergkräuter zuſammenſuche und in ſeinen Garten pflanze, die ihm einen erfriſchenden Salat oder ſeinen Suppen den gewürzhaften Geſchmack verſchafften. Vor allem aber wußte er uns die ſchrecklichen Scenen zu ſchildern, da ſelbſt in dieſe Felſenwüſte, auf die ſchroffen Klippen und Abhänge, die frevlen Menſchen ihre Mordluſt getragen, wie Ruſſen, Oeſtreicher und Franzoſen zwiſchen und auf den Felſen mit einander gefochten und ſich in die Abgründe hinuntergeſtürzt hatten, und welche Drangſale er ſelbſt in dieſen Gräuelzeiten erlitten. Mit dieſen Unterhaltungen verging der Abend, und ſie würzten uns auch das Abendeſſen, obwohl dieſes der Würze nicht bedurfte; denn ſo gut und ſo viele Gerichte hatten wir kaum in den beſten Städten der Schweiz gegeſſen, als uns der gaſtfreundliche Wirt auftiſchte. Der feurige, ſchwere Italieniſche Wein, — er behielt ſich immer die beſten von den Treibern zurück, die bei ſeiner Felſenwohnung täglich Ladungen desſelben vorbeiführten, — erwärmte auch die letzte Faſer an uns, die der Thee noch unerwärmt zurückgelaſſen hatte; und eben ſo erquickend war nachher der Schlaf in ſehr guten, reinlichen Betten.

Unſer Herabſteigen am nächſten Tage nach dem Hasli-Thale war höchſt merkwürdig; wir konnten uns des ſeltenen Glückes rühmen, an Einem Tage die vier Jahrszeiten zu erleben; denn wir kamen aus dem ſtrengen Winter des oberen Berges und des noch rauhen Morgens, durch unermeßliche Schnee- und Eisfelder herab, in den eben anbrechenden Frühling, wenn die Kraft der Märzſonne die harte, kalte Hülle der Erde ſchmilzt und den früheſten Blumen und Kräutern die erſte Nahrung zuführt. Dieſen Augenblick erlebten wir noch in den engeren Schluchten des Berges, wo keine Waldung und überhaupt kein hohes Gewächs an den Felſen haftet, wo aber wohl

die ſparſam angewehete Erde aus Ritzen und auf kleinen, moosbewachſenen Hügelchen Gräſer und Blumen und die niedrige Alproſe hervortreibt; und auch jetzt erhoben ſie hin und wieder ihr Haupt aus dem wegthauenden Schnee. Gegen Mittag erreichten wir ſchon die weiteren Thäler am Fuße des Berges, wo ausgebreitete grüne Matten an den Hügeln umher von hohen, noch ſehr friſchen Waldungen begränzt, lagen und wo keine Spur des Schnees mehr zu ſehen war. Die Herden weideten in der warmen Mittagsſonne, der Hirt ruhte bei ihnen und ließ ſein Alphorn ertönen, die Wärme war für einen Herbſttag bedeutend, und ſo hatten wir gerade in dieſen Mittagsſtunden vollkommen die Empfindung des Sommers. Aber ſie war nur kurz; die Sonne neigte ſich ſchon früh dem Untergange zu, ein ziemlich kühler Wind wehte uns aus den ſchneebedeckten Schluchten des Berges nach; zugleich breitete ſich das ſchöne Hasli-Thal mit ſeinen Wohnungen und mannigfachen Gehölzen vor uns aus; die Ahornbäume hatten das farbige Gewand des Herbſtes in voller Pracht angelegt, reife, rothwangige Aepfel nickten uns aus den Gärten der Dörfer zu, durch welche wir kamen; die Wirklichkeit nahm die drei vorhergehenden Spiele des Monats und der Phantaſie in ſich auf und behauptete ſich als dauernd; wir wurden es uns klar bewußt, daß wir im Herbſte waren. Wir übernachteten in dem freundlichen Meiringen.

5. Die Jungfrau und der Staubbach.

Mehrere Wochen ſchon waren wir in der Schweiz umhergewandert, aber noch hatten wir die ſchönſten der Schneegebirge, die Berner Hochalpen, nicht in der Nähe geſehen; und vor allem waren wir begierig auf den Anblick der hehren Jungfrau, die uns als einer der ſchönſten unter dieſen Bergen geſchildert war. Wir wandten uns daher von Meiringen nach dem Städtchen Unterſeen, ſo genannt von ſeiner Lage zwiſchen dem Thuner- und Brienzer-See, welche durch die Aar mit einander verbunden ſind. An einem ſchönen, heitern Abende kamen wir in Unterſeen an, und als wir um die letzte Bergecke traten, ſahen wir den koloſſalen Leib der hohen

Jungfrau vor uns, wie er zwiſchen und über den Reihen der näheren, noch mit Laubholz bekränzten Berge, die bei uns ſchon zu den höchſten Bergrieſen gezählt werden würden, majeſtätiſch emporragt. Ihr reines, nie beſtiegenes Haupt, mit dem weißeſten Schnee, den die Erde trägt, blickte aus dem dunklen Blau des Himmels herab auf das farbige Gewühl ihrer niederen Gebirgs-Brüder und -Schweſtern, wie eine aufgehobene Madonna von ihrem Wolkenthrone auf den Haufen der, andächtig zu ihr emporblickenden, Gläubigen. — Mag vielleicht der Name Jungfrau aus einem heiligen Gefühle der Art, aus dieſer Vergleichung mit der himmliſchen Jungfrau, in einem tieffühlenden Gemüthe, entſtanden ſein. Ich weiß keinen ſchönern Urſprung des Namens und keinen ſchönern Namen ſelbſt für dieſen herrlichen Berg.

Die Sonne war allmählig niedergeſunken; jetzt verſchwand ihre goldene Scheibe hinter den Bergen in Weſten. Unſer, von Höhen eng umſchloſſenes, Thal hüllte ſich in immer dunklere Schatten; aber das hohe Haupt der Jungfrau ſchaute noch immer das uns lange verſchwundene Licht des Tages, es wurde von ſeinen Strahlen erleuchtet und glänzte, wie verklärt, in unſern Abend hinein. Unverwandt hefteten wir unſere Augen auf dieſes hohe Licht, welches uns vom dunkelblauen Himmel anblickte. Es verwandelte ſich allmählig aus dem hellſten Weiß in den Glanz des Feuers, dann in den Schimmer des Goldes und endlich in das ſchönſte Roſenroth, welches man ſich denken kann, und welches wie ein magiſcher Zauber das ſchöne Haupt der Jungfrau umfloß. Jeden Augenblick in dieſer Verwandlung hatten wir für den ſchönſten gehalten, wir wollten ihn feſthalten, um ihn nie wieder zu verlieren; aber dieſes Roſenlicht war wirklich das ſchönſte und der Gipfel der Verklärung unſerer Jungfrau. Es wurde nach und nach matter und ging endlich in ein noch immer ſchönes weißgrünes Licht über, welches der Berg auch die Nacht hindurch im Schimmer des Mondes bewahrte.

Uns zog es mit unnennbarer Sehnſucht noch näher zu dem herrlichen Berge hin, den wir ſo verklärt geſehen hatten; und am nächſten Morgen, mit Anbruch des Tages, ſtiegen wir unter der

Leitung unſeres alten braven Führers, Jocob Michel, die erſten Hügel hinter dieſer Stadt, jenſeits der Aar, hinan. Wir kamen auf die ſchöne Alpwieſe, wo oft die Schweizer Nationalfeſte, im Angeſichte der Jungfrau, gefeiert werden, und wo noch in dieſem Sommer, — 1808, — das letzte Hirtenfeſt gehalten war. Hier ſahen wir den majeſtätiſchen Berg erſt recht in ſeiner Erhabenheit. Bis dahin war uns ſein Fuß und ein Theil ſeines Leibes noch verdeckt geweſen durch die vorliegenden Bergreihen; jetzt waren wir zwiſchen dieſe getreten, zu beiden Seiten thürmten ſie ſich ſteil in die Höhe, aber nur als Hügel erſchienen ſie gegen die gewaltige Jungfrau, die jetzt in ihrer ganzen Größe, nur noch den äußerſten Fuß von Felſenhöhen verdeckt, vor uns lag. Von neuem ergriff uns der ungeheure Eindruck ſolcher Größe, und im ſtummen Erſtaunen ſtanden wir lange vor ihr, ihre Höhe gegen den Himmel und gegen die übrigen Berge meſſend.

Noch waren wir aber lange nicht an dem Fuß der Jungfrau, ſo nahe und überwältigend ſie vor uns lag; noch mußten wir uns wohl 6 Stunden lang durch vielfach gekrümmte Thäler winden, wenn wir ihn erreichen wollten. Wir ſchritten in dieſen Thälern fort, dem Laufe eines rauſchenden Bergſtromes folgend, bei immer wechſelnden, herrlichen Ausſichten an jeder Bergecke, um welche wir traten. Bald ward uns der Anblick der Jungfrau entzogen, bald trat ſie in ihrer ewigen Jugend und Reinheit von neuem hinter den Bergen hervor. Endlich hatten wir ſie ganz wieder vor unſern Augen, und zu unſern Füßen lag ein ſchönes, großes Schweizerdorf, mit der ganzen Eigenthümlichkeit Schweizeriſcher Oerter, ausgebreitet; es war Lauterbrunn. Nußbraune, hölzerne Häuſer, von unten bis oben mit Brettern von Lerchenholz bekleidet, welches eben von der Zeit die ſchöne nußbraune Farbe annimmt, mit weit überragendem Dache, unter deſſen Schutze die Geräthe des Hauſes in bunter Mannigfaltigkeit aufgehäuft liegen, ſind beſchattet von eichenhohen Ahornen, groß- und kleinblättrigen, die der Herbſt mit allen Farben, vom hellſten Grün, durch alle Nüancen des Gelb und Roth hindurch, bis zum dunklen Braun, ſchattiert hatte. Wer die ſchönen Gruppen kennt, die der Ahorn macht, und ſeine vielfältigen Färbungen im Herbſt, der

kann ſich den Anblick eines Schweizerthales lebhafter vorſtellen, denn dieſer Baum iſt dort ſehr häufig. Und das Lauterbrunner Thal iſt eines der ſchönſten. Links über dem Orte, wenn man von Unterſeen hineintritt, erheben ſich belaubte Hügel, und über ihnen immer höhere Berge, mit der reichſten Abwechslung von Wald und Fels und hohen Alpenwieſen, auf denen, hoch über uns, die Kühe weiden und braune Sennhütten ſtehen; wendet ſich das Auge rechts, ſo trifft es eine einzige, ſchroffe Felſenwand, die 3 bis 4 Stunden lang ununterbrochen, freilich mit vielen Ecken und Windungen, fortläuft und über uns ſenkrecht in die Höhe ragt, nicht Haushoch, nicht Thurmhoch, ſondern, wenn wir uns wohl 6 Thürme auf einander geſetzt denken, denn ſie hat eine Höhe zwiſchen 1 und 2000 Fuß; auf ihrem Rücken aber erheben ſich wieder andere, waldbewachſene Berge bis in die Wolken. Dieſes ſind die Seiten-Couliſſen dieſes großen Theaters; den Hintergrund aber bildet immer, in ruhiger Majeſtät herabblickend, die Jungfrau, im ſchneeweißen Gewande.

Es war gerade die Mittagsſtunde, als wir in die Nähe des Staubbachs kamen, der von der oben beſchriebenen ſteilen Felswand 900 Fuß hoch herabſtürzt. Der Anfang des Falles erſcheint wie der eines anſehnlichen Waldbaches, aber weil er ſich nirgends auf einem Felſenvorſprunge bricht, ſo fällt das Waſſer im jähen Sturze pfeilſchnell herab, bis es durch den Widerſtand der Luft zuerſt in weißen Schaum und dann in einen Staubregen verwandelt wird, der in immer langſamerem, ſich weit ausbreitendem, Falle zur Erde kommt und der merkwürdigen Erſcheinung den Namen giebt. Obwohl in der Mittagshöhe ſtehend ſchien die Sonne doch — es war im October — ſo ſchräg auf den Waſſerfall, daß wir, die Sonne im Rücken, immer näher auf denſelben zuſchreiten konnten und den glänzendſten Regenbogen in dem feinen Staubregen vor uns ſahen. Wir achteten es nicht, daß wir naß wurden, ſondern gingen ſo nahe hinein, daß ſich der Regenbogen zu einem Kreiſe um uns zuſammenſchloß und daß ſeine immer enger zuſammentretenden Farben ſo feurig erſchienen, wie man ſie ſonſt nie am Himmel zu ſehen bekommt. Mit Mühe riſſen wir uns von dem reizenden Schauſpiele los und wanderten zu

unſerm Quartiere in Lauterbrunn. Durch ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände hatten wir auch gerade in dieſen Tagen Vollmond, und ſein helles Licht zog uns wiederum zu unſerm Staubbache hin, der uns jetzt das ſeltene Schauſpiel eines milchweißen Mondregenbogens darbot, in welchem nur bei dem ſchärfſten Feſthalten mit den Augen die Spuren von Farben ſich zu zeigen ſchienen. Es lag etwas Magiſches in dieſer ganzen Erſcheinung, und mit voller Befriedigung von den reichen Genüſſen dieſes Tages und Abends ſuchten wir unſere Ruheſtätte auf; wir ahndeten nicht, daß der herrliche Staubbach uns noch eine dritte Ueberraſchung bereiten ſollte.

Erquickt durch den köſtlichen Schlaf, der den Fußreiſenden immer begleitet, und durch mondlichte Träume als Fortſetzung des Eindruckes vom Abend, brachen wir den andern Morgen in der Frühe auf, um über die Berge zur Linken von Lauterbrunn, über die kleine Scheideck oder die Wengeren-Alp, nahe an der Jungfrau her, nach Grindelwald zu gehen. Sieben ſtarke Stunden weit mußten wir über die Berge wandern, ohne einen Ort zu treffen, in welchem wir uns erquicken konnten; wir wußten dies voraus und richteten uns auf ein Mahl unter freiem Himmel ein, wie man das auf einer Schweizerreiſe ſehr oft thun muß. Ein tüchtiges Stück Schweizer Käſe und Weißbrod im Ränzel, die Korbflaſchen, die ein jeder von uns an einem Riemen über die Schultern trug, mit Wein oder Schweizer Kirſchwaſſer gefüllt, den langen Alpenſtock, der größer ſein muß, als man ſelbſt, in der Rechten, — ſo ſtiegen wir die ſteilen Bergpfade hinan.

Noch einmal hatten wir dem geliebten Staubbach im Vorbeigehen unſern Morgengruß gebracht; glich er am geſtrigen Abende, im Schimmer des Mondes, einer ſanften Schönen im weißen Schleier, ſo war er heute, im Glanze der Morgenſonne, ein ſtarker, muthiger Jüngling, der eben mit geſtärkten, glänzenden Gliedern dem Bade entſteigt. Unſer Weg führte gerade auf die Berge, ihm gegenüber, ſo daß wir ihm im Steigen den Rücken zukehrten. Oft wollten wir ſtillſtehen und von neuem auf ihn und das ganze herrliche Lauterbrunner Thal hinabblicken; aber auch jetzt, wie oft, ermahnte uns Michel, nicht zu früh rückwärts

zu ſchauen, ſondern die Luft zu bezähmen, um die ganze Fülle des Blicks von oben herab in Einen köſtlichen Moment zu vereinigen. Wir gehorchten ihm. Jetzt durften wir uns umkehren, — und das ganze reiche Thal mit ſeinen Häuſern, Hütten, Bäumen, Wieſen und Heerden lag ſtill unter uns, und uns gegenüber die hohe, meilenlange Felſenwand, behangen mit den milchweißen, flatternden Bändern ihrer Waſſerfälle. Aber gerade vor unſern Augen ſpielte unſer Staubbach in den Strahlen der Morgenſonne und entzückte uns durch ein ganz neues Schauſpiel, welches die vom vorigen Tage an Schönheit faſt noch übertraf. Die Sonnenſtrahlen glänzten nemlich von ihm zurück und brachen ſich in ſeinen Tropfen in die herrlichſten Regenbogen-Farben; aber weil wir entfernter und ſo hoch über ſeinem unteren Ende ſtanden, ſo ſahen wir nicht mehr beſtimmte Bogen um einander, ſondern die ſieben Farben derſelben waren unregelmäßig aus einander gezogen und durch einander gemiſcht, im bunteſten Spiel, und das ſtets bewegte, herabwallende Waſſer ließ ſie auf das Mannigfaltigſte durch einander flattern. Die ganze untere Hälfte des Falles ſtand ſo in brennenden Farben, und ich weiß ihn mit nichts anderm zu vergleichen, — obgleich auch dieſer Vergleich noch ſehr kleinlich iſt, — als mit einem ungeheuren, bewegten, glänzenden Pfauenſchweife, deſſen ausgebreitetes, farbenſchillerndes Ende nach unten gekehrt war. Unbeſchreiblich ſchön war das Spiel der Farben und ihre ewig lebendige Bewegung erhöhte den Zauber des Anblicks.

In ihm verſunken ſtanden wir lange und verrichteten, ein jeder ſtumm, in ernſter Andacht, unſer Morgengebet.

Michel riß uns aus dem Vergeſſen unſerer ſelbſt und unſeres Tagewerks, indem er auf die hohen Bergrücken hinwies, die wir erſteigen ſollten. Wir nahmen Abſchied von dem zauberiſchen Thale und prieſen uns ſehr glücklich, den herrlichen Waſſerfall des Staubbachs in ſeinen drei Hauptmomenten, in der Morgen- und Mittagsſonne und im Mondlicht ſo ſchön geſehen zu haben, als gewiß ſehr wenige der Tauſende von Reiſenden, die jährlich die Schweiz durchziehen.

Es ging immer ſteiler bergan; noch wanderten wir zwiſchen ein-

zelnen Heerden hin, an Sennhütten vorbei, vor welchen der Hirt uns seinen Morgengruß zurief; bald waren auch die Alpwiesen verlassen, es lag schon hin und wieder Schnee, und nach etwa drittehalbstündigem Steigen waren wir auf dem Rücken des Berges und ganz nahe an der Jungfrau. Rechts neben uns, in höchster Klarheit, lag ihr ungeheurer Körper und hoch im Himmelblau glänzte ihr Scheitel. Wir glaubten kaum einige Steinwürfe von ihr entfernt zu sein, — so wird das ungeübte Auge durch die blendende Weiße der Schneeberge, an denen es wenig Merkmale zum Messen des Abstandes entdecken kann, getäuscht; und dennoch lagen zwischen uns und ihr noch ungeheure Abgründe, Felsen- und Eis-Thäler, die nie ein lebendiger Fuß berührt hat, außer vielleicht der des Adlers, wenn er das geraubte Gemskalb auf der öden Felsenspitze verzehrt.

Der Tag wurde außerordentlich klar und schön und wir konnten uns recht sättigen an dem neuen und nahen Anblicke der höchsten Schneegipfel; denn außer der Jungfrau lagen noch eine Reihe anderer, fast gleich schöner, vor uns, die mit ihr zusammenhängen, die beiden Eiger, das Wetterhorn u. a. m.

Die Sonne stieg höher, und obgleich wir in so beträchtlicher Höhe waren, vielleicht 6000 bis 7000 Fuß über dem Meere, so fühlten wir doch die Gewalt ihrer Strahlen. Wir legten uns in den Schatten einer Sennhütte, der Jungfrau gegenüber, und hielten unser frugales Mahl; und wahrscheinlich haben wenig Menschen der Erde ihr Mahl in dieser Mittagsstunde mit mehr Wohlgeschmack und Frohsinn verzehrt, als wir. — Die Jungfrau, die uns schon so viele Genüsse gegeben hatte, überraschte uns jetzt noch mit dem letzten, noch nie gesehenen. Während wir so dalagen, erhob sich plötzlich ein Donner, der von der Jungfrau herzukommen schien; Michel, der die Ursache kannte, und dessen geübtes Auge schnell den Ort entdeckte, woher der Donner kam, wies uns sogleich zurecht; wir richteten den Blick auf das Schneefeld, wohin er zeigte, und sahen nun große Schneeklumpen auf ihm herunterrollen, andere im Sturze mit sich fortreißen und so in tiefe Felsenabgründe hinabstürzen, aus denen der Donner dumpf wiederhallte. Und wenn ein Klumpen von einem

Felsen auf den andern herabfiel, so erhoben sich große weiße Schneewolken; denn es war nicht weicher, aufgethauter Schnee, sondern sehr feiner, gefrorener, der nicht zusammenklebt, sondern in großen Massen losgerissen wurde und mehr fortrutschte als rollte. So hatten wir denn auch das Schauspiel einer Lauwine gehabt. Man nennt diese Art Staub-Lauwinen, im Gegensatz der eigentlichen, gefährlichen Schlag-Lauwinen, die im Frühjahre, bei größerer Gewalt der Sonne, in bewohnte Thäler von den Bergen herabstürzen, die den Sommer über den Schnee nicht behalten; da rollt sich wirklich der immer größer werdende Fall von einem Berge zum andern herab, der weichgewordene Schnee setzt sich an ihn an und er wächst zu einer Größe, die ganze Oerter begraben kann.

Wir saßen in Sicherheit und sahen die Lauwinen in die Abgründe vor uns fallen. Dann wanderten wir weiter und bald wieder bergab und langten Nachmittags, wenig ermüdet, in Grindelwald an.

Das Thal von Grindelwald ist unter den bewohnten in der Schweiz vielleicht dasjenige, wo man die höchsten Schneegipfel der Alpen am nächsten um sich emporragen sieht. Vor allen zeichnen sich die beiden Eiger aus durch die Erhabenheit ihrer Formen und durch die scharfe Kante ihrer obern Felsenspitzen, die gleichsam wie ein zackiger Kamm ihr Haupt bedecken. Am merkwürdigsten waren uns die beiden Gletscher, welche hier zwischen den ungeheuren Rücken der hohen Riesen tief in das Thal herabtreten mit ihrem Eise, so daß, wie ich schon einmal erwähnte, man oft im Sommer mit der einen Hand das Eis berühren und mit der andern reife Erdbeeren pflücken kann. Wir besuchten den nächsten und schönsten. Ueber große Steindämme weg, die der Gletscher bei seinem Vordringen vor sich hergeschoben und dann beim Zurückziehen als Gränze seines ehemaligen Reiches zurückgelassen, (die Gletscher dringen bekanntlich von Zeit zu Zeit vorwärts und ziehen sich dann mehrere Jahre lang wieder zurück), mußten wir uns zu ihm hin arbeiten. Wir erblickten ein großes, zwischen den Bergen herabbrausendes Meer mit unzähligen Wellen und krausen Zacken, die plötzlich der Frost in Eis verwandelt hatte, — mit nicht anderm kann der Anblick eines Gletschers besser verglichen werden. Die Farbe dieses Eismeeres ist blaugrün, an manchen Stellen von dem herrlichsten Glanze, an andern durch Erde und Steine getrübt; unten aus ihm hervor rauschte der Gletscher-Bach, — ein jeder Gletscher hat einen solchen, der das aus ihm abschmelzende Wasser fortführt; — unter einem schönen, hohen Gewölbe,

welches das Eis gebildet, kam er hervor, und unser Führer versuchte unsern Muth, indem er uns vorschlug, unter dieses Eisgewölbe hinzutreten; doch, fügte er hinzu, es mag nicht leicht ein Tag im Sommer hingehen, da nicht etwas von dieser schmelzbaren Decke einstürzt. Wir wagten es, das wunderbare, blaugrüne Dunkel dieser Eis-Kapelle lockte uns; wir traten ein und fanden uns in einem schönen Tempel, mit azurnem Bogengewölbe, durch welches der blaue Himmel zu uns hereinschimmerte; hundert, wie aus Krystall geschliffene, Flächen und Facetten des Eises warfen die Strahlen des Lichts zurück, an unsern Füßen rauschte das helle, grüne Wasser des Gletscher-Baches vorbei. Still, von der Welt geschieden, standen wir wie in dem Eispalaste der Fee im Märchen, die tief unter den Wellen des Meeres wohnt.

Wir verließen das Feenschloß und versuchten nun von außen den Gletscher zu ersteigen. Mit vieler Mühe und mit Hülfe unseres großen Alpenstockes, der mit einem eisernen Stachel beschlagen war, klimmten wir über die ersten Wellenhügel hinweg; aber sie wurden immer steiler, bei jedem Schritte fast gleitete unser Fuß wieder so weit zurück, als er geschritten war; große Spalten langen vor uns, über die nur ein Sprung helfen konnte; wir gaben das weitere Vordringen auf und ließen uns dafür von dem alten Michel eine sehr merkwürdige Geschichte erzählen, die an dieser Stelle dem Wirte unseres Gasthofes in Grindelwald begegnet war. Er hütete als 17- oder 18jähriger Bursche die Ziegen seines Vaters an den, mit Gras und Wald bewachsenen, Bergen zu beiden Seiten des Gletschers; an einem Morgen wollte er die Heerde von der einen an die andere Seite treiben und zwar, um den großen Umweg um den Fuß des Gletschers zu vermeiden, über diesen selbst weg, auf einem Wege, den er schon oft mit den Thieren gemacht hatte. Es war aber in der Nacht ein großer Spalt in das Eis gerissen, so breit, daß die Thiere scheu davor stutzten; ihr Führer bedenkt sich nicht lange, ergreift jedes Thier einzeln, wirft es über den Spalt weg, und eben hat er das letzte hinübergeworfen, als das Eis unter seinen Füßen noch mehr zusammenbricht, und er selbst 64 Fuß tief in dem Spalte hinabstürzt; nur die Wände desselben, die nach unten immer enger zusammentraten und die Schnelligkeit des Falles brachen, waren seine Rettung. Ohne Besinnung lag er, wer weiß wie lange Zeit; endlich erwacht er und findet sich, — welch Entsetzen! tief unter einer häuserhohen Masse von Eise begraben, fern von aller menschlichen Hülfe, und sein rechter Arm ist gebrochen. Doch das fühlt er nicht, die Angst

macht ihn fühllos. Er verſucht unter dem Eiſe fortzukriechen; nahe bei ihm rauſcht der Gletſcherbach unter demſelben herab; er ſchöpft einige Hoffnung, kriecht zu dem Bette desſelben hin und hat ſo viel Beſinnung, daß er nicht dem Laufe desſelben abwärts folgt, da hätte er eine zu große Strecke unter dem Eiſe machen müſſen, ſondern vielmehr aufwärts, weil er weiß, daß nicht weit oberhalb des Ortes, wo er heruntergefallen, der Bach an einer Seite aus dem Gletſcher hervortritt. Mit unſäglicher Anſtrengung ſich unter dem Eiſe im Waſſer wegdrängend und in die Höhe arbeitend, noch immer nichts von ſeinem gebrochenen Arme fühlend, gelangt er endlich wieder an das Tageslicht. Aber ſeine Kräfte ſind dahin, er fällt in eine zweite Ohnmacht, aus der er ſpät erwacht; und faſt mit mehr Mühe, wenigſtens mehr entkräftet, und mit großen Schmerzen im Arme ſchleppt er ſich nach Hauſe. — Er wurde geheilt und war einige 50 Jahre alt, als wir ihn ſahen.

Unſere Reiſe ging von Grindelwald quer durch das Berner Gebiet auf das Waadtland und den Genfer See zu. Wir ſahen dieſen herrlichen See und überblickten von Lauſanne aus jenſeits die Reihe der Savoyiſchen Alpen; gingen dann über Neufſchatel nach Bern, wo wir unſern Wagen wiederfanden, fuhren über Baſel, den Rhein entlang, nach Heidelberg und von da nach Göttingen zurück. Es boten ſich uns auch in dieſen Tagen der Rückreiſe noch viele reiche Genüſſe dar, ihre Schilderung würde aber den Eindruck der größeren Scenen, die wir erlebt hatten, nur ſchwächen, und ſo breche ich mit der Bemerkung ab, daß nur ein Umſtand unſern Nachgenuß der herrlichen Reiſe einigermaßen trübte, als der Vater meines Zöglings, der Graf Baudiſſin, uns Vorwürfe darüber machte, daß wir nicht von den Borromäiſchen Inſeln auch noch nach Mailand gereiſt wären, um dieſen Mittelpunct Norditaliens kennen zu lernen. Da ſchämten wir uns beinahe der Beſcheidenheit, die uns davon abgehalten hatte.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Stanford University Libraries
3 6105 024 604 634

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE